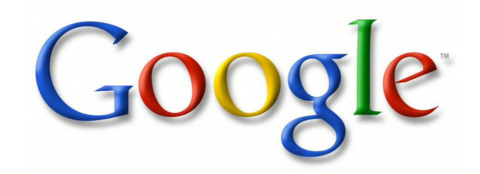


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

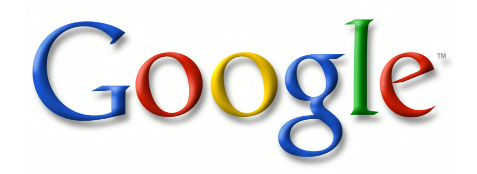
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Slav 3078.58.4

Harvard College Library

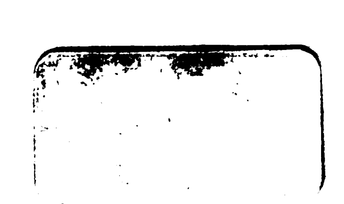


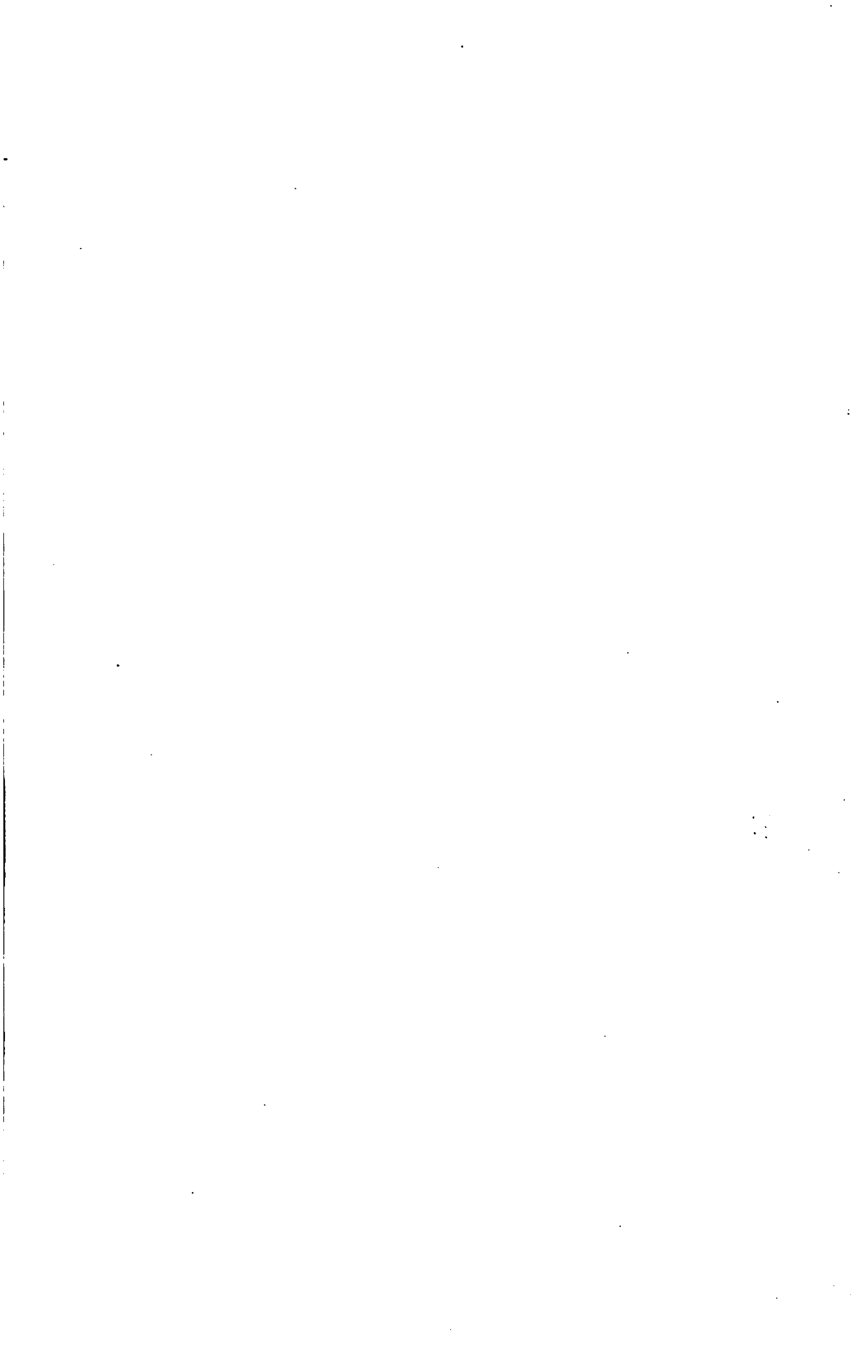
THE GIFT OF

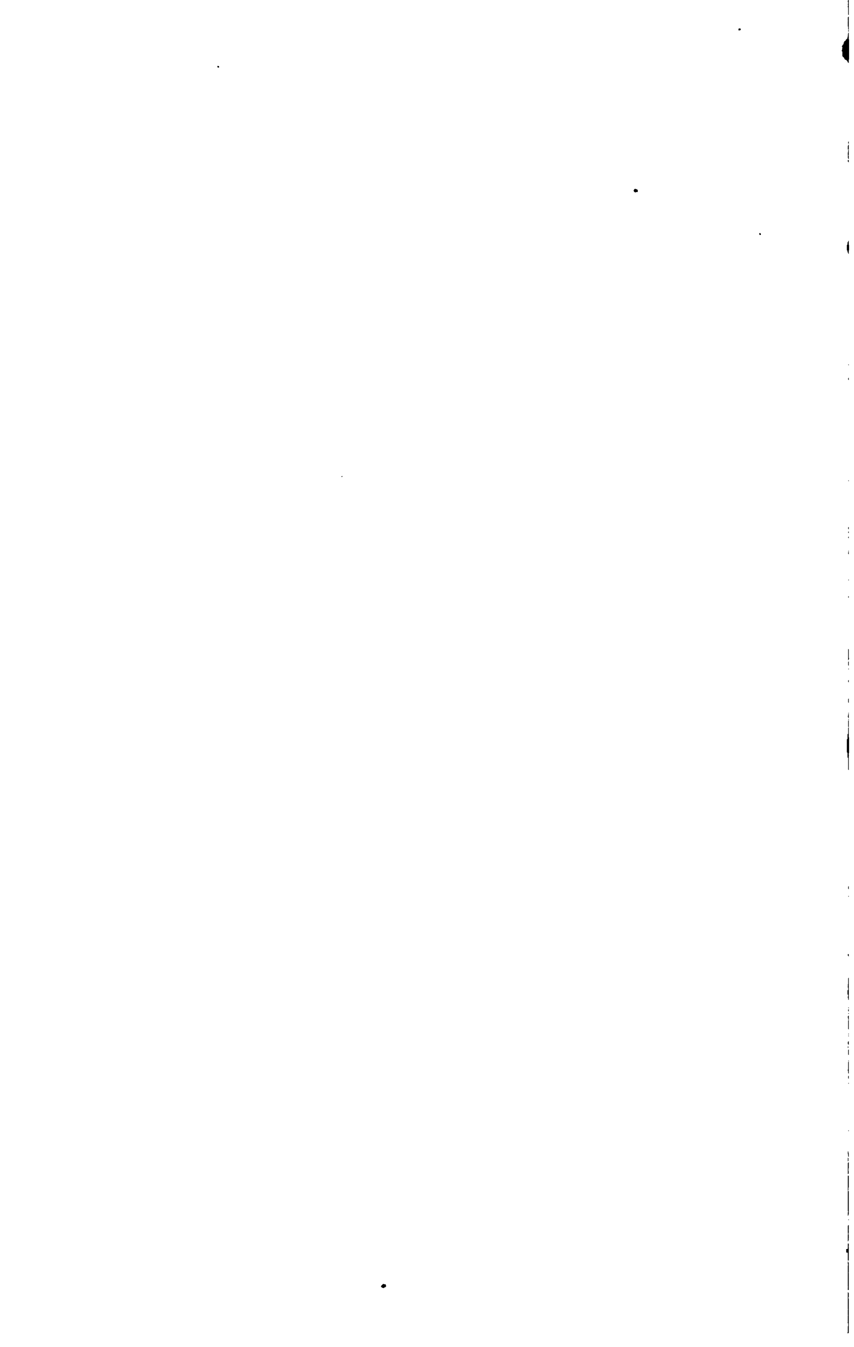
Archibald Cary Coolidge

Class of 1887

PROFESSOR OF HISTORY







Russisches Leben.

Russisches Leben

in

geschichtlicher, kirchlicher, gesellschaftlicher, staatlicher und commercieller Beziehung:

in lauter interessanten Begebenheiten, Anekdoten und Reisebildern dargestellt,

nebst einer

Einleitung

in die Streitigkeiten der Griechischen Kirche mit der Römisch-katholischen.

Von

Johann Philipp Simon.

Zweite, völlig umgearbeitete, vielfach vermehrte und verbesserte Auflage.

Berlin 1858.

Bei A. Martens.

Slav 3078.58.4
~~Slav 693.11~~

Harvard College Library,
Gift of
Dr. A. C. Coolidge.
23 June. 1899.

2434
48-205
53.

Anstatt der Vorrede.

Dem Grundzuge des Herzens nach, ist der gemeine Russe edel und gut, und bleibt es in der Regel, so lange er auf dem Dorfe seines Herrn Frohndienste thut; er verändert aber nicht selten seinen Charakter, sobald er in eine Stadt kommt, wo er so viel Geld verdient, daß er Krämer, Schacherer und am Ende gar ein bedeutender Kaufmann werden kann. Wahrscheinlich ist es das Geld, dessen er wenig in seinem Dorfe sieht, welches eine so zauberische Verwandelung in fast jedem Individuum dieses Volkes hervorbringt. Aber wie wird der Leibeigene Krämer und Kaufmann? Er scheint von Natur mehr dazu geeignet zu sein, als zum Ackerbau; denn er besitzt die Eigenschaften und die Lust dazu; die Feldarbeit dagegen ist ihm eine Last, sie ist aber auch zu schwer für ihn — denn er ist kaum halb so stark von Leibeskräften, als ein deutscher Bauer. Die außerordentliche Gewandtheit bei andern schweren Arbeiten, welche fast jedem gemeinen Russen eigenthümlich ist, ersetzt einiger Maßen seinen Mangel an Leibeskräften. Was ein deutscher Sackträger, Bauernknecht u. s. w. hebt oder trägt, das vermögen kaum zwei bis drei Russen. Die schlechte Nahrung des gemeinen Mannes kann aber auch unmöglich Kräfte geben. Und trotzdem ertragen die Russen leichter große Strapazen als andere Nationen. Dabei behalten sie auch ihre angeborene Heiterkeit und ihre schöne grade Haltung, selbst diejenigen, welche den ganzen Tag schwere Arbeit verrichten. Es ist eine wahre Lust, die graziöse Haltung und Bewegung des gemeinen Russen zu sehen, während der Deutsche, der schwere Arbeit verrichtet, sich gebückt und schwerfällig bewegt. —

Wenn der Gutsherr oder sein Verwalter Arbeitskräfte genug hat, um seine Felder zu bebauen, so entläßt er eine Anzahl Bauern auf Obrók, d. h. er nimmt einen nach dem andern vor und sagt: „Du enthältst einen Capital-Werth von so und so viel Rubel Silber, davon mußt Du mir jährlich die Procente entrichten. Hier hast Du einen Paß, nun gehe wohin Du willst, sei fleißig oder faul, das geht mich nichts an, aber wehe Dir! wenn Du mir den Obrók nicht pünktlich entrichtest. So oder doch ähnlich soll es nach dem Gesetze geschehen. Allein die wenigsten Edelleute begnügen sich mit den Procenten des Capital-Werthes, den ihre Leibeigenen repräsentiren, sie verlangen in der Regel einen weit bedeutenderen Obrók. Der glückliche Bauer — glücklich preist er sich, daß er der ihm so lästigen Feldarbeit und der Aufsicht des ihm in der Regel verhaßten Verwalters enthoben ist, geht nun mit seinem Passe, am Liebsten nach Moskau oder St. Petersburg. Da er sich jeder Arbeit unterwirft, so findet er gewiß bald Beschäftigung. Ist nun bei ihm die Neigung, mit Pferden umzugehen — eine große Liebhaberei des gemeinen Russen am Regesten in ihm, so ist sein Dichten und Trachten: Kutscher, Fuhrmann oder Fiacre zu werden, und er wird es; — ist sein Trieb aber größer zum Handel, so wird er Hausirer und am Ende Kaufmann und sollte er auch mit verdorbenem Obste seinen Anfang machen. Im Sommer läuft er mit einem Krug voll Kwaß — ein bekanntes säuerliches, gesundes und wohlfeiles Getränke der Russen — herum und verkauft es gläserweise. Im Winter bietet er auf solche Art warmes Honigwasser feil. Da sieht man ihn mit einem hölzernen Gürtel, der etwas vorsteht und in welchem sechs bis acht Gläser stecken, damit mehrere bei ihm zugleich trinken können; die große Flasche aber mit dem warmen Wasser hat er so eingewickelt und eingemummt, daß sie lange ihre Wärme behält. Und so treibt er allerlei. Sein Streben ist nun, immer mehr und mehr Geld zu verdienen, und in dem Grade, wie ihm das gelingt, verändert er auch in der Regel seinen Charakter und setzt sich über alles Ehrgefühl hinweg. Nur Geld und

wieder Geld, das ist sein einziger Gedanke, denn er geht in der Regel mit einem noch weit größeren Plan um, als vornehmer Kaufmann zu werden. Wir verweisen den Leser auf S. 255, wo wir noch dies und jenes über diesen Punkt sagten! Wie sparsam ein solcher Mensch leben muß, um sein Obrók und die Gewerbesteuer zu erschwingen und um sich auch Etwas zu ersparen, um etwas Besseres werden zu können. Brot, Kwaß, Salz, Zwiebeln und sauere oder frische Gurken sind seine Nahrung; Schnaps, der sehr theuer ist, ist nicht für ihn. — Daß es Viele gab und noch giebt, die auf jene jämmerliche Weise ihre Handelsgeschäfte anfingen und späterhin sich zu reichen Kaufleuten emporschwangen, ist eine Thatsache. Und bleibt einer auch sein Leben lang kleiner Krämer, wobei täglich Geld durch seine Hände geht, sein Charakter ist und bleibt zu seinem Nachtheile verändert. — Theures Brot wäre ein großes Unglück für Rußland, denn der gemeine Mann ißt vier bis sechs Pfund täglich und viel Salz dazu.

Es giebt aber zwei Eigenschaften, die dem russ. Volke im hohen Grade eigenthümlich sind und die es nie verläugnet, wir meinen die große Liebe zu seinem rechtmäßigen Zaren und Vaterland und der Glaube an seine orthodoxe Kirche. Mag man es deshalb in Westeuropa nennen wie man will, diese Eigenschaften werden das Meiste dazu beitragen, daß Rußland noch eine große Rolle in der Weltgeschichte spielen wird: die Liebe zum Herrscher und der Volksgehorsam sind die Macht des Reiches. Es giebt aber zwei Denkmäler in der Geschichte, die zu beweisen scheinen, daß dies Volk diese Eigenschaften doch schon verleugnet habe; allein der Schein trügt. Wir verweisen den Leser über diesen Punkt auf Seite 376. — Mit welcher Treue, mit welcher Aufopferung hing es andererseits immer und damals an seinem christlichen Glauben fest, als es von zwei barbarischen Völkern, von den Mongolen, die im dreizehnten Jahrhundert von Osten und von den heidnischen Litthauern, die im vierzehnten von Westen her auf es eingedrungen, grausam geknechtet war! Wahrlich, eine solche Nation muß noch ein großes Volk

Gottes werden, wenn es den Erlöser der Welt dereinst nicht mehr unter den unfruchtbaren Formen seines Cultus, sondern im Geiste und in der Wahrheit anbeten wird. Es ist aber gewiß kein Zufall in seinem Geschicke, daß es im Fortschreiten der Civilisation um ein Jahrhundert hinter den germanischen und romanischen Völkern zurückgeblieben ist. Die Geschichte beweist uns, daß die Civilisation kein ausschließliches Eigenthum Eines Volkes ist, sondern daß sie sich, auf den Schwingen des Christenthums getragen, mit ihren Wohlthaten allmählich über alle Völker des Erdballs verbreitet. Mit dieser Gnade Gottes wird auch die moralische Kraft des russischen Volkes wachsen, und es mag leicht eine Herrschaft über solche Nationen gewinnen, die in ihrem gelehrten Wissen und Ueberflusse von Wohlthaten, welche Gott ihnen durch die Civilisation im edelsten Sinne verliehen, von sich rühmen, daß sie schon reich und gar satt seien und nichts mehr bedürften, denn Gott entzieht oft Dem sein Licht, der Mißbrauch davon macht, der es nicht als ein Geschenk der Gnade achtet. Wie das dem Einzelnen schon so oft geschehen ist, so ist es auch schon ganzen Völkerschaften ergangen. —

Wir versprachen, hier und da in eine Sache tiefer einzugehen, was manchmal, leider nicht geschehen konnte, da der Raum des Werkes schon ohne dies um circa 4 Bogen über das Versprochene erweitert wurde. Vielleicht, daß wir den zweiten Band des Buches erscheinen lassen, in dem dann Alles pünktlich aufgenommen werden soll.

Der Verfasser.

Einleitung.

I.

Kopenhagen.

Die Vermählung des damaligen Kronprinzen und jetzigen Königs von Dänemark, Friedrich's VII., versetzte die Bewohner der Residenz am Sunde in die freudigste Bewegung. Seit dieser Ort zur Stadt erhoben ist, seit 600 Jahren, entfaltete Kopenhagen wohl schwerlich solchen Aufwand, wie damals. Der Kammerherr von B. hatte mir die Gelegenheit verschafft, daß ich den außerordentlichen Luxus des dänischen Hofes, sowohl während der Vorbereitung dieses Festes, als auch am Tage der Vermählung selbst, ganz in der Nähe sehen und bewundern konnte; ja, vor tausend Andern war ich in den Stand gesetzt, an diesem allgemeinen Jubel ganz besondern Antheil zu nehmen.

Ich war nie ein Mißton im Chore irgend einer Freude oder eines allgemeinen Glückes; gern war ich immer froh neben und unter den Fröhlichen und Glücklichen; nur diesmal war es anders. Der Tod meines theuersten Freundes, der einige Tage vorher erfolgt war, hatte mich in die tiefste Betrübniß versetzt. Vergebens suchte der edle Herr von B. mich zu trösten und zu erheitern, indem er mich mitnahm in die Nähe, wo der glänzende Act der Vermählung des Fürstenpaares vor sich ging; vergebens war Alles, was er anwandte, mich zu ermuntern: denn mir war überall, als lastete das Weh der ganzen Welt auf mir. Ach, wer je einen wahren Freund besaß, der weiß, was für ein Verlust es ist, ihn durch den Tod zu verlieren! „Mein Freund! mein liebster, bester Freund!" so schreibt man oft in Briefen, so sagt man oft zu denen, die einem nicht einmal eine kleine Probe

der Freundschaft gegeben, und entehrt so das hohe, heilige Wort. Millionen kommen und verschwinden wieder von dem Schauplatze dieser Welt, ohne daß Einer von ihnen des höchsten Glückes im Leben, der Treue eines wahren Freundes, theilhaftig geworden.

Früh gewöhnt an so mancherlei Leiden und an die Vergänglichkeit der Güter dieser Welt, lernte ich auch frühzeitig Entsagung und den Blick richten auf das, was kein Tod uns entreißen kann, und so würde ich mich, wie in alles Unvermeidliche, auch in das frühe Hinscheiden meines theuern Freundes, in den ewig unerforschlichen Rathschluß Gottes mit frommer Ergebung gefügt und den großen Verlust als ein Mann ertragen haben, hätten mich nicht bei der Betrachtung über das Leben und den Tod dieses tugendhaften Mannes giftige Zweifel ohnmächtig niedergedrückt. Ach, wie schwer ist es, ein wahrer Christ zu sein! Wenn der Tod, dieser König der Schrecken, uns das Liebste und Theuerste auf Erden entreißt, da tritt ja das sicherste Kennzeichen eines wahrhaft christlichen Gemüthes vor uns selbst und vor den Augen Anderer klar zu Tage: es ist die demüthige Ergebung in den Willen Gottes, der feste Glaube an die Versicherung des Heilandes, daß der Tod nur ein Schlaf, ein Heimgang zum Vater ist und jene himmlische Ruhe, die nur in der Seele des Gläubigen wohnt und von keiner Trübsal dieser Erde gestört werden kann.

Der Tod versöhnt Alles! Und man lernt nach dem Hinscheiden eines Menschen nicht nur besser seinen Werth erkennen, sondern man läßt auch gern die Wageschale mit seinen Tugenden niedersinken, wenngleich seine Untugenden sie manchmal weit überwiegen. Die Leichenreden, Lebensbeschreibungen und Denkmäler, welche nicht selten von Tugenden sprechen, die Mancher nicht geübt, und von den Lastern schweigen, denen er sein Leben lang fröhnte, beweisen es. Ich will nicht nach Art der Welt der christlichen Tugenden, in denen sich mein edler Freund ausgezeichnet, hier weitläufig gedenken — sie würden einen ganzen Band anfüllen, denn mein Trost ist, daß sie anderswo ausführlich aufgezeichnet sind, sondern ich will sie hier nur in einen Punkt zusammenfassen.

Wenn es je Menschen gegeben, die im Glauben an die göttlichen Wahrheiten des Christenthums, folglich aus Liebe zu der Liebe am Kreuze im Wohlthun nicht müde wurden, und stets da gaben und liehen, wo sie nicht hofften, dafür wieder zu nehmen, kurz, die sich aus

Liebe zu ihrem armen Nebenmenschen förmlich aufgeopfert haben: so gehörte er gewiß zu ihnen. Und welcher Lohn ward ihm dafür? Der Welt Lohn! Die förmliche Verlassenheit in seinem Leiden, das er aber mit jener himmlischen Ruhe ertrug, der schändliche Undank, mit dem ihm seine in so reichlichem Maße gespendete Wohlthaten vergolten wurden, sprachen deutlich, daß des Menschen größter Feind der Mensch ist, und daß die Tugend im Kampfe mit dem Bösen, ach, in diesem Leben nur selten triumphirt! Das war die bitterste Erfahrung, die ich bisher machte und die mich auf einem Meere von Zweifeln umherwarf. O, es war ein ganz anderer Glaube, als mein jugendlicher, ein durch die härtesten Leiden geprüfter, wie Gold geläuterter und bewährt gefundener Glaube nothwendig, um bei der Betrachtung über das Leben und den Tod meines Freundes von den giftigsten Zweifeln nicht ohnmächtig niedergedrückt zu werden! es gehörte mehr wahrhafte Weltweisheit dazu, als ich sie besaß, um zu begreifen, daß der Tod nichts als eine Täuschung, nichts als eine Verwandlung der Form irdischen Stoffes ist. O, ich lernte in diesem unglückseligen Zustand erkennen, daß die Afterweisheit, die sich sonst so hoch blähet, ein elendes, ohnmächtiges Ding ist! lernte erkennen, daß es keinen größern Verlust auf Erden giebt, als der, den uns die Zweifel an den göttlichen Wahrheiten der christlichen Religion bereiten! Der schändliche Undank der Menschen in dem Leiden meines ewig Unvergeßlichen, und dabei die mir scheinbare Verlassenheit von Gott, brachten mich in jene böse Stimmung, in der man an Gott und Tugend verzweifeln kann; damit aber das Maß meines Leidens bis zum letzten Tropfen angefüllt würde, gerieth ich in dem unseligen Zustande unwillkürlich unter frivole Menschen, die mich auf ihre Weise zu trösten suchten, unter Leute, die mit Schärfe des Verstandes und außerordentlicher Beredsamkeit die christliche Religion als das vorzüglichste Mittel darzustellen wußten, dessen sich die Großen und Reichen bedienten, um das arme Volk unter einem steten Drucke zu erhalten, indem sie es trösten mit dem Lohne, der des demüthigen Dulders jenseits des Grabes harre; an den sie aber im Herzen selber nicht glaubten, weil sie sonst ganz anders handeln würden. Und damit wiesen sie auf die Schattenseiten mancher Diener der Kirche und mancher Handhaber der Gerechtigkeit hin, und behaupteten, daß die Morgenröthe wahrhaft glücklicher Tage für das arme leidende Volk erst dann an-

bräche, wenn der Mensch seinen Wahn zerrissen und an einen Gott, wie das Christen- und Judenthum sich ihn male, nicht mehr glauben würde. Ein gräßlicher Trost im Leiden! Wenn Macht, irdische Güter und solche heillose Lehren den Menschen wahrhaft glücklich zu machen vermögen, warum sind denn die Mächtigen, Reichen und Ungläubigen nicht immer glücklich, sondern nicht selten viel unglücklicher als die Armen und Nothleidenden? O, ich lernte zwar frühzeitig die Wahrheit des alten Satzes beherzigen, daß wahres Glück nur im Glauben und in der Ergebung zu Gott existirt; aber es ging mir wie den Aposteln, ehe sie den Geist aus der Höhe empfingen, der in alle Wahrheit leitet, indem ihr Sinn nur immer auf diese arme Erdenwelt gerichtet war, und wie es noch Allen ergehen wird, welche nur in diesem Leben auf Christum hoffen. Mein Sinn war zu irdisch! und wie ich sah, daß die Tugend im Kampfe mit dem Bösen — freilich nur für diese Welt — unterging, wie ich den Triumph des Neides, der Verleumdung, der Schadenfreude und den schändlichen Undank sah, da tauchten auch traurige Bilder: niedriger Geiz vieler Diener der Religion, Pflichtvergessenheit vieler Diener der Gerechtigkeit u. dgl. m., aus meiner Erinnerung auf, welche durch die Lehren jener frivolen Leute meinen verwirrten Sinnen noch greller, als sie waren, vorkamen. Ja, die Tugend schien mir ein Wahn, die Beweisgründe der Moralisten dagegen und die Tröstungen der Prediger des Evangeliums sammt dem philosophischen Troste, bittere Ironie!

Doch Alles währt nur kurze Zeit in dieser Welt, der Prüfung düstre Nacht entweicht, und traulich taucht der goldne Stern, wie einst den Weisen, wieder auf. Denn in der traurigsten Stimmung, die je meine Seele beherrschte, besuchte mich ein alter, einfacher Mann, der, nachdem er das Schicksal meines armen Freundes beklagt, mit unbeschreiblicher Herzlichkeit zu mir sagte: „Das Loos, das ihn traf, ist der sicherste Beweis, daß es eine Vergeltung nach dem Tode geben muß, oder die ganze Welt mit allen ihren Dingen ist nichts als ein Spiel des Zufalls. — Dasselbe Jerusalem, das von dem Weltheiland so viele Wohlthaten empfangen, über dessen Unglück, das er voraus sah, er die schmerzlichsten Thränen vergoß, verkannte, schmähete, mißhandelte und tödtete ihn. — Mußte nicht Christus dieses Alles leiden, um zu seiner Herrlichkeit zu gelangen? Und ist der Jünger besser als der Meister? — Hofften wir nur in diesem Leben

auf Christum, sagt der gelehrte, in aller Weltweisheit kundige Apostel Paulus, so wären wir ja die elendesten der Menschen. — Sein Reich ist nicht von dieser Welt.“ —

Dieses Alles hatte ich schon oft gehört, ohne daß es einen bessern Eindruck auf mich machte, als es auf Millionen Andere zu machen pflegt, die es auch schon vernommen haben; jetzt aber, in so tiefer Einfalt gesprochen, drang es wie ein Lichtstrahl des Friedens in meine bekümmerte Seele. Mir war, als hätte der Geist der Wahrheit in der Person dieses alten ehrwürdigen Mannes zu mir geredet. Ich suchte das, was er zu mir sagte, in dem Buche des Lebens auf, um zu erfahren, ob es, wenn ich es läse, denselben wohlthätigen Eindruck auf mich machen würde. Es that's! Diese Bibelstellen führten mich auf andere merkwürdige Wahrheiten und auch auf die Sendung der Apostel in alle Welt. Was kann man von der Sendung der armen unwissenden Fischer, die nicht einmal ihre eigene Sprache verstanden — denn sie sprachen nur das Syrisch-Aramäische, woran jene Magd den Petrus sogleich erkannte — was kann man von ihrer Sendung sagen zu den aufgeklärtesten und mächtigsten Nationen der damaligen Zeit? Nichts anders, als daß sie eine wunderbare, eine göttliche war, was sie in der Fortsetzung der würdigen Nachfolger der Apostel auch noch ist und noch sein wird! Ja, diese wunderbare Sendung wäre schon allein vermögend, uns von der Wahrheit des Christenthums zu überzeugen, wüßten wir auch sonst nichts weiter davon. Sie ist daher auch einer besondern Betrachtung jedes denkenden Menschen werth. Ich malte sie mir zu folgendem Bilde aus:

Die sanfte Gewalt der Rede.

Eine Betrachtung über die Missionen.

Und Jesus trat zu seinen Jüngern
Und sprach: „Der Vater hat mir die Gewalt,
Dem eingebornen Sohn, gegeben
Im Himmel wie im Erdenleben.
D'rum gehet hin in alle Welten
Und lehrt die Völker all' und taufet sie:
In Vaters, Sohn's und Geistes Namen;
Ich bin auf ewig bei euch. Amen!

„So geht nun zu den weisen Griechen,
Dem Volk, das einen fremden Gott verehrt,
In Wissenschaft sich ausgezeichnet
Und jede Kunst sich zugeeignet.
Auch gehet zu den stolzen Römern,
Den mächt'gen Weltbeherrschern dieser Zeit;
Und auch die Perser sollt ihr lehren,
Die einen falschen Gott verehren.

Geht hin und lehret die Aegypter,
Die in geheime Weisheit eingeweiht:
Wenn sie die Wahrheit wollen schauen,
Daß sie dem Wort des Kreuzes trauen.
Dann geht und predigt den Braminen,
Den Priestern einer selt'nen Glaubenslehr':
Das Wort vom Kreuze soll sie lehren
Ihr buntes Wissen zu verklären.

So geht denn hin und lehret alle Völker,
Die Weisen und die Klugen dieser Zeit,
Den Sanften sollt ihr, den Barbaren
Das Wort vom Kreuze offenbaren!" —
„„O Herr, wie könnten wir denn lehren —
Wir Armen, ohne Wissenschaft und Kunst?
Du sendest uns nach Indien, Rom, Chaldäa,
Wir wissen kaum den Weg in Galiläa!""

„Getrost, ich send' euch aus der Höhe
Des Vaters und des Sohnes Geist, der euch
Des Weges Nacht zerfleußt in Klarheit,
Und führet in das Reich der Wahrheit.
Dies lehrt das Sinnliche, das Hochgeacht'te,
Das Vortheilbringende auf dieser Welt,
Das Sichtbare — ja selbst das Leben
Dem Unsichtbaren hinzugeben.

Und für des dunklen Glaubens Treue,
Für Armuth und Entsagung ird'scher Lust
Verspricht's, für Mühe und Beschwerden
Nichts mehr als Trübsal hier auf Erden.
Doch allen Leiden dieser Erde,
Wenn sie der Glaube duldsam trägt,
Folgt hehre Wonne, ew'ges Leben,
Dies kann kein Erdenglück je geben." —

„„O, Herr! ist solche Lehr' auch weise —
Vergrößern möchtest du dein Königreich?
Wir würden viel dafür gewinnen,
Versprächen Vortheil wir den Sinnen.
Der Mensch hängt allzusehr am Leben,
Auf's Zeitliche gerichtet ist sein Sinn:
Was hinterm Grab der Mensch soll werden,
D'rauf legt er keinen Werth auf Erden."" —

„Wer konnt' mich einer Sünde zeihen?
Und wer vernahm Betrug aus meinem Mund?
Den Weg der Wahrheit mußt' ich zeigen
Und nimmer dürft ihr den verschweigen.
Wer diesen geht, muß sich verleugnen.
Habt ihr vergessen, was ich euch gelehrt?
Wer einst des Vaters Reich will sehen,
Der muß den Weg des Kreuzes gehen!

So geht denn hin in alle Welten
Und lehrt die Völker all' und taufet sie:
In Vaters, Sohn's und Geistes Namen,
Ich bin ja ewig bei euch! Amen!"
Da steigt verklärt der Sohn gen Himmel,
Daß er den Tröster sende, seinen Geist;
Es kommt der Geist herab zur Erde,
Damit der Sohn verherrlicht werde.

Und mit dem Feuer der Empfindung
An aller Welten Ende pred'gen sie,
Vom Geiste Gottes tief durchdrungen,
Die Botschaft froh, in allen Zungen.
Und schau' ich nun zum fernen Morgen,
Wo Gottes Sonne aus dem Meere steigt,
Zum Abend, wo die Sonne wieder
In Gottes Meere tauchet nieder,

Zur fernen mitternächt'gen Erde,
Vom Eis erstarret, schau' zum Mittag ich,
Hin, wo die Erde Flammen sprühet
Und wo der Sand wie Feuer glühet:
Da fließet der Erkenntniß Quelle,
Da grünt das Kreuz, ein breiter Lebensbaum,
Damit des Todes Schatten weichen,
Erlösung reift in seinen Zweigen.

Das Leiden meines armen Freundes, durch das ich selbst so viel gelitten, führte mich zu einer bessern Erkenntniß, die mir in spätern Widerwärtigkeiten des Lebens Muth und Stärke des Geistes verlieh.

Du mußt leiden, du mußt sterben, das sind Wahrheiten, an die der kühnste Zweifler glauben muß. Möchten wir sie doch recht beherzigen! Ach, unser Leiden auf Erden ist oft so groß, daß es unbegreiflich ist, wie wir es noch aushalten können; aber es kann nur durch die Stärke des Glaubens, durch den Trost an die Verheißungen des göttlichen Erlösers ertragen werden, denn ein natürlicher Verstand und Muth ertragen es nicht, ohne die Seele gewaltig zu erniedrigen. Ach, was kann mir ein Gott, den ich nicht kenne, der sich mir in nichts offenbart, als in der Erschaffung meines gebrechlichen, allen schädlichen Einflüssen der Natur preisgegebenen und der Verwesung unterworfenen physischen Ichs; ein Gott, von dessen Dasein der schärfste menschliche Verstand höchstens nur weiß, daß es nicht geleugnet werden kann, für einen Trost im größten Leiden gewähren? Da nun dieser Verstand selbst eingestehen muß, daß ihm alles objective Wissen von Gottes Dasein unmöglich ist, wäre es da nicht die höchste Weisheit, ihn gefangen zu geben und in dem Leben voll von unvermeidlicher Trübsal

die Zuflucht zu der Offenbarung zu nehmen! Wie gütig und liebreich ist Gott, den uns Christus offenbaret! wir können ihm unsere Leiden klagen, können zu ihm beten, daß er uns stärken möge in den unvermeidlichen Widerwärtigkeiten, können mit ihm Umgang pflegen wie ein Kind mit seinem zärtlichen Vater; wie gnädig ist dieser Gott! Er lehrt uns in der Person des Sohnes, der selbst so viel gelitten, alle unsere Leiden mit Geduld zu tragen und verheißt uns, wenn wir ausgelitten haben, eine ewige, alle Begriffe des schärfsten Verstandes übersteigende und alle Trübsal der Erde überwiegende Herrlichkeit. Und diesen gütigen Gott sucht die hochmüthige Afterweisheit sich selbst und Anderen mit der angeblichen Ueberzeugung zu rauben, daß dieses allein Glück und Heil auf Erden bringen könnte. Wer aber Gott nicht in Christo sucht, der sucht auch den Gott, den er uns offenbaret, sich und seinem armen Geschlechte zu rauben.

Das Christenthum ist die Grundlage aller modernen Cultur im wahren Sinne des Wortes, denn es ist der Weg zur Rückkehr in den ursprünglichen Zustand der Vollkommenheit des Menschen — die zu ihm bekehrten wilden Völker beweisen es; — ist der Weg zur Rückkehr der Seele zu Gott, ist der einzige Trost im Leiden, das einzige Hülfsmittel zur Erwerbung der nieendenden Seligkeit. Christus ist das Licht der Welt. Wo dieses Licht leuchtet, ist es hell, blüht die Cultur, die von dem göttlichen Geiste zeugt, den Gott dem Menschen eingehaucht. Wo dieses Licht nicht leuchtet, ist es finster, herrscht die tiefste Barbarei. Eine Handvoll Christen macht den sich für göttlich haltenden und bisher für unzugänglich geglaubten Chinesen, Bedingungen, denen sie sich in ihrem Hochmuth fügen mußten. Es sind kaum 50,000 Engländer, die mit der Civilisation über hundert Millionen Barbaren in Indien herrschen; eine Handvoll Christen unterwirft sich die bisher für unbezwinglich gehaltenen Raubstaaten. Das sind die Folgen der modernen Cultur, deren Grundlage das Christenthum ist.

O unermeßlicher Schatz dich zu besitzen! O unermeßlicher Verlust dich zu verlieren!

Die Seefahrt.

Ich beschloß Kopenhagen, den Ort meiner wehmüthigsten Erinnerungen, zu verlassen und nach London zu gehen. In Folge dessen begab ich mich eines Morgens nach dem Hafen, um ein Schiff ausfindig zu machen, das mich dahin trüge; fand aber nicht, was ich suchte, sondern nur eine dänische Brigg, die bereit da stand, um sich noch heute auf den Weg nach Riga zu machen. Und so will ich dich sehen, du großes Reich der Slawen, deren Geschichte mich schon in früher Jugend interessirte; will dich sehen, alte Residenz Rurik's, Groß-Nowgorod, du einst so stolze Stadt, will dir auf den Ruinen deiner gefallenen Größe eine Thräne der Wehmuth nicht versagen; will dich sehen, Kiew, du Mutter der russischen Städte, will an Jaroßlaw des Großen Grabe auch deinem einstmaligen durch Einheit erhabenen, aber durch Bruderkriege bis zum Schatten zerstörten Glanze eine Zähre der Rührung weinen! so sprach ich leise zu mir und willigte auf der Stelle ein, in die Forderung des Capitains der dänischen Brigg. Schon am selben Abend trieb uns ein starker Süd-West auf das Ostmeer hinaus.

Es waren unser sechs Passagiere. Am andern Tage erhob sich ein heftiger Nord-Ostwind und warf unser leichtes Schiff wie einen Apfel auf den empörten Wellen umher. Wir alle, bis auf einen Kaufmann aus Halle, wurden recht seekrank. Es ist ein abscheuliches Wesen, die Seekrankheit, sie muß empfunden werden, die vollständigste Beschreibung darüber verschafft nur eine unvollkommene Vorstellung davon.*) Als endlich der Sturm sich gelegt und das Schiff wieder ruhig ging, wurden wir auch wieder gesund und hatten den Muth, unsere Verwunderung darüber auszusprechen, daß der Hallenser frisch und gesund geblieben war und einen guten Appetit zu Speise und Trank zu erkennen gegeben, während bei uns schon der bloße Geruch der besten Nahrungsmittel eine abscheuliche Revolution in unserm Innern her-

*) Nach den neuesten Erfahrungen ist das Chloroform in Dosen von zehn bis zwölf Tropfen ein wahres Specificum gegen die Seekrankheit, denn es vertreibt den Brechreiz in den meisten Fällen gründlich. Man gewöhnt sich dabei allmählich an das Schaukeln des Schiffes und kann sich aufrecht erhalten. Reichen 10 bis 12 Tropfen nicht aus, um die Krankheit zu vertreiben, so nimmt man noch einige Tropfen nach, ja, die Dosis kann sogar verdoppelt werden, ohne Gefahr für die Gesundheit.

vorgebracht hatte. Der Capitain lächelte und sagte, daß er auf allen seinen Seereisen noch keinen starken und dabei blatternarbigen Menschen gesehen, der von der Seekrankheit heftig angegriffen worden wäre. Wir sahen den Capitain und den Hallenser an und gewahrten erst jetzt, daß beide von den Blattern ziemlich entstellt waren. Am dreizehnten Tage kamen wir in der Nähe von Riga an. Diesen russischen Hafen bezeichnete uns der Capitain mit dem Namen Bolderaa, und sagte, daß wir hier an's Land müßten. Da erblickten wir auch schon einen russischen Zollaufseher im Range eines Offiziers, der mit sechs Soldaten zu uns an's Schiff gerudert kam. Die dänischen Matrosen hatten sich in ihre neuen Kleider gesteckt und jeder hatte einen nagelneuen Hut auf dem Kopfe. Auf unsere Frage, was das zu bedeuten hätte, erwiederten sie, daß man ihnen die neuen Sachen wegnehmen würde, oder daß sie dieselben verzollen müßten, wenn sie sie nicht auf dem Leibe hätten. Sogleich fingen die Russen an, das ganze Schiff zu durchsuchen. Sie betrachteten genau die Wasserfässer und ähnliche Dinge, ob sie keinen geheimen Verborg enthielten, darin Branntwein versteckt sein könnte; an den alten Stiefeln, Strümpfen und Kleidern der armen Schiffsknechte rüttelten und schüttelten sie, ob kein Thee oder Kaffee herauskäme. Darauf späheten sie umher, wie alte Füchse, die auf der Lauer stehen. Der Capitain aber hatte den Offizier zu sich in die Kajüte eingeladen, wo ein Gabelfrühstück, rundum mit Flaschen besetzt, bereit stand.

Unsere Koffer und Reisesäcke wurden mit Bindfaden in die Kreuz und Quer gebunden und mit Pechlack zehn mal mehr versiegelt, als nöthig war. Darauf brachte man uns an's Land, wir gingen zu Fuße nach Riga. Am andern Tage begaben wir uns hier in's Zollamt (Tamoschnjä), wo unsere Effecten hingebracht waren und wo sie vor unsern Augen geöffnet und strenge untersucht wurden. Es ist eben so unangenehm als umständlich, auf einem Kauffarteischiffe in einem russischen Hafen anzukommen; denn man macht außerordentlich viel Umstände mit Allem, zumal mit dem Passe. Wer einmal auf solchem Schiffe in Kronstadt bei St. Petersburg ankam oder von hier aus abging, der weiß etwas davon zu erzählen. Wir rathen daher jedem Reisenden, wenn es von ihm abhängt, auf keinem Kauffahrer nach Rußland zu gehen. Seit Jahren ist die Dampfschifffahrt in's Leben getreten, die das Reisen in jeder Beziehung so außerordentlich erleich-

tert, und welche die Passagiere bei ihrer Ankunft in einem russischen Hafen der unangenehmen Förmlichkeiten überhebt. Wie ganz anders ist die Behandlung, die man den Reisenden angedeihen läßt, welche auf Dampfschiffen in Rußland ankommen!

Aber ich rathe auch Jedem, der sich von seinen Effecten trennen muß, den Koffer, Sack oder wie der Behälter heißen mag, mit seinem eigenen Siegel wohl zu versehen! Als ich in spätern Jahren einmal per Dampfboot in St. Petersburg ankam, führte ich eine Kiste voll Bücher und Kupferstiche mit mir. Diese Kiste wurde im Zollamte plombirt und mir der Bescheid ertheilt, sie sammt den Büchern in der Censur-Comité wieder in Empfang zu nehmen. Als der Censor die Kiste öffnete, um die Bücher in Augenschein zu nehmen, fehlten mir die schönsten Werke sammt den Kupferstichen. Der Censor rieth mir dieserhalben eine Bittschrift einzureichen, denn er war ein edler Mann, der sich über solchen gewaltthätigen Diebstahl ärgerte und zu mir sagte, es sei dieses schon öfter vorgekommen. Die Bittschrift half indeß nichts, die theuersten meiner Bücher waren fort. Ich hätte die Kiste, da sie ohne Schloß war, auch mit meinem Siegel versehen müssen, was ich nicht gethan hatte. —

Einleitung.

II.

Die definitive Trennung der morgenländischen Kirche von der abendländischen, und die Verfolgung der Christen in den ersten drei Jahrhunderten unserer Zeitrechnung.

Da wir uns einige Tage in Riga aufhalten, um uns von den Strapazen der langweiligen Seereise ein wenig zu erholen, wollen wir dem Leser unterdessen einige Bilder aus der Kirchengeschichte vorführen, die ihm klar machen, wie die große Kluft in der Kirche entstand, welche die römischen und griechischen Katholiken bis auf den heutigen Tag von einander trennt.

Die Geschichte der kirchlichen Streitigkeiten in den ersten Jahrhunderten des Christenthums, die noch bis auf den heutigen Tag unversöhnt zwischen der morgenländischen und abendländischen Kirche daliegen, macht einen Theil der Geschichte des byzantinischen Reiches aus, und da wir sie in unserer Erzählung berühren, so müssen wir zur Verdeutlichung derselben Folgendes vorhergehen lassen.

Die Christen wurden bekanntlich ihres Glaubens wegen während der drei ersten Jahrhunderte von den Römern auf das Grausamste verfolgt.

Ihre größten Feinde waren unter den römischen Kaisern folgende:

I. Nero, geboren im J. 32 unserer Zeitrechnung und im J. 58 zum Kaiser erwählt, ließ die Christen in Felle nähen und dann mit wilden Thieren oder Hunden zu Tode hetzen. Auch ließ er viele mit Pech und Theer überziehen, sie so in seinem Garten gleich Laternenpfählen in die Erde eingraben und des Nachts anzünden. Er wurde von seinem Geheimschreiber Epaphroditos im J. 68 erdolcht.

II. Domitian, vom J. 81 bis 96 Kaiser, verfolgte die Christen nicht minder grausam als Nero. Bei ihm fand auch folgende tragisch-komische Scene Statt: Durch ein allgemein verbreitetes Gerücht, daß noch Abkömmlinge des altjüdischen Königsgeschlechts David's lebten und Christen wie Juden aus ihnen die Herrscher ihres Reiches erwarteten, in Angst und Sorgen gesetzt, ließ er dieserhalben in Palästina Nachforschungen anstellen. Bald brachte man zwei Männer, die man ihm als die letzten Sprößlinge David's vorstellte. Aber sie sahen arm und elend aus, und die schwere Arbeit, die sie von Jugend auf verrichtet, hatte ihnen die Hände voller Schwielen gemacht. Als der Kaiser ihrer ansichtig wurde, rief er überrascht aus: „Sind das Nachkömmlinge David's? Nun, so mag ein Wunder des Gottes der Juden und der Christen sie auf den Thron ihres Ahnes erheben!“ Damit entließ er sie mit einem Lächeln der Verachtung. Er wurde durch seine Gemahlin Domitia ermordet.

III. Trajan, Kaiser vom J. 98 bis 117. Von ihm sind zwar keine Verfolgungsedicte gegen die Christen ausgegangen; er verbot aber die geheimen Zusammenkünfte, worunter natürlich die Vereinigungen der Christen zur Gottesverehrung fielen, und sprach in einzelnen Fällen selbst über die Christen als Ungehorsame, z. B. über Ig-

natius, Bischof von Antiochien, und Simeon, Bischof von Jerusalem, das Todesurtheil.

IV. Hadrian, Kaiser vom J. 117 bis 138, ließ die Christen anfangs grausam tödten, als aber Quadratus, Bischof von Athen, zum Besten der Verfolgten ihm eine Schutzschrift überreichte, ließ er dem Martern und Würgen Einhalt thun. Aber um so erbitterter wandte er jetzt seine Waffen gegen die Juden, die einen großen und heftigen Aufstand erregt, indem ein gewisser Barchocheba sich für den Messias ausgegeben hatte. Schrecklich war das Blutbad, welches die Römer unter den Juden anrichteten!

V. Marcus Aurelius, Mitregent des edelmüthigen Antonius Pius und nach dessen Tode vom J. 161 bis 180 Alleinkaiser, sah nur in dem Heidenthum Heil für Rom, auf das die Parther und Germanen mit wachsender Kraft ihre Angriffe richteten. Mit gleicher Wuth ließ er die Christen in Rom, Smyrna und in Gallien verfolgen und morden. Die Edicte gegen sie waren strenger als gegen feindliche Barbaren. Unter ihm erlitten auch die heil. Felicitas mit ihren sieben Söhnen und der heil. Polycarpus den Märtyrertod. Marcus Aurelius fiel im Kampfe gegen die Quaden und Marcomannen.

VI. Septimius Severus regierte vom J. 193 bis 211. Er verfolgte die Christen und ließ sie hinrichten. Mit der Hinrichtung war zugleich die Einziehung des Vermögens verbunden. Seine beiden Söhne, Caracalla und Geta, trachteten ihm nach dem Leben. Der Gram hierüber beschleunigte seinen Tod.

VII. Maximinus Thrax, Sohn eines gemeinen Gothen, reizte als Feldherr die unzufriedenen Soldaten zur Empörung auf, und diese riefen ihn zum Kaiser aus (235); aber des grausamen Tyrannen satt, ermordeten sie ihn auch schon im J. 238. Er haßte die Christen als Freunde seines Vorgängers, und ließ vorzüglich die Bischöfe umbringen.

VIII. Decius Trajanus, ein Wütherich und Scheusal höchsten Grades, von seinen Soldaten zum Gegenkaiser gemacht, schlug er den wider ihn ziehenden Kaiser Philipp. Mittels aller Marterwerkzeuge, wie sie der Teufel selber kaum zu ergrübeln im Stande wäre, ließ er die Christen in seinem ganzen Reiche langsam tödten. Er fiel im Kampfe gegen die Gothen, nachdem seine Schreckensherrschaft vom J.

249 bis 251 gedauert hatte. Unter ihm erlitten auch Bischöfe den Märtyrertod: Fabian, Bischof von Rom, Achatius, Bischof in Syrien.

IX. Valerianus, im J. 253 von seinen Soldaten zum Kaiser ausgerufen, ließ sich von seinem Liebling Macrionus verleiten, die Christen ebenfalls auf das Grausamste zu morden. Drei Jahre lang dauerte das schreckliche Martern und Würgen. Unter den Opfern sind namentlich zu nennen Cyprian, Bischof von Karthago, Sixtus, Bischof von Rom, und sein Diakon Laurentius, der auf einem Roste langsam gebraten wurde. Die Franken, Alemannen und Skandinavier drangen unter seiner Regierung in das ermattete und schon faulende Römerreich ein. Der Kaiser zog gegen die Perser, die an den östlichen Grenzen des Reiches ebenfalls einzubrechen droheten. Er wurde geschlagen und gefangen genommen und von dem Perserkönig Sapor eben so grausam als schimpflich behandelt: denn wenn dieser zu Pferde stieg, mußte er ihm als Fußschemel dienen. Er starb in dieser schmählichen Gefangenschaft im J. 259.

X. Systematisch und am schrecklichsten von allen ließ Diocletian die Christen verfolgen und umbringen. Ein Liebling des Heeres, wurde er im J. 284 zum Kaiser ausgerufen. Einer der herrlichsten Märtyrer ans dieser Periode der Verfolgung ist der heilige Sebastianus; er wurde bekanntlich an eine Säule gebunden und mit Pfeilen getödtet. Die Regierung Diocletian's zeichnete sich eben so sehr durch die Verfolgung der Christen als durch die schweren Steuern aus, mit denen sie ihre Unterthanen belastete. Wegen der Unruhen in Gallien entschloß er sich, den Maximian als Mitregenten anzunehmen. Bald kamen noch zwei Mitregenten, Galerius und Constantius, dazu. Diocletian legte bald die Herrschaft nieder und lebte seitdem auf seiner Villa bei Salona in Dalmatien einfach und zurückgezogen. Doch mußte er noch den Schmerz empfinden, daß seine Gemahlin und Tochter von seinen Feinden gefangen genommen und in die Verbannung geschickt wurden. Er starb hier im J. 313, wie einige behaupten an Gift, das er selbst sich gab. Auch der heilige Vincentius gehört zu den herrlichsten Märtyrern dieser zehnten und letzten Verfolgung der Christen.

Constantin der Große.

Nachdem auch Maximian die Herrschaft niedergelegt hatte, waren Galerius und Constantius Chlorus die beiden Kaiser. Jener ernannte seine Neffen Maximin Daja und Severus, zu Cäsaren. Dieser dagegen machte seinen Sohn Constantin zum Cäsar *). Bald aber legte jener abgedankte Kaiser Maximian den Purpur wieder an und ernannte seinen Sohn Maxentius zum Cäsar.

So hatte das Reich sechs Herrscher, zwischen denen es bald zum Kriege kam. Severus zog gegen Rom, wo Maximian sich Imperator nannte, wurde aber von diesem gefangen genommen und getödtet. Galerius machte jetzt Licinius, den Sohn eines donischen Bauern, der ihm als Feldherr in Persien große Dienste geleistet, zu seinem Mitkaiser und zog ergrimmt gegen die Römer (307). Maximian hatte sich jedoch mit Constantin, der über Gallien, Spanien und Britannien herrschte, verbunden und gab ihm seine Tochter Fausta zur Gemahlin.

Von den Römern vertrieben, floh Maximian zu seinem Schwiegersohne Constantin, den er tückischer Weise ermorden wollte, was er aber mit dem Leben büßen mußte.

Constantin trug endlich über alle seine Mitregenten den Sieg davon und wurde Alleinherrscher des ganzen römischen Reiches.

Folgende schöne Legende wird von ihm erzählt. Als Constantin gegen seinen Feind Maxentius zog, der seines Vaters Tod an ihm rächen und ihn vernichten wollte, sah er am hellen Tage das Siegeszeichen des heiligen Kreuzes flammend auf einer dunklen Wolke mit der Inschrift: In hoc signo vinces d. h. in diesem Zeichen wirst du siegen. Er, noch ein Heide, ließ sogleich ein Kreuz anfertigen, treu, wie es ihm die Erscheinung gezeigt und statt des römischen Adlers auf die Standarte stellen. Diese Kreuzesfahne voran, stürzten sich die Soldaten Constantin's auf den Feind. Der Sieg war sein und Maxentius fand seinen Tod in der Tiber. Mag diese Kreuzerscheinung immerhin nur eine schöne Legende sein, historische Wahrheit ist es, daß Constantin, noch Heide, öffentlich bekannt machen ließ, sie sei ihm wirklich begegnet und daß Christus mit demselben Zeichen ihm auch

*) Cäsar bedeutete hier so viel als Thronfolger und auch so viel als Mitregent.

in der darauf folgenden Nacht im Traume erschienen sei. Wahrheit ist es ebenfalls, daß er mit jener Fahne, Labarum genannt, gegen den Feind zog und siegte und die christliche Religion zur Staatsreligion erhob, sich seit dem eifrig bemühete, sie unter allen seinen Völkern zu verbreiten und zu befestigen, und, daß er sich vor seinem Tode, der im Jahre 337 erfolgte, taufen ließ.

Rom hörte jetzt auf Hauptstadt des Reiches zu sein, denn Constantin nahm seinen Sitz in dem alten Byzantium, von dem unten noch öfter die Rede sein wird.

Im Jahre 335 theilte er das Reich unter seine drei Söhne. Constantin II., der Aeltere der Brüder, erhielt das Abendland, Gallien, Spanien, Britannien u. s. w. und nahm seine Residenz in Trier; Constantius behauptete als Kaiser von Thrazien das Morgenland und herrschte in Constantinopel; Constans der dritte Bruder erhielt Afrika und Italien, seine Residenz war Mailand. Diese Theilung des Reiches hatte bald den Bruderkrieg zur Folge; Constantin fiel im Kampfe gegen Constans (340), kaum 24 Jahre alt. Constans beherrschte nun auch noch das Reich seines erschlagenen Bruders. Aber Magnetius, Anführer der Jovianer, raubte ihm schon im J. 350 Thron und Leben; er starb kaum 30 Jahre alt. Constantius zog jetzt gegen Magnetius, der sich mit Veteranio vereinigt hatte, und schlug ihn. So ward er Alleinkaiser des Reiches. Aber er kämpfte unglücklich in Persien und starb 361 (44 Jahre alt). Er war ein großer Freund der Arianer, auf die wir später zurückkommen werden, und haßte die Orthodoxen. Ihm folgte auf dem Kaiserthron Julianus Flavius Claudius, geb. zu Constantinopel im J. 331, der in Gallien und Germanien glücklich die Feinde bekämpfte, aber auch das Heidenthum wieder einführen wollte. Doch er war, wie Athanasius bemerkte, der heftig von ihm verfolgt wurde, nur eine drohende Gewitterwolke, die bald wieder vorüberzog, denn er starb schon im J. 363 im Kampfe gegen die Perser. Er ist bekannt als Philosoph und satyrischer Schriftsteller, aber auch als Feind der Christen, über die er sich nicht bloß lustig machte, sondern die er auch während seiner zweijährigen Kaiserherrschaft verfolgte. Nach ihm kam sein erster Feldherr, Jovianus, auf den Thron. Er war ein eifriger Christ, kämpfte aber unglücklich in Persien und starb schon im J. 364 zu Ancyra.

Bald wurde Valentinianus Flavius, ein Feldherr, von Constantin II. seiner Würde entsetzt, von jenem Julian wieder erhoben, aber doch bald von ihm, da er sich als Feind der Heiden gezeigt, wieder verbannt und endlich, von Jovianus zurückberufen, zum Kaiser ernannt. Er nahm seinen Bruder Valens zum Mitregenten und gab ihm das Morgenland, während er für sich den westlichen Theil des Reiches behielt und seine Residenz in Mailand hatte. Er schlug die Alemannen und legte viele Festnngen am Rheine an. Auch besiegte er die Quaden und nöthigte sie, Frieden zu erbitten. Da starb er plötzlich im J. 375, noch ehe die Verhandlungen mit dem Feinde beendigt waren. Ihm folgte sein Sohn Valentinianus II., der in Abwesenheit seines Bruders Gratianus zum Kaiser ausgerufen ward, obgleich er erst 4 Jahre alt war. Gratianus ließ die Wahl bestehen und theilte das westliche Reich: jener erhielt Italien, Illyrien und Afrika, dieser Gallien, Spanien und Großbritannien. Gratianus wurde schon im J. 383 durch seinen Feldherrn Maximus, der die Britannier gegen ihren Kaiser zur Empörung reizte, ermordet. Dieser ließ sich zum Kaiser ausrnfen und fiel bald darauf in Italien ein, wo ihn aber Theodosius, Mitkaiser des Gratianus, besiegte, gefangen nahm und enthaupten ließ. Valentinianus II. erhielt jetzt noch das Reich seines getödteten Bruders. Arbogast, ein Gallier, Feldherr unter Gratianus, der sich in den Kriegen gegen die Deutschen auszeichnete, stand bei ihm in hoher Gunst, erhielt aber doch seinen Abschied, weil der Kaiser das hohe Ansehen fürchtete, in welchem der Gallier beim Heere stand. Zwei Tage darauf fand man den Kaiser Valentinianus II. in seinem Zimmer erdrosselt (392). Theodosius zog jetzt gegen den Mörder, schlug sein Heer und Arbogast gab sich selbst den Tod.

Valens, Bruder Valentinianus I., hatte seit 364 als Kaiser das Morgenland regiert. Er war kein tapferer Krieger, aber ein desto eifriger Verfolger der Katholiken oder Orthodoxen. Hätte er die Macht gehabt, er hätte alle Unterthanen seines ganzen Reiches zu Arianern gemacht. So war er gerade das Gegentheil von seinem Bruder, der als eifriger Katholik starb. Berüchtigt in der Geschichte ist er dadurch, daß er alle Männer umbringen ließ, welche: Theodorus, Theodolus oder Theodulus hießen, weil ihm prophezeit worden war, daß ein Mann, dessen Namen mit Theod anfange, ihm die Krone rauben würde. Im Kriege mit den Gothen wurde sein Heer bei Adrianopel

geschlagen und er schwer verwundet. Man trug ihn in eine Bauernhütte, wo er, da der Feind dieselbe anzündete, in den Flammen umkam (378). Nach Valentinianus II. Ermordung durch Arbogast, wurde Theodosius Alleinherrscher des ganzen römischen Reiches. Er war im J. 346 in Spanien geboren, und schlug schon als Jüngling die den Griechen später so furchtbar gewordenen Slawen, hier unter dem Namen Sarmaten, bekannt, wodurch er sich aber keine Freunde, sondern nur Feinde bei Hofe machte. Nachdem sein Vater Theodosius, Oberfeldherr der Reiterei, beschuldigt der Theilnahme einer Verschwörung gegen Kaiser Gratianus, im J. 376 zu Karthago enthauptet worden war, zog er sich zurück und lebte als Privatmann. Bald fielen die Germanen in das römische Reich ein, und Gratianus sah sich genöthigt, diesen tapfern Mann zu seinem Mitregenten zu machen (379).

Die Theilung des römischen Reiches in zwei Theile.

Theodosius schlug die Gothen zurück und sicherte die Grenzen des Reiches. Er war der größte Feind der Arianer, und der katholischen Lehre so sehr zugethan, daß er sich noch einmal nach dem Ritus der Orthodoxen hatte taufen lassen. Nach Constantin dem Großen war er auch der eifrigste Beförderer des Christenthums. Er verbot auf das Strengste alle Arten des Götzendienstes und ließ überall die Denkmäler der Heiden zerstören; wer ihm widerstrebte, der wurde grausam bestraft. Aber er war auch nicht im Stande, seinen Jähzorn gegen die Christen zu meistern. Im J. 389 ließ er sieben tausend Christen, von denen sich viele gegen seinen Statthalter in Thessalonich empört hatten, viele aber auch ganz unschuldig waren, jämmerlich niederhauen. Er selbst befand sich damals in Mailand. Als er eines Tages zur Kirche ging, verwehrte ihm der heilige Ambrosius, damals Bischof dieser Stadt, als einem öffentlichen Sünder, den Zutritt. Auch David hat gesündigt, seufzte der Kaiser. „Bist du dem David in der Sünde ähnlich, so werde es auch in der Buße," versetzte der heilige Mann. Und der Kaiser that acht Monate lang Buße durch Abgeschiedenheit, Gebet und Fasten. Er starb im J. 395 und hinterließ das Reich seinen beiden Söhnen, welche sich in die Herrschaft theilten. Arcadius erhielt das oströmische

Reich, welches damals von Asien die Länder diesseit des Euphrat, die Küste des schwarzen Meeres und Kleinasien, von Afrika Ägypten und von Europa die Länder von den Meerengen bis an das adriatische Meer und die Donau umfaßte, mit der Haupt- und Residenzstadt Constantinopel. Honorius erhielt das abendländische Reich, d. h. alle damalige übrige Besitzungen der Römer, und nahm seine Residenz zu Mailand. Von nun an gab es also zwei römische, von einander ganz unabhängige Kaiserreiche, bekannt unter den Namen: abendländisches oder lateinisches, und morgenländisches oder griechisches Kaiserthum. Dieses Letztere heißt auch noch in der Geschichte byzantinisches Reich, nach der alten Hauptstadt Byzanz so genannt, welche Constantin der Große erweitern und verschönern ließ, und im J. 328 unter dem Namen Constantinopolis zu seiner Residenzstadt machte. Griechisches Kaiserreich heißt es in der Geschichte deshalb, weil der Hof die griechische Sprache als die amtliche durch alle Jahrhunderte hindurch beibehielt. Dieses Reich bestand vom J. 395 bis 1453, da wurde es durch die Türken zerstört, wie wir in der Folge sehen werden. Das weströmische Reich dagegen bestand nur 81 Jahre, nämlich vom J. 395 bis 476, da machte ihm Odoacer, Anführer der Heruler, ein Ende, indem er den letzten Kaiser, Romulus Augustulus, absetzte und sich zum Herrscher von Italien aufwarf.

Die byzantinischen Kaiser hielten sich in ihrer Einbildung, und später eine Zeitlang in der That, für die Herrscher, wenigstens über einen großen Theil des zerstörten weströmischen Reiches; und die Patriarchen von Constantinopel glaubten mehr zu sein, als die Päpste, weil sie ihren Sitz in der nunmehr alleinigen Residenz des Kaisers hatten. Hermanrich, der berühmteste Herrscher der Gothen, eines Volkes, das seiner Abstammung nach zu den Germanen gehörte und welches schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung die Römer beunruhigte, hatte sich die Alanen und Roxolanen am Don, die Heruler am mäotischen See, die Veneter und Ästyrer unterworfen, und so erstreckte sich seine Herrschaft vom schwarzen Meere bis zur Ostsee, also über einen großen Theil des heutigen Rußlands. Er machte den Athanarich zum Oberrichter über die Gothen im Westen mit fast königlicher Gewalt. Unter diesem begann der Krieg mit den Römern wieder; doch schloß er mit dem byzantinischen Kaiser Valens Frieden und ward König der Westgothen, unabhängig von Hermanrich (370). Auf Be-

trieb des Valens nahm er und sein Volk das Christenthum unter arianischen Lehrsätzen an. Im Jahre 378, wie schon erwähnt, schlugen die Gothen das byzantinische Heer bei Adrianopel, wobei der Kaiser in jener Bauernhütte seinen Tod fand. Es war zwischen ihnen zum Kriege gekommen, weil Valens die den Gothen versprochenen Lebensmittel nicht hergab.

Wir begegnen einer christlichen gothischen Colonie schon in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts, denn Ulfilas war schon um's Jahr 348 Bischof in der gothischen Kirche. Kaiser Constantius hatte diesen Colonisten das rechte Ufer der Donau zu Wohnsitzen angewiesen. Ulfilas unterschrieb das arianische Glaubensbekenntniß auf einem Concil zu Constantinopel (360).

Er ist Erfinder des gothischen Alphabets und Uebersetzer der Bibel, wenigstens eines Theils derselben in's Gothische und starb gegen 388.

Durch die Hunnen gedrängt, zog ein großer Theil der Westgothen nach Spanien, wo sie ein neues Reich gründeten. Die Ostgothen wohnten an der Donau und wurden den Hunnen unterthänig. Nach Attila's Tode (453) erhoben sie sich gegen dessen Söhne und machten sich von der hunnischen Herrschaft los. Sie erhielten von dem byzantinischen Kaiser Marcian (450—457) den westlichen Theil von Ungarn (Pannonien). Bald wurden sie den Römern wieder furchtbar und ihr König Theodorich verlangte vom Kaiser Zeno die Abtretung Niedermösiens und Niederdaciens. Um ihn im Guten los zu werden, gab Zeno ihm den Rath, nach Italien zu gehen, um dort den Odoaker, der sich zum Herrscher dieses Landes aufgeworfen hatte, zu vertreiben. Theodorich nahm diesen vortheilhaften Vorschlag an und ward schon im Jahre 393 nach Eroberung des Landes und Ermordung Odoacer's vom römischen Senate zum Könige von Italien ernannt. Sein Reich erstreckte sich auch über Sicilien und nach und nach kam jenseits der Alpen Dalmatien, Pannonien, ein Theil der Provence, Noricum und Rhätien dazu; die Haupt- und Residenzstadt war Ravenna.

Obgleich Theodorich den staatlichen Organismus in dem eroberten Lande bestehen ließ, wurden die Gothen von den römischen Katholiken schon deshalb gehaßt, weil sie Arianer waren. Bald mußte der byzantinische Kaiser mit Sorge und Neid auf die große Macht der Gothen sehen. Vergebens schickte Anastasius, der Nachfolger Zeno's (491—518), ein Landheer und eine Flotte nach Italien. Doch nur von kurzer

Dauer war das mächtige Ostgothenreich! Theodorich starb im J. 526 und vierzehn Jahre darauf eroberte der oströmische Feldherr Belisar Ravenna, führte den Kampf mit den Gothen bis zum J. 547, und würde ihrer Herrschaft schon jetzt ein Ende gemacht haben, hätte Kaiser Justinian ihn nicht zurückberufen. Doch statt seiner wurde Narses nach Italien geschickt, der rief die Longobarden zu Hilfe und schlug die Gothen in der Gegend von Toskana zweimal (552). Damit war ihr Reich zerstört. Ein Theil von ihnen unterwarf sich dem Kaiser, ein anderer floh zu den Franken und rief diese um Beistand an. Im J. 554 brachen die Franken und Alemannen in Italien ein, aber Narses besiegte auch sie. Seitdem verschwanden die Ostgothen aus der Geschichte.

Das Exarchat.

Die Byzantiner oder Griechen führten jetzt ihre Verfassung in Italien ein, indem sie einen Exarchos zum Oberstatthalter bestellten, der als Reichsverweser das Ganze leitete und seinen Sitz in Ravenna hatte. Unter ihm standen abhängige Herzoge als Unterstatthalter, die in den großen Städten ein meist militairisches Ansehen hatten. So entstand aus der heutigen Romagna, dem Küstenstriche von Rimini bis Ancona, den Seegegenden um Genua und ganz Unteritalien ein Herzogthum, nämlich dies in der Geschichte bekannte Exarchat. Narses war 15 Jahre Statthalter, da wurde er abgesetzt. Sein Nachfolger Longinus war der erste, welcher den Titel eines Exarchos erhielt. In Rom führten jedoch die Präfecten, der Senat und der Papst die Regierungsangelegenheiten der Stadt.

Das Volk wurde von den Exarchen mit fast unerschwinglichen Steuern belastet, indem diese Regenten nur sich zu bereichern strebten. Der Kaiser setzte bald diesen bald jenen ein, aber einer regierte schlechter als der andere. Johannes I. wurde von den empörten Bewohnern Ravenna's sammt seinem Anhange ermordet (616). Eleutherius, sein Nachfolger, ein noch viel schlimmerer Geselle, erklärte sich sogar unabhängig von Constantinopel und ließ sich zum Kaiser des Abendlandes ausrufen. Doch wurde er auf dem Wege nach Rom von seinen eigenen Soldaten erschlagen.

Unterdessen machten die Longobarden, ein skandinavischer Völkerstamm, dem wir schon im J. 527 in Pannonien, welches Land ihm Kaiser Justinian einräumte, begegnen, immer mehr und mehr Jagd auf dieses Exarchat. Sie waren, nachdem sie dem Narses geholfen die Gothen unterwerfen, wieder fortgezogen, kamen aber im J. 568, angeblich auf die Einladung des nunmehr abgesetzten Narses zurück und nahmen den Griechen Oberitalien weg, das seitdem nach ihnen „Lombardei" benannt wurde. Sie waren Anfangs Arianer, wurden aber später mit ihrem Könige Agilulf Katholiken. Der Exarchos schloß Frieden mit ihnen, den sie auch treulich hielten; aber er fürchtete sich vor ihrer wachsenden Macht. Deshalb rief er die Franken herbei. Die kamen auch dreimal über die Alpen herüber, wurden aber jedesmal von den Longobarden zurückgeschlagen. Jetzt blieb Frieden im Lande, bis der Bilderkrieg begann, der den Haß der Italiener und Griechen gegenseitig bis zum höchsten Grade steigerte, und den Verlust Italiens für die griechischen Kaiser zur Folge hatte. Denn der Longobardenkönig Aistolf benutzte diesen Streit, eroberte Ravenna und machte der byzantinischen Herrschaft im obern und mittlern Theile Italiens ein Ende (752). Das Exarchat war nun in der Gewalt der Longobarden. Da diese aber auch anfingen Rom zu bedrohen, rief Papst Stephan II. (752 bis 757) die Hilfe des Frankenkönigs, Pipin an, zu dem er selbst über die Alpen gezogen war. Der König sammt seiner Gemahlin und dem ganzen Hofe ging ihm entgegen und das Volk in Paris begrüßte den heiligen Vater mit Lobgesängen. Nach verrichteter Sache geleitete eine Gesandtschaft der Franken den Papst zurück und verlangte von Aistolf Herausgabe des eroberten Landes. Dieser aber weigerte sich dessen trotzig. Da führte Pipin seine Franken über die Alpen, zwang Aistolf zum Frieden und schenkte das durch das Schwert eroberte Exarchat dem heiligen Stuhle. Der byzantinische Kaiser protestirte dagegen und wollte sein Exarchat wieder haben; allein Pipin ließ ihm sagen, er hätte diesen Feldzug nicht um des Kaisers willen, sondern zur Ehre des heiligen Petrus unternommen. Bisher waren die Päpste abhängig vom Kaiser in Constantinopel, jetzt aber wurden sie weltliche Fürsten und Herren von Rom. Die Römer übertrugen an sie die Hoheit und von nun an wählten die Päpste ihre Beamten selbst, wie jeder weltliche Herrscher. Vergeblich bemühte sich Aistolf, der jedoch schon im J. 756 starb, vergeblich sein Nachfolger Desiderius, dem

Papste die Schenkung wieder wegzunehmen; seine Bemühung war sein Untergang! Denn Pipin's Sohn, Karl der Große, nahm im J. 774 den König Desiderius sammt dessen Gemahlin in Pavia gefangen und ließ sie beide nach Lüttich in ein Kloster bringen. Sieben Jahre darauf ernannte Karl seinen Sohn Pipin zum Könige der Lombardei (781). Er selbst aber wurde vom Papste im J. 800 zum römischen Kaiser gekrönt. Damit begann die fränkische Dynastie in dem verfallenen weströmischen Reiche.

III.

Die sieben allgemeinen Kirchenversammlungen.

Wir müssen jetzt den Leser auf das Gebiet des oströmischen Reiches führen, wo die sieben allgemeinen Kirchenversammlungen Statt fanden, die da gehalten wurden, um die verschiedenen Irrlehrer zu widerlegen und über andere Angelegenheiten der Religion und Kirche zu berathschlagen und zu entscheiden. Zu einer allgemeinen Kirchenversammlung ladet der Papst als Nachfolger des heiligen Petrus und Oberhaupt der Kirche alle Bischöfe der ganzen katholischen Christenheit ein; doch ist nicht unumgänglich nothwendig, daß alle erscheinen. Alle Prälaten, d. h. alle Cardinäle, Bischöfe und Ordensgenerale oder deren Stellvertreter haben Stimmrecht — nicht so die Doctoren der Theologie, welche, wenn sie hinzugezogen werden, nur eine consultative Stimme haben; der Papst in Person oder seine Legaten führen den Vorsitz und die Leitung der Versammlung. Die Beschlüsse werden vom Papste bestätigt und den Gläubigen, als vom heiligen Geiste eingegeben, als Glaubens- oder Sittennorm verkündet. Ein solches Concil wird eine ökumenische oder allgemeine Kirchenversammlung genannt.

Auf den ersten sieben allgemeinen Kirchenversammlungen, die wir jetzt flüchtig betrachten wollen, entstanden schon manche Streitigkeiten zwischen den Bischöfen des Morgen- und des Abendlandes.

Erste allgemeine Kirchenversammlung.

I. Die erste derselben, von den Lateinern Concilium und von den Griechen Synode genannt, wie wir sie in unserer Erzählung abwechselnd zu nennen pflegen, fand im Jahre 325 zu Nicäa Statt gegen die Irrlehren des Arius, eines gelehrten Priesters von Alexandrien, der gern Bischof werden wollte. Er behauptete, Christus sei das erste, edelste und göttlichste aller aus Nichts hervorgegangenen Dinge, der erhabenste aller erschaffenen Geister, aber nicht der von Ewigkeit geborene Sohn des Vaters, folglich nicht von gleichem Wesen mit Gott. So sprach er sich in zwei Briefen an die Bischöfe von Nicomedien und Alexandrien aus. Nachdem er schon im J. 321 durch ein Concil von hundert Bischöfen in den Bann gethan worden und er nach Palästina geflohen war, bestätigte jene allgemeine Kirchenversammlung zu Nicäa dieses Verdammungsurtheil, und setzte ein Glaubensbekenntniß auf, welches folgendes bestimmte: „Der Sohn, nämlich Jesus Christus, ist gezeugt vom Vater und nicht geschaffen — gezeugt aus dem Wesen des Vaters, Gott aus Gott, Licht aus Licht, wahrhaftiger Gott aus dem wahrhaftigen Gott, gleicher Substanz mit dem Vater.“ Des Arius größter und würdigster Gegner war Athanasius, das hellglänzende Gestirn und unermüdliche Haupt der römisch-katholischen Kirche. Er war damals erst 26 Jahre alt und nur der vornehmste unter den Diakonen des Bischofs von Alexandrien, der ihn als Beistand gegen den Irrlehrer mit auf dieses Concil nahm. Arius aber hatte viele mächtige Freunde und treue Anhänger, die es dahin brachten, daß Athanasius von 60 Bischöfen in Tyrus (335) verurtheilt und vom Kaiser Constantin dem Großen nach Trier verbannt wurde.

Arius ward nun in Jerusalem bei Gelegenheit der Einweihung einer Kirche, wobei viele Bischöfe zugegen waren, in die Kirchengemeinschaft wieder aufgenommen und begab sich eiligst nach Constantinopel, wo er aber eines plötzlichen Todes starb (336).

Athanasius wurde nun wieder zurückberufen und lebte, unermüdlich thätig für den orthodoxen Glauben bis in's J. 372. Constantin der Große starb (337) und sein schwacher Nachfolger als Kaiser des Morgenlandes, Constantius, ertheilte dem Bischof von Nicomedien, Eusebius, dem eifrigsten Vertheidiger des Arius, der nebst dem Bischofe Theognis von

Nicäa das Glaubensbekenntniß nicht unterschrieb, das Recht der freien Religionsübung nach den arianischen Lehrsätzen in dem östlichen Theile des Reiches. Als Constantius nach dem Tode seiner Brüder Alleinherrscher des ganzen römischen Reiches wurde (353), da nahmen die arianischen Streitigkeiten von Neuem zu. Der Kaiser ließ ein Concil nach Mailand berufen, um die arianische Lehre zu bestätigen. „Unterzeichnet oder weicht von euren Kirchen," sprach er gebieterisch zu den Bischöfen. Wer ihm widerstand, wurde gemartert und verbannt. Manche Bischöfe unterschrieben. Athanasius wird vertrieben, die päpstlichen Legaten lassen sich einschüchtern und willigen in die Verdammniß des Athanasius ein. Man ersieht schon hieraus, der Kaiser verfuhr in Kirchen-Angelegenheiten als oberster Schiedsrichter. — Dies Benehmen wird seine Folgen in verderblicher Weise weiter hin zu Tage bringen.

Daß auch Papst Liberius (352—366) sich seine Rückkehr nach Rom durch dieselbe Schwachheit erkauft habe, wird bestritten.

Die Arianer zerfielen in verschiedene Abstufungen und hatten nach ihren verschiedenen Parteihäuptern, auch verschiedene Namen und Meinungen. Sie theilten sich in strenge und in Halb-Arianer; jene behaupteten, der Sohn sei dem Vater durchaus ungleich in der Wesenheit, diese dagegen waren der Meinung, der Sohn sei dem Vater wohl untergeordnet, aber der Wesenheit nach ähnlich. Die Bischöfe beider Parteien schleuderten auch gegenseitig den Bannstrahl auf sich. Durch Zersplitterung verloren die Arianer bald wieder alle Bedeutung und selbst im byzantinischen Reiche, wo sie gegen fünfzig Jahren die herrschende Kirche gewesen waren, verschwanden sie schon in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts ganz. Die Gothen hatten diese Lehre mit dem Christenthume selbst angenommen und blieben ihr treu bis zum Untergange ihres Reiches in Italien. Die Westgothen in Spanien wurden vom J. 586 bis 589 zum nicäischen Symbol, d. h. zum Katholicismus, bekehrt.

Die Sätze, auf welche Arius seine Lehre gründete, sind folgende: Der Sohn kann nicht aus dem Wesen Gottes gezeugt sein, weil man sonst Gott sich als theilbar denken müsse. Wenn aber der Sohn von Gott gezeugt sei, so müsse es eine Zeit gegeben haben, wo er noch nicht war; er könne also nicht von Ewigkeit her sein, wie Gott. Die Anhänger und Vertheidiger dieser Lehre sind mit den sogenannten Arianern noch nicht ausgestorben, sie haben sich durch alle Jahrhunderte

hindurch bis auf den heutigen Tag erhalten, denn unsere rationalistischen Theologen denken und lehren in ähnlichem Sinne.

Diese Lehre wird sich bei einem in der Cultur fortschreitenden Volke schon deshalb erhalten, weil sie nach rationellen Begriffen schön und edel ist — und dabei neben der Wissenschaft auf Einem Wege gehen kann. — Allein das Wahre, das einzige Nothwendige ist sie doch nicht, weil wir nach ihr nur in diesem Leben auf Christum hoffen können. Hofften wir aber nur in diesem Leben auf Christum, sagt der in alle Weltweisheit eingeweihete Apostel Paulus, so wären wir die elendesten der Menschen. Die Arianische Lehre bleibt daher immer nur ein schlechter Trost in der unvermeidlichen Trübsal, ein schwacher Stab am Rande des Grabes! Christus muß das sein, für was er sich selbst öffentlich und feierlich erklärte Joh. 14, 9 — 19, 7., Matth. 26, 64. 65, sonst hat er sich selbst und uns Alle, die wir auf seinen Namen getauft sind, betrogen. — Aber hier ist kein Betrug!

Die erste allgemeine Kirchenversammlung zu Nicäa ist noch dadurch merkwürdig, daß Constantin der Große, der sich aber erst auf seinem Todbette taufen ließ (337), alle Bischöfe des Reiches kostenfrei dazu einlud, ihr persönlich beiwohnte, und sich aus Demuth nicht eher niedersetzen wollte, als bis alle Bischöfe ihn durch einen Wink dazu einluden. Er lehnte es aber auch von sich, über die ihm vorgelegten Klagen der mit einander streitenden Parteien ein eigenes Urtheil abzugeben.

Zweite allgemeine Kirchenversammlung.

II. Das zweite allgemeine Concil wurde im J. 381 zu Constantinopel gehalten gegen die Irrlehre des Macedonius, Patriarchen derselben Stadt. Er gehörte zu den Arianern, behauptete aber dessen ungeachtet gegen sie wie gegen die Orthodoxen, daß der heilige Geist ein Geschöpf sei, daß ihm also die Gottheit fehle. Er starb frühe, und zwei Jahre nach seinem Tode wurde seine Irrlehre auf einer Synode zu Alexandrien (362), namentlich durch jenen Athanasius als häretisch, d. h. als ketzerisch, verdammt. Desgleichen geschah auch zu Rom im J. 367. Die Beschlüsse der zweiten allgemeinen Versammlung (381), lauten, daß der heilige Geist dem Vater und dem Sohne gleich an Wesen und Würde ist. Hier wurde auch noch bestätigt, was auf dem

ersten allgemeinen Concil beschlossen worden war; aber es erstand ein neues Glaubensbekenntniß, doch auf dem Grunde des nicäischen Symbols und die römisch-katholische Lehre wurde die herrschende.

Dritte allgemeine Kirchenversammlung.

III. Die dritte allgemeine Versammlung fand im J. 431 zu Ephesus Statt gegen die Irrlehre des Nestorius und für die Gottesgebärerin. — Er war Patriarch von Constantinopel und nahm Aergerniß an dieser Benennung der allerreinsten Jungfrau, welche, wie sich ein Grieche ausdrückt, unserer Erlösung zum Organ gedient. Auch behauptete er, es müßten in Christo nicht bloß zwei Naturen, sondern auch zwei Personen unterschieden werden, während die Kirche glaubt, daß in Christo zwei Naturen, eine göttliche und eine menschliche wohne und beide zu einer Persönlichkeit in ihm sich vereinigt hätten. Sein größter Gegner war der Papst Cölestinus I. (423—432) und Cyrillus, Patriarch von Alexandrien. Seine Freunde und Vertheidiger aber waren der Kaiser Theodosius II., Johannes, Patriarch von Antiochien, Theodoretes, Bischof von Cyrus und mehrerer anderer Prälaten. Zwischen beiden Parteien gab es einen heftigen Streit und ihn zu schlichten, berief der Kaiser ein Concil, auf welchem aber Nestorius gar nicht und der Patriarch von Antiochien erst dann erschien, als von der Versammlung schon das Anathema *) über den Irrlehrer ausgesprochen war.

Als nun Johannes erschien, erklärte er den Ausspruch der Synode für ungültig und excommunicirte sowohl den Cyrillus als auch Memno, den Bischof von Ephesus. Cyrillus und seine Anhänger thaten aber dasselbe gegen Johannes und so wurde der Streit immer heftiger.

Durch seine große Hartnäckigkeit verlor Nestorius endlich auch die Gunst des Kaisers und der Beschluß von 200 Bischöfen, die ihn seiner Patriarchenwürde entsetzt hatten, blieb bestätigt. Er starb in der Ver-

*) Anathema heißt die Formel, durch welche der Bannfluch ausgesprochen wird, und auch Bannfluch selbst. Excommuniciren heißt: Jemanden aus der Kirchengemeinschaft verstoßen. Der Excommunicirte soll in der Gewalt des Satans stehen. 1. Cor. 5. 5. 1. Timoth. 1. 20.

bannung in Ägypten Dieser Streit war eigentlich durch einen Priester Anastasius entstanden, der die Benennung: Gottesgebärerin, öffentlich bekämpfte. So wurde er für einen Leugner der Gottheit Christi erklärt. Der Patriarch Nestorius nahm sich seiner an, indem er die beiden Naturen in Christo strenge von einander geschieden haben und die Mutter Jesu nur Christusgebärerin (Christotokos) genannt wissen wollte.

Vierte allgemeine Kirchenversammlung.

IV. Die vierte allgemeine Versammlung wurde zu Chalcedon im J. 451 gehalten gegen die Irrlehre des Eutyches und für die zwei Naturen in Christo. Dieser Abt, ein heftiger Gegner des Nestorius, ging in seinem Eifer so weit, daß er behauptete, es gäbe in Christo, wie auch nur Eine Person, also auch nur Eine Natur und zwar die göttliche, deren Scheinhülle nur die menschliche gewesen oder mit andern Worten: nach der Menschwerdung Gottes sei die menschliche Natur von der göttlichen verschlungen worden. Da er hartnäckig auf seiner Behauptung verharrte, wurde er von Flavian, dem Patriarchen von Constantinopel, abgesetzt. Er beschwerte sich hierüber in Rom und hoffte vom Papste Leo I. (440—461) Bestätigung seiner Lehre, was aber natürlicher Weise nicht geschehen konnte. Der Papst rechtfertigte das Verfahren Flavian's und erklärte diese neue Lehre für häretisch. Der seiner Würde entsetzte Abt hatte aber viele Freunde bei Hofe, die es beim Kaiser Theodosius dahin brachten, daß dieser ein Concil nach Ephesus berufen ließ — wie man in Rom vermuthete, zu Gunsten des Irrlehrers. Der Papst Leo I. nichts Gutes von dieser Synode ahnend, bequemte sich dennoch, sie zu beschicken (449). Auf dieser Versammlung spielte der Patriarch von Alexandrien, Dioskor, Nachfolger des Cyrillus, die Hauptrolle. Er, ein boshafter hochmüthiger Mann, setzte die Legaten des Papstes zurück, ja, er gestattete ihnen nicht einmal, die Briefe des heiligen Vaters vorzulesen. Auch trieb er seine Rohheit so weit, sich an der Person des Patriarchen Flavian zu vergreifen, und sie mit Füßen zu treten. Jetzt rief er auch noch Soldaten herbei, die ihm halfen darauf losschlagen. Mittels solcher rohen Gewalt zwang er viele der blutig geschlagenen Väter von Rom, seinen Willen schriftlich zu bestätigen; die übrigen entzogen

ihm ihre Unterschrift durch die Flucht. Der ehrwürdige Patriarch Flavian starb bald darauf an den Folgen dieser Mißhandlung. Eutyches aber hatte gesiegt, er wurde von der Verdammung wieder losgesprochen und für rechtgläubig erklärt. Kaiser Theodosius bestätigte die Beschlüsse dieses Concils, eines Concils, dem Leo I. den historischen Namen: „Räubersynode“ gegeben hat. Entrüstet erklärte sich der Papst gegen die mit so roher Gewalt erzwungenen Beschlüsse, und nach Theodosius Tode (450) brachte er es dahin, daß unter dessen Nachfolger Marcian ein anderes würdiges Concil berufen wurde, nämlich das vierte allgemeine zu Chalcedon (451), auf welchem die Legaten des Papstes neben dem Kaiser den Vorsitz hatten. Die Glaubensbekenntnisse von Nicäa und Constantinopel wurden wiederholt, die Lehren des Nestorius und seiner Anhänger verdammt und der Glaube an zwei in der Person Christi, ohne Vermischung vereinigte Naturen, die göttliche und die menschliche, wurde festgestellt, die Lehre des Eutyches damit auch verworfen und der seiner Würde entsetzte Patriarch Dioskor wurde vom Kaiser nach Kleinasien verwiesen. Rom trug diesmal einen besonders glänzenden Sieg davon, denn die Versammlung rief am Schlusse:

„Der heilige Petrus hat durch den Mund Leo's I. geredet!“ Auf diesem Concil machte sich Anatolius dadurch bemerkbar, daß er seinem bisher nur bischöflichen Sitze in Constantinopel Patriarchenwürde verschaffte und, wie die Griechen behaupten, dadurch auch gleichen Rang mit dem apostolischen Stuhle zu Rom. Papst Leo I. protestirte vergeblich dagegen, und Anatolius war daher mit ihm bis an seinen Tod (458) über den Primat in Streit*). Im J. 457 wurde er auch über den Patriarchen von Antiochien und zum Richter über den von Alexandrien gesetzt. Nach seiner Überzeugung war Anatolius der Lehre des Eutyches ergeben, aber um des Kaisers und des Papstes Gunst zu gewinnen, erklärte er sich auf diesem Concil für die Orthodoxen.

Ferner sind die Beschlüsse der chalcedonischen Kirchenversammlung auch noch dadurch merkwürdig, daß sie dem Vorsteher der Diakonen,

*) Papst Bonifacius III. (606 bis 607) erlangte vom Kaiser Phokas die Erklärung, daß die Patriarchen von Constantinopel nicht gleichen Rang mit den Päpsten haben könnten.

dem Archidiakon, der heutzutage in der griechischen Kirche nicht einmal Priester ist, die Macht ertheilten, seine Untergebenen zu excommuniciren. Auch konnte er sogar zum Bischof erwählt werden.

Fünfte allgemeine Kirchenversammlung.

V. Wie groß aber die Zahl der Anhänger des Eutyches und wie stark ihre materielle Kraft war, beweist ihr schreckliches Wüthen und Morden, dem man in der byzantinischen Geschichte dieser Zeit begegnet. Binnen einigen Jahren hatten sie sieben Bischöfe, welche an den Beschlüssen des Concils von Chalcedon festhielten, ermordet und Männer ihres Sinnes auf die Patriarchenstühle von Alexandrien, Jerusalem und Antiochien erhoben. Dadurch, daß sie in Christo nur Eine Natur, die göttlich-menschliche, annahmen, gab es die größte Verwirrung. Der Mönch Peter Fullo, der sich auf den Patriarchenstuhl von Antiochien setzte, versuchte die Formel: „Gott ist gekreuzigt," in das Trisagion der Liturgie einzuschieben. Und durch Severius, der später Patriarch von Antiochien war, sollte auch in Constantinopel der Zusatz: „Gott, der du für uns bist gekreuzigt worden," eingeführt werden. Kaiser Zeno dachte dadurch Frieden und Eintracht zu stiften, daß er eine dogmatische Entscheidung, das historisch bekannte Henotikon, erließ (482). In dieser Schrift werden zwar die Irrlehren des Nestorius und Eutyches verdammt, aber des für die orthodoxe Kirche so wichtigen Concils von Chalcedon wurde darin mit keiner Sylbe erwähnt, was wohl so viel hieß: daß es den Beistand des heiligen Geistes nicht gehabt — und daher ungültig sei. Ja, Basiliskos, der den Kaiser Zeno im J. 475 stürzte und sich auf seinen Thron schwang, hatte alle Bischöfe aufgefordert, dieses allgemeine Concil zu verdammen. Dadurch wurde der Streit schwerer zu schlichten und das Henotikon, welches Zeno, der im J. 477 wieder auf den Thron kam, gegeben, konnte die Einheit nicht herstellen, denn es entstanden jetzt vier Parteien: die eine war für das Concil zu Chalcedon ohne das Henotikon, die andere für das Concil und das Henotikon, die dritte gegen das Concil sammt dem Henotikon, die vierte gegen das Concil, aber für das Henotikon. In Folge dessen verwarf der Papst Simplicius I. (468 bis 483) das ganze Henotikon, welches aber von den

Patriarchen von Constantinopel und Alexandrien, die ihre hohen Ämter den Anhängern des Eutyches verdankten, bestätigt wurde. Da sprach Papst Felix II. (483 bis 492) den Bann über sie aus, und sie thaten desgleichen über den Papst. Auf diese Weise entstand eine Spaltung in der Kirche, welche 35 Jahre dauerte, nämlich von 484 bis 519.

Im J. 527 kam Justinian I., auch der Große genannt, zur Regierung. Er ging mit dem Gedanken um, das Kaiserreich, wie es unter Constantin dem Großen gewesen war, wieder herzustellen. Kirchliche Einheit that daher vor allem Andern noth. Ganz gelang ihm sein Plan zwar nicht, aber wir sahen bereits, wie sein Feldherr Belisar in Italien siegreich kämpfte und wie Narses das Exarchat stiftete. Er ließ auch die Hörsäle der letzten heidnischen Philosophen in Athen schließen. Aber die Monophysiten — so nannte man die Anhänger des Eutyches deshalb, weil sie nur Eine Natur in Christo annahmen — mit der Kirche auszusöhnen, war ein viel schwereres Werk. Der bitterste Haß hielt beide Parteien von einander getrennt. Die Beschlüsse des Concils von Chalcedon wurden von den Orthodoxen hoch und heilig gehalten, von den Monophysiten aber herabgewürdigt und verworfen; denn diese Letzteren konnten es nicht verschmerzen, daß ihre Väter durch eben diese Beschlüsse verurtheilt worden waren, und so erklärten sie dem Kaiser, daß das ganze Concil schon allein deshalb zu verwerfen sei, weil viele Bischöfe die Beschlüsse nicht unterschrieben hätten. Der Kaiser, mehr Orthodox als Monophysit, wußte nicht, wie hier die Einigkeit herzustellen sei. Es lebte aber zu dieser Zeit Theodor Askidas, Bischof von Cäsarea, ein monophysitisch und origenistisch gesinnter Mann, der eben so gut bei der Kaiserin Theodora als bei ihrem Gemahl hoch angeschrieben stand; er zeigte dem Kaiser, wie das Ding sich machen ließe. Der Grund, sagte er, warum Viele die Beschlüsse des Concils von Chalcedon nicht unterschreiben wollten, ist, weil die drei Capitel in den Verhandlungen nicht verdammt wurden; geschähe dies, so würde Niemand mehr die Unterschrift verweigern. Dem Kaiser gefiel der Vorschlag, und er erließ im J. 544 ein Edict, in welchem die drei Capitel verdammt wurden. Die morgenländischen Bischöfe unterwarfen sich, die abendländischen und afrikanischen widersprachen, aus Ehrfurcht gegen das Concil von Chalcedon. Da der Kaiser aber wohl einsah, daß er, ohne den Papst Vigilius in seinen

Händen zu haben, mit Schimpf werde zurücktreten müssen, so lockte er denselben, unter dem Vorwande allgemeiner Vereinigungsmaßregeln gegen die Ketzer, nach Constantinopel. Der Papst würde ihm schwerlich willfahrt haben, hätten damals die kaiserlichen Heere unter Narses nicht so siegreich in Italien gefochten. Er erschien; zwischen ihm und dem Kaiser entstand aber bald ein so heftiger Widerstreit, daß sein Leben dabei in Gefahr kam. Er mußte der Gewalt nachgeben und in ein Concil einwilligen, das dann auch im J. 553 zu Constantinopel Statt fand, das fünfte allgemeine. In Glaubenssachen wurde nichts verhandelt, aber es wurde der Dreicapitelstreit dadurch geschlichtet, daß man die drei längst verstorbenen Personen, durch die er veranlaßt wurde, verdammte.

Einige Geschichtschreiber behaupten, daß Papst Vigilius dieses Concil erst im J. 554 bestätigt hätte, und zwar auch jetzt nur, weil er der Gewalt nachgeben mußte, denn der Kaiser hatte damals schon das Exarchat gegründet und war Herrscher über den größten Theil Italiens.

Unter den drei Capiteln aber versteht man erstens ein Buch von der Fleischwerdung Christi, in welchem sich der Verfasser, Theodor, Presbyter von Mopsu-Hestia, gegen die Gottheit Christi aussprach. Die Grundsätze dieses Philosophen stimmten mit denen des Pelagius*) ganz

*) Pelagius war aus Britannien gebürtig und ging im J. 400 nach Rom. Neun Jahre darauf sehen wir ihn in Sicilien, und dann in Afrika und Palästina. Er lehrte, es sei nicht bloß möglich, daß der Mensch in diesem Leben ohne Sünde sein könne, sondern stellte auch die Behauptung auf, daß der Mensch nicht durch die Gnade Gottes in Jesu Christo, sondern durch die Kraft seines eigenen freien Willens die Seligkeit erlangen könne. Er vertheidigte seine Lehre in einer Versammlung von Bischöfen zu Diospolis mit Erfolg. Aber Hieronimus und Augustinus wurden bald seine größten und würdigsten Gegner. Nachdem er von einem afrikanischen Concil verdammt worden war, sprachen auch die Päpste Innocenz I., Zosimus und Cölestinus I das Anathema über seine Irrthümer aus, und so ward er sammt seinen Anhängern vom Kaiser Honorius verbannt. In sein Vaterland zurückgekehrt, starb er schon im J. 417. Er war ein Mann von großer Gelehrsamkeit und suchte die christliche Religion mit der Vernunft zu verbinden, um sie den Heiden desto annehmbarer zu machen. Wie aber die römisch-katholische Kirche die Religion oder den Glauben mit der Vernunft verbunden haben will, das erklärt sie in vier Lehrsätzen,

überein, und so hielt man ihn für den Urheber des Pelagianismus und zugleich auch für den Begründer des nestorianischen Lehrbegriffs. Da er schon im J. 428 mit Tode abgegangen war, konnte er nicht zur

---

wie sie von Rom aus dem Erzbischofe von Paris im J. 1854 zugestellt wurden, und die er dann in einem Rundschreiben veröffentlichte. Es heißt darin unter Anderm also:

„Meine Herren und theuern Mitbrüder! Von Seiten des päpstlichen Stuhles sind uns kürzlich vier Lehrsätze mitgetheilt worden, die im Schooße der Congregation des Index formulirt und approbirt wurden. Wir erfüllen eine Pflicht gegen Sie, indem wir dieselben zu Ihrer Kenntniß bringen, da sich dieselben hauptsächlich auf in unserer Diözese erschienene Schriften und angeregte Controversen beziehen. Diese vier Sätze sind folgende:

I. Obwohl der Glaube über der Vernunft steht, kann es zwischen beiden doch keinen Zwiespalt oder Widerspruch geben, da alle beide aus einer und derselben Quelle der Wahrheit, von Gott, ausgehen und sich gegenseitig die Hand bieten. —

II. Mittelst der Vernunft kann man das Dasein Gottes, die Geistigkeit der Seele, die Freiheit des Menschen mit Sicherheit beweisen. Der Glaube kommt nach der Offenbarung; man kann ihn also nicht füglich anwenden, um gegen den Atheisten das Dasein Gottes und gegen den Naturalisten und den Fatalisten die Spiritualität der Seele und die Freiheit des Menschen zu beweisen.

III. Der Gebrauch der Vernunft geht dem Glauben voraus und führt den Menschen mit Hilfe der Offenbarung und Gnade zu diesem.

IV. Die Methode, welche der heilige Thomas, der heilige Boneventura und andere Scholastiker nach ihnen anwandten, führt nicht zum Rationalismus und ist nicht Schuld daran, daß in unseren heutigen Schulen die Philosophie in den Rationalismus und Pantheismus verfiel. Man darf es also diesen Lehrern und Meistern nicht zum Verbrechen anrechnen, daß sie sich dieser Methode bedient haben, namentlich nicht, da die Kirche einstimmte oder doch schwieg.

Sehen Sie, meine Herren und theuren Mitbrüder, daß diese Lehrsätze gegen das neue System gerichtet sind, welches sich den „Traditionalismus“ nennt und der menschlichen Vernunft die Kraft abzusprechen bemüht ist. Wir haben mit großer Befriedigung gesehen, daß jene, die unter uns angeklagt waren, ähnlichen Lehren zu huldigen, alle philosophische Eigenliebe bei Seite gesetzt und, einzig und allein geleitet von dem richtigen Gefühl der Treue und Ergebenheit gegen den heiligen Stuhl, unumwunden und ohne Aufschub den von Rom aus ihnen zur Unterzeichnung zugeschickten Lehrsätzen, die ihres Ursprungs wegen für die Katholiken von so mächtiger Bedeutung sind, in den erhabenen Regionen des Glaubens und der Vernunft eine leuchtende Furche gezogen. Rom's Weisheit zeigt den Weg zwischen

Widerrufung seiner Lehre auf die Kirchenversammlung zu Chalcedon geladen werden, und man mußte sich hier damit zufrieden stellen, daß man seine Lehre als ketzerisch verdammte, was denn auch geschah. Das zweite Capitel betraf die Schriften des Theodoretes, Bischofs von Kirrhos in Syrien, und das dritte den Brief Iba's, Bischofs von Edessa, an den Perser Maris. Da aber beide Männer auf dem Concil zu Chalcedon ein schriftliches und mündliches Glaubensbekenntniß ablegten, mit welchem die Versammlung vollkommen zufrieden war, indem sie sich gegen die Arianer erklärten und das Urtheil, durch welches die Lehre des Nestorius verdammt wurde, unterschrieben, so konnte man nicht umhin, sie zur Gemeinschaft wieder zuzulassen. Die Monophysiten aber stellten, mit Umgehung des Urtheils über den Erstern, die Frage auf: Sind nicht die drei Bischöfe nestorianische Ketzer gewesen? Ihre Schriften antworten hierauf: Ja. Aber warum hat sie das Concil von Chalcedon als rechtgläubig erklärt? — Das Verdammungsurtheil, welches die Edicte des Kaisers und das fünfte allgemeine Concil über alle drei aussprachen, beschwichtigte nun die Zänker und stellte die kirchliche Ruhe wenigstens eine Zeit lang wieder her.

---

zwei Extremen, begrenzt beide, und zeigt die Abgründe, zu denen Ueberschätzung und Verleugnung der Vernunft führen. — Es giebt eine Philosophie unseres Jahrhunderts, welche den Selbstdünkel auf die bedauerlichsten Abwege führt: sie verachtet den Glauben und erhebt die Vernunft über Gebühr. Der Mensch wird übermüthig gemacht; er ist nicht mehr das schwache und hinfällige Geschöpf, das einer erlösenden Hand bedarf, um sich aufzurichten und seine Bestimmung zu erreichen; er ist ein Wesen, dessen Natur unversehrt blieb, das sich selbst genügt und kein Licht von dem himmlischen Lichte zu borgen braucht.

Es soll aber weder die Vernunft verleugnet werden noch der Glaube. Gott erhebt uns zu sich, indem er sich unser, unseres Wesens, unserer Vernunft bedient. Das sagen die heutigen Lehrsätze, das sagen die katholischen Lehrsätze aller Jahrhunderte. Blicken Sie hin, wie die Kirche in dem großen Streite mit Pelagius festen und sichern Schrittes den Mittelweg einzuschlagen wußte zwischen dem Natürlichen und Übernatürlichen, zwischen Menschenkraft und Gotteswerk. So giebt sie auch heute feierliche Belehrungen jenen, welche sie vernichten zu wollen scheinen. So erscheint die Kirche im Laufe aller Jahrhunderte als der Grundpfeiler der Wahrheit" u. s. w.

Sechste allgemeine Kirchenversammlung.

VI. Das sechste allgemeine Concil fand im J. 680 ebenfalls in Constantinopel Statt, gegen die Monotheleten und für die zwei Willen in Christo. Der Haß der Monophysiten gegen die Katholiken, namentlich gegen die des Abendlandes, war durch die Beschlüsse jener Versammlung nicht aus der Wurzel gerissen, er trieb neue Sprossen.

Die Kirche lehrt, daß in Christo Jesu, wie zwei Naturen, nämlich eine göttliche und eine menschliche, also auch zwei Willensäußerungen, die göttliche und die menschliche beständen, jedoch so, daß diese letztere der erstern sich stets vollkommen unterwerfe. Kaiser Heraklius (611 bis 641) war der Meinung, daß diese Lehre eben das Ding sei, welches eine Vereinigung der Monophysiten mit den Orthodoxen unmöglich mache. Sergius, der Patriarch von Constantinopel, war es, der ihm diese Meinung beibrachte und der ihm dann auch den Mittelweg zeigte, auf welchem der Streit sein Ende finden könnte. Ändert man die Lehre dergestalt, sagte er, daß in Christo bei zwei Naturen nur Ein Wille da ist, so müssen die streitenden Parteien sich einigen. Nach dem Glauben der Kirche war diese Meinung des Sergius dieselbe Irrlehre des Eutyches, nur in anderer Gestalt. Aber der Kaiser stellte sich damit sehr zufrieden, und der gelehrte und schlaue Patriarch wußte in seinem Schreiben an den Papst Honorius I. (625—638) diese neue Lehre zur Schlichtung des Streites so vortheilhaft darzustellen, daß dieser sie auch für kirchlich hielt. Sie fand daher auch viele Anhänger, und so entstand diese Secte, „Monotheleten" genannt, d. h. solche, die in Christo wohl zwei Naturen, aber nur Eine Willensäußerung annahmen.

Der Patriarch von Alexandrien, Cyrus, vormals Bischof von Phasis, der lange über die neue Lehre Bedenken trug, erklärte sich endlich auch für sie und machte im J. 633 die Formel bekannt, daß Christus als Gott und Mensch in Einer Person Alles durch eine gottmenschliche Wirkungsweise gethan habe, und brachte dadurch eine Vereinigung der Monophysiten und Orthodoxen in seinem Kirchengebiete wirklich zu Stande. Dagegen aber erklärte sich der Mönch Sophronius, weil den zwei Naturen nothwendig auch zwei Wirkungsweisen entsprechen müßten und der Eine Wille auch auf nur Eine Natur in Christo führe.

Der Papst sah nun bald ein, daß diese neue Lehre falsch war, aber den Frieden liebend, kam er mit dem Kaiser überein, daß den

Orthodoxen wie den Monotheleten befohlen wurde, weder von Einer noch von zwei Willensäußerungen Christi zu reden. Kaiser Heraklius that dieses Verbot in seiner Glaubensentscheidung, der historisch bekannten Ekthesis, kund (638). In diesem Schriftstück nimmt er doch trotz alle dem die Lehre von Einem Willen auf versteckte Weise in Schutz, worüber ihn Papst Johannes IV. (640—642) bittere Vorwürfe machte und dann die ganze Ekthesis als ketzerisch verwarf. Kaiser Constans II. wollte den Streit ein für alle Mal dadurch beilegen, daß er in einem dogmatischen Edict, Typos genannt, befahl, sich strenge an die Beschlüsse der ersten fünf allgemeinen Concilien zu halten und die Zänker über die Willensarten Christi, wenn sie in dem alten Hader noch ferner verharrten, strenge zu bestrafen. Papst Martin I. (649 bis 655) aber verdammte die Lehre der Monotheleten, die Ekthesis und den Typos dazu (649). Der Kaiser, ein Wütherich, ergrimmte darüber, ließ durch seinen Exarchen Kalliopas den heiligen Vater in der Kirche zu Rom gefangen nehmen (653), ihm ein Halseisen umlegen, ihn so durch die Straßen der Stadt und bis nach Constantinopel schleppen. Da der Papst auch hier standhaft blieb, ließ Constans ihn martern und dann im J. 654 nach dem alten Cherson in der Krim, verbannen, wo der Tod seinen Qualen bald ein Ende machte. Den Begleitern des Papstes aber ließ der Tyrann die Zungen ausreißen und die rechte Hand abhauen. So verstümmelt schickte er sie in die Verbannung. Der eine hieß Anastasius und der andere Maximus, sie wurden sammt dem Papst von der Kirche heilig gesprochen. Jener Wütherich aber ward, nachdem er aus politischen Rücksichten im J. 660 auch noch seinen Bruder hatte ermorden lassen, bald darauf in Syrakus jämmerlich umgebracht. Sein Nachfolger, Constantin Pogonatus, berief, um Ruhe zu stiften, ein Concil nach Constantinopel, es war das sechste allgemeine, auf dem bestimmt wurde, daß in Christo zwei den beiden Naturen entsprechende Willen und Wirkungsweisen ohne Zwiespalt und Gegensatz und ohne Vermischung, seyen, wobei der menschliche Wille sich stets dem göttlichen unterordne. Darauf (692), wurde zur Ergänzung desselben ein neues Concil berufen, bekannt unter dem Namen „trullanische Synode." Man gab dem Concil diesen Beinamen, weil es in einer Vorhalle des kaiserlichen Palastes gehalten wurde, die wegen ihrer Kuppel „Trullus," hieß. Kaiser Justinian II. bestätigte hier die Beschlüsse des vorigen allgemeinen Concils: „Es seyen in Christo, entsprechend

den zwei Naturen, zwei Willen bei einer gottmenschlichen Willensäußerung."

Damit war die Irrlehre der Monotheleten von der Kirche verworfen. Eine Anzahl dieser Sectirer erhielt sich unter den Bewohnern des Libanon und Antilibanon. Man rechnet ihre Kopfzahl auf 150000. Waren ihre Väter streitsüchtig und in anderer Beziehung nicht zu loben, so stehen ihre Nachkommen in um so höherer Achtung, denn sie sind sehr arbeitsam, friedliebend und gastfreundlich. Nach einem ihrer Patriarchen, Johann Maron, nahmen sie ihren Namen, Maroniten, an. Sie zahlen den Türken Tribut. Durch ihren Patriarchen Aimerius wurden sie im J. 1182 mit der römisch-katholischen Kirche vereinigt und gehören demnach zu den unirten Griechen. Sie erkennen den Primat des Papstes an, leben aber nach ihrer alten kirchlichen Verfassung und unter ihrem stets „Peter, Patriarch von Antiochien", genannten, im Kloster Edama Kanobin residirenden Oberhaupte. Ihre kirchlichen Gebräuche sind denen der Griechen fast ganz gleich. Papst Gregor XIII. (1572—1582) stiftete eine Schule in Rom, um junge Maroniten durch Jesuiten für den Kirchendienst bilden zu lassen.

Siebente allgemeine Kirchenversammlung.

VII. Das siebente allgemeine Concil wurde im J. 787 zu Nicäa gehalten gegen die Bilderfeinde.

Die Verehrung der Bilder gehört zu den nicht nothwendigen Stücken des christlichen Cultus. Weil nun in den ersten drei Jahrhunderten die Kirche Alles fern hielt, was die Idee des Götzendienstes erzeugen konnte, so wurden keine Bilder in den Gotteshäusern geduldet. Trotz dem fehlte es aber nicht an Abbildungen Christi, seiner Apostel und Märtyrer im häuslichen Leben. So wie aber im vierten Jahrhundert die Furcht vor dem Götzendienste verschwand, nahm das Christenthum auch die Kunst öffentlich in seinen Dienst. Bilder wurden verfertigt, aber nur, um sich derjenigen in Liebe zu erinnern, die sie vorstellten, so wurden sie in Ehren gehalten. In die vernünftige Verehrung der Bilder schlichen sich aber Mißbräuche ein, namentlich bei den zu Übertreibungen geneigten Griechen und auch bei denjenigen germanischen Völkerschaften, welche die Geschichte der heiligen Kämpfe nur von Hören-

sagen kannten. Bald schrieb man den Bildern göttliche Kraft zu und betrachtete sie in der Folge als Schutzgeister, die dem Eindringen der Araber Widerstand leisten sollten, was sich indeß nicht bewährte. Die Christen wurden deshalb auch von den Juden und Mohammedanern: Heiden genannt. Wie weit dieser Götzendienst im sechsten und siebenten Jahrhundert nicht allein im Orient sondern auch im Abendlande getrieben wurde, beweist der Zorn des Serenus, Bischofs von Marseille über diese Abgötterei: er ließ alle Bilder aus der Kirche werfen und zerstören. Als Papst Gregor der Große (590—604) dieses erfuhr, schrieb er ihm:

„Deinen Eifer, zu verhindern, daß man die von Menschenhänden gemachten Bilder anbetet, lobe ich; allein ich halte dafür, daß du dieselben nicht hättest zerstören sollen, denn man stellt Bilder in die Kirche, damit jene, die nicht lesen können, auf den Wänden das sehen, was sie eben in Büchern nicht lesen können; du hättest sie deshalb beibehalten und dich darauf beschränken sollen, das Volk zu belehren, wie sehr es sich versündigt, wenn es die Bilder anbetet." — Daraus sieht man, daß die Bilder als Werkzeuge dienen sollten, um den Armen und Unwissenden die christlichen Wahrheiten zu verdeutlichen, als Bücher, wodurch sie belehrt und erbaut werden sollten. In gewissen Grenzen konnte solche Bilderverehrung damals nur nützlich sein. Als man aber die Bilder wirklich anbetete und sie, wie die Heiden ihre Götzen, verehrte, da ging der gute Gebrauch in einen Mißbrauch über, was jenen langwierigen Bilderstreit zur Folge hatte.

Wie der Bischof in Marseille, so machte es späterhin im Orient Kaiser Leo, der Isaurier (716—741). Mit einer wahren Zerstörungswuth verfuhr er gegen alle Bilder in den Gotteshäusern, ja, er ließ sogar das Kreuz abkratzen, auf welchem Christus der Gekreuzigte gemalt war und statt dessen etwa folgende Worte schreiben: „der Kaiser konnte es nicht ertragen, daß ein stummes und seelenloses Gebilde auf irdischem mit Farben besudeltem Stoffe als Christus sich darstellte." — Vergebens waren die Ermahnungen des Papstes, waren die Vorstellungen des Patriarchen zu Constantinopel und anderer Bischöfe, der Kaiser fuhr um so erbitterter fort in seiner Zerstörungswuth und wer ihm Widerstand leisten wollte, dem ging es eben nicht besser, als den Bildern selbst. Da ließ Papst Gregor II. 715—731 ein Concilium in Rom halten, auf dem er den Kaiser und alle Bilderfeinde mit dem

Banne belegte. Jetzt fing das Volk an, sich gegen den Kaiser zu empören, überall brachen Aufstände aus. Aber der Kaiser verfolgte die Bilder bis an seinen Tod.

Sein Sohn Constantin Kopronymus (741—775) übertraf ihn noch an Zerstörungswuth und Grausamkeit. Er ließ auf einer Synode alle Bilder abschaffen und vernichten, nannte ihre Verehrung eine Erfindung des Teufels und ließ alle, die ihm widersprachen, verbrennen oder auf andere Weise zu Tode martern, namentlich viele Mönche und Nonnen. In Nicomedien lebte ein Abt, Namens Stephanus, einer der größten Bilderverehrer, den ließ er zu sich kommen und sagte zu ihm: „Man kann ein Bild Jesu Christi mit Füßen treten, ohne Jesum Christum selber zu beschimpfen, denn was hat die Ehre Christi mit einem Stück Holz oder Stein zu thun?“ —

Der Abt nahm jetzt eine Münze mit dem Bilde des Kaisers heraus und sagte: „Also darf ich auch dieses Bild mit Füßen treten, ohne die Ehrfurcht zu verletzen, die ich Dir schuldig bin?“ Damit warf er das Geldstück zur Erde und trat es mit Füßen. Der Kaiser ließ ihn unverzüglich hinrichten. Auf solche Weise verfuhr er mit allen, die sich ihm widersetzten. Das Volk gerieth endlich in Wuth und vertrieb ihn aus seiner Hauptstadt, die er jedoch bald wieder eroberte. Im Orient fügte man sich endlich so ziemlich allgemein seinem Gesetze, aber im Abendland leistete man ihm den heftigsten Widerstand. So überzog er Italien mit Krieg, der aber unglücklich für ihn ausfiel. Denn er verlor dadurch sein ganzes Exarchat, wie wir bereits gesehen. Nachdem er 34 Jahre den Bilderkrieg geführt hatte, starb er im J. 775. Sein Sohn und Nachfolger, Leo IV., setzte den Bilderkrieg fort, trotzdem er harte und schwere Kämpfe gegen die Araber zu bestehen hatte, die jedoch glücklich für ihn ausfielen. Seine Gemahlin Irene dagegen war eine der größten Bilderverehrerinnen. Nach ihres Mannes Tode bestieg zwar ihr Sohn Constantin VII. Porphyrogenitus den Thron seines Vaters, aber sie regierte und beschloß dem unseligen Bilderkrieg, der das Reich an den Abgrund des Verderbens gebracht, ein Ende zu machen. In Übereinstimmung mit dem Papste Hadrian I. (772—795) ließ sie ein Concil berufen, das siebente allgemeine, auch unter dem Namen: „das zweite zu Nicäa“, bekannt, auf welchem entschieden wurde: „Wie das Bild des Gekreuzigten, sollten auch andere verehrungswürdige und heilige Bilder unseres Herrn und der allerreinsten Jung-

frau, der ehrwürdigen Engel und aller Heiligen, gemalt, ausgelegt oder von anderer Arbeit, aufgestellt werden dürfen: sie seien zu verehren, aber nur Gott allein sei anzubeten u. s. w.*)

So blieb Frieden, bis Leo der Armenier im J. 813 den Thron bestieg. Fast mit noch mehr Eifer als seine Vorgänger verfolgte er den Bilderdienst, trotz dem daß die Bulgaren ihn geschlagen und seine Hauptstadt belagert hatten und Eintracht in seinem Lande vor allem andern Noth gethan hätte; er regierte bis 820, als er von Michael II. abgesetzt und getödtet wurde. Das Reich hatte jetzt (820) Dalmatien durch die Bulgaren eingebüßt. Drei Jahre darauf ging auch Kreta und im Jahre 825 auch Sicilien durch die Araber für dasselbe verloren. Auch dessen Sohn und Nachfolger, Theophilus, setzte den Bilderkrieg fort. Nach dessen Tode berief seine Gemahlin Theodora eine Synode nach Constantinopel, auf der die Beschlüsse des Concils von Nicäa bestätigt wurden. Damit hatte der Bilderstreit ein Ende (842), nachdem er hundertzwanzig Jahre gedauert und mit dazu beigetragen hatte, daß die bald darauf folgende definitive Trennung der beiden Kirchen geschah.

Die Macht der Päpste, welche schon, wie bereits erwähnt, auch die weltlichen Herren von Rom geworden waren, erfüllte die Patriarchen von Constantinopel mit Neid und Ärger. Als Papst Leo III., der Heilige, 795—816, Karl den Großen im J. 800 zum römischen Kaiser krönte, widersprachen die Griechen, indem sie behaupteten, daß seit dem Untergange des weströmischen Kaiserreiches, durch Odoacer, nur ihre Herrscher die römische Kaiserkrone tragen dürften; allein sie waren zu ohnmächtig, als daß sie ihre angeblichen Rechte gegen den mächtigen

*) Das tridenter Concil (1545—1563) hat diese Beschlüsse in seiner fünfundzwanzigsten Session noch auf folgende Weise verdeutlicht: die Bildnisse von Christus, der allerreinsten Jungfrau und Andern, seien aufzubewahren und ihnen die gebührende Ehre und Achtung zu erweisen, nicht als wenn in denselben etwas Göttliches oder eine besondere Kraft, weshalb sie zu verehren wären, sich befände, oder als ob man Etwas von denselben erbitten oder ein Vertrauen auf sie setzen sollte, wie es von den Heiden geschehen ist, die ihre Hoffnung auf Götzenbilder setzten, sondern weil die denselben bewiesene Ehrenbezeigung auf die Urbilder, welche sie bezeichnen, bezogen wird so, daß die Katholiken durch die Bilder, welche sie küssen, vor denen sie das Haupt entblößen und sich beugen: Christus den Herrn anbeten, und die Heiligen, deren Gestalt sie darstellen, verehren. —

Bezwinger der Longobarden und der heidnischen Sachsen, gegen Karl den Großen, hätten geltend machen können.

Photius.

Da tauchte ein Mann unter ihnen auf, der in der Kirchengeschichte eben so berühmt als berüchtigt ist, und der als Patriarch von Constantinopel dem Papste den Vorrang streitig zu machen suchte und dadurch das Schisma zu Stande brachte: es war Photius, ein Mann von seltener Gelehrsamkeit, vornehmer Geburt, einnehmender Gestalt und großen Reichthümern; er bekleidete nach einander die Würde eines Großstallmeisters, Obersten der Garde, Botschafters in Persien und Staatssecretairs des Kaisers, und als er sich plötzlich dem geistlichen Stande widmete, ging er in Zeit von sechs Tagen alle geistlichen Grade durch: Mönch, Lector, Subdiakon, Diakon, Priester, Patriarch (858).

In dieser Zeit führte die Gemahlin des Theophilus die Regentschaft, denn ihr Sohn Michael III. war noch in seiner Minderjährigkeit und ihr Bruder Bardas, der zum Cäsar ernannt war, regierte. Dieser war ein boshafter ausschweifender Mann, der sich die größten Gewaltthätigkeiten erlaubte, aber dem Photius von ganzer Seele ergeben war. Auf dem Patriarchenstuhle zu Constantinopel saß damals der ehrwürdige Ignatius, der den lasterhaften Bardas strenge ermahnte, von seinem unchristlichen Lebenswandel abzulassen und als dies nichts fruchtete, ihn excommunicirte. Bardas verwies den frommen Mann aus der Hauptstadt und versuchte, ihn zur Niederlegung seiner hohen Würde zu bewegen. Aber trotzdem, daß Ignatius sich dazu nicht verstand, wurde doch Photius zum Patriarchen von Constantinopel erhoben. Papst Nikolaus I. (858—867) durch ein Schreiben des schlauen und gelehrten Mannes irre gemacht und vom Kaiser dazu aufgefordert, bestätigte die neue Würde. Jetzt zwang man den armen Ignatius mit roher Gewalt folgendes Entsagungsdocument zu unterschreiben:

„Ich Ignatius, unwürdiger Patriarch von Constantinopel, bekenne, daß ich den heiligen Stuhl ohne Wahl bestiegen und tyrannisch geherrscht habe.“ Darauf sollte er geblendet und ihm sollten die Hände abgehauen werden — zu dergleichen Dingen waren die Griechen immer bereit; — aber er entkam der Gewalt seiner Henker und verbarg sich auf einer Insel.

Der Papst erhielt aber bald sichere Kunde von diesem schändlichen Treiben und entsetzte auf einem Concil in Rom den Photius seiner Würde (863).

Dieser war nun eifrigst bemüht sich von Rom loszumachen und auf einer Synode in Constantinopel sprach er den Bann über den Papst Nikolaus und über die ganze abendländische Kirche aus. Bardas wurde ermordet, und Michael III. regierte nun selbst das Reich. Aber er war ein eben so schmutziger Geselle wie sein Oheim und wurde ebenfalls von demselben Mörder, früher ein niederer Diener, der in hoher Gunst bei ihm stand, und von ihm als Mitregent erwählt war, ermordet. Der stieg nun als Basilius I. im J. 867 auf den Thron und ward der Gründer der macedonischen Dynastie, welche mit wenigen Unterbrechungen bis zum J. 1056 regierte. Photius excommunicirte diesen Mörder, wurde aber von ihm abgesetzt und in ein Kloster verbannt. Nun bestieg Ignatius unter dem Jubel des Volkes wieder den Patriarchenstuhl. Im J. 869 fand ein Concil in Constantinopel Statt, auf welchem die Legaten des Papstes und auch der aus seinem Kloster herbeigeführte Photius erschienen, und welches beschloß, alle dessen Schriften zu verbrennen und seine Anhänger einer strengen Kirchenbuße zu unterwerfen. Dieses Concil wird zwar von der römisch-katholischen Kirche, aber nicht von der griechischen als ein allgemeines anerkannt; denn Photius wurde nach dem Tode Ignatius wieder Patriarch; aber er wurde auch wieder von drei Päpsten: Johannes VIII. 872—882, Marinus I. 882—884 und Hadrianus III. 884—885 in den Bann gethan. Darum kümmerte er sich indeß wenig, denn er schleuderte auch seinerseits den Bannstrahl auf sie, indem er die Kirche in Rom arger Ketzereien beschuldigte.

Nach dem Tode des Kaisers Basilius kam Leo VI. auf den Thron (886). Dieser beschuldigte den Patriarchen der Theilnahme einer Verschwörung gegen ihn, und Photius wurde demgemäß abermals in ein Kloster verbannt, wo er im J. 891 starb. So endigte dieser Mann, der durch seinen Hochmuth, seine große Gelehrsamkeit und sein Ansehen den Funken der Zwietracht, der sich fast ein halbes Jahrtausend hindurch in dem Streite der Bischöfe des Morgen- und Abendlandes bald heller, bald trüber gezeigt, zur Flamme anfachte und das Schisma zu Stande brachte.

Wir wollen hier nun die Vorwürfe flüchtig betrachten, welche

Photius auf einer von ihm zu Constantinopel veranstalteten Synode der lateinischen Kirche entgegenhielt, um später noch tiefer in dieselben einzugehen. In dem nicäischen Glaubensbekenntnisse war angenommen, daß der heilige Geist allein vom Vater ausgehe. Später kam auf einem Concil noch der Zusatz hinzu: „und von dem Sohne."

Photius behauptete nun, durch diesen eingeschobenen Satz sei das nicäische Symbol verfälscht worden. Ferner behauptete er, die Päpste hätten sich der Ketzerei dadurch schuldig gemacht, daß sie nur den Bischöfen die Macht ertheilt, das Sakrament der Firmung oder des Chrisma zu spenden, indem diese Macht ein jeder Priester haben müßte. Ferner verböten sie den Weltgeistlichen die Ehe, da doch nach den Worten der Schrift: jeder Priester Eines Weibes Mann sein soll. Endlich hätten sie auch den jüdischen Sabbath, den Sonnabend, zu einem Fasttage gemacht.

Das Schisma wird vollkommen und bleibend durch Cerularius.

So kam das Schisma zu Stande, das jedoch erst vollständig und bleibend wurde durch den Hochmuth und Unverstand eines spätern Patriarchen, Namens Michael Cerularius, der über alle Bischöfe des morgenländischen Reiches und, wo möglich, sogar über den Papst herrschen wollte, und sich deshalb den allgemeinen Patriarchen nannte. In Verbindung mit dem Metropoliten von Bulgarien, Leo von Achrida, fing er im J. 1053 Streit mit Rom an und warf der Kirche, nebst den Anschuldigungen des Photius, auch noch neue vor, z. B. das Scheeren des Bartes der Priester, welches schon Papst Anicetus (157 bis 168) einführte, das Essen von erstickten Thieren, den Gebrauch des ungesäuerten und ungesalzenen Brotes bei der heiligen Communion u. dgl. m. Wir werden später auf diese Vorwürfe tiefer eingehen. Er ließ auch alle Kirchen der abendländischen Katholiken, wo er die Gewalt dazu hatte, schließen und allen Mönchen, die den lateinischen Ritus nicht abschwören wollten, Klöster und Einkünfte nehmen. Endlich sandte Papst Leo IX. (1048 bis 1054) seine Legaten Humbert und Petrus nach Constantinopel; aber der Patriarch weigerte sich mit ihnen zu sprechen und drohete ihnen mit dem Äußersten. Da sprachen diese den Bann über ihn und seine Anhänger aus, lasen die Urkunde davon

in der Sophienkirche laut vor und legten sie daselbst auf dem Altar nieder (1054). Der aus der Kirche Gestoßene schleuderte nun auch den Bannstrahl gegen den Papst und reizte das Volk gegen seinen ohnehin von den Arabern so hart bedrängten Kaiser auf, weil dieser gern Freundschaft mit Rom gehabt hätte, um Hilfe von daher zu erlangen gegen die mächtigen Saracenen. Cerularius gewann aber fast alle Bischöfe des Morgenlandes für sich, und seine Macht wurde so groß, daß nach Kaiser Zoe's und Constantin's Tod der neue Kaiser, Isaak I. Comnenus, ihm den Thron verdankte. Da er sich aber auch zu übermüthig gegen diesen betrug, setzte der Kaiser ihn ab und verbannte ihn in ein Kloster, wo er im J. 1058 starb.

Ein paar Jahre früher waren schon die selbschuck'schen Türken ins Land eingedrungen. Sie und die Russen machten den Griechen unter Constantin X. Monomachus viel zu schaffen. Das große Unglück ahnend, von dem späterhin das ganze griechische Kaiserthum betroffen wurde, sprach der Patriarch von Antiochien zu Cerularius, als dieser den neuen Streit mit Rom anfing, die prophetischen Worte: „Bedenke, daß von der Uneinigkeit zwischen unserer Kirche und dem apostolischen Stuhle alles Unglück hergekommen ist: die Völker sind beunruhigt, ganze Städte und Provinzen verwüstet, und unsere Waffen haben nirgends gesegneten Fortgang. Aber ich befürchte noch viel größeres Unglück!" — Wir werden später auf dieses eingetroffene Unglück zurückkommen. Die römisch-katholische Kirche hielt, außer jenen sieben, zu denen sie auch das zu Constantinopel gegen Photius (869) als das achte rechnet, noch vierzehn allgemeine Concilien, welche folgende sind.

Die vierzehn andern allgemeinen Kirchenversammlungen der römisch-katholischen Kirche wurden gehalten:

IX. In Lateran (1123), Bestätigung des Wormser Concordates.

X. In Lateran (1139) zur Sicherung des kirchlichen Friedens und gegen die Petrobrusianer.

XI. In Lateran (1179), zur Befestigung des Friedens zwischen dem Papst Alexander III. und dem Kaiser Friedrich I.

XII. In Lateran (1213), gegen die Irrlehrer und zur Veranstaltung eines neuen Kreuzzuges.

XIII. In Lyon (1245), zur Schließung des Streites zwischen Kaiser Friedrich II. und Papst Innocenz IV. und zur Anordnung eines neuen Kreuzzuges.

XIV. In Lyon (1274), zur Vereinigung der griechischen und römisch-katholischen Kirche.

XV. In Vienne (1311).

XVI. In Pisa (1409), zur Beseitigung der Spaltungen.

XVII. In Constanz von 1414 bis 1418 (es wird erst von der ein und zwanzigsten Sitzung an für ökumenisch oder allgemein anerkannt).

XVIII. In Basel (1434) nur bis zur fünf und zwanzigsten Sitzung ökumenisch.

XIX. In Ferrara und Florenz (1439) zur Vereinigung der morgenländischen und abendländischen Christen.

XX. In Lateran (1512).

XXI. In Trident, von 1545 bis 1563, zur Hebung der kirchlichen Disciplin und zur Beseitigung der Spaltung.

XXII. In Rom (1854) für die unbefleckte Empfängniß.

Die sieben allgemeinen und die neun besondern Kirchenversammlungen der orientalischen Kirche.

Die morgenländische Kirche erkennt noch, außer jenen ersten sieben allgemeinen Concilien, folgende neun besondere als rechtmäßig und in Glaubens- wie in Cultussachen als entscheidend, an.

I. In Antiochien, gehalten im J. 269 gegen Paul von Samosata für die Gottheit Christi.

II. In Ancyra (315) über Abgefallene und Büßende.

III. In Neu-Cäsarea, ebenfalls im J. 315 gehalten, gegen Priesterehe.

IV. In Gangra, im J. 340, gegen die Übertreibungen des Mönchslebens.

V. In Antiochien, im J. 341, für die bischöfliche Gewalt.

VI. In Sardica, im J. 344, gegen die Versetzung der Bischöfe und für des römisch-apostolischen Stuhles Schiedsrecht.

VII. In Laodicäa, nach 344, über Kirchenzucht und die kanonischen Bücher beider Bünde.

VIII. In Karthago, im J. 418, für die Kindertaufe und Erbsünde; es ist die sogenannte afrikanische Plenar-Synode.

IX. In Constantinopel, im J. 448, gegen Eutyches für zwei Naturen, Eine Substanz und Eine Person in Christo.

IV.

Mohammed.

Während die Kirche mit den Monophysiten im heftigsten Streite war, wurde, sechzehn Jahre nach dem fünften allgemeinen Concil, Mohammed im Jahre 569 zu Mekka geboren.

Diesen gewaltigen Stifter des Islam, d. h. der mohammedanischen Religion, hatte der ewig unerforschliche Rathschluß Gottes zum Werkzeng erkoren, das die Grundfesten des Christenthums eine Zeit lang bedrohen, ja, erschüttern sollte!

Mohammed, d. i. der Ersehnte, der Preiswürdige, stammt von dem zur Hütung der Kaaba bestellten Stamme der Koreischiten, ab. Er verlor seine Eltern in der zartesten Jugend. Da nahm sich der Großvater seiner an, und der Knabe erhielt von ihm und später von seinem Oheim eine Erziehung, durch die er weder lesen noch schreiben, aber mit aufmerksamen Ohren in die Welt treten lernte. Er trat in die Dienste einer reichen Emirs-Wittwe, Namens Khadidschah, die ihn später heirathete, wodurch er der mächtigste Emir seines Stammes wurde. Er lernte auf seinen Reisen die verschiedenartigsten Religionsansichten kennen, und der Gedanke erwachte in ihm, aus jeder dieser Glaubenslehren das Beste heraus zu nehmen und es zu einem Ganzen zu machen. Er theilte seine Lehre anfangs nur seinem Weibe und einigen seiner Freunde mit. Doch bald wurde er von den Koreischiten oder Götzendienern, gegen deren Laster er mit Eifer auftrat, aus seiner Vaterstadt vertrieben.

Nach dem Tode seines Weibes und Oheims war er auch noch in die bitterste Armuth gerathen. Er floh von Mekka nach Jaschreb, dem nachherigen Medina, und hier war es, wo er im J. 622 zum Prie-

ster und Könige zugleich erwählt wurde. Sieben Jahre darauf gewann er in Mekka, wohin er zur Kaaba, d. h. einem uralten Tempel, der schon dem Abraham zur Gottesverehrung gedient haben soll, gepilgert war, drei der vornehmsten Götzendiener für seine Lehre. Im J. 630 unterwarf er sich Mekka, und bald galt er durch ganz Arabien als Prophet und Herrscher. Im J. 632 machte er von Medina aus, an der Spitze von 100000 Pilgern, eine Wallfahrt nach Mekka, und zurückgekehrt, starb er daselbst (633). Erst in seinem vierzigsten Jahre war er als Prophet aufgetreten. Er behauptete, auf einer Reise durch alle Himmel, auch im Monde gewesen zu sein, und ein Stück davon auf die Erde geworfen zu haben. Daher führen die Türken, Anhänger seiner Lehre, auch den Halbmond als Abzeichen. So lächerlich und schlecht die Lehre Mohammed's auch in vieler Beziehung sein mag, so hatte sie doch wenigstens das Gute und Große, den Glauben an Einen Gott über einen großen Theil der Erde verbreitet zu haben.

Mohammed hatte sich gegen zwanzig Weiber antrauen lassen; er war bei aller heiligen Schwärmerei der Sinnenlust ergeben. Daher schmeichelt seine Religion auch so sehr den Sinnen, und verspricht selbst nach dem Tode reizende sinnliche Lust. Indeß führte er die Vielweiberei auch aus politischen Gründen ein.

Der erste Grundsatz seiner Lehre ist: „Es giebt nur Einen Gott, und Mohammed ist sein Prophet." Seine Religion ist ein wunderliches Gemisch aus jüdischen, christlichen und heidnischen Lehren, verheißt Unsterblichkeit der Seele, Auferstehung des Fleisches, Seligkeit den Frommen, und droht den Lasterhaften mit einem jüngsten Gerichte; Todschlag, Selbstmord, Wucher und Götzendienst verbietet sie auf das Strengste, und gebietet täglich fünf Mal mit gen Mekka gewandtem Gesichte zu beten, zu fasten, Almosen zu geben, und wenigstens ein Mal im Leben nach Mekka zu wallfahrten. Die Beschneidung der Israeliten behielt Mohammed bei, auch das Verbot des Schweinefleisches, aber statt des Sabbaths wählte er den Freitag zum Tag der Gottesverehrung. Das Weintrinken verbot er streng; Abraham, Moses und Christus waren ihm gottbegeisterte Männer, die er in Ehren hielt. Die schrecklichste Lehre des Islam — so heißt die mohammedanische Religion auf arabisch, und bedeutet völlige Hingebung des Menschen in Gott — welche einen besondern Hauptheil bildet, ist das von den alten Griechen herübergenommene Fatum, das bei den

Alten eine geheimnißvolle Macht war, welcher Jeder, selbst der höchste der Götter sich in Allem, was sie vorher unabänderlich beschlossen, unterwerfen mußte. Diese alle Handlungen der Menschen, alle ihre Geschicke unabänderlich vorher bestimmende Macht ist im Islam Gott selbst, und sein Prophet ist Mohammed, der Preiswürdige. Die Bekenner des Islam nennen sich Muslemin oder Moslemin, woraus die Deutschen Muselmänner machten. Ihr Religionsbuch oder ihre heilige Schrift heißt Koran, mit dem Artikel: Alkoran oder el Koran, d. i. Vorlesung oder Gelesenes. Im Laufe der Zeit wurde dem Koran ein Anhang von Sagen und Mährchen beigefügt, der aber von den Orthodoxen als ketzerisch verworfen wird. Dies und hundert andere, meistens politische Dinge, trugen dazu bei, daß die große Menge der mohammedanischen Secten entstanden ist. Es entstand aber auch schon gleich bei Mohammed's Auftreten als Prophet eine religiöse Polemik, denn im Koran ist von solchen die Rede, welche ihre Religion in Spaltung bringen und Schii, d. h. sectirerisch, sind. Als man dem Mohammed diese schon zu seiner Lebenszeit entstandenen Secten in seiner Religion vorwarf, soll er sich auf einen göttlichen Ausspruch berufen haben: der Islam werde zwei und siebenzig heterodoxe und verdammte und Eine rechtgläubige oder entrinnende (Nadschijet) zählen. Es giebt unter diesen Secten Anbeter der Elemente, der Sterne, der Sonne, des Mondes; Andere halten Gott für Fleisch und Blut, wieder Andere glauben, Paradies und Hölle werden dereinst aufhören, die Hubbiten glauben sogar an Seelenwanderung. Perser und Tscherkessen gehören zu den mohammedanischen Secten.

Unter den vielen Weibern, die Mohammed sich antrauen ließ, befand sich auch eine Jungfrau, Namens Aischah. Ihr Vater ward Abu Bekr, genannt, d. i. Vater der Jungfrau, weil eben diese seine Tochter die einzige Jungfrau unter den Weibern war, welche Mohammed heirathete. Da der Prophet ohne männliche Erben und ohne Bestimmung über seine Nachfolger starb, so ward dieser Abu Bekr zum Khalifah, d. h. Stellvertreter oder Nachfolger des Propheten Gottes, ernannt, ein Name, der auf alle Herrscher der Muslemin, welche bald ihre geistliche und weltliche Macht über drei Welttheile verbreiteten, überging. Ihr Volk ist in der Geschichte unter den Namen Araber und Saracenen bekannt, mit denen wir es auch abwechselnd in unserer Erzählung bezeichnen wollen. Das Reich der eigentlichen Khalifen bestand vom J. 633

bis 1538. Die berühmtesten von ihnen sind jener Abu Bekr, auch Saddik genannt, Omar, Othoman und Ali. Diese vier waren Zeitgenossen Mohammed's und hießen deshalb Kolafa Alraschedun, d. h. die Khalifen der rechten Linie.

Durch Mord und Verrath stürzte eine Dynastie die andere, und so waren sie, wie später die Herrscher der Mongolen, es zum Theil selbst, welche ihrem eigenen Reiche den Untergang bereiteten.

Abol-Rahman floh vor Abdallah, der ihn ermorden wollte, und errichtete zu Cordova in Spanien jenes abendländische Khalifat. Die Abassiden, Nachkommen des Abbas ben Abdel Mothalleb, Brudersohns Mohammed's, behaupteten sich 523 Jahre lang. Der letzte derselben, Mostadem, verlor durch die Mongolen im J. 1258 seine weltliche Macht. Nachdem 58 Khalifen über Leib und Leben so vieler hundert Völkerschaften, von der Grenze Persiens an bis nach dem äußersten Afrika und Spanien, geherrscht hatten, sank ihre Macht durch Zersplitterung der Gewalt und des Glaubens, und hat in dem türkischen lockern Reichsverbande einen bloßen Schatten hinterlassen. In Spanien behaupteten sie sich bis ins Jahr 1492. Da wurde ihr letzter Sultan, Mulei Hussein, unter Ferdinand V. dem Arragonier von dessen großem Feldherrn Gonsalvo geschlagen. Der König erhielt für diesen Sieg vom Papste den Beinamen „der Katholische.“ — Doch wir müssen in die Zeit ihrer großen Macht und Eroberungen zurückkehren. Schon gegen das Ende der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts waren Jerusalem, Antiochien, Alexandrien und Ägypten in ihrer Gewalt. Weder die Griechen noch die Perser vermochten ihren Eroberungen Einhalt zu thun. Auch Cypern, Rhodus und Sicilien wurden bezwungen, und das belagerte Constantinopel verdankte seine Rettung nur dem griechischen Feuer. Dieses Pulver des siebenten Jahrhunderts — ein Gemisch aus höchst entzündlichen Stoffen, wurde von den Griechen in die Masse der Feinde geschleudert und verzehrte Alles, was von ihm berührt wurde; ja, es soll die Eigenschaft gehabt haben, selbst unter dem Wasser zu brennen. Einem Griechen, Namens Kallinikus, wird die Erfindung dieser schrecklichen Waffe zugeschrieben.

Im J. 711 drang ein Heer der Saracenen unter seinem Feldherrn Tarik von Nordafrika aus in Spanien ein. Roderich, der letzte König der Westgothen, schickte ihm seine beste Reiterei entgegen, und als die aufgerieben war, wagte er selbst mit einer ungeordneten Hee-

resmacht ein Treffen, es war die Schlacht bei Xeres de la Frontera (20. Juli 711). Er kam darin um, und nach achttägigem mörderischen Kampfe mußten seine tapfern Gothen den Saracenen das Schlachtfeld und das Land überlassen. Damit war das Westgothenreich in Spanien zu Ende, aber die Unterjochung des Landes durch die Araber hatte ihren Anfang genommen.

Bald drangen sie auch über die Pyrenäen in das Land der Franken ein und setzten die ganze abendländische Christenheit in Schrecken. Denn Abdorrhaman, Statthalter des Khalifen Yezid, hatte Bordeaux erobert, das Heer des Herzogs Eudes von Aquitanien vernichtet und war schon bis vor Nizza vorgedrungen, ja, es hatten sich schon einige Große des Reichs unterworfen. Da zog Karl Martell, Majordomus oder Oberanführer der Franken, von allen Seiten die Deutschen herbei: Alemannen, Bayern, Friesen, Sachsen. Im Oktober 732 kam es zwischen Tours und Poitiers zu jener welthistorischen und erfolgreichen siebentägigen Schlacht, in welcher der bisher siegreiche Abdorrhaman den Tod fand.

Die Araber, 400000 Mann stark, erlitten eine vollständige Niederlage. Unübersehbar waren die Erschlagenen, die das Schlachtfeld bedeckten. Wer sich noch durch die Flucht retten konnte, floh in wilder Hast über die Pyrenäen zurück. Weil Karl den Feind so wacker zusammengehämmert hatte, erhielt er auch den Beinamen Martell, d. h. der Hammer. Als die Longobarden im J. 739 Rom belagerten und es in Schrecken setzten, sandte Papst Gregor III. (731 bis 741), zum Zeichen der höchsten Noth, die heiligen Petersschlüssel an eben diesen Martell; allein der wagte es nicht, Rom aus der bedrängten Lage zu befreien. Doch Papst Zacharias, Gregor's Nachfolger (741 bis 752), söhnte sich mit dem Longobardenkönige Luitbrand aus und gewann viel dadurch. Jene verlorene Schlacht machte die Saracenen für immer unfähig, den Islam, mit dem Schwerte in der Hand, auch in Mitteleuropa zu predigen; aber noch war ihre Macht im riesigen Wachsthum begriffen. Es war diesen fürchterlichen Barbaren, die, von wilder Begeisterung durchglüht, mit brennender Sehnsucht in der Schlacht den Tod suchten, der ja, wie Mohammed verhieß, ihnen die Pforten des Freudenhimmels öffnen sollte, fast nicht zu widerstehen! Doch findet man in der Geschichte nicht wenige unter ihren

Feldherren und Khalifen, die sich durch wahren Edelmuth auszeichneten. Tausende ihrer Charakterzüge sind der Nachwelt überblieben, die von Großmuth und erhabener Gesinnung Zeugniß geben.

V.
Kreuzzüge.

Die echten Muslemin unter der Regierung der ersten Khalifen tasteten auch den Glauben der Christen und deren Heiligthümer in dem eroberten Lande nicht an, auch wehrten sie den Pilgern nicht nach dem heiligen Grabe zu wallfahrten, ja, sie ließen ihnen sogar ihren Schutz angedeihen. Aber trotz alle dem mußte es für jeden Christen doch ein schmerzlicher Gedanken bleiben: das heilige Land, wo der Sohn Gottes als Mensch unter Menschen gewandelt, wo er gelehrt, gelitten, gestorben und auferstanden ist, in der Gewalt der Ungläubigen zu wissen.

Die eigentlichen Araber waren länger als vier Jahrhunderte hindurch im Besitze Jerusalem's, als die Seldschuken, ein Stamm der Türken oder Turkomanen, über den Oxus hereinbrachen und sie aus der heiligen Stadt vertrieben (1078). Diese neuen Barbaren bekannten sich zwar auch zum Islam, aber sie waren viel roher als jene, viel unduldsamer und grausamer, sie verwandelten die Kirche des heiligen Grabes in eine Moschee, andere Heiligthümer in Pferdeställe und mißhandelten die Christen mit frecher Willkür; die Pilger mußten ihnen Tribut zahlen und Tausende von ihnen ließen sie gar nicht in die Stadt ein, kurz, ihr Regiment war schrecklich für die Christen! Da kehrte jener Einsiedler, Peter von Amiens, aus Palästina zurück, um dem Abendlande die Noth der dortigen Christen zu schildern. Zuerst begab er sich zum Papst Urban II. (1087—1099) und sprach mit dem Feuer der Empfindung von den entweihten Heiligthümern und den Gräuelthaten, welche die Barbaren an den Christen verübten. Der Papst erlaubte ihm, allen Rittern den Kreuzzug zu predigen. So be-

gab er sich denn an die fürstlichen Höfe und zu allen Prälaten und Rittern und begeisterte sie mit der Gluth seiner Rede, gegen die Feinde des Kreuzes zu ziehen. Auf den Versammlungen zu Piacenza und Clermont wurde auch wirklich ein Kreuzzug beschlossen. Papst Urban, der gegenwärtig war, verhieß Allen, welche aus wahrer Andacht gegen die Feinde Christi ziehen würden, Nachlaß aller kirchlichen Strafen und denen, welche im Kampfe fielen, das Himmelreich. Das Volk draußen rief laut: Gott will es! Gott will es! Da nahm Adamar, Bischof von Puis, ein Kreuz und heftete es, zum Zeichen des Kampfes für den Erlöser, auf die rechte Schulter. Bischöfe und weltliche Herren folgten seinem Beispiele. Es war dies das Merkmal, an dem man jeden Kreuzfahrer erkennen sollte. Der Zug war auf den Tag Mariä-Himmelfahrt im J. 1096 festgesetzt. Peter von Amiens hatte aber die Geduld nicht, so lange zu warten, er verschmachtete fast vor Sehnsucht, mit einem Heere gegen die Ungläubigen zu ziehen. Viele Tausende von Streitern waren von allen Seiten herbeigeströmt und bildeten eine ungeordnete zügellose Heeresmacht. Der ungeduldige Einsiedler, der in seiner Jugend schon als Soldat unter dem Grafen von Boulogne im Flanderischen Kriege gefochten hatte, brach mit Walter von Habenichts an der Spitze dieser zuchtlosen Schaaren auf und führte sie durch Ungarn; man rechnete ihre Zahl über hunderttausend Köpfe stark, aber sie plünderten, brennten und sengten, und so wurde der größte Theil von ihnen schon von den in Wuth gerathenen Ungarn und Bulgaren erschlagen. Peter von Amiens kam mit kaum drei tausend Mann in Constantinopel an. Der Kaiser betrachtete die verwegenen Gesellen mit mißtrauischem Auge und ließ sie alsobald nach Asien übersetzen, und so wurde der Rest dieses Heeres von den Seldschuken niedergehauen. Diesen Schaaren waren noch andere, eben so zügellose, nachgefolgt, denen es nicht besser ging, und man rechnet, daß dieser seinen Zweck gänzlich verfehlte Versuch mit denen, die aus Plünderungssucht und Übermuth ermordet wurden, 300,000 Menschenleben gekostet habe. Doch am 15. August desselben Jahres trat der erste wohlgerüstete Zug 600,000 Köpfe stark, die Wallfahrt an unter der Leitung der schönsten Blüthe der abendländischen Ritterschaft. Denn an der Spitze erblickte man: Hugo, Graf von Vermandois, Bruder des Königs von Frankreich, Robert, Herzog der Normandie, Raimund, Graf von Toulouse, Stephan von Chartres; aus Italien stieß zu ihnen Bohemund, Fürst

von Tarent und Tancred sein Neffe; ferner traten hinzu: Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, der ausgezeichnetste von allen und der eigentliche Hauptführer des ganzen Zuges mit seinen Brüdern Balduin und Eustach und dem Grafen Robert von Flandern.

Das ganze ungeheure Heer versammelte sich vor Constantinopel, wo die Hauptanführer versprechen mußten, die eroberten Länder als Lehn zu nehmen von dem byzantinischen Kaiser. Nach vielen Widerwärtigkeiten, welche ihnen griechische Schlauheit und Falschheit bereitete, nahmen sie Nicäa mit Sturm. Darauf eroberten sie Antiochien und andere Provinzen, und nach neunundreißigtägiger Belagerung gerieth auch Jerusalem in ihre Gewalt (15. Juli 1099).

Gottfried von Bouillon, dessen geschickte Leitung und persönliche Tapferkeit zu diesem Siege beitrug, wurde einmüthig zum Könige von Jerusalem ausgerufen; er aber lehnte aus Demuth diese Würde von sich, d. h. er ließ sich nicht krönen und nannte sich bloß „Beschützer des heiligen Grabes". Zu seinem Reiche gehörten mehrere errichteten Fürstenthümer und Grafschaften, denn es herrschten als Vasallen neben ihm: Bohemund in Antiochien, Raimund in Laodicien, Tancred in Tibirien und andere Ritter, welche Land als Lehn erhielten. Peter von Amiens hatte sich dem großen Kreuzheer angeschlossen, verlor aber den Muth und wollte sich aus dem Staube machen, noch ehe Jerusalem erobert war; doch Tancred holte ihn ein und zwang ihn zu einem Eide, das Heer nie verlassen zu wollen. So wohnte er der Eroberung von Jerusalem bei und war sogar einige Zeit Statthalter daselbst. Er kehrte nach Europa zurück, gründete das Kloster zu Huy, im heutigen Belgien, und ging mit Tode ab (1115). König Gottfried aber starb schon im ersten Jahre nach der Eroberung Jerusalem's am 18. Juli, kaum 40 Jahre alt. Seine irdischen Ueberreste wurden in der Kirche zum heiligen Grabe beigesetzt. Ihm folgte in der Regierung Balduin, sein Bruder. Das Reich Jerusalem hatte mit Gottfried von Bouillon nur acht Könige. Denn innere Streitigkeiten und die Macht der Saracenen zerstörten es wieder, noch ehe es sein hundertjähriges Jubiläum feiern konnte (1187). Man suchte es zwar durch noch fünf andere Kreuzzüge wieder herzustellen, allein vergeblich!

Durch Kaiser Friedrich II. von Deutschland kam Jerusalem zwar wieder in die Gewalt der Christen (1228), aber schon im J. 1244 wurde es wieder von den Mohammedanern erobert.

Ptolomais war am Ende nur noch die einzige Stadt der Christen, aber im J. 1292 ging auch sie verloren. Damit waren die Kreuzzüge zu Ende.

Man hat berechnet, daß die zweihundert Jahre dieser Kriegszüge gegen sieben Millionen Christen hinwegrafften. Und die nach Europa zurückgekehrten Krieger brachten Pest, Aussatz und andere Krankheiten des Orients mit. Doch hatten die Kreuzzüge den größten Einfluß auf Poesie und abendländische Cultur. Die Begeisterung schöpfte ihren duftigen Stoff aus dem blühenden Ritterthum, aus der Religion und der herrlichen Poesie des Morgenlandes. Es entstanden die Minnesänger, die in das schöne Zeitalter unserer Literatur gehören; in den Städten blüheten Handel und Gewerbe und die Künste fanden Verehrer.

Bemerkenswerth für unsere Erzählung ist der vierte Kreuzzug, dessen wir weiter unten noch gedenken werden. Er bestand aus Franzosen und Venetianern mit dem alten Dandolo, Herzog oder Dogen von Venedig, und Balduin, Grafen von Flandern, an der Spitze. Statt Jerusalem wieder in die Gewalt der Christen zu bringen, eroberten sie das byzantinische Kaiserreich, plünderten Constantinopel und setzten daselbst einen abendländischen Kaiser und Patriarchen ein.

Die Ursache hiervon war folgendes.

Die Eroberung Constantinopel's durch die Kreuzritter.

Im J. 1185 kam Isaak II. Angelus, Gründer der Dynastie der Angelen, auf den byzantinischen Thron. Er war ein weichlicher Fürst und sein Regiment war matt und unglücklich für das Land, denn er verlor Cypern und die seit dem J. 1040 von seinem Reiche abhängigen Bulgaren entzogen sich seiner Herrschaft (1186).

Da erhob sein Bruder Alexius III. sich gegen ihn, ließ ihn blenden und sammt seinem Sohne, dem nachherigen Alexius IV. ins Gefängniß werfen. So bestieg dieser den Thron, aber seine unsaubere Gemahlin und seine Günstlinge regierten. Bald entkam aber der Sohn Isaak's seiner Haft und floh nach Italien, wo damals die Kreuzfahrer versammelt waren (1202). Er versprach ihnen 200,000 Mark Silber, wenn sie seinen Vater wieder auf den Thron setzen würden; ferner

verpflichtete er sich für diesen Fall, die morgenländische Kirche wieder mit der abendländischen zu vereinigen und mit einem Hilfsheere gegen die Saracenen zu ziehen. Dem Papste Innocenz III. (1198—1216) und den Kreuzrittern gefiel der Vorschlag nicht übel, sie nahmen ihn an und diese letztern erschienen vor Constantinopel, eroberten es, obgleich es eine der befestigtsten Städte der Welt war, mit Sturm, vertrieben den Usurpator, setzten den geblendeten Isaak wieder auf den Thron und gaben ihm seinen Sohn als Alexius IV. zum Mitregenten (1204). Um aber ihren Verbindlichkeiten gegen die Kreuzritter nachzukommen, mußten die Kaiser ihr Volk mit unerschwinglichen Steuern belasten, was endlich eine heftige Gährung zur Folge hatte. Dieses benutzte Dukas Murzuphius, der eine Empörung zu Stande brachte und beide Kaiser aus dem Wege räumen ließ, worauf er sich als Alexius V. zum Herrscher des Reiches machte.

Da drangen die Kreuzfahrer abermals in Constantinopel ein, vertrieben den Mörder, plünderten die Stadt und machten dem byzantinischen Reiche in so fern ein Ende, als sie keinen Byzantiner zum Kaiser wählten, sondern es vielmehr unter sich also vertheilten, daß ein Theil dem zu ernennenden Kaiser als Krongut und drei andere Theile an die übrigen Anführer, doch als vom Kaiser zu nehmendes Lehn zufallen sollten. Das neue Reich erhielt den Namen des lateinischen Kaiserthums (1204). Sein erster Herrscher war Balduin I., jener Graf von Flandern. Der Doge von Venedig nahm sich die Küstenländer des adriatischen und ägäischen Meeres und manche Inseln; der Markgraf von Monferrat erhielt Macedonien als König von Thessalonien. Überdies gab es noch viele kleine Herrschaften nach dem abendländischen Feudalsystem. So entstand ein Fürstenthum Achaia, ein Herzogthum Athen, ein Herzogthum Naxos und Nekroponte, eine Pfalzgrafschaft von Zante und eine von Cephalonia. Daneben bildeten sich aber noch das Kaiserthum Nicäa und das zu Trapezunt. Daß es einem so vielköpfigen Reiche am Kopfe gebrach, ist klar, es konnte unmöglich von langem Bestand sein! Die Griechen haßten die Fremdlinge, die noch obendrein zu der ihnen verachteten lateinischen Kirche gehörten, das Volk fügte sich nur der Gewalt. Es rief aber schon im J. 1205 den Bulgarenkönig zu Hilfe, der ins Land einbrach, Balduin I. schlug und ihn gefangen nahm. Nachdem fünf Kaiser, eine Kaiserin und ein Regent oder Titularkönig das Kaiserthum Constantinopel, das

am Ende fast einzig und allein auf diese Stadt beschränkt war — in dem kurzen Zeitraum von 1204 bis 1261 regiert hatten, ging es unter ihrem letzten Kaiser, Balduin II., für die Lateiner wieder verloren. Die Regierung dieses Fürsten war eine höchst traurige! denn die Bündnisse, die er mit den Seldschuken und Komanen schließen mußte, kosteten ihm so viel Geld, daß er alle Kostbarkeiten und Reliquien verkaufen, ja, sogar seinen eigenen Sohn verpfänden mußte. In dieser Zeit herrschte Michael Paläologus, ein Grieche, als Kaiser zu Nicäa. Der nahm im J. 1261 Constantinopel, vertrieb den Kaiser Balduin II. und machte so dem lateinischen Kaiserthum, das er mit dem von Nicäa wieder vereinigte, ein Ende. Demnach wurde dieser Michael Stifter einer neuen Dynastie, der letzten des byzantinischen Reiches. — Alle Herrscher aus seinem Geschlechte führten daher den Namen: Paläologos.

Kaiser Michael Paläologos bietet Vereinigung der Kirche an.

Der vertriebene Balduin irrte jetzt im Abendlande umher und suchte an den Höfen verschiedener Fürsten Hilfe, um sein Kaiserthum wieder zu erobern.

Michael, hart von den Türken bedrängt, fürchtete seine Hauptstadt wieder zu verlieren, deshalb ließ er nicht bloß, um dem Abendlande zu gefallen, einige der kleinen lateinischen Herrschaften bestehen, sondern schrieb auch an den Papst und bot Vereinigung der Kirche an. Man leitete die Sache gegenseitig ein; aber erst unter Gregor X. (1271—1276) kam es zu einem Concil, das im J. 1274 zu Lyon gehalten wurde. Der Kaiser beschickte es durch seine Gesandten: Germanos, Patriarchen von Constantinopel, Theodor, Metropolitan von Nicäa, Gregorius, Reichsschatzmeister und viele Andere. Der Papst empfing alle höchst ehrenvoll. Am Feste Peter und Paul hielt er in der Domkirche das Hochamt; als man im Credo die Worte sang: „Und an den heiligen Geist, der von dem Vater und von dem Sohne ausgeht", fielen die Griechen in ihrer Sprache ein: Der von dem Vater und von dem Sohne ausgeht, und chorweise ward es mit Jubel dreimal gesungen. Darauf schwuren die Gesandten im Namen des Kaisers und des ganzen Volkes das Schisma ab, indem sie den Primat des Papstes, den Ausgang des heiligen Geistes vom Vater und vom Sohne

und das Dogma vom Fegefeuer anerkannten. Ihnen dagegen wurde bewilligt: die Communion in beiderlei Gestalt; die griechische Sprache beim Gottesdienst; das strenge Fasten; die Ehe der Weltpriester; die Beibehaltung der Namen der geistlichen Würden; das Tragen der Bärte der Priester, kurz, die Beibehaltung des ganzen griechischen Cultus. Diese Glaubenseinigung wird bekanntlich Union genannt, und alle die ihr treu blieben und derselben später noch beitraten, bezeichnete man mit dem Namen: Unirte.

Papst Gregor war über diese Wiedervereinigung der Kirche sehr erfreut, und ließ das „Herr Gott, dich loben wir", anstimmen. Allein die Freude war nur von kurzer Dauer; denn das griechische Volk und die übrige Geistlichkeit war mit der Union so unzufrieden, daß Kaiser Michael sich genöthigt sah, dies kaum geknüpfte Band wieder zu zerreißen und die Endfolge davon war, daß Papst Martin IV. (1281—1285) den Bann über ihn aussprach.

Unter Michael's Nachfolger, Andronikus II., würde sich der Haß der Griechen gegen die abendländische Kirche gesteigert haben, wenn sein Beiwort noch der Comparation fähig gewesen wäre. Das byzantinische Reich fand jetzt in Osman, dem Gründer des Türkenreiches und dessen Nachfolger die gefährlichsten Feinde. Im J. 1301 schlug er die Griechen bei Kasan Hissar und kämpfte siegreich gegen sie bis 1307. Andronikus rief sogar den Mongolen-Chan Gehasan um Hilfe an, und erhielt sie; aber trotzdem nahm Osman alle griechischen Schlösser bis zum schwarzen Meere weg. Sein Enkel Urchan bildete die Janitscharen oder Jenitscherei, wie es heißt, aus Christenkindern, welche von ihren Eltern als Tribut geliefert werden mußten, weil die eigentlichen Türken sich zum Soldaten zu Fuß nicht verstehen wollten. Mit dieser in der Folge furchtbaren Fußmiliz eroberte er Nikomedien und Nicäa. Sein Sohn Murad I. trug die Waffen über den Hellespont und eroberte Demotika und Adrianopel, wohin er seine Residenz verlegte. Nach vielen großen Siegen starb Murad an einer Wunde, die er in der Schlacht bei Kassowa gegen die Serbier erhalten. Sterbend ließ er noch den gefangen eingebrachten Lazarus, König der Serbier, hinrichten (1389).

Kaiser Johann VI. wurde von seinem eigenen Sohne Andronikus IV., mit Beihilfe Bajazet's, des Sohnes und Nachfolgers Murad's I., entthront, jedoch von diesem auch wieder erhoben, was ihm aber viel

kostete. Sein Staatsschatz war völlig erschöpft und so suchte er im Abendlande Hilfe: Geld, Schiffe und Mannschaft. Er ging nach Italien und schwor das Schisma ab. Allein das half ihm nichts — seine Geistlichkeit und das Volk verharrte, trotz ihrer unbeschreiblichen Bedrängniß durch die Türken, in dem alten Widerstreite mit der Kirche zu Rom. Die heiß ersehnte Hilfe blieb aus. Er wurde Vasall des Sultans, mußte Tribut zahlen und in seiner Hauptstadt den Türken eine Moschee bauen. Er starb aus Kummer und Herzeleid.

Nach seinem Tode kam Sigismund, König von Ungarn, mit einem trefflich gerüsteten Heere aus Polen, Franzosen und Ungarn bestehend, den überaus hartbedrängten Griechen zu Hilfe; allein Bajazet, der türkische Sultan, schlug ihn bei Nikopolis auf's Haupt (1396). Er entrann mit nur fünf seiner Edlen dem Tode und kehrte nach Ungarn zurück. Das von den Türken belagerte Constantinopel wäre schon damals verloren gewesen, hätte Bajazet jetzt nicht seine Waffen gegen den fürchterlichen Timur (Tamerlan) führen müssen. Bei Ancyra kam es zwischen diesen beiden Schreckensmännern zur Schlacht (1402). Der Mongolen-Chan hatte 800,000 Streiter, Bajazet nur 400,000. Die Türken erlitten eine vollständige Niederlage und ihr Sultan gerieth in die Gewalt Timur's, der ihn, wie einige Geschichtsschreiber behaupten, was von andern aber wiederlegt wird, in einen Käfig werfen ließ, worin er den Geist aufgegeben haben soll.

Nachdem Timur auch noch die Johanniter aus der St. Petersburg bei Smyrna geschlagen und zum Zeichen seines Sieges daselbst einen Thurm, halb aus Steinen und halb aus Menschenschädeln hatte errichten lassen, kehrte er in das Innere Asiens zurück, wo er im Jahre 1404 starb.

Der griechische Kaiser Johann unirt sich auf dem Concil zu Florenz im Jahre 1439.

Noch ehe die Türken sich von jener großen Niederlage mit Macht erheben konnten, eilte der byzantinische Kaiser Johann VII. mit seinem Bruder Demetrius und einem Gefolge von sieben hundert Personen nach Italien, um sich mit der Kirche auszusöhnen. In Venedig wurde er unter dem Geläute aller Glocken und dem Zujauchzen des Volkes

begrüßt. Eben so glänzend zog er in Ferrara ein. Nach drei Tagen kam auch der Patriarch Joseph von Constantinopel an, dem man Ehren erwies, wie sie sonst nur dem Papste gebühren. Unter den vielen Bischöfen, die mit ihm kamen, sind bemerkenswerth: Markus, Erzbischof von Ephesus, der gelehrte Bissarion von Nicäa und der russische Metropolit Isidor von Kiew. Auch die Gesandten der Patriarchen von Antiochien, Alexandrien und Jerusalem nebst andern Metropoliten waren bei ihm. In der Domkirche von Ferrara ward das Concil gehalten; an der linken Seite des Altars saßen der Papst, die Cardinäle und Bischöfe, an der rechten Seite war neben dem Altar der Thron des Kaisers Johannes, ihm gegenüber der Thron des deutschen Kaisers Sigmund, der aber leer stand. In der Nähe ihres Herrn saßen der Patriarch Joseph und die übrigen Metropoliten und Bischöfe des Morgenlandes. Man giebt die Zahl aller hier anwesenden hohen Prälaten auf sieben hundert an. Doch ward das Concil bald nach Florenz verlegt (1439). In der fünften Sitzung schwuren die Griechen laut: „Es sei der Glaube der römisch-katholischen Kirche der ihrige, der Papst der Stellvertreter Christi, Vater und Lehrer aller Christen, der Nachfolger des heiligen Apostels Petrus, und ihm sei von Christo die volle Gewalt übergeben: die Kirche Christi zu weiden, zu regieren und anzuführen." Der Patriarch Joseph wurde krank und starb als römischer Katholik in Florenz. — Der russische Metropolit Isidor wurde vom Papste mit dem römischen Purpur bekleidet und zum Legaten a latere für sämmtliche Kirchen des Nordens ernannt; nur Markus, Erzbischof von Ephesus, wollte sich nicht fügen, er widersprach fortwährend und blieb Grieche in Glaubenssachen. Doch seine Stimme allein konnte die Union nicht verhindern, und Papst Eugenius IV. (1431 bis 1447) rief der Christenheit zu: „Frohlocket, ihr Himmel! juble, o Erde! die Scheidewand ist gefallen, welche die morgenländische und abendländische Kirche getrennt hat. Vereinigt hat Christus Beide mit den festesten Banden des Friedens und der Liebe; nach dem langen traurigen Übel einer vieljährigen Spaltung leuchtet Allen wieder der heitere Glanz ersehnter Einheit ihrer bisher streitenden Söhne! u. s. w." Allein vergebens war dies Frohlocken der Christenheit, denn der Haß des griechischen Volkes und auch der übrigen Geistlichkeit war zu groß und stark, als daß er mit der Wurzel hätte ausgerissen wer-

den können. Der Erzbischof von Ephesus wurde bei seiner Rückkehr in den Orient mit lautem Jubel empfangen; aber die anderen nannte man öffentlich Verräther der Kirche und des Vaterlandes. Er gewann für sich die Patriarchen von Alexandrien und Jerusalem, und sprach, im Bunde mit ihnen, das Anathema über ihren Kaiser Johannes aus. Nicht besser erging es Isidor, dem russischen Metropoliten; denn als er zu Moskau, in der Kathedrale Uspenßkij, die Union verkündete, wollte weder der Großfürst Wassilij III. Wassilijewitsch noch die Geistlichkeit sie anerkennen. Er wurde abgesetzt und in das Kloster von Tschudow verwiesen. Doch fand er nach zweijähriger Gefangenschaft Gelegenheit zu entkommen, und floh nach Rom, wo er neben jenem gelehrten Bissarion, der auch den Händen seiner Feinde entkommen und hierher geflüchtet war, in das Collegium der Cardinäle aufgenommen wurde.

Constantinopel ging damals mit raschen Schritten seinem Untergange durch die Türken entgegen. Der Papst wollte doch gern die alte Hauptstadt Constantin's des Großen der Christenheit erhalten und veranlaßte den jungen Wladislaw, König von Ungarn, den so hart bedrängten Griechen in ihrer Noth beizustehen. Der König zog mit einem gut gerüsteten Heere gegen Varna; aber unvorsichtig brach er zu früh in die Reihen der Janitscharen ein, und bald trug der Feind seinen Kopf auf einem Spieße einher, die Ungarn erlitten eine furchtbare Niederlage (1444). Ihr großer Feldherr, Johann Hunyad, wagte ein paar Jahre darauf nochmals eine Schlacht, bei Kossowa (1448), aber auch diesmal wurden die Ungarn schwer geschlagen.

Die Eroberung Constantinopel's durch die Türken.

Am 6. April 1453 belagerte Mohammed II. mit 400,000 Türken Constantinopel. Vergebens rief der letzte regierende byzantinische Kaiser, Constantin XIII., die Hilfe des Abendlandes an; nur die Genuesen schickten ihm den berühmten Feldherrn Giustiniani nebst 2000 Mann Hilfstruppen. Der Kaiser selbst hatte nur 6000 Mann, mit denen er das Eindringen der zahllosen Türken in seine Hauptstadt, die bisher eine der festesten Städte der Welt war, drei und fünfzig Tage

lang vereitelte. Die Byzantiner, angeführt von dem tapfern genuesischen Feldherrn, kämpften mit Löwenmuth, und die Köpfe der stürmenden Türken fielen wie gemähetes Gras. Da fällt ihr Anführer, und mit ihm sank der Muth und die letzte Kraft der verzweifelnden Griechen: Mohammed II. bringt mit 250,000 Barbaren in die Stadt ein (29. Mai 1453), welche ihren Sieg mit der ihnen eigenthümlichen Zerstörungswuth feierten. Constantin mit seinen Edeln starb den Heldentod. Damit war das byzantinische Kaiserreich zu Grunde gerichtet, und auf seinen Trümmern gründete Mohammed II. das neue türkische Reich, in welchem die griechische Kirche seitdem nur eine geduldete ist. Die steinernen Gotteshäuser nahmen die Türken für sich zu allerlei Einrichtungen und erlaubten den Christen nur hölzerne zu erbauen. Aus der ehrwürdigen Sophienkirche, von Constantin dem Großen gegründet, machten sie eine Moschee. Wie ein Jahrhundert früher die Russen von den Mongolen mit einem fast unerschwinglichen Tribut belegt wurden, so geschah es auch jetzt den Griechen durch die Türken. Eine dieser Abgaben hat eine schmähliche Bedeutung, sie schützt vor dem „Kopfabschneiden." Die Griechen können zwar ihre Bischöfe wählen, aber der Sultan muß die Wahl bestätigen, ja, die Einkleidung des Patriarchen wird sogar von ihm vollzogen, indem er ihm nebst dem Anstellungsdocument (Berat) auch den Patriarchenmantel, ein Unterkleid und ein weißes Roß zustellen läßt. Auf diesem Pferde reitet der Patriarch alsdann zur Kirche.

Der große Widerstreit, der allen andern in der europäischen Geschichte seit dem Schisma bedingt hat, liegt noch immer unversöhnt zwischen der morgenländischen und abendländischen Kirche da. Die Kirche in Rußland ist bekanntlich eine Tochterkirche der griechischen, und seit der Zar Schirmherr der Mutterkirche geworden ist, hofft dieselbe noch eine große Rolle in der Weltgeschichte zu spielen. Von jenem Widerstreite wird die künftige Gestaltung der Dinge in Europa, namentlich auch das Verhältniß der Germanen und Slaven zuletzt ausgehen müssen. Dann können vielleicht die schönen Träume des Fürsten P. J. Gagarin, daß Rußland das Papstthum anerkennen wird, zum Wesen werden. —

VI.

Differenzpunkte der römisch-katholischen und orientalischen Kirche.

Die Hauptpunkte, über welche die römischen und griechischen Katholiken sich nicht einigen können, haben wir bereits gesehen. Wir wollen hier noch tiefer in dieselben eingehen, und dann auch die Nebenpunkte betrachten, ganz unwesentliche Dinge, die aber alle mit dazu beitragen, daß das Schisma bisher bleibend war und wohl noch ferner bleibend sein wird.

Die morgenländische Kirche blieb bei ihren alten Dogmen, Gebräuchen und Verfassungsformen stehen und schloß ihren Lehrbegriff, von dem Mönche, Johann von Damask, ihrem ersten und größten systematischen Dogmatiker, im J. 730 aufgestellt, damit ab, daß alle späteren Satzungen als Dogmen zu verwerfen seien. Sie verbietet daher den Patriarchen und Synoden, neue Lehrsätze aufzustellen. Nach Herrn von Harthausen ist die Tradition das innerste Wesen in der morgenländischen Kirche. Alles, auch der geringste Zierrath des vorhandenen Baues eines Gotteshauses, ist von den Vätern überkommen, und Niemand des lebenden Geschlechts hat das Recht etwas zu ändern, man hat vielmehr die Verpflichtung, es den kommenden Geschlechtern zu überliefern.

So verwirft diese Kirche denn auch, principgetreu, alle späteren Zusätze und Weiterbildungen in Gebräuchen und Kirchenformen der römisch-katholischen Kirche als Ketzereien. Diese Weiterausbildungen wurden vornehmlich unter Papst Gregor VII. (1073 bis 1085) und mittelst der scholastischen Philosophie entwickelt. Es ist nicht zu leugnen, daß dadurch die Religion in ein geordnetes, scharfsinnig durchgeführtes logisches Ganze gebracht worden ist. Bei der Weihung eines Bischofs ist es besonders deutlich zu vernehmen, was die griechische Kirche in dieser Beziehung von der römisch-katholischen hält.

In dem Glaubensbekenntnisse des zu Weihenden, das er eigenhändig geschrieben und unterschrieben haben und der ganzen Versammlung laut vorlesen muß, heißt es unter anderm: „Ich verspreche, die mir anvertraute Heerde von den Irrthümern der lateinischen Kirche

und von allen anderen Ketzereien abzuziehen. — Ich verspreche, daß ich keine fremde Gebräuche in die Traditionen der Kirche und in die bekannten Feierlichkeiten, noch weniger insonderheit einige von den Lateinern erfundene Neuerungen einführen will." —

Dieses ist um so auffallender, als sie mit der römisch-katholischen Kirche einen und denselben Glauben hat, nämlich, daß die Aussprüche der allgemeinen Concilien keine neue Dogmen, sondern nur Auslegungen und Erklärungen dessen sind, was ursprünglich in Schrift und Tradition, obwohl verhüllt, vorhanden war. Sie erkennt, wie die römisch-katholische Kirche, die Bibel, mit Ausnahme der Apokryphen, die Traditionen*), d. h. jene Lehren, welche die Apostel bloß mündlich vortrugen, als Quelle des Glaubens an, und hält sich im Übrigen, in Kirchenverfassung, Glaubens- und Cultussachen an den Beschlüssen jener sieben allgemeinen und ihrer neun besonderen Concilien.

Von den sieben Sakramenten.

Was die sieben Sakramente anbetrifft, das Meßopfer, die Verehrung der allerreinsten Jungfrau, der Heiligen und Heiligenbilder, die Heiligkeit der Reliquien, Gräber und Kreuze, die Verdienstlichkeit des Fastens, das Ehehinderniß durch geistliche Verwandtschaft, das Klosterleben und vieles andere, so stimmt sie im Wesentlichen mit der römisch-katholischen Kirche überein; weicht aber in den Formen von ihr ab. In der morgenländischen Kirche folgen die Sakramente also auf einander:

1) die Taufe,
2) die Myrrhensalbung oder Firmung,
3) die Communion,
4) die Buße,

*) Als Hauptzeugen für die Traditionen erkennt sie Basilius und Gregor von Nazianz an. Mogilas, von dem später auch die Rede sein wird, sagt in seinem großen Katechismus: „Die Glaubenssätze gründen sich auf die heilige Schrift, auf die kirchlichen Traditionen und die Lehren der Concilien und heiligen Väter." Und in dem Handbuche der christlichen Theologie des Metropoliten Platon heißt es: „Wenn gewisse Traditionen oder Ceremonien entweder mit dem Worte Gottes nicht übereinstimmen oder dem frommen und heiligen Alterthume ganz unbekannt waren und dem Aberglauben fröhnen, so sind sie zu verwerfen."

5) die Ehe,

6) die heilige Ölung,

7) die Priesterweihe oder die Ordination.

In der römisch-katholischen Kirche ist die letzte Ölung das fünfte, die Priesterweihe das sechste und die Ehe das siebente Sakrament.

Die griechische Kirche hält das vollkommene Untertauchen des Täuflings für so unumgänglich nothwendig, daß sie der katholischen Kirche, die bekanntlich nicht so tauft, dies als achte Ketzerei vorwirft. Hieraus ersieht man, wie aus vielem Andern, die griechische Eitelkeit. Welch einen Anblick bietet oft das Taufen nach orientalischer Weise dar, z. B. wenn ein zwanzigjähriger nackter Tatar am Taufbecken neben seiner Pathin steht! Auch muß der Taufe die Salbung mit dem heiligen Öle, als Symbol des Todes, zur Mittheilung des heiligen Geistes, vorhergehen. Mit diesem Öle wird zuerst das Taufwasser geweiht, indem der Priester einige Tropfen darauf gießt und das Zeichen des heiligen Kreuzes darüber macht. Dann salbt er dem Täufling mittelst zwei ins Öl getauchten Fingern die Stirn, Brust und die Mitte der Schultern, indem er spricht: „Der Knecht Gottes, N.*), wird gesalbt mit dem Freudenöle, im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Darauf folgt das dreimalige Untertauchen und dann die Firmung mit einem andern Öle, dem sogenannten Myron oder Myrrhenöle, auch Chrisma genannt, und endlich die Tonsur, d. h. dem Kinde werden einige Löckchen Haare kreuzweise abgeschnitten, die dann in ein Stückchen Wachs gewickelt und von dem Pathen in das Wasser geworfen werden, in welchem das Kind getauft wurde. Dieses wird nun sammt dem Haar und Wachs weggeschüttet. Die Taufe eines Erwachsenen geschieht mit derselben Ceremonie.

Nach dem Tridentinischen Katechismus können in der römisch-katholischen Kirche erst Kinder vom siebenten Jahre ab gefirmt werden, und zwar nur von einem Bischofe. Die Ceremonien bei der Taufe und der Firmung und die Bestandtheile, aus welchen das heilige Öl besteht, sind in beiden Kirchen ganz verschieden.

Die Communion wird in zweierlei Gestalten ertheilt. Das Brot muß gesäuert und gesalzen und der Wein mit warmem Wasser ver-

*) Das Kind erhält den Namen schon am Tage seiner Geburt, wovon später noch die Rede sein wird.

mischt sein. Dies Letztere zeigt das aus der Seitenwunde Christi geflossene Wasser an, und durch seine Wärme versinnlicht es das Sieden und Wallen des heiligen Geistes. Der Priester spricht bei der Verwandlung: „Mache dieses Brot zum köstlichen Leib deines Christus.“ Amen, sagt der Diakon — „und was in diesem Kelche ist, zum Blute deines Christus“ — und Beides zusammen segnend — „verwandle es mit deinem heiligen Geiste.“ Dieses Sakrament wird den Laien, welche mit kreuzweise auf die Brust gelegten Armen hintreten, ertheilt, indem der Priester Brot und Wein mit einem Löffel aus dem Kelche schöpft und es ihnen spendet. Wenn kein Communicant mehr vorhanden, aber noch Wein und Brot im Kelche ist, so speist dies der Diakon auf, der dann mittelst eines Schwammes den Kelch trocknet. Die Geistlichen communiciren vorher im Heiligthum, und genießen das Brot zuerst und dann den Wein.

Die Täuflinge erhalten durch die Firmung oder Myrrhensalbung nur das Recht zur heiligen Communion, welche ihnen gewöhnlich bis zum siebenten Jahre bloß durch den Wein, nachher aber in beiderlei Gestalten ertheilt wird. — Die römisch-katholische Kirche spendet bekanntlich den Laien dieses Sakrament nur unter der Gestalt des Brotes, weil in einem lebendigen Leibe auch Blut enthalten sein muß, und weil die Apostel und ihre Schüler und Nachfolger es schon unter einerlei Gestalt, z. B. den Gefangenen, den Märtyrern und Wöchnerinnen und auch Kindern verabreicht hatten. Sie hat auf dem Concil zu Trient den Gebrauch, kleinen Kindern die heilige Communion zu spenden und den Kelch den Laien zu reichen, verworfen und das Anathema darauf gesetzt. Sie bedient sich dabei des ungesäuerten Brotes, nach der Sitte der Zeit, in welcher Christus dies Sakrament eingesetzt hat. Papst Alexander I. (119) hat das ungesäuerte Brot und die Vermischung des Weines mit Wasser im Sakrament des Altars, als Symbol der Vereinigung Christi mit der Kirche, angeordnet. — Der Gebrauch des ungesäuerten Brotes aber wurde ihr von Cerularius und wird ihr noch heutzutage von der morgenländischen Kirche als arge Ketzerei vorgeworfen, weil Christus das Osterlamm zwar am Tage der ungesäuerten Brote, aber mit gewöhnlichem (gesalzenen und gesäuerten), genossen habe. Sie gründet ihre Behauptung darauf, daß in der Apostelgeschichte sehr oft des Brotes erwähnt werde, aber dabei keineswegs bemerkt sei, daß es ungesäuertes gewesen. Hieraus ersieht man

wieder, da es nichts Wesentliches ist, ob gesäuertes oder ungesäuertes Brot zum Meßopfer und zum Abendmahle genommen wird, jedoch, dem apostolischen Gebrauche gemäß, ungesäuertes Brot dem gesäuerten vorzuziehen ist — die Hartnäckigkeit der Griechen. —

Die Beichte ist auch in der morgenländischen Kirche zum Sakramente erhoben, und beide Kirchen verlangen ein deutliches Hersagen aller Sünden des Beichtenden, weil der Priester wissen muß, was für Sünden er vergeben soll. — In jener Kirche war es auch Sitte, daß der Beichtvater ein ganzes Sündenregister laut und gleichsam fragend ablas, um Antwort darauf zu erhalten. So geschieht es auch noch hier und da, was aber gewiß keine gute Folgen bei jungen Leuten haben kann.

In Rußland ist es Sitte, zumal wenn Leute aus der gebildeten Welt beichten, daß der Pope nur die zehn Gebote mit dazwischen stattfindenden Unterbrechungen hersagt, damit der Beichtende Zeit habe, auf jedes Gebot, im Fall er es übertreten, zu antworten.

Nach Verordnung der Kirche soll das „Kyrie eleison," auf russisch: Ghosspodi pomilui, in jeder Beichte acht und fünfzig Mal ausgesprochen werden. Nach der Lossprechung küßt man das Evangelium und das Kreuz.

Die Ehe ist ein Sakrament, dessen auch die Weltgeistlichen theilhaftig werden können nach den Beschlüssen der trullanischen Synode; kraft einer späteren Verordnung aber müssen dieselben sogar: Eines Weibes Mann sein. (Den Bischöfen ist aber zu heirathen untersagt, sie müssen Cölibatäre verbleiben.) Doch dürfen sie sich nur Einmal und zwar mit einer Jungfrau, nie mit einer Wittwe, verheirathen. In früheren Jahrhunderten mußte ein Priester, dem die Frau starb, in's Kloster gehen oder Diakon werden. Da man aber später in Erwägung zog, daß ein solcher nicht immer aus reinem Herzen schwören konnte, er strebe aus freiem Willen nach dem Mönchsleben, so fing man an, Ausnahmen von der Regel zu machen, und seitdem giebt es nicht wenige Priesterwittwer, die ihre Pfarreien beibehalten dürfen; die zweite Ehe wird ihnen aber nimmermehr gestattet. Den Laien ist höchstens die dritte Ehe erlaubt. Die Ceremonien sind größtentheils ganz anders als in der römisch-katholischen Kirche. Wir werden später Beispiele davon anführen.

Die Ölung ist ein Sakrament, das nicht bloß Sterbenden, sondern auch minder gefährlichen Kranken und jedem gesunden Menschen mehr als

Einmal ertheilt werden kann. Daher duldet die morgenländische Kirche das Beiwort letzte nicht vor dem Hauptworte und nennt dieses Sakrament Euchelãon, d. h. Ölung unter Gebet, indem der Fürbitte, verbunden mit dem Gebete des Kranken, größere Kraft zugeschrieben wird, als der Ölung selbst.

Daß sie nicht bloß Sterbenden, sondern jedem Kranken ohne Ausnahme ertheilt werden kann, gründet man auf die Worte der Schrift: „Ist Jemand krank unter euch, so rufe er die Priester der Kirche zu sich, daß sie über ihn beten und ihn mit Öl salben im Namen des Herrn. Jak. 5. 14.

Der Apostel sagt also nicht: Stirbt Jemand unter euch u. s. w. Auch hält man sich hier fest an die Mehrzahl, indem nach dem Ausspruche des Apostels mehrere Priester gerufen werden sollen. Woher es aber kommt, daß es gerade sieben Priester sein müssen, wissen wir nicht. — Die Zahl Sieben bezeichnet sonst, wie die morgenländische Kirche behauptet, nicht nur die sieben Gaben des heiligen Geistes, von denen Jesaias reden soll, — sondern auch die sieben Leviten, die sieben Mal um die Stadt Jericho gingen. — Indeß hat man zur Erleichterung die Zahl Sieben auf Drei herab gesetzt. Drei Priester aber wenigstens werden zum Ertheilen der Ölung erfordert.

In der römisch-katholischen Kirche kann ein einziger Priester die heilige Handlung dieses Sakraments verrichten. Die Ceremonien dabei sind in beiden Kirchen ganz verschieden.

Die morgenländische Kirche nimmt drei Stufen der Priesterweihe oder der Ordination an. Zur ersten gehören die Bischöfe, welche die Weihe auch geben; zur zweiten die Priester, welche die ganze Weihe erhalten haben; zur dritten die verschiedenen Diakonen, welche nur Eine Weihe erhalten. Diese letztern dürfen daher weder die Sakramente verwalten noch mit dem Kreuze segnen, was nur den Priestern gestattet ist, sie dienen bloß bei der heiligen Handlung. In der Regel haben nur die Hauptkirchen oder Kathedralen Diakone, da sie hauptsächlich zur Bedienung des Bischofs bestimmt sind. Der erste unter ihnen heißt Archi- oder Proto-Diakon, ihm folgt der Diakon und diesem der Sub- oder Hyp-Diakon. Der Lector darf nur in der Mitte, im Schiff der Kirche, nie im Heiligthum Hand an die heiligen Gefäße legen, wie wir später sehen werden. Unter den Priestern giebt es Protohiereus (Protopopen) und Presbyter (Popen). Jene lassen sich mit Oberpastor

übersetzen und stehen mit dem Vorsteher eines Klosters, dem Archimandriten und Hegumen in gleichem Range.

Unter andern Ceremonien beugt der zu Weihende vor dem Bischofe das rechte Knie, wenn ihm die niedere Stufe des Diakons zugedacht ist; beide Kniee aber beugt er vor ihm, wenn er zum Priester geweiht wird, weil dieses Amt schon das ganze Joch Christi ist. Wir werden in einem andern Capitel die Ceremonien bei der Weihe eines Bischofs näher kennen lernen.

Vom Fasten.

Die älteste Fastenzeit und nach Tertullian apostolischen Ursprungs, waren die Tage des Leidens und Todes unseres Herrn, an welchen die strengste Enthaltsamkeit von einigen durch 24, von andern durch 40 Stunden und noch von andern durch mehrere Tage beobachtet wurde. Aber schon zu Tertullian's Zeit wurde sie über diese Tage, jedoch wie es scheint, freiwillig ausgedehnt. Im Anfange des vierten Jahrhunderts finden wir die vierzigtägige Fasten oder Quadragesima, kirchlich allgemein eingeführt. Außerdem fastete man gewöhnlich an dem Mittwoch und am Freitage. Späterhin kamen die Adventzeit und die Quatemberzeiten und etliche Vigilien oder Vorabende der Fasten als wirkliche Fastentage hinzu. Der Freitag und Sonnabend außer den vierzigtägigen Fasten und der Adventszeit und den Quatemberzeiten und wenn keine Vigilien auf diese Tage fallen, waren Enthaltungstage vom Fleischessen. So wird es jetzt noch in der katholischen Kirche gehalten.

Die römischen Katholiken haben fast nicht mehr Wochen zu fasten als die Griechen Monate. Dabei kommen aber noch die Speisen in Betracht, welche zu genießen jenen erlaubt und diesen verboten sind. Die morgenländische Kirche verbietet bekanntlich Milch, Butter, Eier und alles, was von einem Thiere herrührt, zu genießen, und dieses Verbot wird von ihren Angehörigen dermaßen beobachtet, daß die Orthodoxen sogar den Zucker verschmähen, weil Ochsengalle darin enthalten sein könnte, und bedienen sich beim Theetrinken des Honigs, weil die Biene nicht zu den Thieren, sondern zu den Insekten gerechnet wird. Diese Verschiedenheit des Fastens war mit eine Hauptsache, welche Photius und Cerularius den Päpsten vorwarfen, um sie

der ärgsten Irrthümer zu beschuldigen. Besonders erbittert waren sie über das Fasten am Sonnabend, als am jüdischen Sabbathe, das schon auf der Synode zu Gangra (340) bei Strafe der Excommunication den Laien, und den Priestern bei Entsetzung ihrer geistlichen Würde, verboten worden war.

In der morgenländischen Kirche sind der Mittwoch und Freitag das ganze Jahr hindurch zwei gebotene Fasttage, jener, weil Christus an einem Mittwochstage verrathen wurde, dieser, weil er an einem Freitage starb; ferner gehören hierher der 29. August, als der Tag der Enthauptung des Johannes, und der 14. September, an welchem das Fest der Kreuzerhöhung, das Papst Honorius (625 bis 638) stiftete, gefeiert wird. Die vier Perioden aber, in welchen ganze Wochen hindurch gefastet werden muß, und von denen Philastrius, Bischof von Brecia (starb gegen 387), zuerst spricht, sind folgende:

I. Die Philippsfasten, welche mit dem Tage Philippus*), des Apostels, am 15. November ihren Anfang nehmen und vierzig Tage, bis zu Weihnachten, dauern. Man kann sie auch Adventsfasten nennen.

II. Die vierzig Tage vor Ostern, große Fasten genannt, wahrscheinlich wegen der außerordentlichen Strenge der Enthaltsamkeit, mit der sie beobachtet werden; denn es giebt unter den Orthodoxen nicht wenige, welche in der ersten und letzten Woche dieser Periode nichts als Thee, Kräuter und getrocknete Schwämme (Pilzen) genießen.

III. Peter-Paulsfasten. Diese Fastenzeit ist von unbestimmter Dauer, denn sie fängt nach der Pfingstwoche an und währt bis zum 29. Juni. Fällt also der Pfingsttag früh, so sind diese Fasten länger, fällt er spät, so sind sie kürzer. Sie werden auch Apostelfasten genannt.

IV. Die Fasten der gebenedeiten Jungfrau Maria. Diese Periode beginnt mit dem 1. August und dauert bis zum Tage der Mariä Himmelfahrt, bis zum 15. desselben Monats.

Endlich rechnet man hierher auch noch die Woche, welche dem Carneval des Abendlandes vorhergeht und unter dem Namen Sexagesima bekannt ist. Es ist dies die Butterwoche der Russen, in welcher zwar Milch, Butter, Eier, also Fastenspeisen der römischen Katholiken, zu genießen erlaubt aber Fleischspeisen strenge verboten sind.

---

*) Dieser Tag fällt in der morgenländischen Kirche nicht in den Monat Mai, sondern in den November.

Sie endigt mit Verlauf unseres sogenannten Fastnachtssonntags und während die Abendländer in Rußland den darauf folgenden Montag und Dienstag in Völlerei schwelgen, müssen die Russen und alle, welche zur morgenländischen Kirche gehören, strenge fasten. Wir sahen einmal einen Popen in deutscher Gesellschaft an jenem Montage Plynij, d. h. Buchweizen-Pfannenkuchen, in Butter gebraten, sorglos speisen: er glaubte noch in den Tagen der Butterwoche zu sein. Gnädiger Himmel! welch ein Schrecken überfiel den Mann, als er endlich seinen Irrthum gewahr wurde! eine förmliche Todesangst bemächtigte sich seiner. Die Deutschen lachten; er aber ging gebeugt wie der größte Sünder von dannen.

In der Butterwoche bereitet sich das Volk auf die darauf folgenden strengen Fasten durch Schmausereien und Lustbarkeiten aller Art vor, und in keinem Monate des Jahres werden so viele Hochzeiten gefeiert, als in eben dieser Woche, weil das Heirathen in den großen Fasten eben so strenge verboten ist, als die Vorstellungen in den Schauspielhäusern; die Theater bleiben sieben Wochen lang geschlossen. Wir kommen später noch auf die Butterwoche mit ihren Lustbarkeiten zurück.

Rechnet man alle diese Tage, noch mit Ausnahme der Butterwoche, zusammen, so haben die Griechen und ihre anderen Glaubensgenossen, von denen wir hier die Russen besonders ins Auge fassen, mehr als sechs Monate im Jahre Fasten, während welcher Zeit der gemeine Mann nichts genießt als Früchte, Gemüse, Kartoffeln, Grütze, Graupen, Pilze und Brei, mit kaltem Hanföl gewürzt; denn einen aus Mehl und Wasser in Hanföl gebackenen Pfannenkuchen und Kartoffeln und Pilze in Hanföl gebraten, achtet er schon für Leckerbissen. Ein wahres Prasdnikessen (Festmahl) aber sind ihm die Pirogis, Pasteten mit einem Inhalt von gekochtem Fisch oder in Würfelchen geschnittenen Zwiebeln, die er mit der Faust in warmes Öl taucht und so verspeist, daß ihm die Brühe über den Bart hinab trieft.

Der russische hohe Adel ist Freund der französischen Küche und kümmert sich wenig um das Fastengebot der Kirche, doch mögen Manche eine Ausnahme hiervon machen. Die erste und letzte Woche der großen Fasten aber hält auch er strenge, indem er sich das Essen mit feinem Provenceröl bereiten läßt; der Landadel und die Beamten fasten in der Regel alle sieben Wochen hindurch. Von dem Fasten der Klostergeistlichen aber kann sich Westeuropa kaum eine Vorstellung ma-

chen: sie dürfen an manchen dieser Tage gar nichts kochen! Eben so strenge wie diese Letzteren fasten auch die Armenier, Priester und Laien.

Dieses strenge Gebot der Fasten erschwert den russischen Missionaren das Bekehren der heidnischen und anderer nicht-christlichen Völker im russischen Reiche gar sehr! Vornehmlich sind es die Tataren, die so sehr an ihr Pferdefleischessen gewöhnt sind, welche den Speisen des gemeinen Mannes, gewürzt mit dem kalten und fast immer ranzigen Hanföl, durchaus keinen Geschmack abgewinnen können. Und allen nichtrussischen Missionaren war das Bekehren dieser Völker unter Nikolaus I. doch so strenge verboten!

Vom Ausgange des heiligen Geistes.

Die Uneinigkeit in der Lehre vom Ausgange des heiligen Geistes zwischen den lateinischen und griechischen Katholiken haben wir bereits gesehen. Hier sei nur noch folgendes darüber gesagt. Das nicäische Glaubensbekenntniß, an welches die morgenländische Kirche sich so fest anklammert, lautet in diesem Punkte also: „Ich glaube an den heiligen Geist, den Herrn und Geber des Lebens, der vom Vater ausgeht, nebst Vater und Sohn anzubeten ist und der durch die Propheten geredet hat." Auf der allgemeinen Kirchenversammlung zu Constantinopel (381) wurde noch der Zusatz hinzugefügt: „und von dem Sohne"; diesen Zusatz erhielt dann auch das athanasianische Glaubensbekenntniß, und seitdem lautet es in diesem Punkte: „Ich glaube an den heiligen Geist, den Herrn und Geber des Lebens, der von dem Vater und von dem Sohne ausgeht u. s. w." — Photius behauptete, und die griechischen Katholiken behaupten es noch heutzutage, daß die römisch-katholische Kirche durch diese eingeschobene Lehre das nicäische Symbol verfälscht hätte; sie gründen ihre Meinung auf folgende Worte Christi: „Wenn der Tröster gekommen sein wird, den ich euch senden werde von dem Vater — nämlich den Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht — der soll Zeugniß von mir geben." Joh. 15—26.

In dem Kirchenrecht, ein Buch: „Kórmtschaja Kniga" genannt, welches der gelehrte russische Patriarch Nikon, größtentheils aus Traditionen und heiligen Schriften, die aus dem Orient nach Rußland ge-

kommen sind, zusammenstellte und in der Mitte des 17. Jahrhunderts herausgab, heißt es, daß Rom durch den Zusatz: „und dem Sohne," wie auch durch andere Neuerungen, von der wahren Religion abgefallen, und einen so gräulichen Fall gethan hätte, daß man nicht denken könnte, es würde sich davon wieder aufzurichten vermögen. Wir werden später auf dieses Buch zurückkommen.

Vom Fegefeuer.

Die Idee eines Reinigungszustandes der Seele nach ihrer Trennung vom Körper, eines Mittelortes zwischen vollkommner Würdigkeit und völliger Verworfenheit, so wie der Gebrauch der Opfer und Gebete für Verstorbene findet man schon bei den meisten Völkern des Alterthums. Einen solchen Läuterungs- und Reinigungsort für diejenigen Verstorbenen, welche zwar frei von schweren Sünden und im Stande der Gnade gestorben, aber doch noch mit geringen Fehlern behaftet sind oder für frühere schwere Versündigungen noch nicht gebüßt haben, kurz, für solche welche in die Hölle, in die nur ganz böse Menschen gehören, nicht taugen, aber für den Himmel, der nur den ganz Reinen verheißen ist, noch nicht reif sind, für solche nimmt die römisch-katholische Kirche einen Mittelort an, wo sie durch stufenweise Läuterung und Reinigung zur ewigen Seligkeit vorbereitet werden, und diesen Ort nennt sie Fegefeuer (Purgatorium).

Die griechische nimmt einen Ort, wo die noch nicht für den Himmel geläuterten Seelen ihre Läuterung erreichen, auch an, aber sie nennt ihn nicht Reinigungsort — und diese Benennung „Purgatorium", gab Veranlassung zum Streite — sondern sie nennt ihn einen finstern Kerker, in welchem die Seele von unbarmherzigen Dämonen eine zeitlang gehalten wird, und wo sie Bedrängungen und Versuchungen unterworfen ist, und aus dem sie durch Gebet der Lebenden erlöst werden kann und stimmt hierin, abgesehen von ihrer phantastischen Veranschaulichung dieses Ortes — es ist orientalische Phantasie — mit der abendländischen Kirche überein. Daher hat diese Kirche auch nicht bloß die Pannychis, einen Gottesdienst, der vom Augenblick des Abscheidens der Seele vom Körper an, bis zur Bestattung der irdischen Überreste, an der Leiche, ja, der nach dem Gesetze der Kirche vierzig

Tage ununterbrochen gehalten werden soll, sondern auch einen Gottesdienst angeordnet, der alle drei Jahre für die Todten Statt finden muß. „Nicht durch der Verstorbenen Buße und Bekenntniß," lehrt diese Kirche, „sondern durch die guten Werke der Lebenden, durch das Gebet der Kirche und am meisten durch das unblutige Opfer, welches die Kirche täglich für die Lebenden und Verstorbenen darbringt, werden sie aus dem finstern Kerker *) zum Himmel erlöst. Die morgenländische Kirche nimmt also einen Mittelort an, d. h. ein Fegefeuer, dem des Papstes Gregor I. (590—604) entgegengesetzt, einen finstern Kerker, ohne Feuer, wo die Bestrafung der Seele darin besteht, daß sie von unerbittlichen Dämonen gehalten wird und Bedrängungen und Versuchungen unterworfen ist. Die Verstorbenen erhalten einen Absolutions-Brief mit in's Grab, der sie von allen Sünden losspricht; daß sie aber dadurch noch nicht erlöst sind, beweist eben die angeordnete Pannychis und der Gottesdienst, der alle drei Jahre für die Todten gehalten wird. Wir werden in dem Capitel „Vom Begräbnisse", darauf zurückkommen.

Von den Apokryphen.

Die apokryphischen Bücher als: das Buch Judith, der Weisheit, des Tobias, Jesus Sirach, Baruch, die zwei Bücher der Makkabäer, die Stücke zu Esther, die Geschichte von der Susanna, vom Bel und vom Drachen zu Babel, das Gebet Asarjä, die Gebete der drei Jünglinge im Feuerofen, das Gebet Manasse, und anderes erkennt die morgenländische Kirche als Glaubensdocumente nicht an, da sie ihnen den göttlichen Ursprung abspricht, und so haben sie nicht die absolute Verbindlichkeit, welche ihnen die römisch-katholische Kirche auf dem Concil zu Trient zugesteht; wenn auch die lateinische Kirche sie im vierten Jahrhnndert kanonisirte, so habe die altgriechische Kirche sie doch als heilige Schriften nie anerkannt. Doch ihres hohen Alters wegen verdienen diese Bücher Achtung und so wies man ihnen einen Platz neben dem Leben der Heiligen und Märtyrer an.

*) Einige wollen diesem Ort denselben Namen geben, mit welchem die alten Griechen den Ort bezeichneten, an den die Schatten der Hingestorbenen gingen, nämlich: Hades.

Von den Heiligenbildern.

Die Heiligenbilder der morgenländischen Kirche sind der Regel nach ganz anders beschaffen als die der römisch-katholischen, sie sind meistens auf Goldgrund gemalt, aber es ist von der Malerei nichts zu sehen, als das mit schwarzer oder dunkelbrauner Farbe dick aufgetragene Gesicht, die Hände und Füße, denn die Gewänder und der Heiligenschein um den Kopf herum sind aus Goldblech, aus Silber oder Messing gemacht. Nicht wenige, zumal in neuester Zeit gemachte Bilder sind ganz aus Gold, Silber oder Messing getrieben. Manche sind reich mit Edelsteinen eingefaßt; das ist aber auch die einzige Erhöhung, — die sie haben, da sie nach der Vorschrift platt sein müssen. Geschnitzte, ausgehauene und gegossene Bilder verwirft die Kirche, indem sie annimmt, daß es eben solche seien, welche das zweite Gebot zu machen verbietet. — Wenigstens wird man nie ein Kreuz finden, mit dem der Priester segnet oder irgend ein Cruzifix, auf welchem der Gekreuzigte ein erhobenes Bild ist; dieses Bild, damit es flach sei, ist auf das Kreuz eingravirt. Und findet man hier und da, zumal in neuerer Zeit in Rußland, ein geschnitztes, ausgehauenes oder gegossenes Werk dieser Art, so ist das doch kein eigentliches Heiligenbild, und man wird dergleichen nur außerhalb der Kirche antreffen. Es werden, zumal in Rußland, wo es eine Menge sogenannter Herrgottmacher *) giebt, täglich viel Heiligenbilder verfertigt, aber es sind nur peinliche Abbilder alter Originale, welche alle nach byzantinischer Art gemacht sind. Im Abendlande hatte die Verehrung der Bilder den größten Einfluß auf Cultur und Kunst, im Orient und in Rußland nicht.

Die meisten Heiligenbilder der römisch-katholischen Kirche werden dem ungläubigen Künstler bis in die spätesten Zeiten eben so heilig bleiben, als sie es einst den Gläubigen waren. — Die der Griechen und Russen wahrlich nicht! Die Ursache hiervon ist, daß der Maler nicht idealisiren, d. h. kein Heiligenbild schaffen darf, wie es in seinen Ideen lebt, sondern sich strenge nach denen von Laien der Kunst handwerksmäßig gemachten Originalen richten muß. Die griechische Kirche

*) Die Deutschen in Rußland haben den Malern und Ciseleurs diesen Namen gegeben, wahrscheinlich, weil der gemeine Russe jedes Heiligenbild ohne Ausnahme Bog (sprich Boch) Gott, nennt.

lehrt, daß die Heiligenbilder aus dem Himmel stammen und daß daher auch eine wunderthätige Kraft in denselben wohne, was die römisch-katholische Kirche als falsch verwirft. Manche Bischöfe und Äbte rühmen sich, in ihren Kathedralen und Klöstern solche Werke zu besitzen, welche von den Evangelisten Lukas, Johannes und andern Heiligen gemalt, und auch wieder solche, welche wahre Konterfeien derselben seien. Wenn das nun auch Wahrheit ist, so bleiben diese Originale mit der dick aufgetragenen schwarzen oder dunkelbraunen Farbe, ohne Schatten und Rundung, dem abendländischen Kunstkenner wie dem Laien doch höchst widerliche Gebilde. Mögen sie den Griechen und Russen aus Pflicht und Gewohnheit hehr und herrlich erscheinen, das Auge des Abendländers wird nicht mit Entzücken darauf sehen können, zumal auf die Marien- und Jesukindbilder, die ebenfalls ein schwarzes Gesicht und so farbige Hände und Füße haben.

Man findet zwar in einigen Hauptkirchen, z. B. in St. Petersburg und auch hier und da in den Kathedralen der Gouvernementsstädte Bilder von berühmten Meistern und im occidentalischen Style gemalt, die aber nur eine Ausnahme von der Regel machen und die, Gott weiß aus welcher Ursache und vielleicht nicht ohne Widerstreben der Geistlichkeit, Eingang gefunden haben. Aber Gegenstand heiliger Verehrung sind sie doch nicht! wenigstens in dem Grade nicht, wie die alten im orientalischen Style.

Ferner verbietet die morgenländische Kirche die Nacktheit in der Malerei. Als Papst Gregor XIII. (1572—1585) in den Streitigkeiten zwischen dem Zaren Johann dem Schrecklichen und dem Könige von Polen, Stephan Bathory, sich zum Vermittler machte, gab er seinem Gesandten, dem Jesuiten Possevin, ein Präsent für den Zaren mit, welches in einem von einem berühmten Meister gemalten nackten Jesukinde bestand; dieser aber mußte es an Ort und Stelle, noch ehe es der Zar sah, wieder einpacken, denn man geberdete sich dabei, daß der Jesuit in Angst gerieth.

Da, wo in der abendländischen Kirche die Communicantenbank steht, fängt in der morgenländischen der dritte Theil der Kirche, d. h. des Gotteshauses, an. Hier steht die Bilderwand mit den königlichen oder heiligen Thüren, eine in der Mitte und zwei auf beiden Seiten, durch welche man aus dem Schiff oder dem zweiten Theile der Kirche in den driten, in's sogenannte Heiligthum tritt. Diese Wand scheidet also beide Theile der Kirche von einander, sie ist so hoch, daß man

aus dem Schiff nicht hinüber sehen kann. Im Heiligthum, in welchem der Lector und Unterdiakon, die doch eine Weihe haben, nicht einmal Hand an die heiligen Gefäße legen dürfen, da nur der Diakon hier dienen kann, steht der Stuhl des Bischofs und der heilige Tisch (Altar), auf dem das Evangelium, das Kreuz zum Segnen und ein Gefäß mit geweihetem, vorher in Wein getauchtem Brote (Communion für Kranke) sich befindet. Der erste Theil einer Kirche ist der Vortempel oder Vorhof, wo sich in der Regel das geringere Volk während des Gottesdienstes aufhält, und wo auch getauft wird. Zwei Abtheilungen, Schiff und Heiligthum, muß die ärmste Dorf- wie auch jede Regimentskirche haben. Der zweite und erste Theil, Schiff und Vorhof, sind durch eine Gitterwand, Schiff und Heiligthum aber durch jene Bilderwand von einander getrennt. Kirchen der ersten Jahrhunderte hatten noch einen vierten Theil, eine Vorhalle, in welcher die Katechumenen, d. h. solche, welche zur Taufe vorbereitet wurden, und Büßende und Besessene sich aufhielten. Durch die mittlere Thür in der Bilderwand darf, außer den Liturgen, Niemand in's Heiligthum gehen, welches in frühern Jahrhunderten für jeden Andern unzugänglich blieb.

Diese alte strenge Sitte ist mit dem Laufe der Jahre milder geworden, denn dem Kaiser und auch andern Laien, aber nur keiner Person weiblichen Geschlechts, erlaubt man jetzt durch die Seitenthüren, nie aber durch die mittlere, einzugehen. Heilige, auch königliche Thüren werden sie alle drei deshalb genannt, weil mit ihnen das Himmelreich sich öffnet. (Chrysostomos über Epheser). Während des Gottesdienstes werden sie dann auch mehrere Male geöffnet, damit das Volk in's Himmelreich sehen kann. Auf der oft genannten Wand (Eukonostasis) befinden sich die zwei Hauptbilder, welche jede Kirche haben muß. Das Bild des Heilandes zur Rechten und das der Muttergottes zur Linken*). In der Regel ist hier auch noch das Bild des Schutzpatrons der Kirche, deren jede einen hat, zu finden.

Wenn die Priester und Diakonen zur Kirche und aus dem Schiff durch die königlichen Thüren in's Heiligthum gehen, müssen sie sich vorher vor den zwei Hauptbildern ehrfurchtsvoll verbeugen und nach üblicher Weise bekreuzen. Außer diesen Bildern trifft man in jeder

*) Jede Kirche steht gerade gegen Morgen und Abend, mit dem Heiligthum im Osten und mit dem Vorhof im Westen.

russischen Kirche deren noch sehr viele an, z. B. die der zwölf Apostel, der vier Evangelisten, des heiligen Nikolaus, Andreas, Alexander Newsskij, Antonius und hundert anderer.

Von der Geistlichkeit und den Klöstern.

Die Geistlichkeit ist in zwei Ordnungen getheilt, in Weltgeistliche und Klostergeistliche. Jene wird die weiße, diese die schwarze Geistlichkeit genannt. Der Name dieser letztern entspricht der Farbe ihrer Tracht vollkommen, indem sie vom Kopf bis zu den Füßen in dunkles Schwarz eingehüllt sind. Die Weltgeistlichen aber sehen weder in ihrer Privatkleidung noch in ihren Kirchengewändern weiß aus. Wahrscheinlich nennt man sie so im Gegensatze zu jenen, welche die höchsten geistlichen Würden bekleiden. Die Weltgeistlichen müssen verheirathet sein, sie haben kein besonderes Gelübde abzulegen. — Sie tragen außerhalb der Kirche einen weiten schlafrockähnlichen Ueberrock, dessen Farbe braun, blau u. s. w. sein darf, eine ziemlich hohe Pelzmütze oder einen Pastoralhut und einen hohen Stock mit goldenem, silbernem oder messingenem Knopfe; sie schreiten damit nach Art der Pilger einher. Diese Geistlichkeit ist wohl das reinste russische Blut; einer Kaste ähnlich, pflanzt sie sich selber fort, indem ihre Söhne in den Seminarien wieder zu Geistlichen herangebildet und ihre Töchter mit Geistlichen verheirathet werden. In ihrem Stande können sie nur den Rang eines Protopopen, Oberpastors, erreichen, denn die Bischöfe werden nur aus der schwarzen Geistlichkeit gewählt.

Den Klostergeistlichen ist die Ehe untersagt; sie haben zwei Gelübde, Keuschheit und Fasten, sie dürfen nie Fleisch essen. Sie haben keine ordentliche Pfarreien. — Die gelehrtesten von ihnen geben den theologischen Unterricht in den Seminarien, wo der Rector auch immer ein Klostergeistlicher ist. Die übrigen Wissenschaften werden hier meistens von Laien, gelehrt, welche zwar Popensöhne sind, aber als Privatleute leben und Professoren genannt werden. Die nichtgelehrten Mönche verbringen ihre Zeit mit Beten und Singen und Handarbeiten. Die Mönche in der morgenländischen Kirche sind noch keine Geistlichen, d. h. sie haben nicht die Weihen, wie viele Mönche in der römisch-katholischen Kirche. Diejenigen aber, welche sie haben, heißen Mönchspriester.

Die höchsten der Kloster- und der ganzen Geistlichkeit sind die Patriarchen, eine Würde, die in Rußland fehlt, die aber durch den heiligen Synod *) ersetzt ist. Ihnen folgen die Metropoliten, deren es in Rußland eigentlich nur drei giebt: von Kiew, Nowgorod-St. Petersburg und Moskau. Die beiden Oberhirten von Grusien und Mingrelien werden zwar auch Metropoliten genannt, aber sie sind eigentlich nur Titular-Metropoliten, und ihre Sprengel gehören auch nur zu denen zweiter Classe.

Die Metropoliten haben den Rang eines Generals erster Classe. Nach ihnen kommen die Erzbischöfe mit Generallieutenantsrang und dann die Bischöfe mit Generalmajorsrang. Die Metropoliten unterscheiden sich eben nur durch ihren höhern Rang und durch eine Auszeichnung in der Tracht von den Erzbischöfen und Bischöfen. Sie tragen außerhalb der Kirche eine weiße, fast cylinderförmige Kopfbedeckung und sind Mitglieder des Synods; die Bischöfe haben eine ganz schwarze Kopfbedeckung und sind, mit Ausnahme des Erzbischofs von Twer, keine Mitglieder des Synod's; die Erzbischöfe haben nur ein weißes Kreuz auf ihrer schwarzen Mütze als Auszeichnung vor den Bischöfen. Sonst aber ist jeder Bischof Herr und Regent seines Sprengels, wie ein Metropolit oder Erzbischof von dem seinigen, und steht, wie beide, unmittelbar unter dem heiligen Synod. In früheren Jahrhunderten hatte der Metropolit eine größere Gewalt als heutzutage, denn in seinem Bezirke konnte Keiner zum Bischofe erwählt werden, wenn er nicht seine Einwilligung dazu gegeben. Der Bischof besetzt auch sämmtliche geistliche Stellen in seinem Sprengel, mit Ausnahme der eines Abtes, eines geistlichen Candidaten, den er dem heiligen Synod nur vorschlagen darf. Er selbst wird vom Kaiser gewählt aus Dreien vom Synod dem Zaren Vorgeschlagenen. Ein Abt steht im Range des Staatsraths oder der fünften Klasse, und deshalb kann der Bischof, in der vierten Klasse stehend, ihn nicht im Amte bestätigen. Die Professoren und Regierungsräthe stehen in der sechsten Klasse, daher können sie vom Minister angestellt werden; die Rectoren der Universitäten und Präsidenten der verschiedenen Behörden stehen einen Rang höher, mit den Archimandriten auf einer Stufe, daher können sie vom Mi-

---

*) Da dieses Wort im Russischen männlichen Geschlechts ist, so behalten wir dieses Geschlecht in unserer Erzählung bei.

nister nur vorgeschlagen werden, und der Kaiser bestätigt sie. Wenn ein Bischof Gottesdienst hält, wird er zuerst öffentlich auf dem großen Ambon, einem erhöhten Platze, gekämmt und angekleidet, und ihm werden dabei auch die Hände gewaschen.' Dies ist alte Sitte und soll an die Zeit erinnern, wo der Bischof auf seinen mühsamen Wanderungen in seinem Sprengel auf den Dörfern keine andere Herberge hatte als die Kirche.

Laut amtlichen Berichten gab es vor einigen Jahren in Rußland 49 Eparchien oder Sprengel, dieselben sind in drei Classen eingetheilt. Zur ersten Classe gehören die von Kiew, Nowgorod, Moskau und St. Petersburg, und werden von den drei vornehmsten Metropoliten verwaltet (der von Nowgorod ist auch zugleich Metropolit von St. Petersburg). Zur zweiten Classe gehören 20 Eparchien als: Kasan, Astrachan, Tobolsk (das sind die drei alten Königreiche oder Chanate), ferner die von Rjäsan, Jaroßlaw, Pskow, Twer, Cherson, Litthauen, Warschau, Mogilew, Tschernigow, Minsk, Podolien, Kischinew, Olonez, Nowo-Tscherkask, Irkusk. Sie werden von Erz-Bischöfen verwaltet. Hierher gehören auch die Sprengel der beiden Metropoliten von Grusien und Mingrelien. Die 25 Sprengel dritter Classe sind Bisthümer, die von Bischöfen verwaltet werden. Hierher gehören: Jekaterinoslaw, Kaluga, Smolensk, Nischnij-Nowgorod, Kursk, Wladimir, Polozk, Wologda, Tula, Wjätka, Archangelsk, Woronesch, Kostroma, Tambow, Orel, Poltáwa, Wolino-Schitomir, Perm, Tomsk, Pensa, Saratow, Charkow, Orenburg, Simbirsk und Kamtschatka.

Rußland wird in 46 Gouvernements und zwei Gebiete eingetheilt. Diese beiden letztern sind Besarabien und das Land der donischen Kosaken. Da nun Warschau, zum Königreich Polen gehörig, auch einen russischen Erzbischof hat, so kommt auf jedes Gouvernement und die zwei Gebiete ein Kirchenfürst, der in der Regel auch seinen Sitz wie der Civil-Goubernator, in der Gouvernementsstadt hat — in einem Kloster. Außer diesen Oberhirten giebt es noch sechs Titular-Bischöfe, sie haben keine Sprengel, es sind Vicare der ersten drei Metropoliten und der beiden Erzbischöfe von Twer und Pskow.

Auch die Klöster werden in drei Classen eingetheilt. Ihre Vorsteher folgen im Rang und Ansehen unmittelbar den Bischöfen. Jedes vornehme Kloster erster Classe besitzt einen Archimandriten erster Classe, der noch etwas von dem Ansehen der Äbte früherer Jahrhunderte hat.

In seinem Ornate sieht er dem Bischof nicht unähnlich; er trägt ein Kreuz an einer Kette auf der Brust, einen Hirtenstab und eine Mitra. In Rußland giebt es deren 21 erster und 58 zweiter Classe. Hierzu kommen jedoch noch vier, die zur Metropole in Grusien gehören. Der Zahl der Archimandriten erster und zweiter Classe ist auch die Zahl der Klöster erster und zweiter Classe entsprechend. Die Vorsteher der Klöster dritter Classe, 63 an der Zahl, heißen Hegumen oder Stroitel. Archimandrit und Hegumen übersetzt man mit Abt, Stroitel mit Prior oder Subprior. Stroitel heißt auch Baumeister und Erbauer. — Zusammengerechnet sind das 142 Klöster; sie werden ordentliche genannt, denn es giebt auch noch 204 außerordentliche oder Privatklöster. Warum? Das werden wir sogleich sehen.

Die Klöster- und Kirchengüter in Rußland bestehen in Ländereien und Leibeignen, die noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von Vorstehern der Geistlichkeit verwaltet wurden. Schon Katharina I. und Elisabeth I. waren mit dem Plane umgegangen, diese reichen Güter einzuziehen und die Klöster dann auf Kosten des Staates zu unterhalten. Peter III. wollte den Plan rasch zur That bringen, als ihn plötzlich der Tod ereilte. Katharina II. arbeitete mit mehr Glück und Klugheit an diesem Werke und brachte es zu Stande. Sie zog die Güter der reichsten Klöster und Kirchen ein und errichtete im Jahre 1764 ein Ökonomie-Collegium, welches dieselben verwaltet. Diese Klöster, welche nun jetzt auf solche Weise vom Staate unterhalten werden, pflegt man ordentliche und jene, deren Güter nicht eingezogen wurden und sich selbst unterhalten, außerordentliche oder Privat-Klöster zu nennen. Derselben gab es vor einigen Jahren noch 204 mit 1564 Mönchen und 1210 Novizen. Jene 142 ordentliche Klöster dagegen haben über 2750 Mönche und 1210 Novizen. Nonnenklöster gab es vor einigen Jahren nur 9 ordentliche und 101 außerordentliche, zusammen mit 3113 Nonnen und 3006 Novizinnen. Neue Klöster dürfen nur mit Erlaubniß des heiligen Synod errichtet werden und der Gründer muß dabei ein bestimmtes Capital in die Bank niederlegen. So hat es Peter der Große befohlen, während schon Johann der Schreckliche und Alexei Michailowitsch den Zuwachs der Klöster im Keime zu ersticken trachteten. Peter I. hat auch eine bessere Zucht in den Klöstern eingeführt und dem heiligen Synod befohlen, zu bestimmen, daß die Novizen vor ihrem dreißigsten und die Novizinnen vor ihrem fünfzigsten Jahre das Klo-

stergelübde nicht ablegen dürfen. Bei talentvollen jungen Leuten, die Mönchpriester werden wollen, macht man jedoch eine Ausnahme von dieser Regel, sie können die Tonsur früher erhalten. Den Militairs wie den Civilisten ist die Aufnahme in ein Kloster sehr erschwert und Leibeigene dürfen gar nicht aufgenommen werden, weil, wie ein Russe sich sehr naiv ausdrückt, alle Mönche frei sind, gleich sämmtlichen Kirchenleuten. Alle Häretiker oder Ketzer und Andere, die zur Strafe und Buße in die Klöster eingesperrt werden, rechnet man nicht zu den Mönchen.

Die russischen Mönche haben strenge Bußübungen; sie dürfen nur vier Stunden schlafen, müssen einem fast unaufhörlichen Gottesdienste beiwohnen und sich unzählige Male nach einander in den Staub werfen, so daß sie mit der Stirn den Boden berühren und müssen sonst ohne Unterlaß im Gebete verharren, weshalb sie auch einen Rosenkranz tragen, der weder bei den Weltgeistlichen noch bei den Laien in Rußland üblich ist. Ihr überaus strenges Fasten haben wir bereits erwähnt.

Antonius der Große, Einsiedler in der ägyptischen Wüste, Euthymius und Sabbas sind ihre heiligen Väter. Bei den Nonnen sind es Thekla, die Jungfrau aus Ikonion, Euphraxia, Olympia und andere Protomärtyrinnen, welche am meisten verehrt werden.

Das morgenländische Mönchsthum unterscheidet sich von dem lateinischen insofern, als es nur einen einzigen Orden hat, den des heiligen Basilius und auch nur eine einzige Regel, die ebenfalls von ihm herrührt, die aber auch noch andere Männer nach seinem Geiste z. B. Ephraim von Edessa, Gregorius, Chrysostomus u. s. w. bearbeiten und stiften halfen, während die lateinischen Katholiken eine Menge Orden und fast eben so viel Ordensregeln haben.

In der römisch-katholischen Kirche wählt der Bischof sich in der Regel aus den Pfarrern seine Capitularen oder Domherren, und aus diesen letztern werden gewöhnlich die Bischöfe gewählt; doch kann auch schon jeder Pfarrer, ohne Domherr gewesen zu sein, Bischof werden, was auch öfter geschieht. In der morgenländischen Kirche ist das anders, da kann kein Pfarrer noch Oberpfarrer zum Bischof geweiht werden, wenn er nicht vorher Klostergeistlicher geworden war. Der Grund hiervon ist, wie schon angeführt, weil der Bischof unverheirathet sein muß.

Wir wollen noch die ganze Geistlichkeit nach ihrer Reihenfolge sammt den untersten Dienern der Kirche hier anführen: Patriarch, Metropolit, Erzbischof, Bischof, Abt oder Prior, (mit dem weltgeistlichen

Protopopen oder Oberpastor auf einer Rangstufe), Priester, Archidiakon, Diakon, Hypdiakon, Lector oder Leser. Diese beiden letztern haben nur einen geringen Theil der Weihe und dürfen sich während der Sakramentsverwaltung der heiligen Tafel nicht nahen.

Zu den untersten Dienern, welche man Kirchenleute zu nennen pflegt und die von allen weltlichen Steuern befreit sind, gehören die Sänger, welche gleichsam die Orgeln und andere Tonwerke des Abendlandes in der Kirche ersetzen, der Küster mit seinem Diener, dem Kirchenwächter, der Lambäcker, welcher das Brot zur Communion bäckt, der Sacristan, welcher die Meßgewänder aufbewahrt, der Glockenläuter, die Kirchenfeger und Scheurer und endlich der Schatzmeister oder Schlüsselbewahrer, ein Amt, das von einem vornehmen Laien, nicht selten aber auch von einem Priester verwaltet wird. Lectoren, Sänger und Küster gehören zu den sogenannten Mitgezählten, die man vorläufig zum Gottesdienste beruft, damit aus ihrer Zahl nachher Diakonen und Popen geweiht werden können. Zur Zeit eines bischöflichen Gottesdienstes schneidet der Bischof ihnen Haare kreuzweise ab und man bekleidet sie mit dem weißen Sticharion.

Wie Rußland den Primat des Papstes verstanden haben will.

Fassen wir alle Differenzpunkte als Unterscheidungsmerkmale der Glaubenslehren beider Kirchen hier in Einen Hauptsatz zusammen.

Die morgenländische Kirche verwirft die oft erwähnte Lehre vom Ausgange des heiligen Geistes vom Sohne aus, das Fasten am Sonnabend und die Milchspeisen an den Fasttagen, das Cölibat der Weltgeistlichen, die Apokryphen als Glaubensdocumente, die Communion in Einerlei Gestalt und das ungesäuerte Brot dabei, das Taufen nach Art des Abendlandes, die nur den Bischöfen ertheilte Macht zu firmen, geschnitzte und gegossene Heiligenbilder, das Scheeren des Bartes der Priester, die lateinische als alleinige Kirchensprache, alle Stühle und Bänke zum Sitzen oder Knien der Gemeinde in der Kirche, auch die Orgeln und andern Tonwerke zur Begleitung des Gesanges, vom Papst Vitalianus eingeführt, so wie auch die Kanzeln, indem sie regelmäßig von den Predigten nichts wissen will. Wenn hier und da in einer russischen

Kirche gepredigt wird, so geschieht es am Lesepult und es ist dies eben nur eine Ausnahme von der Regel, welche die alten Orthodoxen gern als eine Neuerung oder gar als Ketzerei verwerfen möchten. Alle diese Punkte und was auch sonst noch hierher gerechnet werden kann, sind gewiß nur unwesentliche Dinge gegen den einen und größten Differenzpunkt, der eigentlich die große Kluft in der Kirche bildet, welcher die griechischen von den lateinischen Katholiken scheidet: wir meinen den Primat des Papstes zu Rom, den die morgenländische Kirche verwirft, indem sie den Papst nicht als sichtbaren Stellvertreter Christi anerkennt. Sie erkennt zwar ein Oberhaupt der Kirche an, den Patriarchen zu Constantinopel, darum heißt sie schismatisch. Wie aber Rußland den Primat verstanden haben will, das hat Herr Andreas Nikolajewitsch Murawjéw, einer der berühmtesten russischen Schriftsteller im geistlichen Fache, mit folgenden Worten klar ausgedrückt:

„Der Titel Patriarch kommt nur folgenden Erzbischöfen zu: dem zu Jerusalem, als dem Bischof von Zion und der Mutterkirche; dem von Antiochien, als der zweiten Gemeinde, welcher die Apostel Petrus und Paulus vorstanden und der wir den christlichen Namen verdanken; dem von Alexandrien, als dem Nachfolger des heiligen Apostels Markus; dem von Constantinopel, als Erzbischof der Hauptstadt des griechischen Reiches. Denselben Rang hatte bis zu seiner Trennung von der morgenländischen Kirche der Erzbischof von Rom als Nachfolger des heiligen Apostels Petrus und als Bischof der alten Hauptstadt. Als aber der Papst sich von der Gemeinschaft mit den übrigen morgenländischen Patriarchen lossagte, ward die Würde ihres fünften Bruders unter allgemeiner Zustimmung auf die durch die Vorsehung verherrlichte russische Kirche übertragen. Demnach sind noch jetzt die Patriarchen von Constantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem im geistlichen Bunde mit dem heiligen Synod, der in Rußland den Patriarchen ersetzt, die Vorsteher der rechtgläubigen morgenländischen allgemeinen Kirche, welche, gegründet auf den Grund der Apostel und Propheten, zum Eckstein hat Christus den Herrn, Gott selbst.“ —

Diese Meinung des Herrn Murawjéw stimmt aber nicht überein mit den Stellen, welche andere berühmte Schriftsteller und würdige Männer in ihren Werken anführen, z. B. J. F. H. Schlosser, P. Strahl, Graf de Maistre, Schröckh, Michael Lewicki, (Erzbischof von Lem-

berg) u. s. w. Diese fraglichen Stellen befinden sich in den kirchlichen und Ritualbüchern der Griechen und beweisen auf das deutlichste, daß die morgenländische Kirche von jeher den Papst als das Oberhaupt und den Mittelpunkt der Kirche Christi anerkannte und verehrte. Merkwürdigerweise sind diese Stellen auch in die kirchlichen Bücher der Russen übersetzt und werden sowohl von diesen, als von den Griechen zu festgesetzten Zeiten jeden Jahres in feierlicher Weise beim Gottesdienste aus den Menäen abgesungen. Hieraus wird es aber erst recht klar, mit welcher Zähigkeit die morgenländische Kirche selbst an Dem hängt — weil es ihr durch die Tradition oder durch die heiligen Väter überkommen ist — was mit ihrer Glaubenslehre im Widerspruche steht. Die genannten Stellen verherrlichen mehrere der größten Päpste als das Oberhaupt der ganzen christlichen Kirche, und werden von den oben bezeichneten Schriftstellern angeführt. Der Herausgeber der Broschüre des Fürsten P. J. Gagárin: „Wird Rußlands Kirche das Papstthum anerkennen?" (Münster 1857, Theissing'sche Buchhandlung) macht auf diese Stellen aufmerksam, und wir wollen nach ihm eine derselben hier anführen, um später auch auf einige andere davon zurückzukommen.

Der heilige Theodoros Studites, geboren zu Constantinopel 759 gestorben 826 auf der Insel Tryphon, lebte als Abt eines Klosters von Sakkodion, und preis't den Papst Leo III. (795—816) also:

„O Du, oberster Hirte der Kirche, die unter dem Himmel ist, hilf uns in der höchsten Gefahr, vertrete Du die Stelle Jesu Christi; reiche uns eine schützende Hand, um unserer Kirche von Constantinopel beizustehen; zeige Dich als den Nachfolger des ersten Papstes Deines Namens. Mit Strenge verfuhr er gegen die Häresie des Eutyches; verfahre auch Du zu Deinem Theile mit Strenge gegen jene der Bilderstürmer. Schenke unsern Bitten Gehör, Du, Haupt und Fürst des Apostelamtes, erkoren durch Gott selbst, der Hirte der redenden Heerde zu sein: denn Du bist in Wahrheit Petrus, da Du auf Petri Stuhl sitzest, und dem Stuhle Petri Glanz verleihest. Du bist es, zu dem Jesus Christus sprach: Befestige Deine Brüder. Siehe, jetzt ist die Zeit da, und der Ort, Deine Rechte auszuüben. Hilf uns, da Gott Dir die Gewalt dazu verliehen hat; denn um deswillen bist Du Fürst von Allen." —

Der oben genannte Graf de Maistre sagt nun in seiner Schrift:

Vom Papste 1, 10: „Fragt man in Hinblick auf diese und noch viele andere Stellen: wie eine Kirche, die täglich solcherlei Zeugnisse hersagt; dessen ungeachtet hartnäckig die Suprematie des Papstes leugnen könne, so antworte ich, daß man heute durch dasjenige bestimmt wird, was man gestern gethan hat; daß es nicht leicht ist, die alten Liturgien zu Nichte zu machen, und daß man ihnen aus Gewohnheit folgt, selbst da, wo man sich aus System mit ihnen in Widerspruch stellt; daß endlich die zugleich blindesten und unheilbarsten der Vorurtheile die religiösen Vorurtheile sind.“ —

VII.

Die Errichtung des heiligen dirigirenden Synod durch Peter den Großen.

Nach solcher Behauptung des Herrn Murawjéw ist nicht leicht anzunehmen, daß Rußland das Papstthum anerkennen wird, denn so lange der mächtige Zar Schirmherr — wie ein Franzose sich ausdrückt — Papst der Ostkirche bleibt — denn die morgenländischen Patriarchen sammt dem Synod machen gleichsam nur sein Cardinal-Collegium aus — wird er den apostolischen Stuhl zu Rom nicht als Centrum unitatis anerkennen wollen.

Unter Feodor I. (1584—1598) erhielt Rußland seinen ersten Patriarchen. Die Nachfolger dieses letzteren erreichten im siebzehnten Jahrhundert eine Gewalt, die der des Zaren gleichkam. Ihr Thron in der Hauptkathedrale zu Moskau war mit dem des Zaren von gleicher Höhe. Außer ihrem Titel: Sehr heiliger Vater oder sehr heiliger Kyr, nannte man sie in der Anrede sogar: Welikij Ghossudarj! Großer Herr, Großherr, ein Titel, den heutzutage noch der Kaiser führt.

Um diese hierarchische Macht zu beseitigen, schaffte Peter der Große das Patriarchat ab und schuf den heiligen gesetzgebenden Synod. Daß die höhere und durch sie auch die niedere Geistlichkeit ihm dabei viele Schwierigkeiten machte, läßt sich denken. Doch Zar Peter war der

Mann, der seinen Willen durchzusetzen wußte. Als er das Werk zu Stande gebracht hatte, machte er es im Februar 1721 durch ein Manifest bekannt. Die Gründe, welche er darin anführt, die ihn zu dieser Umgestaltung des kirchlichen Regiments bewogen hätten, sind interessant genug, um sie hier kurz zusammenzufassen:

I. „Eine ganze Versammlung von Geistlichen ist geschickter zu urtheilen und zu unterscheiden als ein einzelner Mann.

II. Die Schlüsse einer Versammlung sind von größerem Gewichte und Ansehen, und müssen demnach bereitwilliger vollzogen werden, als die Verordnung eines einzelnen Mannes.

III. Da diese Versammlung von dem Monarchen selbst eingesetzt ist und nur unter seiner Aufsicht Beschlüsse faßt, so kann dabei weder Parteilichkeit noch Betrug Statt finden, weil der Zar nicht das Privatinteresse, sondern das allgemeine Wohl zum Ziele hat.

IV. Die Angelegenheiten können auf diese Weise in guter Ordnung ohne Verzögerung verrichtet werden, indem weder Krankheit noch Tod die Arbeit unterbrechen kann. —

V. Da diese Versammlung aus Personen besteht, die aus verschiedenen Ordnungen erwählt sind, so ist weniger Gefahr vorhanden, daß sie könnten bestochen oder in ihren Urtheilen durch Leidenschaft regiert werden.

VI. Viele Personen, die so einstimmig zusammen handeln, haben nichts von der Rache der Großen und Mächtigen zu befürchten. Ein einzelner Mann hat so Etwas wohl zu fürchten, er muß es in Erwägung ziehen, was dann Einfluß auf seine Beschlüsse ausübt.

VII. Aufruhr und Empörung werden dadurch verhindert; denn das gemeine Volk, welches den Unterschied zwischen der geistlichen und weltlichen Macht des Monarchen nicht versteht, ist leicht im Stande, durch die Bewunderung der hohen Ehre und Würde eines Prälaten verblendet zu werden, und zu glauben, daß ein solches Oberhaupt, ein anderer Monarch, mit dem wahren Monarchen von gleicher Würde, ja wohl noch von größerer Würde sei, und daß die Geistlichkeit eine von dem Zaren verschiedene, unabhängige Herrschaft ausmache. Geschieht es, daß ein ehrgeiziger Bischof, mit so hohem Ansehen bekleidet, dergleichen Vorurtheile unterstützt und die Empörung gegen seinen Fürsten „einen Eifer für den Dienst Gottes" nennt, welches Unglück kann daraus nicht entstehen!!

VIII. In einer Versammlung, wie unser heil. Synod eine ist, wird der Präsident, wenn er Böses thut oder sich irrt, immer dem Urtheil seiner Brüder unterworfen sein. Ein Patriarch dagegen würde sich nimmer dem Urtheile der Bischöfe, als dem seiner Untergebenen, unterwerfen wollen; und wenn auch eine Macht da wäre, die ihn dazu zwänge, so würde das Volk, Gewaltthätigkeit darin wähnend, mit diesem Urtheile nicht zufrieden sein. Daher, wenn ein Patriarch Verbrechen begangen hätte, wäre es nöthig, ein allgemeines Concil zu berufen, um ihn zu verhören, was aber mit großen Unruhen und Unkosten des Reiches verknüpft wäre, und jetzt zumal, da die morgenländischen Patriarchen unter dem türkischen Joche seufzen und die Türken gerade unsere Freunde nicht sind, wäre es oft ganz unmöglich, ein solches Concil zu versammeln.

IX. Eine solche Synodalregierung wird mit der Zeit eine Pflanzschule geschickter Geistlicher werden. Die Beisitzer machen sich zu höheren Ämtern geschickt, sie lernen die Einrichtung der Kirche kennen und verschaffen sich durch tägliche Erfahrungen richtige Begriffe, wie die Haushaltung Gottes zu führen sei." —

Um diesem neugeschaffenen Collegio die höchste und reinste Hochachtung des Volkes zu verschaffen, gab der Zar demselben den Namen eines heiligen gesetzgebenden Synod und gleichen Rang mit dem weltlichen Senat, der höchsten Gerichtsbehörde des Reiches. — Dieser heilige dirigirende Synod besteht heutzutage aus den drei Metropoliten von Nowgorod-St. Petersburg, Moskau und Grusien, dem Erzbischof von Twer, zwei Protopopen, einem weltlichen Oberprocurator und einem Stellvertreter desselben. Für jede der beiden Kanzleien sind ein Obersecretair und drei Untersecretaire angestellt, von denen jeder zwei Gehilfen, zwei Executoren, zwei Protokollisten, zwei Archivare, zwei Quästoren, einen Registrator und einen Arzt hat. Die zweite und dritte Abtheilung dieser geistlichen Behörde befindet sich mit derselben Einrichtung in Moskau und in Grusien. Der Metropolit von Kiew, wie der von Grusien, ist ordentliches Mitglied, aber nicht zur Anwesenheit in St. Petersburg verpflichtet.

Die griechische Kirche im Königreich Griechenland, welche sich seit dem Jahre 1833 von dem Patriarchen von Constantinopel emancipirt hat und seitdem kein sichtbares Oberhaupt mehr anerkennt, besorgt ihre Angelegenheiten ebenfalls durch eine permanente Synode von Erzbischöfen.

Die griechischen Katholiken, d. h. nicht-unirte Griechen, unter der Herrschaft Sr. Majestät des Kaisers von Oestreich in Dalmatien, Slawonien, Kroatien, Ungarn, Siebenbürgen und Galizien lebend, genießen volle Religionsfreiheit und haben als Oberhaupt zwei Metropolitane: zu Karlowitz in Kroatien und zu Selonico in Dalmatien; ihre Bischöfe sind zu Arad, Bacs, Ofen, Verschetz, Temeswar, Pacraz, Herrmanstadt, Czernowitz.

VIII.

Die christliche Religion wird in Rußland zur Staatsreligion erhoben durch Wladimir den Großen.

Nach dem ungeheuern Umfang, den das byzantinische Kaiserthum in den zwei ersten Jahrhunderten seiner Gründung hatte, läßt sich ermessen, wie groß das Gebiet der griechischen Kirche damals war; aber nicht allein Griechen, sondern auch andere Völker gehörten zu dieser Kirche. Zu ihrem Gebiete rechnete man, bis zu den Eroberungen der Mohammedaner, das eigentliche Griechenland mit Morea und dem Archipel, auch Kleinasien, Syrien mit Palästina, Arabien, Ägypten und zahlreiche Gemeinden in Mesopotamien und Persien. Doch durch die Mohammedaner gingen seit dem J. 630 fast alle Provinzen in Afrika und Asien für sie verloren, und nach der Zerstörung des byzantinischen Reiches büßte sie auch viele Gemeinden in Europa ein. Sie erhielt jedoch einen bedeutenden Ersatz für diese Verluste durch die Bekehrung der Slawen. Cyrillus und Methodius, zwei Brüder, bekehrten die Westslawen, die Mähren und Böhmen, welche sich jedoch zur römisch-katholischen Kirche bekennen; sie lehrten in slawonischer Sprache und schufen ihr das Alphabet, wir werden später auf sie zurückkommen. Die Ostslawen oder Russen aber wurden unter ihrem Großfürsten Wladimir dem Großen, der im J. 988 das Christenthum annahm, zur griechischen Kirche bekehrt. Zwei seiner Vorfahren, Oleg (879 bis 912) und Igor (912 bis 945), waren bis vor die Thore Constantinopels gedrungen und hatten von den griechischen Kaisern ei-

nen für sich eben so vortheilhaften als für Byzanz schmählichen Frieden erzwungen. Wladimir wurde im J. 980 Großfürst von ganz Rußland und machte sich durch große Siege allen seinen Nachbarvölkern furchtbar. Als diese nun erfuhren, daß er gesonnen war, die hölzernen und steinernen Götzen seines Volkes zu stürzen, um eine Religion einzuführen, die den wirklichen Gott des Himmels und der Erde verehre, ließen Alle es sich angelegen sein, ihn für ihre Religion zu gewinnen. Daher schickten Lateiner, Juden, Mohammedaner und Griechen gelehrte Glaubensboten an seinen Hof. Nachdem die römischen Katholiken ihre ganze Beredsamkeit angewandt hatten, um ihn für ihre Kirche zu gewinnen, sagte er zu ihnen: „Ziehet wieder heim, unsere Voreltern*) nahmen nicht vom Papste ihren Glauben." — Zu den Juden sagte er: „Da ihr selbst gesteht, daß Gott euch eurer Sünden wegen verworfen und zerstreut hat, wie dürft ihr Andere lehren? Glaubt ihr, wir wollten auch, wie ihr, verworfen werden und zerstreut leben?" — Da machten die Mohammedaner ihre Bekehrungsversuche: „In unserm Paradiese ruhen die Seligen auf golddurchwirkten Kissen, sie werden von unsterblichen Jünglingen und ewig blühenden, duftigen Jungfrauen (Houris) mit köstlichen Speisen und Getränken bedient, leben ohne Sünde in ewiger Freude unter lieblich duftenden Bäumen und an krystallenen Wassern genießen sie ungestört die Freude der wonnigen Liebe und das selige Anschauen Gottes; sie verherrlichen Gott mit Preisgesängen, und er giebt durch immer neue und reizende Geschenke ihnen sein Wohlgefallen zu erkennen." — Mächtig hatten diese Worte auf die Einbildungskraft und das Gemüth des genußliebenden Fürsten eingewirkt; allein die Beschneidung, das Verbot des Weines und des Schweinefleisches behagte ihm nicht. „Geht heim!" sagte er, „der Wein ist der Russen Lust, wir können ohne ihn nicht leben!" — Jetzt begann ein gelehrter griechischer Mönch durch eine Schilderung der ewigen Glückseligkeit der Gerechten und der ewigen Höllenpein der Verdammten auf die schon so sehr bewegte Seele des Fürsten einzuwirken. Ein Bild, das jüngste Gericht darstellend, welches der Mönch vor seinen Augen aufrollte, entschied

*) Seine Großmutter oder Großtante, die heilige Olga, hatte sich im Jahre 955 in Constantinopel taufen lassen, ohne daß ihr Sohn und Nachfolger Swiätoslaw, der Heide blieb, Notiz davon nahm.

für die griechische Religion; denn als Wladimir es betrachtete, sprach er tief aufseufzend: „Wohl den Gerechten! aber wehe den Verdammten!“ Als nun noch die zehn Männer zurückkehrten, die er in die Tempel aller vier Religionsparteien gesandt hatte, um sich von der Feierlichkeit des Gottesdienstes zu überzeugen, und sie von dem griechischen Cultus zu ihm also sprachen: „Wir wußten nicht, als wir uns in ihrem Tempel befanden, ob wir im Himmel oder auf Erden waren, denn auf Erden kann man unmöglich so viel Reichthum und erhabene Pracht finden,“ und dann seine Höflinge zu ihm sagten: „diese Religion muß die beste sein, sonst würde Olga, die Weiseste aller Sterblichen, sie nicht angenommen haben,“ da triumphirte die griechische Kirche.

Vor der Taufe aber zog Wladimir mit einem wohlgerüsteten Heere gegen Cherson, einer ehemaligen großen blühenden Stadt in Taurien und eroberte sie, denn es war gerade zwischen ihm und den beiden gemeinschaftlich herrschenden Kaisern, Basilius II. und Constantin X., zum Kriege gekommen. Nach der Eroberung Cherson's schickte er eine Gesandtschaft nach Constantinopel und verlangte die Prinzessin Anna, Schwester der beiden Kaiser, zur Gemahlin, im Fall sie nicht wollten, daß er mit seinen Russen vor den Thoren ihrer Hauptstadt erscheinen würde. Die Kaiser nöthigten ihre Schwester, dem wilden Russenfürsten zu willfahren, und sie wurde von der Geistlichkeit getröstet, daß sie durch diese Heirath nicht nur einen schrecklichen Krieg vom Vaterlande abwehre, sondern daß sie auch dadurch Ursache der Bekehrung eines so großen und mächtigen Volkes werden würde. So willigte sie ein und begab sich mit ihrem Hofstaate zu ihm. Nachdem Wladimir in Cherson die Taufe empfangen hatte, fand auch die Einsegnung der Ehe Statt. Darauf begab er sich sammt seiner jungen Gemahlin nach Kiew, wo er alle Götzenbilder zerstören ließ und seine Russen in den Dnjepr trieb, auf daß sie das Bad der Taufe empfingen. Schwer war es übrigens, dieses Volk von seiner alten Religion abzubringen, Viele widerstrebten. Als einige der hölzernen Götzenbilder in den Fluß geschleudert und von den Wellen fortgetrieben wurden, schrie das Volk an den Ufern: schwimmt an's Land, schwimmt an's Land! Die Schulen, welche der Herrscher alsbald in seinem Lande einführte, wurden von dem Volke Werkstätten böser Geister genannt, deren Werk Lesen und Schreiben sei, das hier gelehrt wurde. Doch mußte sich Alles in den Willen des Herschers fügen!

Wladimir erhob auf diese Weise die christliche Religion zur Staatsreligion in Rußland, und er wurde sammt seinem Volke in die Glaubensgemeinde des Patriarchen von Constantinopel aufgenommen. Doch wählte er die slawonische Sprache zur Kirchensprache. Diese Wahl hatte aber für das Aufblühen der Cultur und Wissenschaften in seinem Lande in sofern keine guten Folgen, als die Geistlichkeit zur Ausübung des Cultus der griechischen Sprache nicht bedurfte und deshalb auch wenig Lust zeigte, sie zu erlernen. Unter der Regierung des Großfürsten Wassilij Iwanowitsch (1505 bis 1534) war Niemand im ganzen Großfürstenthum zu finden, der so viel Griechisch verstand, um eine Sammlung von Werken in dieser Sprache, die Wassilij in der Hinterlassenschaft seines Vaters vorfand, zu übersetzen. So sah man sich genöthigt, an den Patriarchen von Constantinopel zu schreiben, damit er einen Mönch nach Rußland sandte, der Griechisch und Slawonisch verstand.

Im J. 991 sandte Papst Gregor V. (985—999) seine Legaten zu Wladimir, aber der Patriarch von Constantinopel ersuchte den Großfürsten flehendlich, sich mit den lateinischen Ketzern nicht einzulassen und keine Verbindungen mit ihrem Oberhaupte anzuknüpfen. So mußte die römisch-katholische Kirche sammt ihrer Sprache auch den Russen verhaßt werden; aber auf diese Weise blieb der russischen Geistlichkeit die Menge von Begriffen, welche die Griechen und Römer entdeckt und in ihrem Schriftenthume niederlegten, fast ganz unbekannt. Die slawonische Sprache hatte zwar eine treffliche Übersetzung der heiligen Schriften durch jene Apostel der Slawen, Cyrillus und Methodius, aber sie hatte keine Literatur. Merkwürdig ist es, daß die russischen Mönche und Gelehrten, vielleicht mit wenigen Ausnahmen, auch noch heutzutage die schwächsten Griechen und Lateiner unter den Geistlichen und Gelehrten aller anderen Nationen sind, trotz dem man schon seit dem vorigen Jahrhundert in den Seminarien und auf hohen Schulen anfing, beide Sprachen mit Anstrengung zu erlernen.

IX.

Riga und kurzgefaßte Geschichte von Liefland.

Nun müssen wir den Leser wieder nach Riga führen, um ihm die Geschichte dieser Stadt und ihr Gebiet flüchtig vorzuführen.

Zur Zeit des zweiten Kreuzzuges in Palästina ereignete sich in den heutigen Ostseeprovinzen eine welthistorische Begebenheit, die zur Folge hatte, daß auch hierher Kreuzritter kamen, um die heidnischen Letten und Liven zu besiegen und zu bekehren. Dies geschah also:

Im J. 1158 wurde ein bremer Handelsschiff durch Sturm an eine Küste Lieflands verschlagen; die Mannschaft landete bei der Dünamündung. Auf diese Weise wurde das eigentliche Liefland, das dem Abendlande bisher ganz unbekannt war, entdeckt. Lübeckische und andere deutsche Kaufleute suchten nun bald diese Küste auf, und so entstand zwischen ihnen und den Letten, welche dieses Land bewohnten, ein Handelsverkehr. Die Deutschen errichteten auf einem Berge ein wohlbefestigtes Waarenlager für ihre Producte, aus dem im J. 1190 eine Burg mit einem Kloster entstand, von den Einheimischen Ikeskola, d. h. Kloster, genannt und in der Geschichte unter dem Namen Üxküll bekannt, gestiftet von dem Augustinermönch Meinhard von Sageberg, der hierher gekommen war, um die Heiden zu bekehren.

Die alten Preußen und Litthauer waren grimmige Feinde des Christenthums, sie erschlugen den heiligen Adalbert (997), dessen Gebeine in der Kathedrale zu Gnesen im heutigen Regierungsbezirke Bromberg ruhen und viele andere Missionare, die zu ihnen gesandt wurden. Meinhard hatte ein größeres Ziel vor Augen, als die Bekehrung der Bewohner des neu entdeckten Landes und ihrer Nachbarn, daher gründete er außer Üxküll auch noch andere Schlösser an der Düna, z. B. Dalen und Kirchholm, wohin er seinen bischöflichen Sitz verlegte. Im J. 1200 erbaute Bischof Albrecht aus der bremischen Kirche Riga und Dünamünden. In derselben Zeit setzten sich die Dänen in dem nördlichen Liefland, in Esthland, fest. Nach einigen Geschichtschreibern soll schon ihr König Kanut IV. die Esthen im Jahre 1080 besiegt haben.

Dieses Volk, der älteste Stamm der Finnen, war schon dem Tacitus bekannt, der in der letzten Hälfte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung lebte; er nannte sie Ästier, irrte sich aber in ihrer Abstammung, indem er sie für Germanen hielt.

Waldemar II., König von Dänemark, der Lauenburg, Norwegen und die ganze Ostseeküste bis nach Esthland eroberte, legte Reval, die heutige Hauptstadt von Esthland, mit einem Bisthume an. Die Letten und Esthen empörten sich öfter gegen ihre grausamen Zwingherren, verschlimmerten aber dadurch nur noch ihr Loos. Um in seinem Bisthum eine stehende Miliz zu haben, stiftete Bischof Albrecht von Riga die Streiter Christi oder Schwertbrüder (1206), ein Orden, dem Papst Innocenz III. (1198—1216) die Regel der Tempelritter gab. Sie trugen neben dem Kreuz auch das Schwert auf ihrem weißen Ordensmantel. Kreuz und Schwert waren die Sinnbilder dieser neuen Verbrüderung. Ihr erster Heermeister, der mit der Souverainität eines Fürsten regierte, war Winno von Rohrbach.

Zwei Jahre früher hatten die Kreuzfahrer des vierten Kreuzzuges Constantinopel erobert, wie wir in der Geschichte von Byzanz gesehen. Der griechische Patriarch mußte ihnen den reichen Schatz der Sophienkirche preis geben und zog im ärmlichsten Gewande auf einem Esel nach Thrazien. Das war für Rußland ein in jeder Beziehung trauriges Ereigniß, denn Russen und Griechen waren ja durch Religion und Handel seit dem zehnten Jahrhundert enge mit einander verbunden. Papst Innocenz III. schrieb damals an den russischen Großfürsten Wsséwolod III. Jurjewitsch und dessen Geistlichkeit:

„Der wahre Glaube triumphirt, das ganze griechische Kaiserthum muß ihm daher auch gehorchen! Wollen denn die Russen allein sich von der wahren Heerde absondern? Die römisch-katholische Kirche ist die Arche der Seligkeit und außer ihr ist kein Heil u. s. w."

Die Russen achteten aber auf die Ermahnung des Papstes nicht. Ihre Metropoliten empfingen bis zur Vertreibung der Venetianer und Franken aus Constantinopel ihre Weihe in Nicäa.

Nun wurden die Schwertbrüder den Russen in ihrem nordwestlichen Lande eben so gefährlich, wie jene Kreuzritter den Griechen im oströmischen Reiche. Rußland war damals durch seine Theilfürsten, welche die unseligen Bruderkriege heraufbeschworen hatten, in einer höchst traurigen Lage, wie wir in der Folge noch sehen werden. Der

neue Orden wurde immer größer und mächtiger durch das Herbeiströmen frischer Streiter; denn ganze Pilgerschaften, das Schwert in der Hand, zogen aus Deutschland nach dem entdeckten Liefland, um die Heiden zu bekehren und Beute zu machen.

Der russische Großfürst Jarosslaw I., Sohn des heiligen Wladimir, auch der Große genannt, (1019—1049) hatte schon die Jamen und Litthauer besiegt, und um seine Grenzen gegen diese Völker zu decken, gründete und befestigte er mehrere Städte in den heutigen Ostseeprovinzen, unter denen auch Dorpat (1030), dem er den Namen Jurjew gab. Sein Reich erstreckte sich von den Mündungen der Newa bis zu den Dnjeprfällen und vom Zusammenflusse der Oka mit der Wolga bis zu den Quellen der Weichsel auf den Karpathen. Dieses Russenreich stand damals, wie Karamsin behauptet, an Macht und politischer Cultur dem ersten Staate des Abendlandes nicht nach. Aber Jarosslaw I. theilte das Reich unter seine fünf Söhne, wodurch eben jene Theilfürsten entstanden, die das ganze Land dem Abgrund des Verderbens nahe brachten. Die Russen trieben auch noch, nachdem die Deutschen hier erschienen waren, Tribut ein, den sie den Finnen und ihren Nachbarn in den heutigen Ostseeprovinzen auferlegt hatten; sie besaßen auch noch eine Festung an der Düna: aber ihre Macht war gebrochen durch den politischen Fehler, den sie dadurch begingen, daß sie den Bischof von Riga im Bekehren der Heiden nicht hinderten. — Der schlaue Albrecht wußte mittelst reicher Geschenke den unpolitischen russischen Fürsten, Wladimir von Polozk*) für sich zu gewinnen, indem er zugleich that, als habe er bei seinem Streben keine andere Absicht, denn die Heiden zu bekehren. Dabei unterließ er aber nicht, neue Festungen zu gründen und sein Heer zu vermehren. Endlich gingen dem russischen Fürsten die Augen auf und er erklärte den Schwertbrüdern den Krieg. Vergebens belagerte er mit einem starken Heere Kirchholm und die obengenannte Festung Üxküll. Fast mit bloßem Steinschleudern brachten die gewandten deutschen Ritter den Russen eine Niederlage bei. Nachahmungssüchtig, wie diese letztern von jeher waren, versuchten sie auch das Steinschleudern gegen die gefährlichen Deutschen; allein sie stellten

---

*) Eine Stadt, zwölf Meilen von Witebsk, wo schon in den ersten Jahrhunderten der Gründung der russischen Monarchie ein Fürst, unabhängig vom Großfürsten von Kiew, regierte.

sich so ungeschickt dabei, daß sie kaum einen ihrer Feinde trafen, wohl aber hunderte ihrer eigenen Brüder tödteten. Den Fürsten von Polozk überfiel ein panischer Schrecken; er eilte mit dem Rest seines Heeres auf der Düna nach seiner befestigten Hauptstadt. Die Letten waren den Deutschen zugethan. Das flößte dem Bischof von Riga desto mehr Muth ein, und er vertrieb bald darauf die Russen aus ihrem festen Schlosse Kukenois und zwang den russischen Theilfürsten Wsséwolod, der rigischen Kirche einen Tribut zu entrichten. Dieser Fürst, mit einer Litthauerin vermählt, herrschte in Kreuzburg an der Düna und unterstützte die Litthauer, die damals noch geschworene Feinde des Christenthums und gefährliche Räuber waren, in ihrem heillosen Treiben. Bischof Albrecht legte seine Hauptstadt in Asche und zwang ihn, sein ganzes Fürstenthum der heiligen Mutter Gottes, deren Verwalter der Bischof in hiesiger Gegend war, zu schenken. Wssémolod unterwarf sich in aller Demuth und schwur der römisch-katholischen Kirche ewige Treue. Seitdem war er nichts weiter als Statthalter des Bischofs von Riga.

Die Letten, von ihren Zwingherren auf's äußerste gedrückt, änderten ihre Gesinnung gegen die Deutschen und wagten im Jahre 1237 einen Kampf der Verzweiflung, in welchem sie auch den Schwertbrüdern unter ihrem Heermeister Folkwin eine vollständige Niederlage beibrachten. Dies veranlaßte den Großmeister des deutschen Ordens, Herrmann von Salza, dem längst gehegten Wunsche der Schwertbrüder, der darin bestand, daß beide Orden sich mit einander vereinigen möchten, zu willfahren.

Die Entstehung des deutschen Ordens.

Im dritten großen Kreuzzuge (1190) bei der Belagerung von Akkon wurden unter vielen andern Streitern des Kreuzheeres auch mehrere aus Lübeck und Bremen gebürtig, schwer verwundet. Einige Landsleute dieser letztern machten aus ihren Schiffssegeln auf dem Berge Toron Zelte, unter denen sie die Verwundeten pflegten. Zwei und sechzig Jahre früher hatte ein frommer Deutscher zu Jerusalem ein Pilgerhaus gestiftet, in welchem bisher kranke, hilflose deutsche Pilger aufgenommen wurden. Manche deutsche Ritter hatten ihre

Güter dieser wohlthätigen Stiftung, sich selbst aber der Krankenpflege gewidmet, die Regel des heiligen Augustinus angenommen und sich „Hospitalbrüder" genannt. Da sie ihre kleine Kirche, die neben dem Hospital erbaut wurde, der heiligen Mutter Gottes widmeten, so waren sie in der ersten Zeit auch unter dem Namen „Marianer" bekannt. Der Großmeister der Johanniter hatte die Aufsicht über diesen Orden, der bis gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts unbedeutend erschien, später aber eine außerordentliche Berühmtheit erhielt. Den Anfang zu seinem Ruhme machten die Hospitalbrüder dadurch, daß sie sich mit den oben genannten Lübeckern und Bremern vereinigten: denn diese Vereinigung erregte die besondere Aufmerksamkeit des Herzogs Friedrich von Schwaben und anderer deutschen Fürsten, wobei dieser erstere auf den Gedanken kam, einen geistlichen Ritterorden zu stiften, dessen Mitglieder nur Deutsche sein und sich dem Kampfe gegen die Ungläubigen und der Pflege kranker deutscher Pilger widmen sollten. Seine Idee ging in die That über. Der neue Orden erhielt schon im J. 1191 vom Papste Clemens III. und später auch vom Kaiser seine Bestätigung. Seine Schutzpatronin wurde die allerreinste Jungfrau Maria. Seine Statuten waren, was das Kriegswesen anbetraf, denen der Templer und was die Krankenpflege anging, denen der Johanniter ähnlich.

Vierzig deutsche Edelleute traten zuerst in diesen Orden ein und erhielten vom Könige von Jerusalem den Ritterschlag und vom Patriarchen den geweih'ten weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuze darauf.

Erster Meister des Ordens war Heinrich Walpot von Bassenheim, ein vornehmer rheinischer Edelmann. Nachkommen seines Stammes und Namens lebten lange Zeit bei und in Koblenz, wo sie auch heutzutage noch ein Haus, den „Bassenheimer Hof," besitzen.

Die deutschen Ritter erwarben sich durch ihren musterhaften Lebenswandel und ihre Tapferkeit bald solche allgemeine Achtung, daß ihr Orden nicht nur durch viele Geschenke und erobertes Gebiet im heiligen Lande vergrößert wurde und einen gar reichen Fond erhielt, sondern daß Papst Cölestin III. (1191—1198) sich veranlaßt sah, ihm auch die besonderen Rechte der Tempelherren und Johanniter zu geben. Bald erhielt der Orden auch reiche Güter in Deutschland und er wurde in Europa eben so berühmt als in Palästina, er überstrahlte den Glanz des der Johanniter und Templer bei weitem! In den Strei-

tigkeiten zwischen Papst Gregor IX. (1227—1241) und Kaiser Friedrich II. wurde sogar ein Meister des Ordens, jener Herrmann von Salza, zum Schiedsrichter erwählt, der dann auch seine schwierige Aufgabe zu lösen verstand, denn er entschied zu Beider Zufriedenheit.

Dafür erhielt Herrmann die deutsche Reichsfürstenwürde und seit dem nannte er sich: Hochmeister. Bald erhielt der schon so mächtige Orden auch das kulmer Land mit der Zusicherung des Kaisers, des Papstes und des Herzogs von Masovien, daß alles noch zu erobernde Land im Gebiete der alten Preußen sein Eigenthum sein sollte, wenn er hier die zur Zeit noch gefährlichen Heiden besiegen und bekehren würde. Bald kam ein Theil der deutschen Ritter hierher, und in Zeit von fünfzig und einigen Jahren waren die heidnischen Preußen besiegt und größtentheils zum Christenthume bekehrt.

Nach jener Niederlage, welche der Heermeister der Schwertbrüder, Folkwin, der selber im Kampfe umkam, durch die Letten erlitt (1237), vereinigte sich nun der deutsche Orden mit dem der Schwertbrüder. So entstand eine deutsche Macht an den Grenzen Rußlands, die geeignet war, sowohl die russische Republik Nowgorod, die damals den vom Kriegsglücke so sehr begünstigten Alexander I. Jaroßláwitsch zum fürstlichen Stadthalter und Heerführer hatte, als auch die Litthauer, früher dem russischen Herrscher von Polotzk unterthan, seit dem J. 1220 aber ein unabhängiges Volk, das mit dem Laufe der darauf folgenden Jahre eine große Macht entfaltete, im Zaume zu halten. Diese deutschen Ritter erlitten zwar schon in den ersten Jahren ihrer Vereinigung eine furchtbare Niederlage. Alexander I. Jaroßláwitsch, der oben genannte Held, schlug sie am Peipussee auf's Haupt und nahm ihnen das Fürstenthum Pskow, das sie den Russen entrissen hatten, wieder weg, und in der Gegend von Liegnitz, auf den Ebnen von Wahlstatt, erlagen sie im J. 1249 am 9. April, 30,000 Mann stark, dem sechsmal stärkeren Heer der Mongolen. Jedoch blieben sie bis in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts hinein sowohl den Russen als auch den Litthauern immer noch eine sehr gefürchtete Macht.

Am 14. September 1502 schlug ihr Heermeister, Walther von Plettenberg, bei Pskow 90,000 Russen und 30,000 Tataren. Es entstand jetzt ein 50jähriger Waffenstillstand zwischen den Russen und den deutschen Rittern. Derselbe Plettenberg machte sich im J. 1521 von dem deutschen Orden unabhängig und erhielt im J. 1525 von Kaiser

Karl V. die Würde eines deutschen Reichsfürsten. So hatte er den Rang nach dem Hochmeister des deutschen Ordens. Er begünstigte die Reformation in Liefland sehr und starb im J. 1535.

Die Erzbischöfe von Riga lebten mit den Schwertbrüdern in fast beständigen Streitigkeiten. Unter Plettenberg's Nachfolgern dauerten sie fort, wodurch das Land viel litt, und die Ritter veranlaßt wurden, die Reformation in Liefland förmlich einzuführen.

Im J. 1558 war der fünfzigjährige Waffenstillstand zwischen den Russen und Liefländern seit sechs Jahren abgelaufen und Johann IV., mit dem Beinamen: der Schreckliche, überzog Liefland mit Krieg und verheerte es während einer Reihe von Jahren auf die schrecklichste Weise.

Esthland litt am meisten, daher begab es sich bald unter schwedischen Schutz. Als die Liefländer sich auch nicht mehr länger halten konnten, trat ihr letzter Heermeister, Gotthard Kettler, das Land an den König von Polen und Großfürsten von Litthauen ab und wurde von diesem zum Erblehnherzoge — doch nur von Kurland und Semgallen — ernannt. Er war seitdem ein Vasall desselben. Nach seinem Tode stritten sich die Polen, Schweden und Russen um das ganze, einst so mächtige Land der Schwertbrüder.

Der deutsche Orden aber, mit dem diese letztern bis zum J. 1521 vereinigt waren, bestand noch bis zum 24. April 1808. Sein letzter Hochmeister war der Bruder Kaisers Franz II. von Oestreich: Anton Joseph Victor Rainer.

In dem Kampfe der nordischen Mächte um Liefland trug endlich Schweden den Sieg davon. Schon im J. 1611 drang Gustav Adolph in Riga ein, und beim Friedensschlusse von Oliva 1660 kam das Land in die Gewalt des Königs von Schweden, der es nun wieder mit Esthland zu einer Provinz verband.

Die Kriege, welche späterhin Peter der Große mit Karl XII. führte, hatten endlich zur Folge, daß Rußland durch den Frieden von Nystadt 1721 beide Lande erhielt. Später nahm es sich auch noch Kurland und Semgallen. So wurde dieses ganze Land, das die Deutschen mit so vieler Mühe, so vielem Gelde und Blute aus dem wilden Naturzustande cultivirt hatten, eine Beute der Russen.

Die Universitätsstadt Dorpat.

Nachdem ich mich von meiner Seekrankheit in Riga erholt hatte, trat ich die Reise nach St. Petersburg an. Ich wollte der alten Stadt Wenden, von den Deutschen wahrscheinlich im Jahre 1205 gegründet, nicht vorbeigehen und da der Weg dahin durch ein wahres Sandmeer führte, ging ich die Paar Meilen zu Fuße. Noch am Abend besuchte ich die Ruine einer ehemaligen ungeheuren Ritterburg außerhalb der Stadt, in welcher die Heermeister der Schwertbrüder früher ihren Sitz hatten. Von hieraus fuhr ich über Wolmar und Walk nach Dorpat. Diese Stadt wurde, wie bereits erwähnt, von Jaroßlaw dem Großen angelegt; die Russen nannten sie Jurien- oder Georgenstadt und besaßen sie bis zum Jahre 1223; da wurde sie von den deutschen Rittern mit Sturm genommen. Zwei Jahre darauf ward sie zum Sitze des Bisthums Esthland erhoben. Im Laufe der Jahre machten die Russen vergebens mehrere Stürme auf diese Stadt, um sie wieder in ihre Gewalt zu bekommen. Dies gelang endlich jenem Zaren, Johann IV. Wassilijewitsch, der sie im Jahre 1558 eroberte und ihren Bischof gefangen nach Rußland abführen ließ; die Russen richteten ein entsetzliches Blutbad hier an. Desgleichen thaten sie auch im Jahre 1571 unter dem Vorwande, daß die Bürger ihre Stadt an die Holsteiner hätten verrathen wollen.

Die Kriege, welche Johann mit Polen führte, hatten endlich zur Folge, daß nicht allein Dorpat, sondern auch alle andern Städte Lieflands, die er erobert hatte, an Polen abgetreten werden mußten (1582). Polen aber konnte sie nicht lange behaupten. Denn schon im Jahre 1625 wurde Dorpat von den Schweden erobert und sieben Jahre darauf gründete Gustav Adolph die Universität hierselbst, obgleich er sich damals im Lager bei Nürnberg befand. Im Jahre 1704 wurde die Stadt unter Peter dem Großen abermals von den Russen erstürmt, in deren Besitze sie bis auf den heutigen Tag verblieb.

Auffallend war es mir in hiesiger Stadt, daß ich nicht nur unter den ältern und jüngern Einwohnern, sondern auch unter den liefländischen Studenten selten einen traf, der die russische Sprache verstand. Das Burschenleben mit allen seinen Comments war hier so rein deutsch, daß ich während der Paar Tage, die ich hier zubrachte, nicht anders

glaubte, als ich befände mich in einer echt deutschen Universitätsstadt. Das einzige, was mich aus der Täuschung brachte, war, daß die Musensöhne keine Kanonenstiefeln, u. dergl. trugen, sondern alle in einer Uniform steckten. Die verschiedenen Facultäten waren von berühmten Professoren vertreten: Morgenstern, Satorius, Busch, Struve, Clossius, Erdmann, Parrot, Friedländer, Engelmann u. s. w., lauter Männer, vor denen man Respect haben muß!

Die Unlust, welche die dörpter Studenten zur Erlernung der russischen Sprache zeigten, veranlaßte den spätern Minister der Volksaufklärung (Minister des Unterrichts) Uwárow, zu den strengsten Maßregeln zu greifen, mit denen er im J. 1844 hervortrat. Aber trotz dem, will es mit der Lust zu dieser Sprache nicht gehen, die Studenten aus den Ostseeprovinzen sind, vielleicht mit wenigen Ausnahmen, Stümper im Russischen. Kaiser Nikolaus hatte bekanntlich gern alte Militairs, die stark auf Disciplin sahen und Männer der Form waren, an der Spitze der hohen Schulen, sowohl an den Gymnasien als an den Universitäten. Hier in Dorpat war auch ein General-Lieutenant lange Zeit Curator der Universität, der aber so wenig von den Wissenschaften und alten Sprachen verstand, daß er sich einmal bei einer lateinischen Rede, die ein Professor hielt, in welcher das Wort Curator in allen Beugefällen öfter vorkam, stets verneigte, wenn der Redner das Wort aussprach: der General glaubte nämlich, Er sei damit gemeint. Curator war vielleicht das einzige Wort, das er von der ganzen Rede verstand. Einmal fand dieser Schulchef die größte Unordnung in der Universitätsbibliotheke. Als er nun dem Oberbibliothekar Vorwürfe darüber machte, erklärte dieser, daß in der Bibliothek die größte Ordnung herrsche. Was, ist das Ordnung? entgegnete der General und zeigte auf die Bücher, die nach ihren Fächern aufgestellt, aber in Format und Einband von einander verschieden waren. Se. Excellenz wollte nämlich die Werke nach ihrer äußern Form neben einander gestellt haben, demgemäß der Spinoza neben „Arnd's wahrem Christenthume" seinen Platz hätte haben sollen.

Von Dorpat fuhr ich in einem langen gedeckten Wagen nach St. Petersburg. Der Eigenthümer desselben hieß Jakobson. Ein Studiosus aus Königsberg, der von den dörptschen Burschen überaus brüderlich empfangen und ein Paar Tage gastlich bewirthet worden war, rieth mir zu dieser Fahrt. Zwei Fräulein, eine Liefländerin

und eine Russin, zwei vielseitig gebildete Damen waren unsere Begleiterinnen. Sie sprachen beide das Russische ganz vorzüglich und es hörte sich aus ihrem Munde so weich und lieblich an, daß ich darüber erstaunte. Es ist merkwürdig, daß die russische Sprache aus dem Munde einer gebildeten Dame, zumal aus dem einer St. Petersburgerin, bei weitem lieblicher klingt, als aus dem Munde eines Mannes, und spräche derselbe sie auch noch so schön. Das Russische in Moskau, selbst von gebildeten Damen gesprochen, mag wohl nicht so modernisirt, sondern viel reiner sein, als das in St. Petersburg, aber es klingt ein wenig barbarisch gegen dieses letztere.

Das liefländische Fräulein, welches in einem Institut in St. Petersburg erzogen worden war, kam mit ihrer Reisegefährtin, mit der Russin, die auch vorzüglich schön deutsch sprach, in einen kleinen Streit über russische Wörter, den ich mit Spannung und Neugierde führen hörte. Jene behauptete nämlich, die russische Sprache, so außerordentlich reich sie auch an Wörtern sei, habe doch kein Wort für unser deutsches Amt, folglich auch keins für Beamter oder Beamteter; ferner auch keins für unser „studiren." Die Russin wollte das nicht zugeben und übersetzte das Wort Amt mit: Dólschnostj, *) Swánije, Tschin, und Beamter mit Tschinównik, Tschinównij Tschelowék, Sluschítjelj, und studiren mit: Utschítsjä, Obutschátsjä; allein die Liefländerin erwiederte: Dólschnostj sei Dienst, Stelle und bedeute auch Pflicht und Schuldigkeit, Swánije sei Ruf, Beruf, Stand und auch Dienst; Tschin sei Rang und Tschinównik ein Ranghabender, Tschinównij Tschelowék, ranghabender Mann oder ranghabender Mensch, Sluschítjelj sei Diener, Dienender, Aufwärter, Utschítsjä sei lernen — es müsse aber einen Unterschied zwischen dem Studenten und Schusterlehrlinge im Lernen geben, von beiden aber sagt man im Russischen, daß sie lernen; Obutschátsjä hieße ebenfalls lernen, es bedeute auch unterrichtet, unterwiesen werden. So können die Russen auch die mit studiren zusammengesetzten

---

*) So oft wir ein russisches Wort geben, in welchem das Eine russische g vorkommt, gebrauchen wir statt dieses Buchstabens sch, welches aber weicher, etwa wie das j in dem Worte Journal oder das englische sh wie in Washington oder auch wie g in Loge ausgesprochen werden muß z. B. Nischnij-Nowgorod, Muschik (Bauer) u. s. w. Alle russischen Gattungsnamen werden mit kleinen Anfangsbuchstaben geschrieben, mit Ausnahme da, wo ein neuer Satz beginnt.

Wörter nicht wiedergeben. Studirstube übersetzt er mit: cabinet utschónawo — Cabinet eines Gelehrten — oder Utschébnaja-górniza, Unterrichts-, Lernstube, u. s. w. Die Russin mußte dies am Ende eingestehen.

Narva, einst Hauptstadt von Ingermannland.

Unter diesem Streit der beiden Nominalistinnen kamen wir in Narwa an. Diese Stadt ist historisch merkwürdig durch den Sieg, den Karl XII., König von Schweden, hier über die Russen erfochten. Sie wurde im J. 1212 von Waldemar II., König von Dänemark, gegründet. In dieser Zeit und auch bis zum J. 1234 hing Esthland von Dänemark ab, da verkaufte Waldemar III. dieses Land dem deutschen Orden. Johann der Schreckliche eroberte Narwa in der Zeit als er sich fast ganz Liefland unterwarf. Im J. 1581 wurde es eine Beute der Schweden, und als Peter der Große es im Anfang des 18. Jahrhunderts wieder erobern wollte, erlitt sein Heer eine schmähliche Niederlage.

Alexander Gordon, der als russischer Oberst das Treffen bei Narwa mitmachte, giebt in seiner Geschichte Peters des Großen, das russische Heer, welches hier von den Schweden geschlagen wurde, auf höchstens 38,000 Mann an. Voltaire berichtet dagegen, es sei 100,000 Mann stark gewesen. Die Wahrheit liegt wohl in der Mitte, es mögen 60,000 Mann gewesen sein, welche unter dem Commando des Herzogs von Croy Narwa belagerten. Karl XII. griff ihn mit 9000 Schweden so geschickt und entschlossen an, daß die größte Verwirrung unter den großentheils schlecht bewaffneten und noch wenig disciplinirten Russen entstand. 18 bis 20,000 derselben kamen theils im Feuer, theils im Flusse Narowa um, die Anderen geriethen in schwedische Gefangenschaft.

Karl war so übermüthig, daß er diese Gefangenen in ihre Heimath entließ, indem sie ihrem Zaren sagen sollten: sie seien von den Schweden geschlagen, gefangen genommen und wieder entlassen worden.

Als Peter der Große, der sich damals in Nowgorod befand und zwölf Regimenter Fußvolk einübte, diese Kunde von der Niederlage seines Heeres erhielt, sprach er jene prophetische Worte: „Ich weiß es wohl, daß die Schweden uns noch oft schlagen werden; allein wir

werden endlich von ihnen lernen, auch sie zu schlagen." Der achtzehnjährige König Karl trieb seinen Übermuth so weit, daß er nicht nur bei jenem Treffen seinen Soldaten zurief: „Schlagt sie doch nicht Alle todt, sonst haben wir ja nichts mehr zu fechten!" sondern daß er auch bloß 6000 Mann, größtentheils Landmiliz unter Schlippenbach, zur Vertheidigung von Liefland, und 8000 unter Kronhiört zu der von Finnland und Ingermannland, in welchem Narwa die Hauptstadt war, zurückließ und mit seinem Haupt-Heere gegen Polen rückte, um August, den Kurfürsten von Sachsen, der auch zugleich König von Polen war, vom polnischen Throne zu stürzen.

Wäre er statt dessen tiefer in Rußland eingedrungen, die Russen waren zu ohnmächtig, ihm die Einnahme von Moskau zu verwehren, und der Zar hätte sich in seiner alten Hauptstadt allen Bedingungen fügen müssen!

Dies war einer der größten Fehler, den der junge übermüthige König beging, und der zur Folge hatte, daß die schwedische Hauptmacht auf dem Festlande vernichtet wurde und bis auf den heutigen Tag vernichtet blieb.

Zar Peter ließ im Jahre 1702 ein Manifest erscheinen, das alle kriegslustigen Ausländer einlud, bei ihm in Dienst zu treten; er versprach große Belohnungen: Rang und Pension, und doch sollte ein Jeder, der es wollte, Ausländer bleiben, d. h., er sollte wie ein Gast zu betrachten sein, der das Land, wann es ihm beliebe, wieder verlassen könnte. Da strömten die Ausländer aus allen Gegenden, besonders aus Deutschland herbei, halfen dem Zaren organisiren und discipliniren, und in kurzer Zeit hatte er ein wohlgerüstetes, an Zucht und Ordnung gewöhntes Heer, mit dem er den Schweden eine befestigte Stadt nach der andern wegnahm und am Ende den Feind aus ganz Lief-, Esth- und Kurland vertrieb. Der russische Feldherr Scheremétjew zeichnete sich in diesem nordischen Kriege ganz besonders aus.

Von Narwa hatten wir noch etwa 140 Werst*) oder 20 deutsche Meilen nach St. Petersburg, die wir in zwei Tagen zurücklegten.

---

*) Sieben Werst machen eine deutsche Meile aus.

Alexander I. Jaroßlawitsch.

„Die Sonne des Vaterlandes ist untergegangen!“ so sprach der weise Metropolit Cyrill inmitten seines Clerus, den er um sich versammelt hatte, um ihm den Tod des Großfürsten Alexander I. Jaroßlawitsch, des Siegers in mehreren Schlachten in hiesiger Gegend, des umsichtigen Politikers in der trübseligsten Zeit der Russen, in ihrer Unterjochung durch die Mongolen, anzuzeigen (1263). Es wird späterhin noch oft die Rede von ihm sein.

Schon im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, wie bereits erwähnt, drangen die Schweden in Finnland ein, setzten sich hier fest und verbreiteten das Christenthum unter den Finnen; allein sie hatten einen gewaltigen Feind in der russischen Republik Nowgorod, die ihre Herrschaft bis an die Newa und weiter behauptete, und welche ihnen dies eroberte Land streitig machte. Da schickte Erich XI. seinen Schwager oder Schwiegersohn Birger mit einem wohlgerüsteten Heere an die Ufer der Newa, und befahl ihm, selbst Nowgorod zu erobern. Birger verbündete sich mit den Litthauern, überschritt die Newa und bedrohete die Hauptstadt der russischen Republik. Aber Alexander Jaroßlawitsch war damals Feldherr des freistaatlichen Heeres und schlug die Schweden sammt ihren Verbündeten an den Ufern der Newa schwer auf's Haupt. Für diesen in der russischen Geschichte so berühmten Sieg erhielt er den Beinamen „Newßkij“*), von Newá (die Newa).

---

*) Nach ihm findet man in der russischen Geschichte den Großfürsten Dimitrij IV. Johannowitsch, der die Tataren am Don schlug, mit einem ähnlichen Beinamen: Donskoi oder Donskij. — Der Diphtong oi ist mit dem ij von gleicher Bedeutung, das oi wird da gebraucht, wo man das Ende eines Wortes mehr betonen will. Katharina II. gab einigen ihrer Günstlinge dergleichen Namen: Orlow hieß Tschesmenßkij, weil er die türkische Flotte bei Tschesme verbrannte; Potémkin hieß Tauritscheßkoi (der Taurier), wegen seiner Siege in der Krim und am Kuban; der Feldherr Rumjänzow erhielt den Namen Sadunaißkij, wegen seiner Siege über die Türken an der Donau; ein Fürst Dolgorúckij, der die Krim eroberte und die Türken bei Jenikale, Kertsch und Perekop schlug, hatte den Ehrennamen Krimßkij. Suwórow hatte zwei solcher Ehrentitel: Rimnikßkij und Italißkij, wovon wir noch ferner reden werden. Kaiser Nikolaus I. folgte diesem Beispiele, indem

X.

St. Petersburg und viel Merkwürdiges.

Wer hätte vor sechs Jahrhunderten, in der Zeit dieses russischen Sieges an der Newa, ja, wer noch vor zweihundert Jahren ahnen können, daß sich in dieser ungesunden morastigen Gegend, wo nur ein Paar Fischerhütten standen, wo während eines halben Jahres im Jahre der Boden mit Schnee bedeckt bleibt und die Kälte bis auf dreißig Grad steigt und im Sommer der Gegensatz, die entsetzliche Hitze, eintritt, wer hätte ahnen können, daß sich in dieser, von der Natur auch noch sonst so überaus stiefmütterlich behandelten Gegend in so kurzer Zeit eine der schönsten Städte der Welt erheben würde! Welch ein Unternehmen, auf diesen Morast eine solche Stadt mit ihren granitnen Riesen zu stellen! — Hunderttausende von Menschen, die Peter I. aus allen Gegenden seines Reiches hierher befohlen, um daran zu arbeiten, büßten ihr Leben ein. Es schien, als ob der Tod mit seiner Hippe dagestanden und täglich Tausende niedergemäht hätte! Die verpestete Luft beim Aufwühlen des Bodens, der große Mangel an Lebensmitteln aller Art und aller nothwendigen Pflege, und die ungeheuere Anstrengung der Arbeit selbst, rafften die Menschen in Massen dahin! Und zu diesem Ungemach kam nun noch, daß die Schweden Alles aufboten, um den begonnenen Bau wieder zu zerstören: zu Lande und zu Meere kamen sie herbei und beunruhigten die Arbeiter auf das Schrecklichste.

Mit ähnlichen Widerwärtigkeiten hatten, ein halbes Jahrhundert später, die deutschen Colonisten zu kämpfen, welche Katharina II. nach Rußland lockte und ihnen die öde Steppe an der Wolga im Saratow'schen Gouvernement zu ihrer Niederlassung anwies. Diese armen Leute hofften, laut ihres Contractes, Häuser, Ställe, Scheunen u. dgl. m.

---

er seinem Feldmarschall Diebitsch den Namen Sabalkanßkoi und dem Paskjewitsch den: Eriwanßkij, gab. Diese Sitte scheint den Römern nachgeahmt zu sein, denn bei ihnen findet man auch die Ehrennamen: Africanus, Asiaticus, Germanicus u. s. w.

fertig dort zu finden, fanden aber bei ihrer Ankunft daselbst nicht einmal das Material zum Bauen vorhanden. Während sie sich nun an die schwere Arbeit machten, alle unumgänglich nothwendigen Gebäulichkeiten in's Dasein zu bringen, wurden sie von den Kirgisen und anderen wilden Steppenvölkern, die wie ganze Heerden von Raubthieren umherstrichen, in Furcht und Schrecken gesetzt und an der Arbeit verhindert. Zum Glücke hatten viele der deutschen Bauern ihre Feuergewehre mitgebracht, vermittelst derer sie den wilden Menschen wenigstens so viel Respect einflößten, daß sie sich nicht allzunahe herbeiwagten. Die russischen Bauern, welche zu ähnlichen Niederlassungen gezwungen worden, waren nicht so glücklich; sie hatten keine solche Waffen und daher fielen nicht wenige von ihnen sammt ihren Weibern und Kindern in die Hände dieser Barbaren, von denen sie fort in die Sklaverei geschleppt wurden. Wenn Peter der Große wirklich im Sinne hatte, die Haupt- und Residenzstadt seines Reiches hier an der Newa zu gründen, so ist das unbegreiflich; denn die Gegend ringsumher ist nicht nur allzu stiefmütterlich von der Natur ausgestattet, sondern der finnische Meerbusen von Kronstadt herauf und der 292 Quadratmeilen große Ladogasee, von oberhalb Schlüsselburg die Newa herab, bedrohen auch St. Petersburg alljährlich mit einer Überschwemmung, wovon die Stadt schon oft heimgesucht worden ist. Dem Zaren schien der Ort wohl am günstigsten für eine Hafenstadt, die zugleich eine offene Pforte werden sollte, was sie auch geworden ist, durch welche Rußland nach ganz Europa eingeht. Es lag ihm wohl hauptsächlich daran, an diesem äußersten Ende seines Reiches eine Festung zu bauen, um seinen Hauptfeinden, den Schweden, die Wiedereroberung dieser Gegend zu erschweren und, wo möglich, zu vereiteln. Auch hatte er berechnet, daß durch Kunst und Arbeit in kurzer Zeit die Wasserstraße fertig werden könnte, auf der seine Barken, beladen mit Getreide und anderen Producten des Landes, von Astrachan bis nach St. Petersburg schwimmen könnten. Diese riesenhafte Straße wurde auch mit der Zeit fertig, und so sieht man sie während der vier Sommermonate mit einer Unzahl von Fahrzeugen bedeckt.

Peter der Große nahm sich wohl die Worte Nestor's, des einstmaligen Mönches im Höhlenkloster zu Kiew, des Vaters der russischen Geschichte, zu Herzen, welcher schon im zwölften Jahrhundert sehr naiv sagte: „Aus dem Ilmensee (den er ein großes Meer nennt)

kommt der Fluß Wolchow, welcher in den großen See der Newa — den Ladogasee — fließt, dessen Ausfluß sich in das Meer der Waräger — in die Ostsee — ergießt. Von diesem Meere aus kann man bis nach Rom gelangen, und von Rom durch dasselbe Meer bis nach der Zarenstadt (Constantinopel). Von der Zarenstadt kann man in das schwarze Meer kommen, in welches sich der Strom Dnjepr ergießt." Er glaubte irriger Weise, daß der Dnjepr durch einen andern Fluß mit dem Ilmensee in Verbindung gebracht sei, denn der Mönch erzählt weiter: Der Bruder des heiligen Petrus, der Apostel Andreas, sei, aus der Krim auf dem Wege nach Rom durch Rußland pilgernd, in der Gegend von Kiew angekommen, und an einem Berge habe er gebetet und zu seinen Wandergefährten gesagt: „Betrachtet diesen Berg, von hier aus wird die Gnade Gottes ihren Ausgang nehmen; denn hier wird sich eine Stadt erheben, in der man dem Herrn zahlreiche Altäre errichten wird." Damit erstieg er den Gipfel des Berges und machte betend das Zeichen des heiligen Kreuzes. An diesem Orte soll nun, nach Nestor, die Stadt Kiew von einem Poljänen, Namens Kij, erbaut worden sein. Die Russen halten zwar, nach der Tradition, den heiligen Andreas für ihren Apostel, der das Evangelium auf diesem Wege bis nach Nowgorod verkündet haben soll; allein das Christenthum wurde erst im zehnten Jahrhundert durch die Griechen in Rußland eingeführt*), und die Stadt Kiew ist so alt, daß man ihren Ursprung nicht mit Gewißheit angeben kann. Einige gelehrte Russen führen ihre Gründung in das vierte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung zurück.

Peter der Große wandte alle List und Gewaltthätigkeiten an, um seine Unterthanen für die neue Stadt zu gewinnen. Aber sowohl dem gemeinen Volke als den Bojaren fehlte die Lust, sich hier häuslich niederzulassen, und man konnte es ihnen nicht verargen; denn diese wüste, sumpfige Gegend, wo im Winter die Sonne selten heiter scheint, liegt nördlicher als viele Städte des kalten Sibiriens. St. Petersburg liegt unter 59° 56′ N. B. und 47° 57′ O. L. Wenn

*) Nach einigen Geschichtschreibern sollen schon Oskold und Dir, zwei russische Fürsten aus dem Gefolge Rurik's, die Kiew in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts den Chasaren entrissen, das Christenthum angenommen haben; denn zu Igor's Zeit (912 bis 945) geschieht bei einem Friedensschlusse der Russen mit den Griechen, einer dem Propheten Elias geweihten Kirche in Kiew schon Erwähnung.

die Breitengrade das Klima bestimmen könnten, müßte es in Tobolsk noch wärmer sein, denn es liegt einen Grad südlicher als St. Petersburg. Hier in der nordischen Zarenstadt herrschen 162 Wintertage, an denen der Boden mit Schnee bedeckt ist und in der Regel eine ununterbrochene Kälte Statt findet, die manchmal, wie gesagt, ihre Strenge bis zu jenem hohen Grade treibt; dem Winter folgen Frühlingstage, an denen es nicht selten Morgens und Abends friert, diesen folgen Sommertage, an denen die Hitze eine Gluth von 28 bis 34 Grad Reaumur annimmt; der Herbst ist nur ein flüchtiger Übergang zum Winter, denn die Kälte beginnt schon vor November, nicht selten schon Anfangs Oktober.

Den Bojaren wie der Geistlichkeit war diese neue düstere Stadt schon deshalb ein Greuel, weil sie durch dieselbe ihr altes heiliges Moskau beeinträchtigt und zurückgesetzt sahen. Zar Peter aber beschloß nach der Schlacht von Poltáwa, da er jetzt die Schweden nicht mehr zu fürchten hatte, St. Petersburg in der That zur ersten Residenz des Reiches zu machen, und so half alles nichts! Im Jahre 1714 erließ er einen Ukas, laut dessen alle reiche Gutsbesitzer in der neuen Stadt Häuser bauen lassen mußten. Ein anderer Ukas verbot, im ganzen Reiche große Gebäude zu errichten, so lange St. Petersburg nicht eine bestimmte Anzahl solcher Gebäulichkeiten hätte. Jedes Fahrzeug, das nach St. Petersburg kam, mußte eine Anzahl von Ziegeln oder anderen Steinen mitbringen. Des Zaren Lieblinge kamen dem Befehle ihres Herrn zuvor: der Großkanzler Golówkin, die Fürsten Menschikow und Gagárin, der Graf Apraksin und Andere ließen die ersten und größten Paläste erbauen.

Die Bojaren in Moskau aber und der größte Theil der Geistlichkeit suchten allerlei Einwendungen gegen die neue Stadt zu machen. Unter Anderm warfen sie ihr vor, daß sie nicht einmal einen Heiligen und Wunderthäter besäße. „Auch diesem Mangel soll abgeholfen werden!“ sagte der Zar, und befahl die irdischen Überreste oder, besser gesagt, die Reliquien des heiligen Alexander Newßkij, die in der ehemaligen russischen Residenzstadt Wladimir ruheten, unter großem Pomp hierher zu bringen.

Sogleich entwarf er den Plan zu einem Kloster, und als dieses auf einer passenden Stelle errichtet dastand, ließ er es nach dem Namen des Heiligen taufen. Man gelangt zu ihm, wenn man die Haupt-

straße der Stadt, den 14,350 Fuß langen Newßkijschen Prospect entlang geht.

Am 12. September des Jahres 1723 kamen die Reliquien an dem neuen Orte ihrer Bestimmung an. Um die Sache recht imposant zu machen, hatte der Zar befohlen, daß drei bis vierhundert Geistlichen den Sarg von Wladimir bis nach St. Petersburg begleiteten. An allen Orten, durch welche der Zug kam, mußte den heiligen Gebeinen alle mögliche Ehre erwiesen werden.

Als der Zug nur noch eine Meile von St. Petersburg entfernt war, ging der Zar mit seinem ganzen Hofe ihm entgegen. Mit unbeschreiblichem Gepränge wurde der silberne Sarg mit den heiligen Gebeinen, der in einem kupfernem, aber stark vergoldeten Behältnisse stand, hier beigesetzt und dem Volke zur Verehrung gestellt.

Der Erzbischof celebrirte das Hochamt und gab am andern Tage ein großes Gastmahl zu Ehren des Heiligen, an welchem der ganze Hof und tausend Andere Theil nahmen.

In dieser ganzen Anordnung sieht man wieder das Genie des großen Zaren. Welche wunderthätigen Gebeine paßten wohl besser hierher, als die des heiligen Alexander Newßkij, des großen Siegers an der Newa?

Der Kriegsruhm und Edelsinn dieses Helden zog, wie Karamsin erzählt, aus Deutschland und Preußen eine Menge ausgezeichneter Männer nach Rußland, welche diesem ihrem zweiten Vaterlande, im Staats- wie im Kriegsdienste außerordentlich viel nützten. Nach Karamsin's Zeugnisse stammen demnach die in der russischen Geschichte berühmten Familien der Kutusows, Mussin-Puschkins, Buterlins, Schtschukins, Scheins, Soltikows, Tutschkows und Anderer aus Deutschland ab. Peter der Große stiftete auch zu Ehren dieses Heiligen den berühmten Alexander-Newßkij-Orden.

Der Zar war immer, nachdem er die Arbeiten in Angelegenheiten des Reiches mit seinen Ministern vollbracht hatte, beim Baue seiner neuen Lieblingsstadt, eigenhändig beschäftigt. Er half mauern, graben, die Holzstämme mit dem Beil behauen u. s. w. Einmal, so wird erzählt, erblickte er einen hohen dicken Stamm, der, halb in die Erde gerammt, oben ein Zeichen hatte, das mit dem Beil eingehauen war. Was soll das bedeuten? fragte er einen aus hiesiger Gegend gebürtigen Arbeiter. So hoch stand im Jahre 1680 das Wasser, antwortete der

finnische Bauer. Der Zar erschrak, denn er stellte sich vor, wie gefährlich ein solcher Wasserstand seiner Stadt werden müßte, der die einstöckigen Gebäude, wie sie damals fast alle gebaut wurden, überfluthen würde. Tschto delatj? was ist zu machen? dachte er endlich, hunderte von Häusern sind schon aufgebaut... und die Stadt muß nun einmal hier stehen! Der Selbstherrscher aller Russen wußte sich augenblicklich zu helfen. „Wrjosch, Sukinsün! Du lügst, Hundesohn!" sagte er zu dem Bauern, „so hoch kann und darf das Wasser nicht steigen!" damit hieb er den Stamm mit eigener Faust nieder, als wolle er dadurch das Uebel ein für alle Male beseitigen. Und es schien geholfen zu haben — wenigstens für so lange als der große Zar lebte; denn erst drei Jahre nach seinem Tode, 1728, wurde St. Petersburg von der ersten großen Ueberschwemmung heimgesucht. Das Meer trieb seine Fluthen die Newa herauf und überschwemmte die junge Stadt; viele Menschen kamen dabei um's Leben. Ein Jahr darauf, 1729, wurde die Stadt abermals von diesem Unglücke heimgesucht. — Dasselbe wiederholte sich in den Jahren: 1735, 1740, 1742, 1777. Wenn im Herbste Tag und Nacht gleich sind, pflegen hier heftige Stürme zu wüthen, welche das Meer die Newa herauf werfen. Im Jahre 1824 erreichte das Wasser in der Stadt eine ganz außerordentliche Höhe; mehr als tausend Menschen kamen dabei um, und der materielle Schaden, den es anrichtete, belief sich auf mehr als 25 Millionen Rubel Silber. Gott möge St. Petersburg in seine gnädige Obhut nehmen, und es verhindern, daß es im Herbste oder auch im Frühjahre bei hohem Wasserstande keinen lange dauernden Weststurm giebt, der die Fluthen des Meeres die Newa herauf treibt! Sollte einmal dieser Fall eintreten, so steht die gloriose nordische Hauptstadt in Gefahr, mit allen ihren Palästen und granit'nen Riesen förmlich weggeschwemmt zu werden. Was der Westwind in solcher Beziehung hier auszuüben vermag, sieht man schon daraus, daß, wenn er ein wenig heftig weht, große Dampfschiffe von Kronstadt die Newa herauf bis an's Zollhaus fahren können, was sonst nicht der Fall ist. Der Grund, auf welchem St. Petersburg erbaut ist, ist äußerst flach und und niedrig; denn da, wo er am höchsten ist, ragt er kaum fünfzehn Fuß über den Spiegel des Meeres empor. Nach dem Tode Peter's II., der die alte Zarenstadt Moskau zu seiner Residenz gemacht, und unter dessen kurzer Regierung die Reaction ihr Haupt erhob, um die alte

Bojarenwirthschaft wieder einzuführen, kam Anna, Tochter von Peter des Großen Bruder, Iwan Alexejewitsch, auf den Thron, welche wieder in St. Petersburg ihre Residenz aufschlug und die Leitung der Regierungsgeschäfte deutschen Männern anvertraute. Während ihrer zehnjährigen Regierung wurde die neue Stadt sehr verschönert. Ganz besonders aber waren es Elisabeth I. nnd Katharina II., welche den Glanz der Residenz an der Newa erhöheten. Auch Paul I. und besonders Alexander I. thaten ihr Möglichstes, um St. Petersburg zu einer der schönsten Städte Europa's zu machen. Kaiser Nikolaus aber überragte sie in dieser Hinsicht Alle, denn unter seiner fast dreißigjährigen Regierung tauchten die Prachtpaläste wie die Grasspitzen auf einer Wiese hervor. In allen Kunstwerken der Architektur, die er aufführen ließ, spiegelte sich sein großer Charakter. Ein Dichter sagt von ihm: „Er thürmt auf Finnlands Moore, Tempel, Säulen und Kolosse, die der Wunderwerke Griechenlands und Roms spotten."

Russische Denkmäler und Kirchen.

Riesenmäßig ist die Reiterstatue Peter's des Großen, die Katharina II. errichten und auf dem Isaaksplatze aufstellen ließ. Der berühmte französische Bildhauer Falconet machte das Modell und leitete auch den Guß des kolossalen Werkes. Peter I., in altrussischer Tracht, einen Lorberkranz auf dem Haupte, sitzt, nach alter Sitte, ohne Steigbügel auf einem kolossalen Rosse, das auf den Hinterfüßen steht, um einen Felsen hinan zu springen. Der Sinn dieser Stellung des Pferdes ist klar: Felsen, die übersprungen werden mußten, lagen dem großen Zaren überall im Wege. Auch die List, der Neid, die Widerwärtigkeiten, die er zu bekämpfen und zu überwinden hatte, sind in der großen Schlange versinnbildet, welche sich dem Pferde zwischen die Hinterfüße gemacht, als wolle sie es im Sprunge hindern oder es zum Falle bringen. — Der kolossale Guß, Roß und Reiter, steht auf einem 14 Fuß hohen und 20 Fuß breiten Granitblocke. Das riesige Meisterwerk muß man sehen, um es bewundern zu können. — Und dennoch versichert man, Katharina II. sei fast in Ohnmacht gefallen, als sie das Werk so fix und fertig vor sich erblickte, denn es kam ihr, nämlich der Granitblock, viel zu winzig vor. Und in der That, man

hat diesen rohen Koloß, den die Naturgewalt, der Blitz, von den finnländischen Gebirgen losgesprengt und hinab gewälzt, jämmerlich verstümmelt! Unbearbeitet wie er war, wog er gegen 3 Millionen Pfund, hatte eine Länge von 45, eine Höhe von 30 und ein Breite von 25 Fuß. Wie er jetzt ist, wiegt er nicht Eine Million Pfund. Er lag etwa 6 Meilen von St. Petersburg. Welche Arbeit, diesen Riesen so weit zu transportiren! Auf der Seite dieses Steines sind folgende Worte eingegraben: Petro primo Catharina secunda 1782*). Aber was das Kolossale anbetrifft, so steht dieser Riese der Alexandersäule, einem Denkmale, das Kaiser Nikolaus seinem ruhmreichen Bruder Alexander I. errichten ließ, weit nach; denn diese Säule, aus einem einzigen Stück Granit bestehend, hat 84 Fuß Höhe und 14 Fuß im Durchmesser. Nach Anderen soll sie noch höher und dicker sein, was jedoch eine Übertreibung ist. Sammt dem Fußgestelle aber, das mit großartigem Bildwerke aus Bronze geschmückt ist, und dem metallenen Engel, der oben, ein Kreuz in der Hand, dasteht, erreicht das ganze Werk eine Höhe von 154 Fuß. Der berühmte Architekt Montferrant, der auch den Bau der Isaakskirche führte, leitete dieses riesenhafte Werk bis zu dem Punkte, auf dem es jetzt steht: nämlich im Angesichte des Winterpalastes. Bei der Aufstellung dieses Kolosses waren Tausende von Menschen thätig, besonders viel Plótniks (Zimmerleute), von denen nach üblicher Weise jeder ein scharfes Beil im Gürtel stecken hatte. Als das Werk im Gange und alle Walzen im Rollen waren, gerieth einer der Plótniks mit seinem Arm unter eine Walze, und war in Gefahr, mit dem ganzen Körper unter dieselbe zu gerathen. Sein Nachbar zog sogleich sein Beil aus dem Gürtel, hieb ihm den Arm ab und sagte: nitschewó, bratj! es hat nichts zu bedeuten, Bruder. Kaiser Nikolaus beschenkte sie beide reichlich, den Einen für den Verlust seines Armes, den Andern für seine Geistesgegenwart. Die Isaakskirche ist auch ein so kolossales Werk, dem in dieser Beziehung nur die St. Peterskirche in Rom verglichen werden kann. Sie ist ganz

*) Als Kaiser Alexander I. das Häuschen in Saardam besuchte, in welchem Peter der Große mehrere Monate wohnte, ließ er der Koje gegenüber, in welcher der große Zar schlief und die noch erhalten ist wie sie war, eine Marmorplatte in die Wand mauern, auf welcher die Worte stehen: „Petro magno Alexander.“

aus Granit und Marmor erbaut. Drei Säulenhallen umschließen sie rundum und bilden gleichsam Stockwerke. Die große Kuppel ist mit Kupferplatten gedeckt, welche echt, d. h. im Feuer vergoldet sind; vier kleinere, ebenfalls vergoldete Kuppeln umgeben sie. Diese Kirche hat eine Höhe von 317 Fuß. Unter ihr sind dreißig und einige Öfen angebracht, um sie im Winter angenehm zu heizen.

Welch ein Unternehmen, diesen Millionen Centner schweren Koloß auf einen morastigen Boden zu stellen! Ein Dichter singt und ein Prosaiker hätte dasselbe sagen können, daß man ganze Wälder ausrotten mußte, um das Fundament zu machen, auf das man den granitnen Riesen thürmte. Unter den 166 Kirchen und Kapellen St. Petersburgs können wir nur einiger der bedeutendsten in unserm Buche Erwähnung thun und machen den Anfang mit der St. Peter-Pauls-Kathedrale, die Peter der Große auf dem linken Newa-Ufer erbaute und welche die älteste Kirche der Stadt ist. Ihre Höhe beträgt mit dem Thurme 340 Fuß. In dieser Kirche ruhen die Gebeine der Kaiser und Kaiserinnen und ihrer Familien von Peter dem Großen an, mit Ausnahme Peter's II., der sich Moskau zur Residenz wählte und dort begraben liegt. Zur rechten Hand stehen in Reihen die Särge des großen Zaren, seiner Gemahlin Katharina I., seiner Tochter Elisabeth I.; dann die der Kaiserin Anna I., Peter III. und seiner Gemahlin Katharina II.; zur Linken ruhen die Gebeine Paul's I., Alexander's I. und ihrer Gemahlinnen, ferner die der Großfürsten Constantin, Michael und — des Kaisers Nikolaus I., dessen Grab wir nicht gesehen.

Die Nachfolger Peter's des Großen haben wohl bedacht, daß der Tod allen Herrlichkeiten dieses Lebens ein Ende macht, daher sind auch die Särge und das, was über ihnen hängt, so einfach, daß man wohl nicht vermuthen könnte, als ruheten hier die Gebeine der einst so gewaltigen, prachtliebenden Zaren und Zarinnen. Die eigentlichen Särge mit den irdischen Überresten stehen unten im Gewölbe, aber gerade über einem jeden derselben, in der Kirche, steht ein zweiter Sarg oder ein ihm ganz ähnliches Epitaphium, bedeckt mit einer rothen, einfachen Decke, auf welche der Name dessen gestickt ist, der darunter ruht.

Der geschickte Plótnik.

Der Thurm dieser Kirche, den man auch schlechtweg den Festungsthurm nennt, enthält ein herrliches Glockenspiel. Er ist viereckig, seine pyramidenförmige Spitze ist hölzern und ganz mit im Feuer vergoldeten Kupferplatten gedeckt, von vier Säulenreihen, eine auf der andern ruhend, getragen. Sein Styl erinnert an die Vorliebe, welche Peter der Große für die holländische Bauart im Allgemeinen, hatte, er ist ganz nach holländischem Geschmacke erbaut. Auf der Spitze des Thurmes ruht eine kupferne, stark vergoldete Kugel, und auf dieser steht ein metallener, im Fluge begriffener Engel mit einem Kreuze in der Hand. Auch diese beiden Stücke sind stark vergoldet.

Ein alter Geheimrath, der schon unter der Regierung Katharina's II. ein Amt im Dienste des Staates bekleidete, erzählte mir unter Anderm auch folgende drollige Geschichte: Die Kaiserin hatte den Einfall, den metallenen Engel von diesem Thurme herabnehmen zu lassen. Demzufolge versammelten sich die vorzüglichsten Architekten, größtentheils Ausländer, und nahmen den Thurm mit der auf seiner Spitze stehenden Figur in Augenschein. Ihre Meinung war nun, daß die Herabnahme des Engels nicht anders bewerkstelligt werden könnte, als vermittelst eines Gerüstes, das rings um den Thurm aufgeführt werden müßte. Sie bezeichneten diese Arbeit als so schwierig und kostspielig, daß die Kaiserin endlich fragte, was der Spaß denn wohl kosten könnte. Als die Herren Alles genau berechnet hatten, sagten sie, es seien wenigstens 20,000 Rubel Silber dazu erforderlich. „Aber wäre denn die Sache nicht auf eine andere, einfachere Art auszuführen?" fragte die Kaiserin, der solche Summe doch etwas zu groß vorkam. Jetzt machten die Herren den Thurm mit dem Engel nochmals zum Gegenstande ihrer gründlichen Betrachtung, waren aber am Ende doch Alle einstimmig, daß das Werk nur nach ihrem vorhin gemachten Plane vollbracht werden könnte. So soll es unterbleiben! sagte die Kaiserin. — Wir müssen hier der außerordentlichen Geschicklichkeit des gemeinen Russen zu allen technischen Arbeiten Erwähnung thun. An praktischem Verstande übertrifft er vielleicht noch den Engländer und Amerikaner. Mit seinem Beil, das ihm zugleich Hammer und Säge ist, stellt er in kürzester Zeit ein hölzernes Haus her, und mit einem Ding, das eher einem dicken Nagel als einem Meißel oder Stemm-

eisen ähnlich ist, versieht er den Giebel des Daches auch noch mit einem bewundernswerthen Schnitzwerke. Die Weißbinder und Maurer in verschiedenen Städten der Rheinprovinz, welche, um ein Häuschen anzustreichen, mit einer Last von schlanken Stämmen, Brettern und Stricken angezogen kommen und ein paar Tage mit Aufstellung des Gerüstes zu thun haben, würden sich wundern, wenn sie einen russischen Bauern ein drei, vier, fünf Stockwerk hohes Haus anstreichen sähen. Ein schlanker Baumstamm, durch den er die nöthige Anzahl Löcher gebohrt, in welche er zwei Fuß lange starke Spruffen so hinein geschlagen hat, daß die Enden von beiden Seiten höchstens drei Hand breit hervor stehen, ist sein Gerüste, auf dem er, wie auf einer Leiter, höher und niedriger steigend, die höchsten Häuser stuccatnrt und anstreicht. Diese originelle Leiter hat er am Fuße mit einem zwei Ellen langen Querholze in Form eines Kreuzes versehen, damit sie fester stehe. Er allein oder ihrer zwei wälzen das Ding Schritt für Schritt die ganze Breite des Hauses entlang. — Man kann sich einen Begriff von den außerordentlichen Fähigkeiten machen, die, vielleicht mit sehr wenigen Ausnahmen, in allen russischen Bauern liegen, wenn man bedenkt, daß der Leibherr, ohne seine Leute genau zu kennen, zu dem einen sagt: „du wirst Schuster“ zum andern: „du wirst Maler, Musicus, Bildhauer, Schauspieler u. s. w.,“ und dann Jeder in seinem Fache das leistet, was man, eingedenk solchen Zwanges, nicht von ihm erwarten könnte. Wird ein solcher Bursche am Ende noch Soldat, so ist der Oberst oder Hauptmann im Stande und sagt zu einem Schuster: du wirst Schmied oder Tischler! u. s. w. und so müssen sie in den neuen Fächern binnen Kurzem ein gutes Stück Arbeit liefern, sonst giebt es abscheuliche Hiebe. Schlimm genug ist es freilich, daß der gemeine Mann in der Regel mit dem Stocke zur Erlernung eines Handwerks, und wenn er es versteht, auch zur Lieferung eines guten Stückes Arbeit angetrieben werden muß. Geschieht das nicht, so fängt er an zu pfuschen. Das thut er aber auch, wenn er selbstständig geworden ist, da er dann Niemand über sich hat, der ihn mit dem Stocke antreibt. Daraus läßt es sich erklären, warum der Ausländer, besonders der deutsche Handwerker, noch immer so gute Geschäfte in Rußland macht. Wären das Pfuschen und der Mangel an Ehrgefühl keine Erbsünden des gemeinen Russen, der Ausländer, sei er Künstler, sei er Handwerker, wäre kein solches Bedürfniß in Rußland mehr,

wie er es noch immer ist, er wäre längst überflüssig! Ich will hier ein Beispiel anführen, aus dem sich, vielleicht nur mit wenigen Ausnahmen, auf das Ganze in dieser Beziehung schließen läßt.

Bei einem deutschen Schneidermeister in St. Petersburg, bei dem ich meine Kleider machen ließ, lernte ich einen russischen Gesellen kennen, der einen Frack zu machen verstand, mit dem er in ganz Europa hätte Ehre einlegen können; er war im Nähen wie im Zuschneiden gleich geschickt, und dabei so fleißig und ordentlich, daß mir sein Meister versicherte, er könne sich keinen bessern Gesellen wünschen. Zehn Jahre darauf traf ich diesen Schneidergesellen tief im Innern des Landes an, wo er sich etablirt hatte. Ich beschloß sogleich, mir einen Anzug von ihm machen zu lassen. Als ich in seine Werkstatt trat und nach dem Chosjain (so nennt der gemeine Russe jedes Oberhaupt einer Haushaltung) fragte, wies man nach dem großen Ofen hin, auf welchem der Meister am hellen Tage faulenzte. Dies sowohl, als auch die ganze Einrichtung seiner Werkstätte, benahm mir die Lust, ihm mein schönes Tuch anzuvertrauen. Da er mich aber sogleich erkannte, und mich erinnerte an den schönen Frack, den er mir als Geselle in St. Petersburg gemacht hatte, wagte ich doch den Versuch. Er machte mir einen Oberrock und die anderen Kleidungsstücke, die dazu gehörten. Nach zwei Wochen brachte er mir den Anzug in meine Wohnung, und als ich den Rock in seiner Gegenwart anprobirte, sah ich auf einer Stelle desselben, die am meisten ins Auge fällt, einen runden Fleck. Wenn man einen halbglühend gemachten Pfennig auf ein Stück Tuch drückt, so entsteht ein Fleck, wie derselbe war. Aber was ist das? fragte ich ihn und zeigte ihm die gesengte Stelle. Er betrachtete sie ganz unbefangen, kratzte mit dem langen Nagel, den er am Daumen hatte, darauf herum und sagte: Eto nitschewó! das ist nichts! es hat nichts zu bedeuten! Nitschewó! nitschewó! wiederholte er, und bekratzte mit seinem langen Nagel den Fleck, als ob er mit solchem Verfahren Wolle darauf erzeugen könnte. Auch der Rock an und für sich war so schlecht gemacht, daß ich ihn nicht tragen mochte. Woher nun diese außerordentliche Verwandlung in der Fähigkeit dieses Menschen? Die Ursache hiervon war, daß der Mann, jetzt selbstständig, keinen Andern über sich hatte, der ihn ein gutes Stück Arbeit zu machen, mit dem Stocke antrieb. —

Katharina II., sonst allem Französischen huldigend, führte das

deutsche Zunftwesen in Rußland ein, indem sie glaubte, es würde mit zur Gründung und zum Gedeihen eines echten Bürgerthums, das in Rußland noch immer fehlt, beitragen, allein umsonst! das deutsche Zunftwesen entspricht dem russischen Nationalcharakter durchaus nicht. Der gemeine Russe hat mit dem Israeliten viel gemein: er wird lieber Schacherer oder Krämer, wozu er überhaupt geschickt ist. Dann wird er lieber Kutscher, Fuhrmann, Hausknecht oder Taglöhner, als Handwerker. Das einzige Fach, wozu er Lust hat und das von Hunderttausenden erlernt wird, ja, das fast jeder gemeine Mann versteht, ist das eines Plótnicks, eines Zimmermanns, das nur mit dem Beil gehandhabt wird. —

Katharina II. war eine geniale russische Regentin; sie brachte zwei sich widerstrebende Kräfte in Einklang, indem sie sich Russen zu Werkzeugen ihrer Macht wählte und doch das ausländische Element in allen Regiernngsangelegenheiten walten zu lassen verstand, und dabei ihre ausländische, rein deutsche Herkunft so vollkommen vergessen zu machen wußte, daß der russische Adel wie der Bauer von ihrem ganzen Thun und Wesen entzückt war und schwur, sie sei eine echte Russin, nicht nur in ihren Anordnungen und Handlungen, sondern auch in Bezug auf ihre Geburt. — Von allen den neun und sechszig Großfürsten, Zaren, Kaisern und Kaiserinnen, die seit Rurik bis auf Nikolaus I. den russischen Thron inne hatten, wußte kein einziger sich so populär zu machen, als eben dieses geniale Weib. Sehr bezeichnend für den Widerwillen gegen ihre rein deutsche Herkunft ist folgende Anekdote. Ihr Leibarzt, ein Engländer, schröpfte sie einmal. „Aber schröpfen Sie mich doch so, daß kein deutscher Blutstropfen mehr in mir bleibe,“ sagte sie zu ihm.

Unter dem Volke erwarb sie sich den vielsagenden Namen: Mátuschka (Mutter oder auch Mütterchen), der in der russischen Sprache überaus herzlich klingt und mit dem sie vom gemeinen Manne stets genannt wurde. Als das Project von der Herabnahme jenes metallnen Engels in St. Petersburg und auch hier und da in der nächsten Provinz bekannt geworden, erschien eines Morgens im Winterpalast ein Bauer und gab an, diese Figur herab zu nehmen, sei nitschewó, d. h. eine große Kleinigkeit. Nach vieler Mühe und tausenderlei Fragen, welche die Kammerdiener und Kammerherren an ihn richteten, gelang es ihm endlich, der großen Zarin vorgestellt zu werden. „Und du

wärst wirklich im Stande, dieses schwierige, ja sogar gefährliche Werk auf eine leichte und sichere Art zu vollbringen?" fragte sie ihn. „Tótschno taks, Mátuschka!" so ist es, Mütterchen! antwortete der Bauer. — „Und wie viel würde es kosten?" frug sie weiter. — „Trista rublei!" 300 Rubel! erwiederte der Mann und der gemüthlichen Zarin schien, als mache er dabei eine Miene, wie gewisse Handwerksleute zu thun pflegen, wenn sie zu verstehen geben wollen, daß bei der Arbeit, welche vornehme und reiche Leute bestellen, doch auch etwas verdient werden müßte. Sie konnte sich des Lachens nicht mehr enthalten und hüpfte behende in's Nebengemach, wo sie sich recht auslachte. Darauf erschien sie in Begleitung ihres Günstlings, des Fürsten Potémkin *), wieder vor dem Bauern. „Und wie willst du die Sache bewerkstelligen?" fragte sie ihn. — Aus der obersten Lichtöffnung des Thurmes heraus werde ich mich an einem Seile bis oben an die Spitze ziehen, Mátuschka! sagte der Bauer.

Ce drôle là rapelle ce farceur qui voulait se tirer par ses propres cheveux du bourbier où il était tombé.

(Der Bursche erinnert an jenen Spaßmacher, der sich an seinem eigenen Haarzopfe aus dem Moraste ziehen wollte), bemerkte Potémkin.

---

*) Gregor Alexandrowitsch Potémkin, russischer General-Feld-Marschall und Oberkämmerer, russischer Fürst und deutscher Reichsfürst u. s. w., stammte aus einer adeligen Familie und ward auf dem Gute seiner Eltern bei Smolensk 1736 geboren. Er sollte Geistlicher werden und studirte zu Moskau Theologie; trat aber später als Offizier in die Garde der Kaiserin Elisabeth. Bei dem Aufstand, bei dem Peter III. das Leben einbüßte, bemerkte er, daß die Kaiserin Katharina, die in Offiziersuniform wie ein Cavallerist zu Pferde saß, am Degen, den sie in der Hand schwang, kein Porte d'Epée hatte. Er bot ihr das seinige an. So wurde Katharina aufmerksam auf ihn, und da er groß und schön von Gestalt war, was sie gern sah, ward er ihr berühmtester Günstling, den sie, nach Lanskoi, ihrem Allerliebsten, am meisten liebte. Potémkin wußte sich sowohl durch seine kriegerischen Thaten wie durch seine galanten Gefälligkeiten dermaßen bei ihr einzuschmeicheln, daß er, selbst nachdem sie ihm ihre besondere Gunst wieder entzogen, doch immer noch ihre Achtung und ihr Vertrauen besaß. Im J. 1791 befand er sich zu St. Petersburg, wo er in seinem Palaste, der noch heutzutage „der taurische" nach ihm genannt wird — er selbst hatte den Ehrentitel „der Taurier" — durch Bälle und Feste mehr Aufwand machte als selbst die Kaiserin. Da trieben ihn die Siege, welche der alte Fürst Repnin ohne sein Wissen und gegen seinen Willen über

C'est à mourir de rire!

(Es ist zum kranklachen!) sagte die Kaiserin und hüpfte zum zweitenmale in's Nebengemach. — „Also an einem Seile, das du an den Engel zu befestigen gedenkst, willst du dich hinauf ziehen?" sagte sie, als sie wieder erschien. Totschno taks, Mátuschka! antwortete der Bauer. — „Aber wie wirst du im Stande sein, das Seil an den Engel zu befestigen? darin besteht ja eben die ganze und schwierige Aufgabe!" — Dafür laß mich nur sorgen, Mátuschka, bemerkte der Bauer. Die Kaiserin fand so viel Vergnügen an dem unbefangenen Thun und Wesen dieses Mannes, daß sie befahl, ihn an's Werk zu lassen, aber auch dafür Sorge zu tragen, daß er bei seiner Unternehmung nicht verunglücke. Doch wie er seinen Plan gemacht, führte er ihn auch glücklich aus, zum Erstaunen der hochweisen Architekten, die

---

die Türken errungen, schnell nach Jassi, um diesem General Vorwürfe zu machen, denn er hätte den Krieg noch gern in die Länge gezogen. Dieses wie auch der Umstand, daß er die besondere Gunst der Kaiserin verloren hatte, machten ihn unruhig und schwermüthig und er wurde krank. Er reiste von Jassi nach Oczakow, wie Andere meldeten nach Nikolajew, aber die Luft im Wagen drohte ihn zu ersticken. Man breitete seinen Mantel auf die Erde und legte ihn darauf und hier soll er in den Armen seiner Nichte, der Gräfin Branjaka, die ihn begleitete, den Geist aufgegeben haben. Nach neuern Berichten soll er kurz vor seinem Tode nicht im Wagen auch nicht von der Gräfin begleitet, sondern zu Pferde und allein gewesen sein. Der Ort, wo er seinen Geist aushauchte, wurde während und nach dem letzten Kriege von den russischen Offizieren viel besucht, die dann allerlei wehmüthige Betrachtungen dort anstellten. Ungefähr eine Werst von Bender erhebt sich an der Landstraße ein Felsen, an dessen Fuß man eine weite Höhlung bemerkt. Oberhalb des Eingangs dieser Grotte wurde im Sommer des Jahres 1856 ein Kreuz aus weißem Marmor angebracht und am Fuße des Kreuzes steht in russischer Sprache geschrieben: „An dieser Stelle hauchte Gregor Alexandrowitsch, Fürst Potémkin, erster Minister der Kaiserin Katharina II. und General-Feld-Marschall ihrer Armee, den letzten Athem aus, am 9. September 1791. Er besiegte die Türken, vergrößerte Rußland. Betet für ihn."

Die Geschichte seines Todes soll nach Erzählern der neuern Zeit unbekannt sein. So viel ist jedoch gewiß, daß er sich sehr grämte über den Verlust der besonderen Gunst der Kaiserin, die sie ihm entzogen und dem Fürsten Súbow, den er haßte, schenkte. Seinen entseelten Körper fand man in der oben genannten Grotte, an deren Eingang auch sein Pferd stand. Einige behaupten, er habe sich aus Gram vergiftet. —

fast vor Scham und Aerger vergingen. Er baute sich am obersten offenen Punkte, zu dem man innerhalb des Thurmes gelangen kann — ein Gerüste, d. h. er schob ein starkes zwei bis drei Fuß langes Brett hinaus, stellte sich darauf und warf mit gewaltigem Arm das Seil so lange nach dem Engel hinauf, bis die Schlinge, die er auf eine praktische Art eingerichtet hatte, am Ende hängen blieb, rutschte gleich einem Matrosen hinauf und vollbrachte das Werk. Der Leser darf voraussetzen, daß die Kaiserin den Mann auch fürstlich belohnte. —

Kirchen mit ihren Trophäen.

Die Kathedrale der Kasanischen Mutter-Gottes wird von den Russen und auch von einigen Reisebeschreibern für eins der prachtvollsten Denkmäler der Residenz an der Newa gehalten. Es ist ein imposantes Werk, das mit großem Kostenaufwand errichtet wurde. Ein russischer Architekt leitete den Bau. Auf mich hat diese Kirche nicht den Eindruck gemacht, den ich nach einer Beschreibung derselben erwartete. Sie ist eine mißlungene Nachahmung des St. Petersdom in Rom. — Ihre Lage ist vorzüglich — sie steht wie die römisch-katholische, und die protestantische Petrikirche an der schönsten Straße der Stadt, am Newßkischen Prospecte, jedoch mehr im Hintergrunde, als die beiden genannten Kirchen. Aber trotzdem gefiel mir auch die Lage nicht für solchen Bau. Ich weiß nicht, was die Ursache hiervon ist. Es muß der Kanal sein, der an ihrer Nordseite vorbeifließt und ihr zu nahe kommt, während an der Südseite kein Kanal ist und die Straße viel breiter erscheint. Auch das Innere dieser Kirche, so sehr es auch mit Schätzen der mannichfaltigsten und merkwürdigsten Art ausgeschmückt ist, wollte mir durchaus nicht gefallen. Sehr merkwürdig ist sie durch das wunderthätige Bild der heiligen Mutter-Gottes von Kasan, das Zar Johann der Schreckliche aus dieser Stadt nach Moskau und Peter der Große von hier nach der neuen Residenz an der Newa bringen ließ; es ist mit Perlen und Diamanten reichlich geschmückt und in dieser Kirche aufgestellt. Als Kutúsow nach Barklay de Tolli den Oberbefehl über das russische Heer erhielt, betete er, ehe er sich zur Armee begab, inbrünstig vor diesem Gnadenbilde. Nach der Schlacht von Mosaisk (7. September 1812) schrieb Kutúsow an den Kaiser Alexander, der

sich in St. Petersburg befand, es sähe sehr schlimm aus; doch wäre seine und des ganzen Heeres Hoffnung noch auf das wunderthätige Bild der Mutter-Gottes von Kasan gerichtet, helfe aber das nicht, so sei wohl Alles verloren. Der Feldjäger gerieth mit diesem Berichte in Feindes Hand und die Franzosen jubelten, daß der greise Feldherr sammt seiner Armee ihr ganzes Vertrauen nur noch auf dieses Bild gesetzt hätten. Wie man aber behauptet, so hat der sonst so bigotte Kutúsow den Feldjäger so beordert, daß er unvermeidlich in die Hände der Feinde gerathen mußte: denn er wollte den aufgeklärten Franzosen eine solche Meinung von sich beibringen, damit sie nur jubelten und hübsch sorglos blieben, bis der Winter einträfe. — Kutúsow liegt auch in dieser Kirche begraben, und Kaiser Nikolaus ließ ihm, wie auch dem Feldmarschall Barklay de Tolli, ein prachtvolles bronzenes Standbild auf granit'nem Fußgestell errichten. Beide Denkmäler stehen am Newßkischen Prospect vor dem Haupteingang dieser Kathedrale — der aber leider immer verschlossen bleibt. — Eine ungeheure Masse des feinsten Silbers ist in dem Innern dieser Kirche für allerlei Dinge verschwendet worden. Die Bilderwand, in allen Kathedralen, die ich gesehen, nur aus Holz gemacht und vergoldet, ist hier von Silber. Man sagt, die Kosaken hätten alles dieses Silber, mehr als vierzig Centner, aus Frankreich und Deutschland mitgebracht und es der heiligen Mutter-Gottes von Kasan geschenkt. Eine Menge Fahnen und Standarten, meist französische, türkische und persische, wie auch Marschallstäbe, unter denen einer des Marschalls Davoust, Schlüssel verschiedener Städte und Festungen und andere Trophäen sind hier von beiden Seiten aufgepflanzt.

Ganz anders, überraschend angenehm war dagegen der Eindruck, den das bereits erwähnte Kloster Alexander-Newßkij und besonders die schöne Domkirche darin, welche Katharina II. erbauen ließ, auf mich machte. Diese Kathedrale, die Alexander-Newßkische-Dreieinigkeits-Lawra *) ist im herrlichsten byzantinischen Style erbaut und Katharina II.

*) Dieses Wort ist nicht von dem lateinischen Laurus abzuleiten, denn es ist griechisch und bedeutet Straße, Stadtviertel — auch Kloster in der morgenländischen Kirche. In Rußland bezeichnet man mit dem Worte Lawra ein Kloster erster Classe, deren es eigentlich nur drei giebt: das Höhlenkloster zu Kiew, das des heiligen Sergius bei Moskau und das des Alexander Newßkij zu St. Petersburg. Sie sind die

ließ das Innere mit Marmor, Juwelen, und Heiligenbildern, im abendländischen Style gemalt, ausschmücken. Das Bild des Schöpfers und einiger Engel ist von großer Schönheit; desgleichen auch das Altarbild, die Verkündigung der Maria, ein Original von Mengs. Indem wir den Leser an das Capitel erinnern, in welchem von den russischen Heiligenbildern die Rede ist, müssen wir staunend ausrufen: Wie war es möglich, daß die Geistlichkeit Copien der Ideale von Raphael's Meister, Perugino, voll Tiefe und Harmonie der Farben, und von Guido Reni, dem anmuthigsten Maler Italiens, in ihren Heiligthümern zur Verehrung aufstellen und aufhängen ließen! Ei nun, was war Katharina II. bei ihrer Geistlichkeit wie bei ihrem Volke nicht möglich? Was Peter der Große nur mit Beil und Knute und seinem eisernen Willen zu vollenden vermochte, das erreichte die schlaue Zarin durch Klugheit, vorgespiegelte Sanftmuth, ja, nicht selten durch eine bloße Frage z. B. „Wäre es nicht besser so? .... doch ich frage nur .... ich will nur die Ehre, das Wohl und die Schönheit der Kirche befördern.“ Und wer hätte es über sich vermocht oder gewagt, ihr zu widerstehen? — Auf solche Weise führte sie jenes Werk durch, das Johann der Stolze, Peter dem Großen gleich, Alles seiner furchtbaren Herrschergewalt unterwerfend, dreihundert Jahre früher zwar auch zu Stande brachte, aber aus Furcht vor der Geistlichkeit wieder zerstörte: wir meinen die Einziehung der reichen Kirchen- und Klostergüter, wie wir auf S. 81 gesehen.

Uebrigens ist auch die Kirche des Smólnoi-Klosters, eine geistliche Erziehungs-Anstalt für Jungfrauen, unter der Regierung des Kaisers Nikolaus I. erbaut und von seiner Kaiserlichen Mutter, Maria Féodórowna begründet, in ihrem Innern auf das herrlichste und mit Heili-

---

Residenzen der drei vornehmsten Metropoliten; sonst wird auch noch das Kloster von Mariä Entschlafung zu Potschajew im Gouvernement Witebsk, Lawra genannt. Alle übrigen Klöster werden mit dem Worte „Manistir“ bezeichnet. Die Klöster im Orient jenes Namens gehören, was Größe, äußere und innere Ausstattung anbetrifft, nicht zu den großartigsten Behausungen der Mönche, sondern sie zeichnen sich nur durch das fromme Leben und strenge Fasten ihrer Bewohner aus, indem diese letzteren fast die ganze Woche ununterbrochen in ihren Zellen verbleiben und nichts als Brot, einige Früchte und Wasser genießen; nur am Sonnabend und Sonntage besuchen sie die Kirche, und genießen dann das Abendmahl, etwas Wein und warme Speise.

genbildern, im abendländischen Style gemalt, sehr reich ausgeschmückt. „Der Selbstherrscher aller Reußen ist über das Gesetz erhaben.“ So sagte einmal eine Fürstin Galizin zu Kaiser Alexander I. „Wenn ich es auch kraft meiner Hoheit bin, so will ich es doch nicht sein“, erwiederte der bescheidene Monarch und fügte hinzu: „Jesus Christus kam zur Erde herab und ward unter das Gesetz gethan .... und ich sollte es nicht sein?“ .... — Ja, der russische Zar ist, kraft eines Gesetzes seines Reiches, über das Gesetz erhaben, und seine Unumschränktheit ist, so bald er nur den Thron bestiegen, so ausgedehnt, daß das Beiwort unumschränkt hier gar nicht mehr der Comparation fähig ist. Daher ist es eitles Gerede, daß ein Zar nach zurückgelegter fünfundzwanzigjähriger Regierung noch unumschränkter würde. Auch ist es leeres Geschwätz, von den zwei harten Nüssen zu sprechen, die ein Zar zu knacken habe und die da seien: Senat und Synod. Der Zar giebt Gesetze und löst Gesetze auf, und Senat und Synod müssen sich fügen! *)

Eine Einschränkung der Zarengewalt ist aber auch der alten Sitte und dem politischen Glauben des russischen Volkes an seinen Herrscher diametral entgegen, denn nur Gott allein, glaubt es, kann die Machtvollkommenheit des Zaren einschränken. Als nach vielen Jahren der Anarchie Michael, der erste Románow, zum Zaren gewählt worden, hatte er vorher versprechen müssen, mit vielen Einschränkungen zu regieren. Daher jene berüchtigte Formel: „Der Zar hat befohlen und die Bojaren haben zugesagt (haben es bestätigt).“ Peter der Große

*) Im vorigen und auch noch in diesem Jahrhundert muß der russische Senat ganz wunderliche Käuze zu Mitgliedern gehabt haben; hunderte von Anekdoten beweisen dies. In einem Manuscripte, das die Kaiserin Elisabeth I. eigenhändig geschrieben, bestehend in den Namen der Garde-Offiziere und deren Dienstzeit, ihrer Aufführung, ihren Belohnnngen und Bestrafungen, fand man bei dem Namen eines Solchen folgendes bemerkt: „Aus der Garde fortzuschicken und in den Senat eintreten zu lassen, wegen Mangel an Verstand und unangemessenem Betragen.“ — Als der Finanzminister Cancrin einmal, es war im J. 1827, in Angelegenheit der Versteigerung der Brantweinspacht im Saale des Senats den Vorsitz führte, gewahrte er unter den Senatoren einen alten Freund von sich und er fragte ihn lächelnd, ob er wohl je geglaubt hätte, einmal Senator zu werden. „Ei, warum denn nicht!“ versetzte dieser, ein geistreicher Mann, „muß man sich denn nicht darauf gefaßt machen, im Alter sich bei Kindern wieder zu finden?“

warf diese Regierungsform wieder über den Haufen. Aber Anna I. (1730) mußte vor ihrer Thronbesteigung geloben, sie wieder einzuführen. Doch kaum saß sie auf dem Thron, so erklärte sie sich als unumschränkte Herrscherin, wobei sie nicht nur von den zwei damals schon viel Gewalt ausübenden Männern, Ostermann und Münnich, sondern auch von der lebendigen traditionellen Überzeugung — dem politischen Glauben des russischen Volkes an die Unumschränktheit des Zaren — sehr unterstützt wurde. —

Aber wir haben von dem Alexander-Newßkij-Kloster noch einiges zu sagen. Auf der linken Seite der Kirche, wo der Sängerchor seinen Platz hat, steht eine Kapelle, in welcher sich der Sarkophag mit den Gebeinen des Heiligen befindet. Auf dem fünfzehn Fuß hohen Mausoleum stehen zwei Engel von der Größe eines ausgewachsenen großen Mannes, die das Wappen des heiligen Ritters halten. Dieses ganze kolossale Prachtgrab, auf dem die Schlacht an der Newa, andere Thaten des Heiligen und auch der Moment, wie er als Mönch in's Kloster *) tritt, in halberhobener Arbeit bildlich dargestellt ist, besteht aus massivem Silber und soll fünfzig Zentner wiegen. Andere geben das Gewicht geringer, andere noch schwerer an. Kaiserin Elisabeth I. ließ dem Heiligen dieses Prachtgrab errichten, wie es heißt, aus dem ersten Silber, welches in den Koliwanischen Bergwerken gefunden wurde. Oberhalb des Grabmals sind Gemälde aufgehängt, die den Großfürsten Alexander Newßkij und seine Familie darstellen.

Auch ein Bild aus Marmor, das einzige, welches ich in einer russischen Kirche sah, ist hier zu sehen; es stellt den Archimandriten dieses Klosters, den nachmaligen Metropoliten Gabriel, vor. Das ganze Kloster ist mit Kostbarkeiten der mannichfaltigsten Art angefüllt. Die andern Kirchen zur Alexander-Newßkischen-Dreinigkeits-Lawra gehörend, sind nur insofern merkwürdig, als sie Gräber berühmter Männer enthalten, denn man findet hier die Namen: Suwórow, Rumjänzow, Golizin, Panin, Narischkin u. s. w. Das Grabmal mit dem Namen dieses letztern trägt auch noch die Inschrift: „Aus diesem Geschlechte ist Peter Aléxeje-

*) Fast alle russischen Großfürsten aus der christlichen Zeit bis auf Johann den Schrecklichen, ja, bis auf Feodor Alexéjewitsch, wurden vor ihrem Tode Mönch. Jener ließ sich wenigstens auf seinem Sterbebette eine Mönchskutte anziehen, was auch Andere thaten.

witsch (Peter der Große, seine Mutter war Natalia Narischkin) und der General Milorádowitsch entsprossen."*) Großer Gott, was können den Todten solche Inschriften auf ihren Grabmälern nützen, hier, wo Peter der Große mit Michel dem Kleinen von gleicher Herrlichkeit ist!

In den Grabeskapellen sind auch die Zarin Proskowia Feodórowna, Gemahlin Johann's, des Bruders Peter des Großen und nicht wenige zarische Prinzessinnen, wie auch der Prinz Peter Petrowitsch, Peter des Großen und Katharina I. Sohn, beigesetzt.

Außerhalb der Grabeskapellen befindet sich ein kleiner, aber mit den schönsten Denksteinen gezierter Kirchhof. Fast Jeder, der zu den Reichsten und Vornehmsten der Stadt gehört, will nach seinem Tode auf diesem Kirchhofe begraben sein. Ein Grab kostet hier dreihundert bis ein tausend Rubel Silber und mehr. Wie kostspielig ein ganzes Begräbniß hier ist, läßt sich darnach leicht berechnen: ein tausend bis sechstausend Rubel Silber! Schade, daß dieser Kirchhof so klein ist und man ihn nicht größer macht, was leicht auszuführen wäre; warum man es nicht thut, weiß ich nicht. Für die alten Grabmäler ist hier kein Raum, sie werden fast alle von den neuen verdrängt.

Prozession zum Alexander-Newßkij-Kloster.

Eine der großartigsten Prozessionen, die man in St. Petersburg sehen kann, ist wohl die, welche zu Ehren des heiligen Alexander-Newßkij alljährlich am 30. August Statt findet, bei welcher feierlichen Gelegenheit das Bild der heiligen Mutter-Gottes von Kasan an das Grab des Heiligen getragen wird, um ihm, wie Spötter sich ausdrücken, einen Besuch abzustatten. Der Weg von der Kasan'schen Kirche bis zum Kloster, den Newßkij'schen Prospect entlang, ist zu dieser Feier mit Brettern, fast einen Fuß hoch, erhöht und mit Tuch belegt. Nach den Ordensgesetzen sollen der Kaiser, als Großmeister des Ordens, und die dem Throne am nächsten stehenden Großfürsten,

*) Milorádowitsch war ein berühmter Feldherr, der schon als Oberst unter Suwórow kämpfte. Er trotzte den Kugeln und Bajonetten in sechs und fünfzig Schlachten. Im J. 1819 wurde er General-Gouverneur von St. Petersburg. Als solcher wollte er bei dem Aufstande im J. 1825 den Verschworenen auf offener Straße zureden, als Peter Kachówßkij ihn durch einen Pistolenschuß tödtete.

wie auch alle Ritter des Alexander-Newßkij-Ordens, mitgehen, und wenn sie es versäumen, eine Geldbuße dafür entrichten. Den Anfang des Zuges machen zwei geistliche Fähnriche mit ihren rothen, auf das Prächtigste mit Gold gestickten Fahnen; ihnen folgen ein Sängerchor und eine Menge von Geistlichen in kostbarem Ornate, welche, in dieser alttestamentarischen Tracht, ihre schönen Bärte und das lange, bis auf die Schultern wallende Haupthaar, sorgfältig gekämmt, einen tiefen Eindruck auf den Zuschauer machen; dann folgt ein Kreuzträger mit einem großen gemalten und mit Gold eingelegten Crucifix, und diesem ein Mann mit einer großen erleuchteten, achteckigen Stangenlaterne; ihm folgen wieder eine Menge von Geistlichen mit brennenden Kerzen und weihrauchdampfenden Rauchfässern, sie sind die Vorboten des Metropoliten, der ihnen in seinen Pontifikalkleidern folgt; seine Person verkündet gleichsam die Nähe des Bildes der heiligen Mutter-Gottes von Kasan, das mit seinem aus lauter Diamanten und Perlen geformten Heiligenschein dem Zuschauer entgegen strahlt, und das nach ihm einher getragen wird; die Ritter des Alexander-Newßkij-Ordens im großen Kostüme, das rothe Band über der Schulter und den glänzenden Stern auf der Brust, machen gleichsam sein Gefolge aus; den Rittern folgen wieder geistliche Sänger, diesen dann hohe Civilpersonen und den Schluß macht das sogenannte schwarze Volk. Das Militair, welches den Zug begleitet, giebt dem Ganzen noch eine gewisse Erhabenheit.

Sobald die heilige Mutter-Gottes von Kasan mit ihrem Gefolge, den Rittern, unter denen sich auch der Kaiser, wenn er mitgeht, befindet, im Kloster angelangt ist, werden in der Admiralität die Kanonen gelöst. Jeder Rechtgläubige, der diesen Zug begleitet, auch Jeder, der es nicht thut, geht doch an diesem Tage in das Kloster, besteigt die Stufen, die zum Sarge des Heiligen führen, küßt den Deckel und legt sein Scherflein in einen Teller, deren mehrere aufgestellt sind, und die in einem fort geleert werden müssen, weil sie sich unglaublich schnell mit Kupfer- und Silbermünze anfüllen. — Daß dieses nur ein sehr unvollkommenes Bild von der gloriosen Prozession ist, müssen wir eingestehen.

Das Auffallendste für den Ausländer in fast allen Hauptkirchen St. Petersburg's sind die Trophäen: Fahnen, Standarten, Säbel, Commandostäbe, Schlüssel eroberter Städte und Festungen u. s. w., die darin aufgepflanzt sind. Die Preobraschénßkoi'sche Kathedrale enthält

der Siegeszeichen nicht bloß in ihrem Innern die Menge, sondern sie ist auch außerhalb mit zweihundert Kanonen, meist türkischen und französischen, je drei und drei zusammengestellt, gleichsam umzäunt.

Die Protestanten haben mehrere Kirchen in St. Petersburg, unter denen die Petri- und St. Annenkirche die schönsten und bedeutendsten sind. Die Katholiken haben deren nur drei. Die kleinste davon ist einer Kapelle ähnlich. Die größte steht am Newßkij'schen Prospecte, der Kasanischen Kathedrale schräge gegenüber. Man erblickt darin vier Beichtstühle, auf jedem derselben befindet sich ein kleines Schild mit einem Worte darauf geschrieben, welches anzeigt, in welcher Sprache man beichten kann: deutsch, polnisch, französisch, italienisch.

Wenn man in diese Kirche eingeht, so erblickt man gleich beim Eingange auf der rechten Seite Moreau's Grab. Der weiland berühmte französische General, und im Jahre 1813 Generaladjutant des Kaisers Alexander I., fiel bekanntlich auf jener Anhöhe bei Dresden, wo ihm eine Kanonenkugel beide Beine zerschmetterte. Der russische Fürst Repnin, der im Jahre 1814 die Rolle eines Vicekönigs von Sachsen spielte, ließ ihm auf derselben Stelle, wo er fiel, ein Denkmal*) errichten, mit der Inschrift: „Hier fiel Moreau, der Held, an der Seite Alexander's, den 27. August 1813." Dieses Denkmal deckt seine abgelösten Beine; der Körper aber wurde nach St. Petersburg gebracht und in dieser Kirche feierlich beigesetzt.

Die dritte der katholischen Kirchen wurde von einem Zaren gestiftet, nämlich vom Kaiser Paul I., als er im Jahre 1798 Großmeister der Johanniter wurde. Er ließ dem Orden hier ein prachtvolles Haus bauen, das noch zu den vorzüglichsten Palästen der Stadt gehört, und seit Jahren zu der gloriosesten Schule Rußlands, zur Pagenschule, eingerichtet ist. Unweit dieses Palastes befindet sich die Johanniterkirche noch ganz so, wie sie vom Kaiser Paul eingerichtet wurde, selbst sein goldner Thron steht noch da, auf welchem er den Versammlungen der Ritter als Großmeister präsidirte. Die Kirche

*) Ein denkmalfeindlicher Bauer aus Räcknitz, von dessen Feld das Land abgetrennt wurde, auf welchem dieses Denkmal mit den es umgebenden Bäumen steht, hat vor Kurzem die Anzeige an die russische Gesandtschaft in Dresden gemacht, daß dieses Denkmal weggenommen werden soll, weil er gesonnen sei, den Fleck Land zu bebauen. Schwerlich wird seinem Gesuche willfahrt werden.

trägt die Inschrift: Divo Johanni Baptistae Paulus Imperator hospit. Magister. Die Geistlichen, welche hier noch immer Gottesdienst halten, sind Deutsche, die auch in ihrer Muttersprache predigen, während die in der großen Kirche, achtzehn bis zwanzig an der Zahl, meistens Polen sind und dem Dominicanerorden angehören.

Eine Grabschrift für Peter den Großen (nach A. Gordon).

Schon in den ersten Tagen meines Aufenthalts in St. Petersburg besuchte ich die sogenannte Kunstkammer auf Wassilijóstrow, dem Stadttheile jenseit der Newa. Hier in einem eigens dazu angefertigten Zimmer sitzt Peter der Große in Lebensgröße, angethan mit einem hellblauen, reich mit Silberstickereien verzierten Rocke, gestickten Strümpfen und langer weißer Halsbinde unter einem Thronhimmel auf einem Lehnstuhle. Unser Führer erzählte, daß vor Jahren diese sitzende Figur, durch ein verborgenes Triebwerk in Bewegung gesetzt, plötzlich aufstand und eine majestätische Verbeugung machte, sobald Jemand in das Zimmer trat; seitdem aber einmal eine Dame durch die Bewegung der Androide vor Schrecken in einen schlimmen Zustand versetzt wurde, habe man das Werk geändert, und die Figur bleibt seitdem immer unbeweglich in ihrem Lehnstuhle sitzen. Was dieses plastische Kunstwerk besonders interessant macht, ist die sprechend ähnliche Gesichtsbildung wie überhaupt das Gelungene des aus Wachs modelirten Brustbildes mit dem eigenen langen Haar des großen Mannes. Es wurde sieben Jahre nach seinem Tode vom Grafen Rastrelli bossirt. Viele Kleidungsstücke und Waffen, die der große Zar selbst getragen, wie auch die Drehbänke, auf denen er drechselte und viele Gegenstände, die er angefertigt, werden nebst einer ungeheuren Menge von Kunst- und Naturproducten in diesem großartigen Cabinete, das in mehrere Abtheilungen zerfällt, aufbewahrt und dem Fremden gezeigt. Unten in einem Saale, wo sich eine Menge merkwürdiger anatomischer Präparate befinden, stehen auch zwei Lakaien Peter des Großen in ihrer eigenen Haut, die man ihnen nach ihrem Tode abzog und ausstopfte. Der eine, ein wahrer Goliath, soll Koch bei dem Zaren gewesen sein.

Wenn man von den Arbeiten reden hört, die Peter der Große aus Gold, Silber, Elfenbein, Holz, Leder u. s. w., in seinen Muße-

stunden verfertigte, so könnte man glauben, es seien dies Werke eines Kunstliebhabers, der sich dadurch die Zeit vertrieb; aber man irrt sich, wenn man dieses glaubt, denn viele seiner Arbeiten tragen das Gepräge der Kunst an sich, nicht wenige davon sind wahre Meisterwerke, die sich noch in der Kunstkammer, in der Peter-Paulskirche und in andern Orten befinden. Im Alexander-Newßkij-Kloster ist auch ein schön gearbeiteter Bischofsstab von ihm zu sehen, den er dem Archimandriten dieses Klosters, Theodos, schenkte.

So zeigte sich dieser Mann in Allem, was er schuf, als Genie. Das wahre Genie sieht nicht nur die Dinge der Gegenwart in ihrem rechten Lichte, sondern ihm ist auch mancher Blick in die Zukunft vergönnt. So betrachten die Russen ihren größten Zaren nicht nur als den Reformator ihres Reiches, das er auf eine so hohe Stufe der Machtvollkommenheit gebracht hat, sondern auch als politischen Propheten, dessen Weissagungen nothwendig in Erfüllung gehen müssen. In neuerer Zeit ist sehr viel über das politische Testament Peter des Großen gesagt und geschrieben worden. Einige halten es für ein historisches Document, dessen Echtheit nicht geleugnet werden könnte. Es soll durch einen Franzosen, Namens v. Eon, Attaché der französischen Gesandtschaft in St. Petersburg, der sich bei der Kaiserin Elisabeth I. so einzuschmeicheln wußte, daß sie ihm gestattete, eine Abschrift davon nehmen zu dürfen, in Westeuropa bekannt geworden sein. Wie manches russisches politisches Geheimniß wurde schon den Franzosen, und in neuerer Zeit auch den Engländern anvertraut, nicht so den Deutschen; denn wir Deutsche scheinen in den Augen der Russen nur Kinder oder Diener in der Politik zu sein, und wie sollte sich ein stolzer hoher Herr herablassen, Kinder oder Diener in so wichtige staatliche Dinge, die zu wissen nur für andere hohe Herren geziemt, einzuweihen! — Andere, meistens Russenfreunde, leugnen die Echtheit des fraglichen Testaments. Wenn dieses letztere auch angenommen werden kann, so muß man die Kunst bewundern, mit der dieses Document abgefaßt ist, denn sowohl der Geist als die eigenthümliche Schreibart desselben sind so, daß man glauben muß: nur Peter der Große könne es dictirt haben. Es entspricht auch andern Actenstücken des großen Zaren, an deren Echtheit zu zweifeln Keinem einfallen kann, und auch einer Rede, die er vor dem Ablaufen eines großen Kriegsschiffes vom Stapel inmitten seiner Bojaren hielt. Diese Rede theilt uns ein Zeitgenosse Peter des

Großen, jener A. Gordon, mit, dessen wir auf S. 103 gedachten. Sie wurde im J. 1714 gehalten und lautet also:

„Brüder, ist wohl ein Einziger unter euch, der sich vor 30 Jahren hätte vorstellen können, daß er das baltische Meer nach Art der cultivirtesten Nationen, mit russischen Flotten bedeckt sehen und eine Landarmee, die nach der strengsten Mannszucht Westeuropa's gebildet ist, finden würde, durch welche uns Gott in den Stand gesetzt hat, solche erstaunliche Eroberungen zu machen, daß unsere Nation jetzt von der ganzen Welt mit Bewunderung angesehen wird; daß er Schulen und Wissenschaften, Manufacturen und Gewerbe aller Art in dem Grade würde blühen sehen also, daß uns die entferntesten Nationen ehren und sich um unsere Freundschaft bewerben? Die Geschichtforscher sagen, die Wissenschaften hätten ihren Ursprung zuerst in Griechenland gehabt, von da seien sie durch den Geist der Zeit nach Italien gewandert und von hieraus hätten sie sich über Frankreich, Deutschland, Britannien, Schweden und Polen verbreitet. Aber niemals haben sie bisher Zutritt bei uns gefunden, was wir der Trägheit und dem Unverstand unserer Vorfahren zuschreiben müssen. Alle jene Länder lagen ehemals auch in dicker Finsterniß, in der wir bisher gelebt; aber durch die Bemühungen ihrer Herrscher sind ihren Völkern die Augen geöffnet worden und so sind sie stufenweise dahin gelangt, daß sie die Künste und Wissenschaften aufnahmen, die Griechenland anfänglich allein besaß. Nun aber ist die Reihe an uns gekommen — aber ihr müßt meinen Bemühungen gern und willig beistehen, müßt euren sorgfältigen Fleiß mit eurem blinden Gehorsam verbinden, und euch bestreben, das Gute anzunehmen und das Böse zu vermeiden. Ich weiß die Wanderung der Wissenschaften nicht besser zu vergleichen, als mit dem Umlauf des Blutes im menschlichen Körper: so bin ich von dem Gedanken überzeugt, daß die Wissenschaften mit der Zeit England, Frankreich, Deutschland u. s. w. verlassen und ihre Wohnung bei uns nehmen werden, bis sie wieder nach Griechenland zurückkehren, wo sie ihren Ursprung haben. Ich empfehle euch daher auf's Angelegentlichste den lateinischen Spruch: ora et labora, bete und arbeite. Wenn ihr das Werk nur ernstlich angreifet, so zweifle ich nicht, daß ihr dereinst im Stande sein werdet, die cultivirtesten Völker zu beschämen und die Ehre des russischen Namens auf die höchste Stufe der Vollkommenheit zu bringen.“ — Jei, jei prawda! ja, ja, das ist wahr! antworteten die Bojaren.

Der größte Günstling Peter I., Fürst Menschikow, soll später dem Zaren die Bemerkung gemacht haben daß, wenn die Wissenschaften und mit ihnen die ganze politische Macht, wie aus jenen Ländern, so auch aus Rußland wieder nach Griechenland wandern würden, dies eben kein großer Trost für Rußland sei. „Du Thor," erwiederte der Zar „wer wird denn dereinst Griechenland mit seinem uns kirchlich und stammverwandten Volke beherrschen?" —

A. Gordon theilt uns auch eine Grabschrift auf Peter den Großen mit. Da sie eine Lebensbeschreibung des großen Mannes in 25 Zeilen ist, nehmen wir sie für Den Leser, der sie noch nicht kennt, hier auf.

Hic iacent
Reliquiae, vix mortales,
Petri Alexewitz,
Russiarum Imperatoris haud opus est dicere,
Honorem enim isti diademati addidit, non recepit.
Taceat antiquitas,
Cedat Alexander,
Cedat Caesar;
Se facilem praebet victoria
Heroum ductoribus,
Milites vinci nescios imperantibus;
Sed ille,
Qui in morte sola requiescit,
Non famae avidos,
Non bello peritissimos,
Non homines mortem temnentes,
Sed bruta, vixque humani nominis dignos subditos invenit;
Etiam hos, compatriis ursis simillimos et aversantes expolivit;
Barbaritatis haereditariae tenebras ille Phoebus fugavit,
Et propria virtute Germanorum victores vicit,
Alii felicissime exercitus duxerunt, hic creavit.
Erubesce ars!
Hic vir maximus tibi nihil debuit:
Exsulta natura!
Hoc stupendum tuum est.

Auf Deutsch also:

Hier liegt
Alles, was sterblich war von dem unsterblichen
Peter Alexejewitsch;
Überflüssig ist es hinzuzusetzen:
Beherrschers des russ'schen Kaiserreichs;
Diese Krone gab ihm keinen Glanz,
Sie ward glänzend, weil er sie trug.
Schweig', Alterthum,
Prange nicht mehr mit deinen Alexander'n
Oder deinen Cäsar'n!
Leicht war's zu erobern, wo jeder Soldat ein Held war.
Er aber,
Der erst im Tode die Ruhe kennt,
Fand keine kriegerischen Unterthanen,
Keine Geister, die den Ruhm ihrem Leben vorzogen.
Sein Volk
Glich mehr den Bären seines Landes, denn Menschen;
Und diese — so unbändig und wild sie waren,
Machte er gesittet und menschlich.
Gleich der aufgehenden Sonne
Verscheuchte er ihre angeerbte Finsterniß,
Und durch die Macht seines angebor'nen Genies
Lehrte er sie, Deutschlands Sieger zu besiegen. —
Andere erbten siegreiche Heere;
Er schuf sein Heer selbst.
Schäme dich, Kunst,
Einen Helden zu seh'n, der dir nichts schuldet!
Jauchze, Natur,
Dies Wunder war Dein Werk!

XI.

St. Petersburg. Die gloriose Erscheinung.

Der Plan und Raum unseres Buches gestatten es nicht, um auf die Beschreibung St. Petersburgs und seiner Herrlichkeiten tiefer einzugehen. Dieses ist schon durch Andere geschehen, die ganze Bände damit anfüllten. Hier sei nur noch gesagt, daß die Residenzstadt an der Newa mit ihren Moden, ihrem Luxus und ihrem äußeren und inneren Treiben ganz an die größten Städte Mittel-Europa's erinnert, und wir die in diesem Sinne oft gehörte Behauptung: daß derjenige, welcher sich bloß in St. Petersburg aufhielt, noch nicht in Rußland war — bestätigt fanden. Doch ehe wir mit den Charakterschilderungen, für die wir den meisten Raum in unserem Buche bestimmt haben, beginnen, müssen wir unseres Besuches im Kaiserlichen Winterpalaste hier noch flüchtig erwähnen.

Mein Beruf verschaffte mir die Gelegenheit, den Winterpalast, jetzt eigentliche Kaiserliche Residenz — das größte Schloß Europa's — und die mit ihm in Verbindung stehende Eremitage, ein Gebäude, das Katharina II. erbauen ließ, öfter zu besuchen; ich bedurfte keiner Erlaubnißkarte, keines Führers, ich wanderte frei allein und ungestört in diesen ungeheuren Räumen umher und betrachtete die hier aufgehäuften Kostbarkeiten, die im Werthe von vielen hundert Millionen Rubeln stehen. Die meiste Zeit verschwendete ich in den Bildergallerien, wo die Werke berühmter Meister aus der Niederländischen, Italienischen und Spanischen Schule aufgehängt sind. Wer kann die Werke eines Rubens, Ruysdael, Snyders, Kupp, van der Neer, Raphael, Leonhard da Vinci, Tizian, Salvator Rosa, Murillo beschreiben!

Dasselbe ist auch von den andern Kunstwerken aus den edelsten und theuersten Stoffen, an denen tausende der größten Meister in allen Zweigen der Kunst viele Jahre gearbeitet haben und besonders von den Krondiamanten, zu sagen. Ich kam einmal in ein Cabinet, das von einem alten verabschiedeten Gardeunteroffizier, einem Diener im Kaiserlichen Palaste, bewacht war, in welchem die Kronjuwelen und

andere Schätze dieser Art mir entgegen strahlten und funkelten. An der Krone Nikolai's I. war nichts zu sehen als Brillanten und Perlen der kostbarsten Art, und auf der Spitze des Scepters blitzte der werthvollste Diamant in dem ganzen russischen Kronjuwelenschatze und der größte, den man in Europa kennt; er wiegt 193 Karat — der größte in Frankreich wiegt nur 137, und der Oestreichische Krondiamant nur 139 Karat. Ein Armenier, Namens Lasarew, brachte diesen Solitair aus Asien nach Rußland und verkaufte ihn für 700,000 und einer lebenslänglichen Pension von 25,000 Rubel Silber, an die Krone.

Das Glänzen, Strahlen, Funkeln und Leuchten dieser Gestirne am hellen Tage muß einen unbeschreiblichen Zauber auf Jeden ausüben, der es sieht. Auffallend kam es mir vor, daß in diesem kleinen Cabinete außer jenem Unteroffizier, der an der Thüre stehen blieb, als ich hinein ging, kein anderer Wächter sich befand. Ich ging wieder durch eine Menge Zimmer und Säle nach der Bildergallerie zurück und hier fesselte mich eins der vorzüglichsten Werke Philipp Wouvermann's. Es stellte ein Reiterscharmützel aus dem dreißigjährigen Kriege dar. Wie sitzen da die schrecklichen Kriegsknechte mit ihren unheimlichen Physiognomien und ihren hohen Stiefeln so keck und so sicher im Sattel! mit welcher Leichtigkeit brennen sie ihre unbequemen Büchsen auf die geharnischten Reiter los! — Wouvermann lebte und malte in der Zeit des dreißigjährigen Krieges und hat uns die gräßlichen Scenen desselben historisch treu auf die Leinewand gezaubert: Raub, Mord, Plünderung, Brand und alle Schrecknisse, welche dieser lange Religionskrieg im Gefolge hatte. Während ich in tiefen Gedanken versunken vor diesem Gemälde stand, vernahm ich plötzlich die taktmäßigen Schritte eines Cavalleristen. Ich richtete mein Auge dahin und erblickte den schönsten Militair, den ich je gesehen, den Kaiser Nikolai in der ganzen Majestät und Kraft seines schönsten männlichen Alters strahlend. Schnell nahm ich die Stellung eines Soldaten an, ihn ehrfurchtsvoll zu begrüßen. Se. Majestät dankte mir mit dem rechten Zeigefinger, den er an seine Stirn legte und dann wieder niedersenkte. Freundlich, aber mit einem gewissen Ernste fragte er mich etwas auf Russisch, das ich nicht verstand. Ich antwortete deutsch. Der Kaiser sprach nun ein Paar Worte deutsch mit mir, und entfernte sich in der Richtung, die er genommen hatte.

Der Eindruck, den Se. Majestät diesmal und auch die beiden

andern Male, als ich die seltene Ehre hatte, in seiner unmittelbaren Nähe zu weilen, auf mich machte, bleibt lebenslänglich in mir.

Ich will hier ein kleines kunstloses Bild von ihm zu entwerfen versuchen, wobei mich keiner seiner Biographen leiten soll, sondern nur der Eindruck, den er persönlich auf mich machte und das, was ich späterhin in einiger Entfernung an ihm wahrnahm und endlich auch das, was mir Männer, die ihn genau kannten, in Rußland von ihm erzählten.

Kaiser Nikolai war Soldat im ganzen Umfange des Wortes. Ein ausgezeichneter Reiter, saß er zehn und mehr Stunden ununterbrochen zu Pferde, und diese Anstrengung bekam ihm, als wär's eine Erholung gewesen. Sein Commandowort glich einem harmonischen Donner und war auf eine Viertelwerst weit zu vernehmen. Er war der größte Liebhaber von Paraden, Musterungen und kriegerischen Uebungen, denen er nicht selten bei 12 Grad Kälte zu Pferde ohne Mantel viele Stunden lang beiwohnte. Oeffentlich erschien er nie anders, als in Generalsuniform. Seine Gestalt wie sein ganzes Thun und Wesen brachte einen wahrhaft majestätischen Eindruck hervor; er war der schönste Militair, ja, er hätte als solcher dem idealisirenden Künstler zum Musterbilde dienen können. In allen Zweigen des Offizierdienstes gewandt, unterließ er es früher sogar nicht, sich selbst im Trommelschlagen, Trompetenblasen und Pfeifenspiel zu üben. Aber er war auch eben so thätig im Cabinet, und arbeitete nicht selten bis nach Mitternacht und dessenungeachtet empfing er oftmals, zumal im Sommer, seine Minister schon vor sechs Uhr in der Frühe. Doch herrschte der militairische Geist bei ihm in solchem Grade vor, wie es noch bei keinem seiner Kaiserlichen Vorfahren, vielleicht nicht einmal bei Paul I. der Fall war.

Noch nie war aber auch der russische Soldat so gut einexercirt und Alles, was zum Kriegswesen gehört, in so musterhafter Ordnung, als unter Nikolai's Regierung. Ein ausgezeichneter Soldat, und gehörte er auch der untersten Classe an, konnte den Kaiser begeistern und zu einer Art von Großmuth stimmen, wie es die größte wissenschaftliche Celebrität nicht über ihn vermocht hätte. Als er im Jahr 1836 das südliche Rußland besuchte und eine große Heerschau abhielt, war ich Augenzeuge einer seltsamen Dienstbeförderung. Der Kaiser sah hier einen schönen Grenadier, der sich meisterhaft in Reih und Glied

bewegte. Eine solche Erscheinung konnte seinem Scharfblicke unmöglich entgehen. Er ließ den Soldaten vor sich treten. „Ich gratulire, du bist Unteroffizier!“ sagte er. — „Kaiserliche Majestät! es ist der beste Soldat in meiner Brigade,“ bemerkte der Commandeur. — „Ich gratulire, du bist Offizier!“ sagte der Kaiser. Und der Soldat war Offizier und lernte nun vor allen Dingen seinen Namen schreiben.

Die russische Garde, besonders die Garde du Corps der Kaiserin, übertrifft an Pracht und Herrlichkeit Alles, was mir dieser Art je vor Augen gekommen ist. Nach dem Gesetze können eigentlich nur Söhne aus den ältesten Geschlechtern Offizierstellen in dieser Garde bekleiden; reich müssen sie ebenfalls sein und wenigstens 4000 Rubel Silber jährlich zu verzehren haben. Das Gehalt ist nämlich klein, wie das aller Offiziere der gesammten russischen Armee, und die vier Prachtuniformen, die ein solcher Gardeoffizier haben, wie überhaupt aller Aufwand, den er machen muß, erfordert keine geringen Mittel. Dazu wird von diesem Corps verlangt, daß es ausgezeichnet im Exercitium, fein im Salonton geübt sei, und daß seine Mitglieder, d. h. alle Offiziere, die deutsche wie die französische Sprache geläufig sprechen können. Als der Kaiser ein Paar Jahre später abermals in dem südlichen Rußland war und eine große Musterung abhielt, sah er einen jungen, schlanken Rittmeister vom zweiten Kuirassierregiment, der, mit allen Eigenschaften eines ausgezeichneten Reiters begabt, seine Schwadron vorführte. „Wie heißt der Offizier?“ fragte Nikolai. — „Kaiserliche Majestät, es ist der Rittmeister F. F......., ein braver Cavallerist!“ antwortete der Divisionscommandeur. — „Er taugt unter die Garde Ihrer Majestät der Kaiserin!“ entschied Nikolai. Und F. F......., ein armer, aber überaus ehrlicher Junge, trat als Stabsrittmeister in die Garde der Kaiserin, und hatte in diesem Dienste der Pracht Ansprüche auf eine glänzende Partie, die er auch bald machte, indem er eine junge, schöne, liebevolle und sehr reiche Dame heirathete.

Der General-Feldmarschall, Fürst Paskéwitsch war es, welcher die Vorliebe des Kaisers in einem hohen Grade besaß. Als dieser Feldherr im Jahre 1831 die Siege in Polen erfochten hatte, war der Kaiser, wie sich das denken läßt, voll der äußersten Freude und Dankbarkeit. Die Zeitungen haben vor Jahren mitgetheilt, daß Nikolai befohlen, dem Fürsten Paskéwitsch, selbst in Gegenwart Sr. Majestät,

alle militairische Ehre, die sonst nur dem Kaiser gebührt, zu erweisen; daß aber diesem im Leben so großen Günstlinge des Glückes nach der Einnahme von Warschau eine noch größere Ehre zu Theil ward, das haben die Zeitungen zu melden versäumt! Als sich nämlich der Feldmarschall, nach Vollendung seines Sieges, nach St. Petersburg begab, und er in die Stadt einritt, präsentirte die Hauptwache am Thore das Gewehr. Mit Befremden betrachtete Paskéwitsch den in Ehrfurcht salutirenden Offizier, der die Wache commandirte. Er stieg vom Pferde, näherte sich und wollte vor dem Offizier niedersinken: denn es war der Kaiser selbst, der den Feldherrn auf diese Weise empfing.

Im russischen Militair findet folgende Offizier-Rangordnung Statt: 1) Präporschtschik (in der Cavallerie Cornet; schon Offizier), 2) Secondelieutenant, 3) Premierlieutenant, 4) Stabshauptmann, 5) Hauptmann. Die Stabsoffiziere folgen wie im preußischen Dienste auf einander.

Es war ebenfalls in Südrußland, als der Kaiser Nikolai von einem Präporschtschik hörte, der als solcher Unter-Secondelieutenant vier russischen Regenten gebient hatte, nämlich: Katharina II, dem Kaiser Paul I., Alexander I. und Nikolai I. Er befand sich auch jetzt noch als Präporschtschik in einem Garnisonbataillon, das in einer kleinen Gouvernementsstadt lag. Höchst erstaunt und neugierig, den alten Kriegsmann zu sehen, ließ der Kaiser ihn vor sich kommen. „Bätjuschka! (Väterchen) was für Wünsche hast du noch? Sprich aufrichtig, welche Gnade soll ich, dein Herr und Kaiser, dir gewähren?“ fragte Nikolai und sah mit Wohlgefallen auf das Thun und Wesen des noch immer rüstigen Alten. „Wenn Ew. Kaiserliche Majestät mir zur Gnade erbötig sind: so bitte ich allerunterthänigst, mich zum Secondelieutenant zu befördern!“ antwortete der wunderliche Alte und wollte dem Kaiser zu Füßen sinken. Dieser aber umarmte ihn, beförderte ihn auf der Stelle zum Secondelieutenant und machte ihm ein Geschenk von 4000 Rubeln.

Die großen Fortschritte, die in Rußland unter Kaiser Nikolai's Regierung in Kunst und Wissenschaft gemacht worden, die vielen Kreis- und Pfarrschulen, die er stiftete, die Vorzüge, welche die Beamten aus dem Cultusministerium hinsichtlich ihres Gehalts, Ranges und der Pension vor allen anderen russischen Beamten genießen, und Ähnliches beweisen, daß der Kaiser auch ein Verehrer der Künste und Wissen-

schaften war, und daß ihm die Aufklärung seines Volkes mehr als den meisten seiner Vorfahren am Herzen lag. Aber trotzdem konnte ein Dichter oder Gelehrter sein Glück nie bei ihm machen. — Der Dichter Schleifer, einst Lehrer an einem Cadettencorps zu St. Petersburg, hat den Kaiser Nikolai und sein ganzes Haus mit hoher Begeisterung und auf eine äußerst schmeichelhafte Art besungen. Die Gedichte sind nicht ohne poetischen Werth, aber der Lohn dafür blieb lange aus — und war am Ende nur geringfügig.

Das Äußere des Kaisers war ein wenig zu ernst und stolz, als daß es wahre Behaglichkeit und Vertraulichkeit hätte einflößen können; nur seine Günstlinge konnten sich in seiner Nähe wohl fühlen, und auch sie nur so lange, als er ihnen durch Wort und Blick seine Gewogenheit zu erkennen gab. „Zar nje ljúbit schutitj," der Kaiser liebt nicht zu spaßen, sagte man sprichwörtlich, und der Satz schließt große Consequenzen in sich. Nach altrussischer Sitte, die noch heutzutage unter dem gemeinen Manne herrschend ist, duzte der Kaiser seine Vertrauten. Wehe aber, wenn Nikolai I. dieses „Du" plötzlich mit einem „Sie" vertauschte! der Schlaf und die Ruhe flohen den Unglücklichen! — Das weiland so schöne, große blaue Auge des Kaisers war durchbringend und erinnerte in mancher Beziehung an das Friedrich's des Großen. Im Kreise seiner Familie konnte Nikolai eben so gütig und gemüthlich sein, als er in der Regel hart und unerbittlich gegen Jeden war, den die Strenge des Gesetzes verurtheilt hatte. Mein Beruf war Ursache, daß mir die höchst seltene Ehre, der Zutritt zu seiner Person, zu Theil ward. Einige Male befand ich mich in seiner unmittelbaren Nähe. Er scherzte in der unbefangensten Art mit mir. Von dem Wesen des gewaltigen Selbstherrschers war auch nicht die geringste Spur zu entdecken, tiefe Gemüthlichkeit und herzliches Wohlwollen äußerte sich in allen seinen Zügen und Worten... Plötzlich wurde ein Minister gemeldet. „Er mag eintreten!" war der Bescheid. Der Minister erschien mit einem schriftlichen Berichte, der Kaiser trat ihm entgegen. Gnädiger Himmel! welch eine Verwandlung! Mir schien, als ob auf einmal eine schwarze Gewitterwolke vor die heiter scheinende Sonne getreten wäre. Wie durch einen Zauber hatte sich die trauliche Miene des freundlichen Mannes in den eisernen Ernst des gebietenden Autokraten verwandelt: nur der gewaltige Selbstherrscher aller Reußen stand in Blick, Wort

und Geberden vor dem Minister da. Dieser war bald abgefertigt, worauf er sich entfernte. Der Kaiser aber nahm wieder Platz in meiner Nähe, und siehe da, er bot auch sogleich wieder das Bild der Liebe und Güte dar, das mich bezauberte und mit Zuversicht erfüllte.

„Der Kaiser liebt nicht zu spaßen!" Wie er es mit den Ministern machte, so verfuhr er auch, manchmal ein wenig sonderbar, mit den höchsten militairischen Würdenträgern. Einmal machte er dem Oberbefehlshaber der kaukäsischen Armee Vorwürfe wegen des kläglichen Krieges gegen die Räuberhorden (Tscherkessen). Der General antwortete: „Es ist Ew. Kaiserlichen Majestät bekannt, daß die berühmtesten Ingenieurs des In- und Auslandes, die den Kriegsschauplatz studirten, darin übereinstimmen, daß diese Gebirgsvölker im ersten Jahrhundert noch unbesiegbar seien. Wo soll man ihnen eine entscheidende Schlacht liefern, da sie nicht von ihren Gebirgen gehen, auf denen sie wie Gemsen umherspringen? Die Gebirge, Kaiserliche Majestät! ...." „Was, Gebirge!" fiel ihm der Kaiser ein, „und wenn sie sich auch in den Himmel erheben, so werde ich Brücken hinaufbauen und meine Armee hinüber führen!" Sein General legte den Oberbefehl nieder und wurde Generalgouverneur der Ostseeprovinzen.

General-Feldmarschall Fürst Wittgenstein.

Die großen Verdienste des Grafen und nachherigen Fürsten Wittgenstein im Jahre 1812 sind in Rußland bekannt; aber von den Geschichtschreibern des russisch-deutschen Krieges zu wenig gewürdigt; er hat vielleicht mehr als ein anderer Feldherr, Kutúsow nicht ausgenommen, zur Rettung Rußlands beigetragen; er hat mit seinem, dem ersten russischen Armeecorps das französische Heer, angeführt von den berühmten Feldherren, Oudinot und Saint Cyr, welches bestimmt war, St. Petersburg zu nehmen, nach einem dreitägigen mörderischen Kampfe unweit Polotzk, am 20. August, dergestalt zurückgeworfen, daß sie ihren Plan aufgeben mußten. — Oudinot wurde dabei schwer verwundet. Auf diese Weise hat Wittgenstein das hart bedrängte St. Petersburg, und mit ihm Rußland gerettet! — Seine Verdienste wurden damals auch anerkannt, denn sein Einzug in St. Petersburg war

glänzend, wie der eines römischen Imperators: auf lauter Lorberzweigen und Kränzen ritt er in die Stadt ein.

Kaiser Nikolai erhob ihn bei seiner Krönung zum General-Feldmarschall, und beim Ausbruche des Krieges mit den Türken gab er ihm den Oberbefehl über die Südarmee. Wittgenstein überschritt daher im Jahre 1828, gegen Ende des April, mit seiner Armee den Pruth, und eroberte anfangs Isakdschi und Braila und rückte mit 50,000 Mann bis nach Schumla vor. Hier verschwand sein Glücksstern. Pest und Mangel mancherlei Art richteten Verheerungen in seiner Armee an, und er war genöthigt, sich im November nach der Wallachei zurück zu ziehen. Der Kaiser besuchte selbst den Kriegsschauplatz, und seine Gegenwart mußte schlechterdings noch den Einfluß des Feldmarschalls in jeder Beziehung schwächen. — Nikolai warf ihm vor, warum er Schumla nicht genommen hätte.

Ein alter Offizier, der Uhlanen-Generalmajor G.....*), den ich im Jahre 1834 in Kleinrußland kennen lernte, erzählte mir einmal scherzweise, welcher Wortwechsel damals zwischen dem Kaiser und dem

*) Von diesem General habe ich noch zu sagen, daß er auf eine seltene Art seinen Abschied erhielt. Der alte Corpsgeneral, Nikitin, ein Greis, der jetzt bald hundert Jahre alt sein muß, war ihm durchaus nicht gewogen, und das war die Ursache, daß bei einer Musterung, die der Kaiser im Jahre 1836 in der Ukraine abhielt, ihm zwei jüngere Generalmajors vorgezogen und zu Generallieutenants befördert wurden. G.... commandirte schon im Jahre 1812 eine Escadron und er hatte neben andern hohen Ehrenzeichen auch den St. Annenorden erster Classe mit der Kaiserlichen Krone. Das Ding wurmte ihm im Kopfe, er sagte zu seinem Adjutanten: Schreiben Sie mir meinen Abschied! Es geschah augenblicklich. Der General las das Schreiben, zeigte sich zufrieden damit und befahl, es mit der Adresse zu versehen, es zu siegeln und auf seinen Schreibtisch zu legen. Auch dies geschah pünktlich. Indessen war es ihm doch nicht recht ernst mit dem Abschiedverlangen, und er ließ das Schreiben ruhig liegen. Sechzehn Tage darauf sagte Nikitin zu ihm: Nun, du wirst Deinen Abschied bald erhalten. G..... erstaunte, daß der Alte um sein Vorhaben wußte, er glaubte, sein Adjutant hätte aus der Schule geplaudert und stellte ihn zu Rede. Dieser aber entgegnete, daß solche Handlung seiner unwürdig sei. Aber wo ist das Schreiben? fragte der General. — Ich habe es zum Absenden fertig gemacht und auf Ihren Schreibtisch gelegt, wie es Ew. Excellenz befohlen, war die Antwort. Doch es war verschwunden. Endlich klärte sich die Sache auf. Der Kammerdiener des Generals

Feldmarschall Statt gefunden habe und in welchem auch folgendes vorgekommen sein soll: Als Nikolai fragte, warum er Schumla nicht genommen hätte, antwortete der Feldmarschall, es sei ihm in dem Zustande, in welchem sich seine Armee befunden, nicht möglich gewesen. Was, nicht möglich? Schumla kann ich mit den Zähnen nehmen! sagte der Kaiser. — Das ist es eben, warum ich es nicht nehmen kann, denn ich habe fast keine Zähne mehr! versetzte der greise Feldherr, der bald darauf den Oberbefehl niederlegte, welchen Diebitsch übernahm. Wittgenstein zog sich jetzt auf sein Dorf Kamenka in Podolien zurück, wo er dem Landbau lebte und das Wohl seiner Bauern beförderte. Als ich im Jahre 1839 in Odessa lebte, sah ich ihn mehrere Male, und eines Tages redete er mich an, indem er mich irrthümlicher Weise für den Pastor der Lutherischen Kirche hielt. Sein Dialect kam mir so rein sächsisch vor, daß ich hätte glauben können, er hätte die meiste Zeit seines Lebens in Sachsen zugebracht. Er war ein schöner großer Mann und in seiner Feldmarschalls-Uniform, die er anhatte, wenn er nach Odessa kam, war er imposant! Sobald er hier erschien, kroch der Polizeimeister, ein Oberst, der sich zur activen Armee zählte, fast vor ihm und begleitete ihn zu Pferde in der Stadt, wie ein Diener seinen gestrengen Herrn. Ich lernte des Fürsten Verwalter in Odessa kennen. Eines Tages war ich bei ihm, der Feldmarschall trat ein und gleich hinter ihm kam auch der Polizeimeister. „Etot moi Uprawitelj,“ (das ist mein Verwalter), sagte er zu diesem Letztern, was so viel heißen wollte, als: damit du es weißt, im Fall er dich einmal nöthig hat. Der Oberst verneigte sich bei dieser Vorstellung fast bis zur Erde.

Wittgenstein war ein echt deutscher Mann, aber seinem Diensteide getreu auch ein wahrer russischer Patriot. Ein Paar Jahre nach Diebitsch's Tode, wurde er, 1834, von Sr. Majestät dem Könige von

---

hatte den Befehl: alle Briefe und Packete, die versiegelt und mit Adressen versehen, sich auf Sr. Excellenz Schreibtisch befänden, unverzüglich zur Post zu befördern, und so war das Ding schon am selben Tage auf den Weg nach St. Petersburg gerathen. Wie schnell der Kaiser dieses Abschiedsgesuch genehmigte, geht daraus hervor, daß die Post damals 14 Tage von hier bis nach St. Petersburg und zurück brauchte. Am andern Tag erhielt S..... schon seinen Abschied. Der Kaiser verliert mehr dabei als ich, sagte er zu mir und begab sich auf seine Güter.

Preußen, in den Fürstenstand erhoben, nachdem ihn Kaiser Nikolai schon zum Mitglied des Reichsrathes ernannt hatte. Daß dieser letztere den edlen Mann doch immer liebte und hochachtete, wie er es verdiente, sprach sich in vielen Thatsachen aus, die sich nach jenem unangenehmen Auftritte ereigneten. Als der Kaiser im J. 1836 bei Wosnessensk, im Gouvernement Cherson eine Revue über 45,000 Mann Cavallerie abhielt, lud er auch den ehrwürdigen General-Feld-Marschall ein, der, kraft seines hohen Ranges eigentlich gar nicht verabschiedet war, noch verabschiedet werden konnte. Wittgenstein erschien. Nikolai empfing ihn mit großer Güte und wies ihm den Ehrenplatz im Wagen neben seiner Gemahlin, der Kaiserin, an. „Kaiserliche Majestät!" sagte der greise Feldherr, indem er sich für diese große Ehre bedankte, „noch fühle ich Kräfte genug, bei solchen Gelegenheiten ein Schlachtroß zu tummeln!" — Der Kaiser lächelte überaus freundlich und ließ ihm sogleich eins seiner besten Reitpferde vorführen. Der rüstige Alte bestieg es mit der Gewandtheit eines Jünglings und tummelte es während der ganzen Kriegsübung nach Willkür. — Als Wittgenstein im J. 1835 seine Tochter besuchte, die mit dem damaligen Civil-Gouverneur von Charkow, Fürsten Trubezkoi verheirathet war, beschäftigte sich gerade der Criminalhof in dieser Stadt mit einem Deutschen, der überwiesen war und der auch selbst eingestanden hatte, falsche Silberrubel gemacht zu haben. Ein solcher Verbrecher wird mit der Knute und Verbannung nach Sibirien bestraft. Da der Deutsche bettelarm und schon ein alter Mann war, erbarmte sich Wittgenstein seiner, indem er sich unverzüglich für ihn beim Kaiser verwendete. Er bewirkte auch in kürzester Frist die völlige Freiheit des schon fast Verurtheilten. Es war dies eine Unternehmung, dergleichen nur den größten Günstlingen Nikolai's gelingen konnte.

Dieser Fürst Trubezkoi hätte gern seine zwei Söhne in's Pagen-Corps aufgenommen gesehen, aber es stand ihm ein Hinderniß im Wege: er war bloß Generalmajor und nur Söhne höherer Generale dürfen diese Vorzüge genießen. Kaiser Nikolai, der sich in dergleichen Fällen zu helfen wußte, entschied: „Nicht als die Söhne des Generalmajors, Fürsten Trubezkoi, sondern als die Enkel des General-Feld-Marschalls, Fürsten Wittgenstein sollen sie in's Pagen-Corps aufgenommen werden." — Wittgenstein, mit seinem ganzen Namen: Ludwig Adolph Peter, geb. 1769, starb am 11. Juni 1843.

An einem andern Tage, als mir abermals die höchst seltene Ehre zu Theil ward und ich mich in der unmittelbaren Nähe Sr. Majestät des Kaisers Nikolai befand, wurde ein ausländischer General gemeldet, der schon vor einigen Tagen Audienz bei Hofe gehabt hatte. Auch diesmal befahl der Kaiser meine Entfernung nicht. Der General trat ein und ließ sich neben mir nieder. Der Zar war überaus freundlich gegen ihn. Man unterhielt sich in deutscher Sprache, die Nikolai in dem feinen weichen, Petersburger Dialekte vorzüglich schön sprach, scherzte und lachte. Endlich wendete sich das Gespräch auf die Berliner Witze und auf die Carricaturenjournale. „Es sind Stümper!" sagte der Kaiser, stand auf und holte einige Holzschnitte herbei. Sie stellten eine Militairperson in hohen Kuirassierstiefeln mit einem quer auf dem Kopfe sitzenden Federhute dar. „Es sind Stümper!" wiederholte der Kaiser mit großer Heiterkeit, „sehen Sie, Herr General, das soll Ich sein?" —

Die Zeiten und der Sinn des Kaisers hatten sich aber bald geändert. Seit den Märzereignissen sprach Kaiser Nikolai nicht mehr mit der frühern Heiterkeit von dergleichen Spottbildern, sondern vielmehr mit Entrüstung. Wäre er es im Stande gewesen, er würde sie sammt ihren Urhebern an einem Tage vernichtet haben.

Im Uebrigen hatte er einen großen Regentengeist, und er war ein so consequenter Fürst, daß er sicher hielt, was er versprach — er versprach freilich nichts, als Despotismus. Für die Verhältnisse seines Volkes aber mochte dieser Despotismus immerhin eine Nothwendigkeit sein. „Regieren ist eine schwere Kunst," am schwersten ist sie in Rußland. Welche Mißbräuche, althergebrachte Sitten, tief eingewurzelte Gewohnheiten und Vorurtheile stellen sich hier selbst einem Zaren, trotz seiner Unumschränktheit, hindernd in den Weg, wenn er in seinem Reiche civilisiren und organisiren will! Welche Strenge, Vorsicht, Klugheit und wie viele Opfer der verschiedensten Art waren erforderlich, um Ordnung in die Gesetze und in den ganzen staatlichen Organismus zu bringen, wenigstens so viel, als unter seiner Regierung hinein gebracht worden ist!

Unter Kaiser Alexander I. Regierung führte der Geldwucher ein Uebel herbei, das bis zum Jahre 1839 einen hohen Grad erreichte. Um dem Papiergelde nämlich einen möglichst bevorzugten Werth zu verschaffen, waren fast alle Behörden angewiesen, die Steuern und

andere Abgaben nur in Banknoten anzunehmen. Das „Paßbureau für Ausländer" z. B. wollte weder Gold noch Silberrubel, sondern nur Papiergeld annehmen, und es wies auch das Erbieten zum Agio zurück. Das kleine Silbergeld: Fünf-, Zehn-, Fünfzehn-Zwanzig- und Fünfundzwanzig-Kopekenstücke, so wie auch das Kupfergeld standen mit den Bankassignaten in gleichem Werthe, 10 bis 15 Procent höher, als der Silberrubel. Der Geldwucher fand mehr in den Provinzen, als in St. Petersburg Statt. Hier galt der Silberrubel 3 Rubel 75 Kopeken Banco, (die Krone nahm ihn nur zu 3 Rubel 60 Kopeken an), während er in allen Provinzen 4 Rub. Bco. galt. Dafür stand aber auch hier das Papier-, Kleinsilber- und Kupfergeld wieder um so viel höher. Wollte man irgendwo eine Sache kaufen, die keinen vollen Silberrubel kostete, so wollte der Kaufmann kein Kleingeld herausgeben. Auf diese Art war man genöthigt, den Silberrubel oder das Gold bei einem Geldmann wechseln zu lassen, wobei er von etwa einem Thaler preuß. Court. 4 Groschen! Agio nahm. Dieses Geschäft war außerordentlich Vortheil bringend, daher spielten auch fast alle Behörden, Krämer und Kaufleute den Geldwechsler. Wie würde es uns vorkommen, wenn Jemand für 2, 4 bis 10 Groschen Etwas kaufen wollte, und er hätte nicht so viel Kleingeld, sondern nur Thaler und man ihn deshalb zum Geldwechsler schicken wollte? Hieraus geht deutlich hervor, welche Mißbräuche der seltsamsten Art in Rußland entstehen und so tief einwurzeln können, daß nur eine Gewalt, die wir barbarisch nennen, sie wieder auszurotten vermag. Das Unangenehmste bei dieser Sache war, daß alle Geldsorten, besonders aber die Banknoten und das Kleinsilber- und Kupfergeld in den Provinzen von Jahr zu Jahr höher im Course stiegen, während alles in St. Petersburg immer gleichen Werth behielt. Welch ein großer Nachtheil für den Handel in den Provinzen, da die meisten Produkte aus der Residenzstadt bezogen werden müssen! In Klein-Rußland war ich oft Augenzeuge, wie die Bauern auf dem Markte den Frauen das Gemüse u. dgl. wieder aus den Körben rissen, als sie sahen, daß man ihnen mit Silberrubel bezahlen wollte. Hatten aber die Landleute ihre Produkte verkauft, so gingen sie zu den Geldwechslern und tauschten ihr Papier- und kleines Geld gegen bedeutenden Rabatt in Silberrubel um, denn ihre Leibherren nahmen den Obrok (Steuer der Leibeignen) in dieser Geldsorte an. Tausend Klagen erhoben sich, aber

das Uebel war schon so tief eingewurzelt und mit allerlei Verhältnissen verflochten, daß es die Regierung nicht so rasch ausrotten konnte. Endlich, im Jahre 1839 wurde das gegenwärtig bestehende Courssystem fertig und in Stadt und Dorf mittelst Trommelschlag bekannt gemacht, kraft dessen in ganz Rußland nicht mehr nach Banknotenrubeln, sondern wieder wie im vorigen Jahrhundert, nach Silberrubeln gerechnet werden sollte. Dabei wurde den Geldwechslern, die bisher ganz nach Willkühr gehandelt, zum Gesetz gemacht, nicht mehr als einen Kopeken Silber vom Rubel, Agio zu nehmen, (100 Kopeken machen einen Rubel aus.) Wie ein Wetterstrahl waren kurz vor der Kaiserlichen Bekanntmachung alle Silberrubel verschwunden und das bisher so kostspielig gewesene Kleingeld war in ungeheuren Massen zu haben. Dies rührte daher, daß man bei dem Wechsel des Courses an dem Silberrubel das Wenigste — er wurde auf 3 Rubel 50 Kopeken Banko herabgesetzt — und an dem Kleingeld das Meiste verlieren mußte. Die Geldwechsler, die das Kleingeld faßweise dastehen hatten, verloren ungeheure Summen. Aber auch mancher Handwerksmann, dem man in aller Eile Rechnungen in lauter Kleingeld ausgezahlt hatte, verlor Hunderte dabei.

Die Geldwechsler waren wüthend über diesen Kaiserlichen Ukas, der ihrem abscheulichen Wucher mit einem Male ein Ende machte, sie hetzten den Pöbel auf. Ich war Augenzeuge, wie der Trommelschläger sammt dem Vorleser von ihm gestäupt und mißhandelt wurde. Im Gouvernement Charkow traten die Geldmänner zusammen und trachteten auf dem Wege der Bestechung das alte System in dieser Statthalterschaft wieder einzuführen. Man sagt, sie hätten beschlossen gehabt, eine Million und mehr daran zu setzen; allein ihr Unternehmen, es konnte nicht anders sein, schlug fehl, und zwei derselben haben sich aus Verzweiflung darüber erhenkt, weil sie nichts besseres werth waren!

Das ist nur ein kleines Bild von den tief eingenisteten Uebeln, die Kaiser Nikolai beim Antritt seiner Regierung vorfand, und die nur ein eiserner Wille wie der seinige, zu beseitigen im Stande war. Doch ist an manchen andern Mißverhältnissen auch sein eiserner Wille zu Nichte geworden, z. B. an der Auflösung der Leibeigenschaft!

Wenn, wie der Apostel sagt, Jesus Christus sich für uns dahingegeben hat also, daß jeder Einzelne von uns sagen kann: er hat sich für mich dahingegeben; wenn wir, nach dem Zeugnisse desselben Apostels,

alle ohne Ausnahme abgefallen sind und des Ruhmes ermangeln, den wir vor Gott haben sollen, und wenn kein Ansehen der Person vor Gott gilt: so hat auch Keiner von uns das Recht, über seinen Nebenmenschen wie über ein anderes unvernünftiges Geschöpf zu herrschen. Gott sprach zu den ersten Menschen, indem er sie segnete: „Herrschet über Fische im Meere und über Vögel unter dem Himmel und über alles Thier, das auf Erden kriecht" — aber nicht über euren Nebenmenschen d. h. nicht in dem Sinne, wie über alles Thier auf Erden. Demnach ist die Sklaverei, gleichviel, ob man sie mit dem mildern Worte Leibeigenschaft bezeichnet oder nicht, dem Christenthume diametral entgegen, sie ist die Feindin desselben, indem das Christenthum die Grundlage aller wahren Civilisation ist, vermöge deren der Mensch in seinen ursprünglichen Zustand zurückgeführt werden soll. —

So lange diese Feindin in Rußland nicht überwältigt ist, muß uns dieses Land immer ein unheimliches bleiben!

Wer aber soll die Leibeigenschaft aufheben? Allerdings der Kaiser; allein das ist kein Unternehmen so leichter Art, als es draußen erscheinen mag. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Nikolai den kühnen Entschluß dazu gefaßt hatte; allein die Ausführung war ihm immer zu gefährlich. Als Peròwsky, ein Mann von vielseitigem Geiste und großer Rechtschaffenheit, Minister des Innern wurde, sagte Nikolai zu ihm, daß es auf einem christlichen Boden ferner keine Sklaven mehr geben könne, es sei die größte Aufgabe des Jahrhunderts, die Leibeigenschaft aufzulösen, und sie müsse gelös't werden, denn er dulde nicht länger, daß seine Unterthanen Sklaven seien. Und die sich seinen Allerhöchsten Befehlen zu widersetzen wagten, müßten nach Sibirien, wo sie hingehörten. Es schien damals dem Zaren Ernst zu sein, denn er sagte auch zum Minister der Rechtspflege, daß all die unmenschlichen Gesetze zu Nichte gemacht und statt ihrer, weise, menschliche und unserm Jahrhundert würdige, geschaffen werden müßten. Und zum Minister des Unterrichts: er befehle, darnach zu trachten, daß seine Behörde des Staatsraths auch der schönen Benennung, die man ihr gegeben, vollkommen entspräche, nämlich: Ministerium der Volksaufklärung (ministerija naròdnowa prosswechtschenija).

Und wenn wir diesen edeln Wunsch Nikolai's nicht erfüllt, und seine Allerhöchsten Befehle nicht vollzogen sehen, so können wir die Ursache hiervon nicht in seinem Willen suchen, sondern vielmehr in

dem Uebermaß von Uebelständen und Verhältnissen tausenderlei Art, die in seinem Riesenreiche seit Jahrhunderten tief eingewurzelt, und mit einander verwachsen sind, daß er sie nicht ausrotten kann, ohne eine sociale Revolution herbeizuführen.

Ja, das größte Uebel in Rußland ist die Leibeigenschaft, die früher oder später eine ungeheure Trübsal über Rußland herauf beschwören wird. Sie fortbestehen zu lassen in dem Zeitalter der westeuropäischen Cultur ist ebenso gefährlich, als eine rasche Aufhebung derselben. Dieses letztere ist der Regierung von mehr als Einer Seite gefahrdrohend. In dem Grade, wie ein Uebel älter und tiefer eingewurzelt ist, wird auch die Aufgabe, es zu beseitigen, schwerer und die Gefahr, die sich dabei erhebt, größer sein. Die unübersehbare Menge von Uebelständen müßten erst aus dem Wege geräumt und eben so viel neue Hilfsmittel geschaffen werden, mit einem Worte, es müßte noch ein halbes Jahrhundert mit großer Energie civilisirt und cultivirt werden, ehe man den gemeinen Russen, aus der Sklaverei zur Freiheit überführen könnte, ohne ein ungeheures Elend über das ganze Land herauf zu beschwören. Die edelsten und scharfsinnigsten Männer, welche Rußland näher kennen gelernt haben, sind dieser Meinung, und Kaiser Alexander I. verlor allen Muth, wenn er an die Aufgabe dachte, die auch er zu lösen beschlossen hatte.

Sollen wir uns des abgenutzten Ausdruckes bedienen, so ist der russische Sklave noch nicht reif zur Freiheit! Da aber die Herrscher seit 150 Jahren, als man anfing eine westeuropäische Cultur nach Rußland zu verpflanzen, sehr wenig gethan haben, ihn reif zur Freiheit zu machen, so drängt sich schlechterdings die Frage auf: wann will man ihn denn endlich reif machen? Alle Vorschläge, welche die Regierung dem Adel machte, sich mit seinen Leibeigenen im Guten abzufinden, daß man die Sklaverei — wenigstens dem Namen nach — auflösen könnte, sind eitel; denn die Gutsherren werden, wenn die Regierung nicht mit aller Gewalt eingreift, immer sagen, der Bauer sei ein Gegenstand, mit dem der Leibherr nicht unterhandeln könne noch wolle. Versetzen wir uns an ihre Stelle, und wir werden das ganz natürlich und einfach finden. Wo ist der Mensch, der das von seinen Vorfahren ererbte Geld und Gut so großmüthig zum Opfer zu bringen bereit ist? Würden wir es an ihrer Stelle, die Wühler und Prediger der Civilisation nicht ausgenommen, nicht eben so machen?

— Von der einen Seite droht der sich noch im rohesten Zustande befindende Leibeigene das größte Unheil im Lande anzurichten, wenn man ihn in Freiheit setzen würde. Und von der andern Seite wäre der hohe Adel zu Allem fähig, wenn ihm die Regierung plötzlich sein altes Recht nehmen wollte. Es giebt Gutsherren, die im Besitze von 1000, 10,000, 100,000 und mehr Leibeigenen sind (der Graf Felix Potocki besaß deren 165,000), und da man jeden erwachsenen gesunden Bauern zu dem Werthe von einigen hundert Rubel Silber berechnet, so ergiebt sich daraus, welche Summen der Adel durch die Beseitigung der Leibeigenschaft einbüßen würde. — Der Gutsherr sagt nie, ich habe so und so viel Bauern oder Leibeigene; er sagt, ich habe so und so viel Seelen, und wenn er das sagt, so versteht er nur das männliche Geschlecht darunter. Daher auch das Sprichwort, daß die Weiber in Rußland keine Seele hätten. „Ja iméju pjät sot dúsch!“ (ich habe 500 Seelen) sagte einmal ein junger Edelmann zu seinem französischen Lehrer. „Ich wünschte, Sie hätten eine einzige Seele,“ versetzte dieser. — Kaiser Nikolai hat durch seine Civilisationsmaßregeln, durch Manifeste und Ukase die Rechte des hohen Adels in mancher Beziehung sehr beschränkt; aber die Abschaffung der Leibeigenschaft mochte ihm aus verschiedenen Gründen noch immer zu gefährlich vorgekommen sein. Und dennoch beschloß er im zweiten Jahrzehend seiner Regierung fest, diese große Aufgabe unter jeder Bedingung zu lösen. Im Jahre 1841 ging ein Gerücht in St. Petersburg, der Kaiser habe die Leibeigenschaft wirklich aufgehoben. Man könne mit jedem Tage das Manifest hierüber in den öffentlichen Blättern erwarten. In allen Gesellschaften St. Petersburgs sprach man davon, wie von einer völlig vollendeten Handlung, und ein russischer Stabsarzt, der als belletristischer Schriftsteller bekannt ist, sagte allenthalben: „Das heiße ich mehr, als die Janitscharen vertreiben!“ Unterdessen wartete man vergebens auf das Kaiserliche Manifest — und plötzlich war das Gerücht dergestalt verstummt, daß kein Mensch es mehr wagte, ferner noch eine Sylbe darüber laut werden zu lassen. Was den Kaiser Nikolai veranlaßt haben mochte, seinen Entschluß wieder aufzugeben, das erkläre derjenige, der den vertrautesten Blick in das ganze Räderwerk der russischen Staatsmaschine gethan hat. Aber selbst der Versuch war nicht ohne alles Resultat geblieben. Es gab bis dahin Edelleute, die Leibeigene

besaßen, ohne daß sie bedeutenden Grundbesitz hatten, arme Schelme, die sich fast allein von ihren Paar Leibeigenen ernähren ließen. Hatte ein russischer Beamter (bis zum Jahre 1844) die achte Rangclasse erreicht, so gehörte er sammt seiner Nachkommenschaft zum Adel, kraft dessen er Leibeigene besitzen durfte. Ich will hier nur ein Beispiel anführen, auf welche Art solche Beamten zu Leibeigenen kamen, und auch vielleicht noch, wenngleich viel seltener als früher, dazu kommen werden. Ein reicher Gutsbesitzer hatte mit der Gouvernementsregierung eine Sache auszufechten; die Acten wurden einem Stolnatschálnik (Chef eines Tisches, an dem vier bis zehn Schreiber arbeiten) übergeben. „Wenn Sie mir die Sache bis zu der und der Zeit in Ordnung bringen, werde ich Ihnen ein ansehnliches Geschenk machen. Ich weiß schon, was Sie gerne hätten!“ — sagte der Gutsbesitzer zum Stolnatschálnik. Und dieser beeilte sich dem Wunsche nachzukommen. Das ansehnliche Geschenk bestand aus einer ganzen Familie Leibeigener: Vater, Mutter, drei Söhnen und vier Töchtern. Da der Stolnatschálnik keinen Grundbesitz hatte, worauf er seinen neuen Leibeigenen Beschäftigung anweisen konnte, so entließ er sie auf Obrok, d. h. er bestimmte jedem Einzelnen eine Summe, die er jährlich seinem neuen Herrn zu entrichten hatte. Die Familie mußte sich nun trennen, damit jedes einzelne Glied seinen Obrok verdienen konnte.

Einige Jahre nach jenem Gerüchte wurde auf Allerhöchsten Befehl bekannt gemacht, daß Edelleute, die keinen Grundbesitz von einem gewissen in dem Ukas bestimmten Umfange besäßen, ihre Leibeigenen sofort freizugeben hätten. Glücklich waren Alle, die solche arme Edelleute, wie jener Stolnatschálnik, zu Herren hatten, sie erhielten ihre Freiheit!

Der eiserne Wille des Kaisers Nikolai brach ferner auch noch in einer andern tief eingewurzelten und mit tausend Verhältnissen verwachsenen Sache. Schon längst hat er die berühmtesten Mathematiker, Theologen, Finanzmänner u. dgl. m. in Thätigkeit gesetzt, um den neuen Kalender auch in Rußland einzuführen. Allein das Ergebniß aller Mühe und Arbeit blieb bis auf den heutigen Tag ein unbefriedigendes. Der Kaiser hat noch heutzutage mit vielen Übelständen und Hindernissen zu kämpfen, die schon Peter I. bei dem Streben nach seinem großen Ziele im Wege lagen. Obgleich der Zar die Einheit von Staat und Kirche in seiner Person vereinigt, so setzt ihm doch

bei seinem Civilisiren und Organisiren das Kirchenwesen gewisse Grenzen, und die Politik gebietet ihm, nicht mit Gewalt darüber hinweg zu schreiten. Denn wenn die Popen einmal ihren Einfluß beim Volke verlieren würden, so sähe es auch um die weltliche Macht schlimm aus. Abgesehen von den anderen großen Schwierigkeiten, die bei der Einführung des neuen Kalenders überwunden werden müßten, ist das russische Kirchenwesen es schon allein, das ein solches fast unmöglich macht. — Die Einführung des neuen Kalenders würde die schwache Vereinigung und Versöhnung, die man in neuerer Zeit mit großer Mühe zwischen den Altgläubigen und den Gliedern der Staatskirche zu Stande gebracht, an einem Tage und vielleicht auf immer wieder vernichten. Die Altgläubigen aber, in nationaler Beziehung der Stolz und die Zuversicht Rußlands, sind in allen Gefahren des Vaterlandes als die umsichtsvollsten und treuesten Patrioten befunden worden. So üben sie denn auch einen großen moralischen Einfluß auf die russische Regierung aus, und diese wagt es kaum, Gesetze zu geben und Veränderungen vorzunehmen, die ihnen mißfällig sein könnten. Nun aber würde der Kaiser bei der Einführung des neuen Kalenders dasselbe zu erwarten haben, was Peter dem Großen widerfahren ist. Dieser Zar befahl, das neue Jahr mit dem ersten Januar, und nicht mit dem ersten September, desgleichen auch die Zeitrechnung von Christi Geburt, und nicht von Erschaffung der Welt, anzufangen. Nun richteten die Altgläubigen ein großes Unheil an, sie verfluchten ihren großen Zaren und predigten, wo sie nur konnten, er sei der leibhaftige Antichrist, denn es stünde in der Bibel geschrieben, daß der Antichrist die Zeiten verändern würde u. dgl. m. Peter der Große verfuhr mit grausamer Strenge gegen diese Fanatiker, von denen wir noch reden werden. Aber er ist auch noch bis auf den heutigen Tag ein Gegenstand des Fluches dieser einflußreichen Sectirer.

Wenn man die ungeheuere Menge von Hindernissen, die einem russischen Zaren, trotz seiner Unumschränktheit, beim Civilisiren seines Volkes im Wege stehen, klar überschauen könnte, so würde man die Kaiser nicht so blind und heftig verurtheilen, wie es in der Regel geschieht. — Nikolai war daneben ein musterhafter Familienvater, er liebte die Seinigen mit aller Zärtlichkeit; die Krankheit oder der Tod eines Gliedes seiner Familie beugte ihn tief und ließ ihn schmerzliche Thränen vergießen. Betrachtet man aber dagegen seine Unerbittlichkeit

wider diejenigen, die seinem furchtbaren Strafgesetze zum Opfer fielen, und die Neigung, die ihm eigenthümlich war, ein Urtheil lieber zu schärfen als zu mildern, so müssen wir gestehen, daß er zwei der herrlichsten Herrschereigenschaften nur in einem schwachen Grade besaß, wir meinen: die wahrhaft fürstliche Großmuth und das wahrhaft christliche Mitleid, zwei Eigenschaften, die wir an dem Monarchen eines Landes, das sich vor allen anderen Ländern ein christliches, heiliges nennt, und in welchem es üblicher ist, als in einem andern Lande, daß der Herrscher das Bild Gottes auf Erden genannt wird, gern recht stark vertreten sähen. Wir kennen dieses Land und werden noch kleine Thatsachen erzählen, die wohl geeignet sind, die Härte und Strenge dieses Kaisers zu entschuldigen; allein das Begnadigungsrecht ist und bleibt doch immer das schönste Juwel in der Krone eines Herrschers. Hätte Gott selbst in diesem Leben keine Gnade für uns, ach, was wären wir dann! Und wenn wir dieses glauben, so müssen wir auch Mitleid haben mit unsern Nebenmenschen, die nicht selten eine unüberlegte Handlung oder ein Mißgeschick, an dem sie nur mittelbar schuld sind, in's Unglück stürzte, sonst glauben wir eben nicht daran! Wir wissen Alles, was man hierauf antworten kann; aber das Beispiel Jesu Christi, das wir doch so weit nachahmen sollen als wir es vermögen, giebt Antwort auf Alles, und wird denjenigen, der sich für Gottes Bild auf Erden hält, aber sich von seinem Beispiele so weit entfernt, immer beschämen! Dieses Kaisers großer Regentenruhm, den ihm kein Historiker schmälern kann, würde glänzender in der Weltgeschichte erscheinen, würde Nikolai jenem kostbarsten Juwel in der Krone eines Herrschers, mehr Glanz verliehen haben.

Kein Mensch in Rußland darf es wagen, den Kaiser auf öffentlicher Straße weder schriftlich noch mündlich anzureden. Das ist ein altes schreckliches Gesetz, und wer es übertritt, der hat keine geringe Strafe zu erwarten. Der Kaiser erschien öffentlich, wie oben bemerkt, stets in Generalsuniform; er ging oder fuhr durch die Straßen von St. Petersburg wie Jedermann und großentheils ohne irgend einen Begleiter; wer ihn nicht kannte, glaubte irgend einen General, deren es in der Residenzstadt so viele giebt, zu sehen. Erblickte man ihn in einer Straße, die sehr belebt ist, wie z. B. auf dem Newskij'schen Prospecte, so konnte man ihn leicht daran erkennen, daß Jeder ehrfurchtsvoll den Hut zog. Mochte aber der Kaiser fahren, gehen oder

stehen wo er wollte, die Polizeileute waren immer in seiner Nähe, theils sichtbar — theils unsichtbar. Selbst der Kundige Rußlands mußte manchmal erstaunen über das urplötzliche Erscheinen der Polizei, so wußte sie überall die Nähe des Kaisers zu errathen. — Es traf sich einige Male, daß ich sah, wie der Zar in einer einsamen Straße von Jemandem angeredet wurde, den er aber jedesmal kurz abfertigte. Kaum war er darauf zehn bis zwölf Schritte weiter gegangen, so erschien auch schon die Polizei, plötzlich, als wäre sie vom Himmel oder aus der Erde gestiegen, und schleppte den Verbrecher fort. Es traf sich auch, wenn gleich seltener, daß der Kaiser selber Jemanden, der ihm entgegen kam, anredete; aber auch solch Einer wurde ohne Gnade von der Polizei fortgeschleppt, und vor allen Dingen wollte sie dann wissen, was der Zar gesagt hätte.

Der betrunkene Beamte.

Es ist bekannt, daß die Polizei in Rußland gegen den Adel, zu welchem jeder ordentliche Beamte ohne Ausnahme gehört, keine Gewalt hat, es sei denn, daß er sich eines Diebstahls oder ähnlichen Verbrechens schuldig gemacht, oder auch, wenn Einer bei großen Paraden und sonstigen großen Festlichkeiten, wo die Polizei eine strenge Ordnung handhaben muß, auf die oftmalige Ermahnung derselben nicht achten will. Nur gegen den Bürger, wie überhaupt gegen jeden Nichtadeligen, verfährt sie mit äußerster Willkür. Jeder Beamte ist an seinem Frack (Vice-Mondir) zu erkennen, und diese Vice-Mondir oder auch die Staatsuniform ist der Schild, der ihn gegen die dreiste Willkür der Polizei schützt. Einmal sah ich, wie Kaiser Nikolai einen Beamten anredete, der mit den Orden des heiligen Wladimir IV. und der heiligen Anna III. Classe geschmückt, aber ziemlich betrunken war und die Straße entlang schlenderte. „Wer sind Sie?“ fragte ihn der Kaiser. Der Trunkenbold schien plötzlich nüchtern geworden, er verbeugte sich mit vieler Grazie vor dem Zaren und sagte: „Kaiserliche Majestät! wir haben heute das Namensfest eines tapfern Offiziers gefeiert, der sich das Georgenkreuz bei der Erstürmung von Eriwan verdiente, und ich habe mich bei dieser Feier ein wenig vergessen. Aber ich appellire an die Gnade Ew. Kaiserlichen Majestät.“ — „Sie

begeben sich auf der Stelle nach Hause!“ sagte der Kaiser, und sagte ihm noch etwas, wovon wir unten erzählen werden. Der Zar ging seines Weges; er war kaum zwanzig Schritte weit gegangen, so hatten die Polizeileute den Beamten auch schon nach üblicher Weise in der Cur. „Was hat Se. Majestät der Kaiser zu Ihnen gesagt?“ fragten sie ihn. „Das geht Euch nichts an!“ entgegnete dieser. „So müssen Sie mit zum Polizeimeister, der wird Sie schon zum Geständnisse bringen!“ — „Seht Ihr nicht, daß ich Beamter und Ritter bin? wie untersteht Ihr Euch, mich wie einen Bürgerlichen anzufallen? Ich bin der und der, und nun rathe ich Euch, mich ungehindert gehen zu lassen, sonst werde ich Euch das Gesetz lehren.“ Die Polizeileute, welche dem Offizierstande angehörten, wollten davon nichts wissen, sondern ihn vielmehr fortschleppen oder mindestens von ihm erfahren, was Se. Majestät gesagt hatte. Es entstand ein heftiger Wortwechsel. Aber der Beamte, ein schlauer Kopf, machte ihnen noch einige Bemerkungen, darauf ließen sie ihn ungehindert seines Weges gehen; sie aber begaben sich sogleich zum Oberpolizeimeister und erzählten ihm den Vorfall. „Aber was hat Se. Majestät zu ihm gesagt?“ fragte dieser. „Excellenz, er will es nicht gestehen!“ — „Nicht gestehen? Auf der Stelle einen schriftlichen Befehl gegeben und ihn hierher beschieden!“ befahl der Polizeichef. Der Beamte gehorchte aber auch dieser Aufforderung nicht. Der entrüstete Polizeichef schickte sogleich einen andern Offizier an ihn ab, aber auch dieser kam mit dem Bescheid zurück, daß der Beamte dem Befehle Sr. Excellenz nicht nachkommen wolle. Jetzt beschloß der Oberpolizeimeister, sich selbst zu dem widerspänstigen Cavalier zu begeben; er hatte aber noch Geschäfte bei seinem Vorgesetzten, dem Generalgouverneur, daher ging er vorher zu diesem, dem er auch den Vorfall mittheilte. „Aber was hat Se. Majestät der Kaiser zu ihm gesagt?“ fragte auch dieser. „Hohe Excellenz, er will es durchaus nicht gestehen. Ich habe ihn zweimal zu mir beschieden und er verweigert zu erscheinen, so daß ich entschlossen bin, selbst zu ihm zu fahren.“ — „Lassen Sie das sein, ich werde ihn zu mir bescheiden,“ sagte der Generalgouverneur. Der Cavalier aber ließ auch ihm melden, daß er dem Befehle Sr. Hohen Excellenz nicht Folge leisten könnte. Nun fuhr der General selber zu ihm. „Warum leisten Sie nicht Folge, wenn ich, der Generalgouverneur, befehle?“ fragte er ihn. — „Hohe Excellenz! Se Majestät der Kai-

ser haben mir allergnädigst befohlen, solchem Befehle nicht zu willfahren!" versetzte der Beamte. „Was soll das bedeuten? — Sind Sie verrückt geworden, oder wollen Sie mit mir, dem Generalgouverneur, Scherz treiben? Ich frage Sie, warum Sie nicht bei mir erschienen sind, als ich es befohlen?" — „Hohe Excellenz! Se. Majestät der Kaiser haben mir allergnädigst befohlen, diese ganze Woche unter keiner Bedingung aus dem Hause zu gehen." — „So, aber was hat Se. Majestät sonst mit Ihnen gesprochen?" — „Weiter nichts, als daß ich sieben Tage Hausarrest hätte." Der Generalgouverneur lächelte ernst, aber befriedigt, und zog ab. Damit war die Neugierde der Polizei, die das Gesetz ihr auferlegt, befriedigt.

Es ist eine entsetzliche Maßregel des despotischen Staates, daß Niemand den Kaiser anreden noch ihm eine Bittschrift überreichen darf. Alle Bittschreiben müssen erst durch die Hände seiner Creaturen gehen, die sie dann entkräften oder auf die lange Bank schieben. Und so erfährt der Kaiser von dem Drucke und Elende seines Volkes sehr wenig.

Kaiser Alexander I. machte einmal eine Ausnahme von dieser despotischen Regel. Vor einer Reise nach Moskau ließ er bekannt machen, daß er auf dieser Reise, und auch am zweiten Tage seiner Ankunft in der alten Zarenstadt, alle Bittschriften in Allerhöchsteigener Person in Empfang nehmen werde. Es war zu erwarten, daß bei dieser goldenen Gelegenheit viele Bittende und Klagende sich einfinden würden; allein eine solche Masse von Bittschriften, als überreicht wurden, hatte man dennoch nicht erwartet! Es mußte eine eigends hierzu bestimmte Comité, ich weiß nicht aus wie viel Mann, eingesetzt werden, welche zehn Jahre ununterbrochen an diesen Bittschriften gearbeitet hat. Seitdem war dem Kaiser die Lust vergangen, seinem Volke solche Gnade zu erweisen, und Nicolai mochte sich wohl ein Beispiel daran genommen haben. Wehe dem, der sich unterfing, dem Zaren eine Bittschrift überreichen zu wollen!

Ein Zug, der mich zur tiefsten Wehmuth stimmte.

Eines Tages ging ich zu St.-Petersburg über den Isaaksplatz, der Kaiser Nikolai kam, wie mir schien, aus dem Senatsgebäude, er war ohne irgend einen Begleiter und ging raschen Schrittes an mir

vorüber. Ich grüßte und konnte nicht unterlassen, mich ein Paar Augenblicke darauf umzudrehen, um dem schönen, stolzen Manne nachzusehen. Da bemerkte ich in einiger Entfernung vom Wege des Kaisers einen armen Bauern. Im Schafspelze lag er auf beiden Knieen, die Stirn auf die Erde gedrückt, in einer Lage, wie der andächtige Russe in der Kirche oder vor einem Heiligenbilde zu beten pflegt. Auf seinen Hinterkopf hatte er ein Packet, wahrscheinlich eine Bittschrift, gelegt! In dieser Lage harrte er der Ankunft des Zaren, seines Gottes auf Erden. Der Kaiser aber ging an dem so im Staube liegenden Menschen vorüber, ohne ihm auch nur einen Blick zu schenken. Ein Schauer durchrieselte mein Gebein, als ich sah, daß er keine Gnade für ihn hatte. Kaum hatte ich mir in Seufzern Luft gemacht, so hatte auch schon die Polizei den unglücklichen Menschen ergriffen, und unter Faustschlägen ins Gesicht und unzähligen Rippenstößen wurde er fortgeschleppt. Gott weiß, was sie mit ihm angefangen haben. So unwissend der gemeine Mann auch in vielen Dingen ist, jenes Gesetz kennt ein Jeder, daher sind die Zaren auch in der Regel unerbittlich gegen jeden, der es wagt, es zu übertreten. Kaiser Nikolai, dem das Gesetz ein unverbrüchliches Heiligthum war, zeichnete sich hierin besonders aus. Mir ist nur ein Beispiel bekannt, daß er eine Ausnahme von der allgemeinen Regel machte. Es war bald nach seiner Thronbesteigung, als der Kaiser sich in Zarßkoje-Seló befand, wo eine große Revue abgehalten wurde; inmitten dieses militairischen Schauspiels traten einige Bauern keck in den Vordergrund und verlangten den Zaren zu sprechen. — Die Generale, an die sie sich wendeten, befahlen ihnen zurückzutreten, in einem Tone, der tausend Andere zu Boden geschmettert hätte, allein diese Bauern waren verwegene Kerle, die Sibirien und mehr gewagt hätten, sie wichen keinen Schritt zurück. Zu ihrem Glück hatte diese lebhafte Scene, die Neugierde des Kaisers, der sie aus einiger Entfernung mit ansah, rege gemacht und er befahl, die vier Kerle ihm vorzuführen. Aber in was bestand ihr Anliegen? Sie eröffneten dem Kaiser, daß man seit Jahren die Werkstätten und Arsenale der Marine in Kronstadt bestehle, und daß gegenwärtig große Magazine mit solch gestohlenem Gut, bestehend aus rohem Metall, Tauen, Ankern, Kanonen u. s. w. vollgepfropft seien, und daß alles dieses Material bei guter Gelegenheit auf Schiffen in's Ausland geführt werden würde. Der Kaiser wollte ihnen Anfangs keinen Glau-

den schenken und in Wort und Geberden bedeutete er ihnen, welche ungeheure Verantwortlichkeit sie auf sich geladen hätten. Aber die Kerle standen in großer Geistesgegenwart vor ihm wie erhabene, entschlossene Männer, welche vor Gott und der Welt die Wahrheit bezeugen und nicht widerrufen können. Aber wie untersingt ihr euch, das Gesetz zu übertreten? fragte sie der Kaiser und fügte hinzu, warum habt ihr diese Mittheilung nicht den Generalen eröffnet, sondern euch unterfangen, bis vor meine Person bringen zu wollen? — Hätten wir diese, für den Staatsschatz so große Wichtigkeit nur den Generalen oder sonst Jemandem mitgetheilt, sie würde nimmermehr zur Kenntniß unsers allergnädigsten Zaren gekommen sein, und die Strafe, welche uns getroffen hätte, wäre eine furchtbare gewesen, antwortete einer von ihnen mit großer Geistesgegenwart. Der Kaiser wußte, daß alle Vier, sobald er sie entlassen hätte, verhaftet werden würden, daher befahl er, sie für's erste nicht als Übertreter des Gesetzes zu behandeln. Beides geschah denn auch. Nikolai aber schickte auf der Stelle einen seiner Flügeladjutanten mit einigen hundert Mann Soldaten nach Kronstadt, um die mit gestohlenem Kronsgut angefüllten Buden und Magazine der Kaufleute in Augenschein nehmen zu lassen. Das Resultat dieser Untersuchung sprach vollkommen zu Gunsten der vier Bauern. Der Adjutant ließ alle diese Diebesbehälter versiegeln und bewachen und eilte zum Kaiser, die Aussage der Bauern zu bestätigen. Die Entrüstung Nikolai's über die so ins Große getriebenen Diebstähle seiner Beamten, läßt sich nicht beschreiben. Er befahl die strengste Untersuchung gegen die Urheber einzuleiten. Mehrere Wochen darauf entstand eine große Feuersbrunst in Kronstadt und alle diese Vorrathskammern mit dem gestohlenen Gut und vieles andere dazu, loderten in Flammen auf! —

Die russischen Herrscher waren bis gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts insofern den Reliquien ähnlich, als sie sich nur bei außerordentlichen Feierlichkeiten ihrem Volke zur Verehrung zeigten, das dann auch vor ihnen niedersank und ihnen göttliche Ehre erwies. Peter der Große verbannte diesen orientalischen Geist vom russischen Hofe, stürzte so manche alte Form ein und machte sich, freilich nicht selten auf eine barbarische Weise, bei seinem Volke populär. Katharina II., welche sich als diejenige betrachtete, die berufen sei, was Peter der Große schuf, zu befestigen und das, was er begann, zu vollenden und neue seiner würdige Werke zu schaffen — fast alle ihre hinterlassenen

Denkmäler sprechen dies deutlich aus — wußte sich durch Klugheit und sanftmüthige Herablassung populär zu machen. Wenn es auch eine unumstößliche Wahrheit ist — von der wir später reden werden — daß das russische Volk seine Zaren kindlich liebt und ihnen ergeben ist bis in den Tod, so war doch immer seine Furcht oder Ehrfurcht gegen Alle größer, als seine Liebe. Bei Katharina II. war das nicht so; die Liebe, mit der ihr Volk ihr entgegen kam, hatte einen noch höheren Grad als die Furcht oder Ehrfurcht, mit der man sie anbetete. Die wahre edle Popularität ist ein Geheimniß, das unermeßliche Schätze in sich birgt, aber nur das Genie weiß hineinzubringen, und es zu seinem Vortheile auszubeuten.

Und doch ist es für jeden Fürsten ein Leichtes, sich einen gewissen Grad von edler Popularität zu erwerben.

Kaiser Nikolai war zu viel Aristokrat, zu viel Soldat, zu viel Mann des Gesetzes, als daß er es vermocht hätte, sich bei seinem Volke wahrhaft populär zu machen. Sein Eifer für zweckmäßige, den Verhältnissen seines Landes angemessene Gesetze war groß, und er hat Großes damit gestiftet. Ja, er brachte in ein Paar Jahren mehr Ordnung in das Chaos der russischen Gesetze, als alle seine vierzehn Vorfahren, vom ersten Romanow an gerechnet, in zwei Jahrhunderten vermochten, und insofern hatten seine Schmeichler und Höflinge einen Grund, ihn bei Lebzeiten: „Nikolai den Großen" zu nennen. Das Gesetz und wieder das Gesetz war es, das er als Orakel betrachtete, dessen Sprüche auf das pünktlichste vollzogen werden müßten. In dieser Eigenthümlichkeit seines Charakters muß man auch die Strenge suchen, mit der er einen Urtelsspruch lieber schärfte als milderte.

Als im Jahre 1831 der Pöbel auf dem Heumarkte in St. Petersburg jene aufständige Stellung annahm, erschien Nikolai an diesem Orte der Gefahr. Seine Gegenwart brachte eine Sinnesänderung unter diesen wüthenden Kerlen hervor, denn nach einigen Worten des Vorwurfs, der Ermahnung und Drohung gehorchten sie Alle, mit Ausnahme Einiger, als er ihnen befahl, auf die Kniee niederzusinken. Da er die Ungehorsamen — die stehen geblieben waren, erblickte, deutete er auf sie und rief den Knieenden zu: „Reißt sie in Stücke!" Als er aber sah, wie die Gehorsamen, welche noch vor mehreren Minuten Eines Sinnes mit jenen waren, sich anschickten, des Zaren Befehl zu vollziehen, rief er ihnen zu: „Laßt sie los, das Gesetz soll sie richten!"

Darauf commandirte er sie alle nach Hause, und der Aufstand, der großes Unheil anzurichten drohete und auch schon angerichtet hatte, war gedämpft.

Das Brand- oder Spritzen-Commando, das in St. Petersburg schon eine Reihe von Jahren besteht, ist großartig. Die Berliner Feuerwehr scheint bei ihrer Organisation sich die russische zum Muster genommen zu haben. Ein Gesetz bestimmt, daß die Pferde der russischen Garde, nachdem sie ausgedient, dem Brand-Commando anheimfallen. Einmal, so erzählt man, war das Lieblingsreitpferd eines berühmten General-Adjutanten, den der Kaiser sehr liebte, nebst vier andern Pferden eben dieser Feuerwehr verfallen, und er wollte sie alle fünf für Geld loskaufen. Da gab ihm der Kaiser, um ihn davon abzubringen, acht Pferde aus seinem Marstall, damit das Gesetz aufrecht erhalten bliebe.

Ist es aber von der andern Seite zu verwundern, daß Nikolai so wenig Gnade für Alle hatte, die von seinen furchtbaren Strafgesetzen verurtheilt waren, nachdem er schon ein Paar Monate nach seiner Thronbesteigung die traurige Erfahrung gemacht, daß die Worte, welche Alexander I. einst sprach, als er von Unterschleifen seiner Beamten hörte: „Die Flotte würden sie mir stehlen, wenn sie nur wüßten, wie sich das machen ließe", nicht nur dem Geiste nach, sondern sogar buchstäbliche Wahrheit waren. Denn wenn auch keine fertige Flotte, so stahl man doch in Kronstadt ein so vollkommen hinreichendes Material, daß man ganze Kriegsschiffe daraus hätte erbauen, selbst die Kanonen fehlten nicht, mit denen man ihnen die letzte Ausstattung hätte geben können.

Nach dem großen Familienglücke, das Kaiser Nikolai bis an seinen Tod genoß und nach dem Glücke seiner Unterthanen, fand er in dem Militairwesen und in den beständigen Bestrebungen es zur höchsten Vollkommenheit zu bringen, das größte Glück und den herrlichsten Genuß auf Erden, so war er durch und durch Soldat, und so schien ihm auch, daß selbst der gemeine russische Soldat in seinem, gewiß nicht beneidenswerthen Stande doch von Herzensgrund ausrufen müsse: „Ha! welche Lust Soldat zu sein!" Ja, seine Söhne, alle Großfürsten, waren zu ihrer Zeit gemeine Soldaten — wenigstens Cadetten, die als solche manche Strapazen zu ertragen hatten. Es existirt eine kleine Broschüre in russischer Sprache, welche den Titel führt: „Gedenk-

büchlein für die untern Classen der Kaiserlich Russischen Garde und Armee", in welchem von der Würde und den Pflichten des Feldwebels, des Unteroffiziers, des Gefreiten und Gemeinen die Rede ist. Das Wort Soldat, heißt es hier, sei ein Gattungsname und nicht allein der höchste General, sondern auch der Kaiser sei Soldat. In Fragen und Antworten abgefaßt, wird es in jeder Compagnie dergestalt einstudirt, daß es jeder Soldat auswendig weiß. Da, wo von dem wichtigen Dienste die Rede ist, welchen eine Schildwache dem Kaiser und dem Staate leistet, werden Beispiele angeführt, wie eine Schildwache lieber das Haus seiner Mutter in Flammen aufgehen ließ, als sich um einen Schritt von seinem Posten zu entfernen, ja, sogar wie sich Einer bei eingetretener Feuersbrunst lieber verbrennen ließ, als ohne abcommandirt, von seinem Posten zu weichen. Daß solch ein Tod ein Ehrentod, ein Tod aus Treue gegen seine Pflichten sei und daß er an seinen Verwandten belohnt und zum ewigen Andenken aufgezeichnet werden müßte, ist hinzugefügt.

So durch und durch Soldat, konnte der Kaiser nicht begreifen, daß das Gesetz *) ein ungerechtes sei, welches den armen Soldatenkindern jede Selbstbestimmung raubte und sie zu Sklaven des Heeres machte; denn ein jeder Soldatensohn mußte Soldat werden. Nikolai liebte aber auch die Soldaten wie seine Kinder. Wehe dem Civilisten, der einem Soldaten ein Leides gethan, wenn es zur Kenntniß Sr. Majestät gekommen war!

Einmal befanden sich mehrere Musketiere, deren Urlaub abgelaufen war, auf dem Wege zu ihrem Bataillon, es trat eine heftige Kälte ein, sie kamen in ein kleines Dorf, wo der Gutsherr keinen Kabak, d. h. keine Branntweinskneipe duldete; doch zapfte dort ein Bauer halbheimlich Branntwein und weil er es eben nicht so kabakmäßig betrieb, so ließ es der Edelmann geschehen. Die Soldaten hatten den Bauern bald ausfindig gemacht und kehrten bei ihm ein, um sich am warmen Ofen und mittels eines Glases Branntweins die kalten Knochen zu erwärmen. Kaum hatten sie den ersten Schluck gethan, so erschienen einige von dem Edelmann geschickte Bauern, um sie heraus zu treiben; die Soldaten aber behaupteten die Stube. Darauf schickte der Edel-

*) Der edelmüthige Kaiser Alexander II. hat dieses Gesetz mittels eines Ukases aufgelöst.

mann fünfzehn bis zwanzig Kerle, um die armen Soldaten ohne Barmherzigkeit auf die Straße zu werfen. Vergebens baten die Armen, sie doch nur so lange in der Stube zu dulden, bis sie sich vollkommen durchwärmt hätten, sie wollten nicht mehr Branntwein trinken als das eine Glas, das sie sich hatten geben lassen; aber es half Alles nichts, sie wurden herausgeworfen. Zwei von ihnen erfroren bald auf dem Wege. Zum Unglück für den Gutsherrn kam diese Geschichte zur Kenntniß des Kaisers. Obgleich nun ein Edelmann nur von seines Gleichen gerichtet werden kann, und deshalb in der Regel möglichst gelinde gerichtet wird, so ging das Ding doch diesmal nicht so, denn der Kaiser schärfte dem Adelsgericht das Gesetz ein und der hartherzige Edelmann, der sich schon früher einmal boshaft gegen Soldaten betragen hatte, wurde nach Sibirien geschickt.

Die unirten Griechen.

Die römisch-katholische Kirche stand nach der polnischen Revolution und während der ganzen Regierung des Kaisers Nikolai unter hartem Drucke *). Die Hauptursache hiervon war, weil die Katholiken in

*) Bekanntlich hat der edelmüthige Kaiser Alexander II. dieses strenge Regiment für die katholische Kirche sehr gemildert: denn er hat den so lange verwais't gewesenen bischöflichen Kirchen in Posen und Weißrußland wieder Oberhirten und zwar solche, wie sie der Papst wünschte, gegeben. Die Zeitungen haben aus Warschau vom 13. Januar 1857 folgendes gemeldet: „Vorgestern hat in der katholischen Kathedrale zu St. Johann die Feierlichkeit der Anlegung des Palliums, als Zeichen der erzbischöflichen Würde, seitens des neu ernannten Erzbischofs von Warschau, Anton Melchior Fijalkowski, stattgefunden. Seit zwanzig Jahren war diese Ceremonie in Warschau nicht vorgekommen. Der Fürst Statthalter wohnte derselben in der königlichen Loge der Kirche bei. Auch die Mitglieder aller Behörden waren dabei zugegen. Bei dem Akt selbst fungirten der Prälat Dekert, Archidiakonus von Warschau, der Bischof Graf Lubienski und Propst Bialobrzeski. Unter den anderen anwesenden Prälaten befanden sich die neuernannten Bischöfe von Kalisch-Cujavien und von Podlachien, M. Marszewski, und B. Szymanski, so wie die Administratoren der Diözesen Plozk und Kielce, Thomas Mislinski und Mathias Majerczak. Den Eid der Treue gegen den apostolischen Stuhl und gegen den

Rußland, mit Ausnahme der Paar Ausländer, die da leben, Polen sind. Der Kaiser war über jene revolutionaire Erhebung so erbittert, daß ihm sonderbarer Weise das Wort katholisch im engern Sinne mit polnisch und revolutionair identisch vorkam, eine Meinung der, wie es scheint, nicht nur viele aufgeklärten Russen beipflichteten, sondern die auch der nunmehr streng katholische Gagárin theilt. Jener Fürst Gagárin, dessen Schrift wir auf S. 85 gedachten, schied aus der russischen Kirche, und wurde Katholik und ließ sich in den Orden der Jesuiten aufnehmen. Er giebt ein helles Licht über jenen merkwürdigen Punkt, nämlich über die Meinung, welche Kaiser Nikolai und viele vornehme Russen von dem Katholicismus der Polen hatten, eine Meinung, der auch Pater Gagárin beipflichtet. Er behauptet nämlich in seiner Polemik, die er mit dem in Posen erscheinenden polnischen Blatte „Przeglad" führte, daß die Polen den Katholicismus mit ihren politischen Planen und diese Plane mit der Feindschaft gegen Rußland identificirten. Sie beanspruchen, fährt Gagárin fort, das Monopol des Katholicismus nur zu Gunsten Polens und wollen alle benachbarten Völker durch dasselbe zur katholischen Kirche bekehren. Ihre religiös-politische Anschauungsweise müßte von jeder wahren Kritik verworfen und die religiöse Frage von den Fesseln freigemacht werden, mit denen sie die benachbarten Völker an ihre politische Plane zu ketten strebten. Fürst, Pater Gagárin träumt viel davon, daß Rußland das Papstthum bald anerkennen müßte. Er sieht nur in dieser Anerkennung Heil für Rußland, für sein theures Vaterland, das er noch immer heiß liebt. Er schließt in seiner Polemik mit den Worten daß, die Sache der Kirche in Rußland siege, auch wenn Polen unterliege und nicht das Werkzeug dieses Sieges werde. Die Kirche ist unfehlbar, daher überlassen wir es ihr, eine Entscheidung zu geben, ob der katholische Gagárin einen gerechten Grund hat, den Katholicismus der Polen zu verdächtigen. Der Streit begann schon im Anfange des J. 1857. Das polnische Blatt „Przeglad" griff den Jesuiten-Pater wegen seiner im J. 1856 herausgegeben Broschüre an,

---

Kaiser leistete der Erzbischof vor dem Bischof Graf Lubienski und im Beisein des Geheimrath Muchánow, als Präsidenten und General-Direktors der Regierungs-Kommission des Innern und der geistlichen Angelegenheiten des Königreichs Polen."

und dieser antwortete in der französischen Zeitung „Univers", mithin muß der Streit, der eine außerordentliche Aufregung unter den katholischen Polen hervorbrachte, auch schon in Rom bekannt sein.

Die Katholische Kirche in Rußland wird von der Regierung „Römisch-Katholische," und die Lutherische „Evangelisch-Lutherische," genannt; sonderbarer Weise aber nennt das russische Volk jene die polnische, und diese die deutsche Kirche. In Petrosawodsk ist eine kleine katholische Kirche, keine lutherische, da dort höchstens acht bis zehn Protestanten leben. Eines Sonntags besuchte ich diese Kirche und als ich wieder heraus trat, begegnete mir der General Löwendahl, dem Namen nach ein Deutscher, wenigstens ein Germane, er war General der innern Wache. „Mein Gott, deutscher Mann," sagte er zu mir mit Verwunderung, „was machen Sie denn in der polnischen Kirche?" Wie, polnische? entgegnete ich, Excellenz, das ist ja die katholische — eine polnische giebt es gar nicht! — „Pah, pah .... katholisch! .... polnisch!!" sagte er und verharrte fest darauf, es sei die polnische Kirche. Obgleich die katholische Kirche unter Nikolai's Regierung einem harten Drucke unterlegen war, so ist doch Vieles hierüber, was ich in Westeuropa hörte, theils weit übertrieben und theils aus der Luft gegriffen. So z. B. hörte ich mehr als Einmal, daß die russische Regierung jedem römischen Katholiken durch List oder Gewalt, im Wege stände, damit er seinen kirchlichen Pflichten nicht nachkommen könne, um ihn auf diese Art desto leichter in die russische Kirche überzuführen, und wenn dieses letztere fehlschlage, wende man Gewalt an, der nicht zu widerstehen sei. Dieses ist schon in sofern eine boshafte Lüge, als jeder katholische Beamte im russischen Dienste durch ein Gesetz verpflichtet ist, nicht nur alljährlich in seiner Kirche zur heiligen Communion zu gehen, sondern auch allsonntäglich dem Gottesdienste beizuwohnen, wie Diesem denn auch jeder Russe und jeder Protestant in seiner Kirche nachzukommen hat. Würde die Regierung auf solche Weise Proselyten machen wollen, so würde sie gewiß keine katholischen Geistlichen in entfernte Gegenden senden, wo katholische Soldaten in Garnison liegen. Von der oben genannten Stadt Petrosawodsk aus machen zwei Klostergeistliche auf Kosten der Krone alljährlich Missionsreisen durch die drei Gouvernements Olonezk, Archangel und Wologda, auf daß jeder Katholik, der sich als Soldat oder als Privatmann oder als sonst etwas hier befindet, seinen kirchlichen Pflichten nachkommen könne. Nikolai

ließ diese Missionen auch nach der polnischen Revolution nicht nur bestehen, sondern er bewilligte den Geistlichen auch noch eine Zulage an Reisegeldern. —

Die größte katholische Kirche zu St. Petersburg steht, wie wir bereits auf Seite 128 bemerkt, am Newßkischen Prospecte. Hinter ihr befand sich ein großer Raum, der ihr angehörte. Da nun die Magazine der Kaufleute und alle Wohnungen ohne Ausnahme an dieser Hauptstraße in außerordentlich hohem Miethspreise stehen, so kam der katholische Kirchenrath auf den Gedanken, jenen Raum zum Aufbau eines kolossalen Gebäudes, das aus lauter kleinen Wohnungen und einzelnen Zimmern bestehen sollte, zu verwenden, damit dann auch die vielen Klostergeistlichen, welche zu dieser Kirche gehören, eine ordentliche Behausung erhalten sollten. Wie beschlossen, so begonnen; allein der Bau gerieth bald in Stockung, denn es fehlte an Geld, und zwar an einer sehr bedeutenden Summe, ihn zu vollenden. Das gab nun ein großes Leidwesen, denn die milden Beiträge waren so unbedeutend, daß man keine Hoffnung hatte, das Werk im ersten Jahrzehend vollendet zu sehen. Damals war der General Cancrin Minister der Finanzen. Dieser hörte von dem in's Stocken gerathenen Bau und eines Tages sagte er zum Kaiser, es sei doch recht schade, daß die katholische Kirche ihr großes Gebäude nicht zu vollenden vermöchte, da es doch schon in den ersten Jahren bedeutende Summen eintragen könnte. Ei, so schieße doch dem Kirchenrathe 300,000 Rubel Banko auf drei Jahre ohne Procente vor, fiel ihm Kaiser Nikolai ein. Wenn Ew. Majestät befehlen, sagte Cancrin, ein Protestant, so will ich das gern thun. Ja, ich befehle es, versetzte Nikolai. Und so erhielt der Kirchenrath Geld genug, um den Bau vollenden zu können. — Mit diesem Allen will ich aber durchaus nicht sagen, daß die katholische Kirche keine Ursache gehabt hätte, sich gegen Kaiser Nikolai zu beklagen, denn er machte ihr ein Paar Millionen Katholiken abtrünnig und führte sie in seine Kirche über, ich meine die unirten Griechen. Dadurch, daß die Litthauer schon unter Gedimin (1320—1328) Kiew sammt einem großen Theil von Rußland eroberten und ihr Großfürst Jagello (1381—1434) Hedwig, die Tochter Ludwigs des Großen, die Erbin des Königreichs Polen, heirathete, auf welche Weise beide Länder vereinigt wurden, mußte die römisch-katholische Lehre in dem ganzen eroberten Gebiete Eingang finden. Rußland war damals in zwei

Hälften getheilt, in das westliche und östliche, wodurch das letztere, das Moskowiterland, für ganz Westeuropa fast in Vergessenheit gerieth. Seine Bischöfe standen bis zum J. 1447 unter dem Metropoliten von Kiew, der auch Metropolit von ganz Rußland war. Der Schirmherr der griechischen Kirche, Kaiser Johann VII. unirte sich selbst auf dem Concil von Florenz, wie wir auf Seite 59 gesehen. Desgleichen auch Isidor, einstmaliger Metropolit von Kiew. Dieser trug, trotzdem er nach Rom geflohen war, viel dazu bei, daß die Union in Litthauen eingeführt wurde. Doch hatte sie auch hier keinen Bestand, die Russen ahmten den Griechen nach. Erst im J. 1594 auf einer Synode zu Brzesc, die von sieben westrussischen Bischöfen gehalten wurde, legte man den Grund dazu, und im andern Jahre wurde sie dauernd begründet, indem zwei dieser Bischöfe nach Rom gingen, um in ihrem wie in ihrer Brüder Namen die Grundlage dieser Vereinigung festzustellen, und ihr Glaubensbekenntniß vor Papst Clemens VIII. abzulegen, wie das denn auch geschehen ist. Auf der dritten Synode zu Brzesc setzte man fest, daß Alle, welche der Union beitraten, mit dem Namen: „Unirte Griechen" und die, welche ihr nicht beitraten, mit: „Desunirte" bezeichnet werden sollten. Aber nicht allein der Umstand, daß die Polen und Litthauer Herren der westlichen und südlichen Provinzen Rußlands wurden, sondern die Eroberung Constantinopel's durch die Türken war der Union besonders günstig; denn viele Griechen wollten ihren Nacken unter das schmähliche Joch, das ihnen die Türken auferlegt hatten, nicht beugen und flohen daher nach Italien, Rußland und in die angrenzenden Länder. Die tiefe Erniedrigung, in welcher sich das bisherige Oberhaupt der griechischen Kirche, der Patriarch von Constantinopel, befand, erregte in ganz Rußland, zumal in dem westlichen nicht nur eine außerordentliche Niedergeschlagenheit, sondern auch einen großen Widerwillen gegen diesen heiligen Stuhl. Die Russen waren zwar auch länger als zwei Jahrhunderte hindurch von den Mongolen jämmerlich geknechtet, wie wir in der Folge noch sehen werden; allein sie blieben doch Herren ihrer Kirche; ihre Unterjocher setzten nicht einmal den Halbmond auf die Thürme der russischen Gotteshäuser, ja, noch weit mehr, die Chane der Mongolen ließen der ganzen Geistlichkeit ihren besondern Schutz angedeihen und drohten demjenigen mit der Todesstrafe, der sich unterfangen würde, auf welche Art es auch geschähe, einen russischen

Tempel zu verunglimpfen. Es galt dem russischen Volke gleichviel, aus welcher Ursache die schlauen Mongolen sich so tolerant gezeigt hatten, die Thatsache galt bei ihm Alles. Aber um so größer war sein Widerwille gegen die Griechen, daß sie durch ihre Zwingherren nicht bloß ihren staatlichen Organismus eingebüßt hatten, sondern daß sie sich auch in kirchlichen Dingen so große Demüthigungen gefallen lassen mußten. Daß die Russen auf die so tief gedemüthigten Patriarchen mit einem gewissen Widerwillen und Hochmuth blickten, geht auch aus dem Betragen des Metropoliten Dionys gegen Joachim, den Patriarchen von Antiochien, hervor. Als beide in der Himmelfahrts-Kathedrale zu Moskau zusammentrafen, machte jener diesem den Vorrang streitig, indem der Metropolit den Patriarchen segnete, noch ehe er von diesem den Segen erhalten hatte, was der ehrwürdige Greis Joachim sehr übel aufnahm.

Der umsichtige Politiker und schlaue Mann, Boris Godunow, welcher während der ganzen Regierung Feodor's I. das Scepter führte und sich zur Besteigung des Zarenthrons vorbereitete, benutzte die Stimmung des Volkes und der Geistlichkeit gegen die so tief erniedrigten Griechen, und beschloß, die russische Kirche vom Patriarchat zu Constantinopel unabhängig zu machen. Sei es, daß jener Patriarch auf Einladung des Zaren oder in der Absicht, Almosen zu sammeln, nach Moskau kam; er kam und als er hier erschien, wurde er bald durch Godunow in Kenntniß gesetzt, daß der Zar einen seiner Prälaten zum russischen Patriarchen erhoben sehen möchte. Joachim antwortete, solche Angelegenheit gehöre vor die ganze Kirchenversammlung. Doch versprach er, sich mit den anderen Patriarchen hierüber zu berathschlagen. Zwei Jahre darauf erschien Jeremias, der Patriarch von Constantinopel, in Moskau (1588). Man bot ihm hier den Titel eines Patriarchen von ganz Rußland an, wenn er dem eines ökumenischen entsagen wollte. Jeremias lehnte das Anerbieten ab, zeigte sich aber sogleich bereit, mitzuwirken, daß ein fünfter Patriarch, einer für Rußland, ernannt würde. Jetzt berief man eine Synode, welcher Zar Feodor sammt seinem Minister Boris Godunow im Uspenßkij-Sobór zu Moskau beiwohnte. Die Versammlung wählte drei Bischöfe und schlug sie dem Zaren vor. Seine Wahl fiel auf einen Metropoliten, Namens Hiob, der Erzbischof von Rostow war. Nach dem Beschlusse dieser selben Synode sollte es in Rußland vier Metropoliten, sechs Erzbi-

schöfe und acht Bischöfe geben. Jeremias reiste im Anfang des Februar 1589 über Kiew nach Constantinopel zurück, wo er ebenfalls eine Synode versammelte, um das neue russische Kirchenoberhaupt bestätigen zu lassen, was denn auch geschehen ist. Daß jedoch der Patriarch von Antiochien seine Unterschrift nicht dazu gegeben, oder daß er sie wenigstens anfangs verweigerte, wird von einigen Schriftstellern behauptet. Das alte ehrwürdige Kiew, nicht bloß die Mutter der russischen Städte, sondern auch die Mutter der russischen Kirche, von wo aus, wie Nestor sagt, die Gnade Gottes ihren Ausgang nahm, wollte sich der Autorität ihrer neugeborenen moskowitischen Schwester nicht unterwerfen. Und hätten auch Geistlichkeit und Volk sich fügsam gezeigt, die polnische Regierung würde darauf bestanden haben, daß die Kirche in ihrem eroberten Gebiete nach wie vor unter dem Patriarchat von Constantinopel stehen sollte. Jeremias, der auf seiner Rückkehr nach Constantinopel nicht nur mit der vollen Gunst des russischen Hofes, sondern auch mit reichen Geschenken in Kiew ankam, wollte sich auch hier noch bereichern, und einige Schriftsteller werfen ihm Erpressungen vor, die er an Michael Ragosa, dem Metropoliten von Kiew, und an Anderen ausgeübt hätte. Herr Murawjéw, dessen wir schon gedachten, schrieb seine Geschichte der russischen Kirche im Interesse seines Glaubens, und spricht von einem Sinken der Sittlichkeit des damaligen westrussischen Clerus. Jene Erpressungen nennt er Strafgeld oder Entschädigung, denn auf S. 122—123 seiner Kirchengeschichte (deutsch von J. König. Karlsruhe. Druck von Ch. Th. Groos, 1857) heißt es: „Vom Metropoliten aber verlangte er, gewissermaßen zur Strafe für seine allzugroße Nachsicht gegen die Schuldigen, Entschädigung für den Aufwand während seines vergeblichen Wartens in Samostje.“ Welche Bezeichnung für diese Sache nun auch die richtige sein möge, ob Strafgeld, Entschädigung oder Erpressung, bleibt sich gleich; die Bischöfe, darüber entrüstet, beschlossen, sich ebenfalls von seinem Patriarchate unabhängig zu machen und sich dem heiligen Stuhle in Rom zu unterwerfen, wobei ihnen jene auf S. 85 bemerkten Lobpreisungen, womit morgenländische heilige Väter verschiedene Päpste verherrlichten und auf solche Weise den Primat des Papstes anerkannten, in Erinnerung kamen. Nach Kopitar, der in den Wiener „Jahrbüchern der Literatur, 1823, 1824 — 1826,“ über diesen Punkt Aufschluß giebt, ist nicht nur in den alten Ritualbüchern der Russen, sondern sogar in

der canonischen Hauptsammlung der russischen Kirche, d. h. in dem auf Seite 72 erwähnten Buche: „Kórmtschaja Kniga," die Oberhoheit des Papstes anerkannt.

Dieses Buch erschien wahrscheinlich zuerst in den Jahren 1650 und 1653, dann, mit einigen unwesentlichen Abänderungen, 1787, 1804, und zuletzt 1816 zu Moskau im Drucke. Es wurde, wie der Titel besagt, zu Preis und Ehren der heiligen Dreieinigkeit — und die letzten Ausgaben — auf Befehl des Kaisers Alexander I. Páwlowitsch und mit dem Segen des heiligen Synod gedruckt. Es kommen, nach der Übersetzung Kopitar's, folgende Stellen darin vor: Die göttlichen Apostel, statt ihres sonstigen ungelehrten Fischfanges, umfingen die ganze in der Finsterniß des Unglaubens lebende Welt wie mit einem Netze, und zogen sie ans Licht der Gotteserkenntniß herauf. — Und wo immer nun die gute Botschaft des Evangeliums verkündet ward, da wurden sogleich durch Handauflegung der Apostel den Städten und Gegenden Bischöfe gegeben, und überall leuchtete die Gnade und der vertriebene Teufel heulte. Nach dem Hintritt aber der Apostel beschlossen die Nachfolger derselben, die gotttragenden Väter, daß anstatt der Oberapostel, Petri nämlich und Pauli, der Papst in Rom den Stuhl der Apostel einnehmen, und nach diesem vier Patriarchen, an der vier Evangelisten Statt, den Rang behaupten sollten in den Hauptstädten: Constantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem. — — Also war damals oberster Bruder der Papst in Rom, theils, weil Rom damals den Vorrang hatte und weil dort, wie an der Ober-Apostel Statt, der Papst gesetzt wurde. Nach jedes Papstes Tode ward abermals, mit Beirath der vier Patriarchen, ein anderer Papst auf den apostolischen Stuhl erhoben. Also geschah es auch, wenn ein Patriarch starb, da man dann, mit Beirath des Papstes und der anderen drei Patriarchen, den erledigten Stuhl wieder besetzte; und während diese Dinge so verwaltet wurden, leuchtete unsere Religion gut. Aber die alte Schlange, der intellectuelle Pharao, sich aufblasend vor Neid, ertrug es nicht lange, die Wahrheit der Religion verbreitet zu sehen, und nachdem er Helfershelfer seiner Bosheit gefunden, Menschen, feurig an Frechheit, aber leicht an Vernunft, nach dem Ausspruche des Apostels wie Wolken ohne Wasser vom Winde umgetrieben, zwar gewetzter Zunge, aber gelähmt an Verstand — in Rom selbst erfrechten sie sich, die Wahrheit verkehren und in der untheilbaren

Dreifaltigkeit die vom heiligen Geiste den Aposteln und allgemeinen Kirchenlehrern ausgelegten Dogmen frecher, ja, skandalöser Weise zu predigen den heiligen Geist, als ausgehend vom Vater und dem Sohne, und gewisse andere neue, von den heiligen Aposteln und Vätern nicht überlieferte Anordnungen einzuführen, und deshalb fiel ganz Rom von der Religion ab, sammt vielen anderen Städten und Gegenden, welche dieser — Neuerer — Lehre annahmen; aber so gräulichen Falles sind sie gefallen, daß nicht zu denken ist, als könnten sie sich wieder aufrichten; denn sie liebten Menschenruhm mehr denn Gottesruhm, und zogen es vor zu wandeln die Abwege ihrer Herzen, wie es vom alten Israel heißt: Er ist fett und dick und stark geworden, und hat vergessen Gott, der ihn gemacht hat. 5. Mos. 32. v. 15. Aber trotz alledem sieht man hieraus, daß die morgenländische Kirche die Oberherrschaft des Papstes anerkannte. Es gehört in der That eine orientalische Phantasie dazu, um behaupten zu können, daß Rom durch seine Lehre vom Ausgange des heiligen Geistes, eine Lehre, die auch von den Protestanten in ihr Glaubenssymbol aufgenommen wurde, so gräulichen Falles gefallen sei.

Es ist historisch erwiesen, daß die uneinigen Korinther sich in ihren Streitigkeiten an Papst Clemens, den dritten Bischof von Rom, wandten, ungeachtet Ephesus, wo damals noch der Evangelist Johannes lebte, ihnen viel näher gewesen wäre. In einem der russischen Ritualbücher heißt es von diesem Papste also: „Nach dem Tode des heil. Petrus und seiner beiden Nachfolger führte Clemens mit Weisheit zu Rom das Steuerruder des Schiffes, welches die Kirche Christi ist.“ — und in einer Hymne zu Ehren desselben singt die russische Kirche: „Blutzeuge Jesu Christi, Schüler Petri, du ahmtest seine göttlichen Tugenden nach und erwiesest dich also als den wahren Erben seines Thrones.“ — Und vom Papste Sylvester (314 bis 335) singt sie: „Du bist das Haupt der geheiligten Versammlung; du verherrlichtest den Thron des Apostelfürsten; göttliches Oberhaupt der heiligen Bischöfe, du befestigtest die göttliche Lehre, du schlossest den gottlosen Mund der Häretiker!“

Unter Papst Sylvester fand das erste Allgemeine Concil zu Nicäa Statt wider die Irrlehre des Arius. Seine beiden Gesandten Vitus und Vicentius führten neben dem Bischof Asius von Corduba, den Vorsitz auf demselben. Ferner preis't die russische Kirche Papst Leo I

(440—461) also: „Welchen Namen soll ich heute dir geben? Soll ich dich nennen den wunderbaren Herold und die feste Stütze der Wahrheit, das ehrwürdige Haupt des obersten Conciliums, den Nachfolger auf dem höchsten Throne des heiligen Petrus, den Erben des unbesiegbaren Felsen und den Nachfolger in seinem Reiche?“ — Leo war bekanntlich einer der größten Päpste. Alle seine Entscheidungen waren voll Weisheit, Kraft und Würde. Er errettete die Stadt Rom von den Angriffen des schrecklichen Attila; er bewahrte die Kirche vor den Irrlehren der gelehrtesten Häretiker.

Auch den Papst Martin, dessen Märtyrertod wir auf S. 37. gesehen, preis't die russische Kirche, indem sie von ihm sagt: „Du ziertest den göttlichen Thron des Petrus, und weil du die Kirche auf diesem unerschütterlichen Felsen aufrecht erhieltest, verherrlichtest du deinen Stamm: glorreichster Meister aller rechtgläubigen Lehre, Wahrheit verkündender Mund der heiligen Gebote, um welchen das gesammte Priesterthum und die gesammten Rechtgläubigen sich vereinigten, um die Häresie zu verdammen.“

Wir verweisen den Leser, der mehr über diesen merkwürdigen Gegenstand zu wissen wünscht, auf eine kleine Broschüre des berühmten Geschichtforschers J. F. H. Schlosser: „Die morgenländische orthodoxe Kirche Rußlands und das europäische Abendland. (Heidelberg in Commission bei J. C. B. Mohr „Akademische Verlagsbuchhandlung 1845.“)

Ist es zu verwundern, daß die westrussischen Bischöfe, nachdem sie diese und viele ähnliche Lobpreisungen zur Ehre der größten Päpste tausendmal in ihren liturgischen Büchern selbst gelesen, und singen hörten, bei jener Gelegenheit von Verlangen erfüllt waren, sich mit der Kirche von Rom wieder zu vereinigen, zumal, da sie die angeblichen Irrthümer, welche die morgenländische der römisch-katholischen Kirche vorwirft, dabei reiflich überlegten. Wie bereits erwähnt, begaben sich die zwei Bischöfe von Luzk und von Wladimir, Cyrill Terlezky und Hypatius Pozeij zum Papste Clemens VIII. nach Rom. Sie überreichten ihm mehrere Schreiben:

Briefe des Erzbischofs von Kiew und der übrigen Bischöfe von Rußland an unsern sehr heiligen Vater Clemens VIII. Papst, über ihre Vereinigung mit der heil. römischen Kirche. Gegeben den 12. Juni des Jahres U. H. 1595.

Eins derselben lautet, dem Zeugniß des großen Kirchenannalisten

Cardinal Baronius gemäß, das der Herausgeber der auf S. 85 erwähnten Gagarinischen Schrift, in die deutsche Uebersetzung aufgenommen, also:

Sehr heiliger Vater, Oberherr und oberster Hirte der Kirche Christi, mildester Herr.

Zurückrufend in unser Gedächtniß die Uebereinstimmung in allen Dingen und die Einheit der orientalischen und occidentalischen Kirche, beobachtet von unseren Vorfahren unter dem Gehorsam und der Regierung des heil. apostolischen römischen Stuhles: und anderseits in uns selber betrachtend die Spaltungen und Schismen, welche gegenwärtig in der Kirche Fuß gefaßt haben, haben wir nicht anders als Anlaß finden können, vom äußersten Kummer ergriffen zu werden und richten inbrünstige Gebete an unsern Herrn, auf daß er eines Tages uns versammeln möge in der Einheit eines männlichen Glaubens; stets erwartend, ob etwa unsere Obern und Hirten der orientalischen Kirche — unter deren Gehorsam wir bis jetzt gewesen sind — zu gutem Ende daran denken wollten, zu dieser Einheit und Eintracht zurückzukehren, welche alltäglich in ihren Liturgien sie von Gott verlangen und daß sie mit Eifer und Liebe dieser Angelegenheit sich widmen würden. Aber sehend, daß wir vergeblich dergleichen von ihnen erhofften; nicht sowohl etwa wegen Übelwollen oder Trotz, sondern weil sie schmachten unter dem harten Joche der Knechtschaft eines überaus grausamen Tyrannen und Feindes der christlichen Religion, können sie nicht thun noch versuchen zu thun, was sie gerne möchten; wir jedoch, die wir in diesen Gegenden uns befinden unter der Herrschaft des erlauchten Königs von Polen und Schweden und Großherzogs von Litthauen, und denen es darum unbenommen ist mit Freiheit zu handeln, ansehend unsere Pflicht und nicht entgegen sein wollend uns selber wie den Angehörigen der Heerde Jesu Christi, deren Obhut uns übergeben: die wir auch nicht in dieser Sache unser Gewissen belasten wollen mit dem Untergange so vieler Seelen, verursacht durch diese Spaltungen: — wir haben mit Gottes Hülfe berathen, wiederzukehren zur Einheit, die einst so enge gewesen zwischen der morgenländischen und abendländischen Kirche und von unsern Vorgängern auf dem Concil zu Florenz bestätigt worden; auf daß zusammengefügt durch das Band dieser Einheit Alle Eines Mundes und Eines Herzens, wir unter dem Gehorsam

und der Regierung Ew. Heiligkeit loben und preisen können den allerheiligsten Namen des Vaters, des Sohnes, und des heil. Geistes.

Und mit der Zustimmung und Einwilligung unseres Herren Sigismund III., durch Gottes Gnaden König von Polen und Schweden und Großherzog von Litthauen — dessen besondere, mit Weisheit gepaarte Liebe auch bei diesem Anlaß sich klar gezeigt — senden wir zu Ew. Heiligkeit unsere sehr theuren Brüder die Ehrwürdigen, in Jesu Christo, Hypatius Pozeij, Primas und Bischof von Wladimir und Brzesc und Cyrill Terlezky, Eparch und Bischof von Luzk und Ostrog, denen wir Auftrag gegeben, zu Ew. Heiligkeit sich zu verfügen, und — wenn Ew. Heiligkeit sich herabläßt, uns zu behalten und zu bestätigen für Sich und Ihre Nachfolger gänzlich und unverbrüchlich, ohne jemals in dieser Beziehung etwas zu erneuern, in unsrer Weise der Spendung der Sacramente, und in den Gebräuchen und Ceremonien der morgenländischen Kirche,*) in der Art, wie wir unsre erste Einigung zu thun pflegten — sowohl in ihrem Namen als in unserer Aller, Erzbischof, Bischöfe, und unser ganzer geistlicher Stand sammt den göttlich uns anvertrauten Schafen, den dem Stuhle des heiligen Petrus und Ew. Heiligkeit als Oberhirte der Kirche Christi zukommenden Gehorsam zu leisten.

Erlangen wir alle diese von uns erbetenen Punkte, so wollen wir und unsere Nachfolger stets gehorsam sein Ew. Heiligkeit und allen Euren Nachfolgern und verharren unter deren Regierung.

Kraft mehrer Versicherung dessen, haben wir diese Briefe eigenhändig unterschrieben und mit unsern Siegeln versehen. Gegeben aus dem Königreich Polen und Großherzogthum Litthauen, den 12. Juni des Jahres des Herrn 1595 nach dem alten Kalender.

Ew. Heiligkeit

demüthigste Briefschreiber und Diener in Gott:

Michael, Metropolit von Kiew und Ghalitsch, (Galizien) und von ganz Rußland. Eigenhändig. Hypatius, durch die Gnade Gottes Primas, Bischof von Wladimir und Brzesc. Eigenhändig. Cyrillus Terlezky,

*) Fürst Pater Gagárin sagt in seinem Streite mit der polnischen Zeitung „Przeglad“. Die Zurücksetzung, welche der griechisch-unirten Kirche, der lateinischen gegenüber von der Republik Polen widerfuhr, war es lediglich, welche die Verschmelzung beider Kirchen verhinderte.“ Daß die unirte Kirche von Seiten der Republik Polen Zurücksetzung

Exarch des Metropoliten von Kiew, Bischof von Luzk und Ostrog. Eigenhändig. Gregory Wladika, ernannter Erzbischof von Polozk und Witebsk. Eigenhändig. Dionisius Pelezizki, Bischof von Pinsk und Turow. Eigenhändig. Michael Kopinstenski, Bischof von Peremyschl und Szambor. Eigenhändig. Gedean Boloban, Bischof von Lemberg und Kamienez. Jona Hohol, Archimandrit der Heilandskirche in Kobryn.

Ich der nämliche Jona als designirter Bischof von Pinsk und Turow, habe eigenhändig dieses Eintrachts- und Einheits-Instrument meiner Brüder gezeichnet.

Am 23. December desselben Jahres (1595) wurden die zwei Gesandten mit ihren Briefen in dem Gemache des vatikanischen Palastes zur öffentlichen Audienz zugelassen vor dem Papste, den Cardinälen der römisch-katholischen Kirche und andern hohen Prälaten, um öffentlich den Entzweck ihrer Sendung kund zü thun.

Nach den üblichen Audienzceremonien überreichten sie dem heiligen Vater die Briefe, auf daß sie öffentlich vorgelesen würden; sie waren aber in russischer Sprache*) geschrieben — doch befand sich Einer unter den Anwesenden, der sie vortragen konnte und als dieses geschehen war, übersetzte man sie in's Lateinische und las sie nochmals vor. Darauf hielt Sylvius Antonianus, Oberkämmerer des Papstes, der auch zugleich als Secretair Sr. Heiligkeit hier thätig war, eine Ansprache an die zwei russischen Bischöfe, in welcher er die Gnade

erleiden mußte, kann angenommen werden; daß aber eine Verschmelzung beider Kirchen hätte Statt finden können in dem Sinne, wie Pater Gagárin meint, kann deshalb bestritten werden, weil eben diese Bischöfe es sich zur besonderen Bedingung machten, daß sie in Cultussachen immer griechisch-russisch bleiben dürften.

*) Hieraus geht deutlich hervor, daß die Posener Zeitung „Przeglad", indem sie die Russinen von den Russen unterscheidet und behauptet, die griechisch-unirte Kirche sei eine polnische gewesen, im Irrthum ist, denn wäre sie das gewesen, so würden die Bischöfe ohne Zweifel in polnischer, nicht in russischer Sprache geschrieben haben. Pater Gagárin bemerkt darüber richtig, daß die Polen nie einen griechischen, sondern immer einen lateinischen Cultus gehabt haben. Die Bischöfe sprechen ja auch von ihren Obern und Hirten der morgenländischen Kirche, unter deren Gehorsam sie bisher gewesen, und ihre Bedingung, die sie dem Papste machen, ist ja oben ganz deutlich ausgesprochen, nämlich: daß sie ihren griechischen Cultus auch unter allen Nachfolgern Clemens VIII. beibehalten dürften.

Gottes preis't für das Licht, das sie den russischen Bischöfen leuchten ließ, damit sie eingesehen, wie die Glieder, welche nicht mit dem Haupte vereinigt sind, auch nicht dem Körper angehören; wie die vom Weinstocke getrennte Rebe keine Frucht tragen kann; wie die Bäche vertrocknen, die nicht mit ihren Quellen zusammenhängen, wie überhaupt Derjenige Gott nicht zum Vater haben kann, der die Kirche nicht zur Mutter hat, welche ist die katholische apostolische Kirche, die zum sichtbaren Oberhaupte hat den Papst u. s. w.

Nach dieser Ansprache wurden im Namen Sr. Heiligkeit die zwei Russen aufgefordert, einer nach dem andern das römisch-katholische Glaubensbekenntniß, geschrieben und unterzeichnet von ihrer Hand, öffentlich und laut herzusagen. Hypatius, der Latein verstand, legte sein Glaubensbekenntniß in dieser Sprache zuerst und in folgender Form ab:

„Heiligster und gottseligster Vater!

Ich der demüthige Hypatius Pozeij, durch Gottes Gnade Primas, Bischof von Wladimir und Brzesc, in Rußland, von der Nation der Russinen oder Ruthenen, einer der Stellvertreter der ehrwürdigen Väter in Christo, der Prälaten derselben Nation, nämlich des Michael Ragosa, Erzbischofs Metropoliten von Kiew und Ghalitsch und von ganz Rußland, des Gregory, ernannter Erzbischof erwählter Bischof von Pinsk und Turow, des Michael Kopistenski, Bischof von Peremyschl und Szambor, des Gedeon Boloban, Bischof von Lemberg, des Dionysius Zbirviski, Bischof von Chelm — bin befehligt und gesendet von ihnen insbesondere wie insgesammt, nebst dem ehrwürdigen Vater in Christo Cyrillus Terletzky, Eparch, Bischof von Luzk und Ostrog, der nämlichen Nation, einer der Stellvertreter der oben genannten Prälaten und mein Genosse in diesem Amte, zu empfangen und verheißen diese Einigung von Ew. Heiligkeit und der heiligen römischen Kirche: und zu vollziehen in ihrer aller Namen, im Namen ihres ganzen geistlichen Standes und der ihnen übergebenen Heerden, den diesem heiligen Stuhle des h. Petrus und Ew. Heiligkeit als oberster Hirte der allgemeinen Kirche gebührenden Gehorsam. In Demuth zu den Füßen Ew. Heiligkeit und zu leisten und zu erklären bereit das hier nachfolgend, nach der den zur Einheit der heil. römischen Kirche zurückkehrenden Griechen vorgeschriebenen Form, verfaßte Bekenntniß des orthodoxen Glaubens, sowohl als Wortführer des genannten Erzbischofs

und der Bischöfe von Rußland, die mich zu dieser Sendung gewählt, wie in meinem eigenen Namen, zusammen mit dem genannten Cyrill, Eparch, Bischof von Luzk und Ostrog, gleichfalls Wortführer und mein Genoß — ich verspreche und versichere, daß Jene, der Erzbischof und die Bischöfe, dasselbe (Glaubensbekenntniß) für allzeit bindend und genehm halten, es bekennen und annehmen und zur gehörigen Frist vollziehen und bestätigen, und auf's Neue es machen und erklären werden von Wort zu Wort, laut der besagten Form, und es an Ew. Heiligkeit und diesen heil. apostolischen Stuhl einschicken werden unterzeichnet von ihrer Hand und besiegelt mit ihrem Insiegel, in der Weise wie folgt:

Ich glaube mit festem Glauben und bekenne alles, was im Allgemeinen wie im Besondern enthalten ist im Glaubenssymbolum, dessen sich die heil. römische Kirche bedient, nämlich:

Ich glaube an Einen Gott, den allmächtigen Vater, Schöpfer Himmels und der Erde, aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge. Und an Einen Herrn Jesum Christum, den eingebornen Sohn Gottes, vom Vater erzeugt von Ewigkeit, Gott von Gott, Licht vom Licht, wahrer Gott vom wahren Gott; erzeugt, nicht erschaffen, Einer Wesenheit mit dem Vater, durch Den Alles gemacht ist; Der um uns Menschen und um unseres Heiles willen herabgestiegen ist vom Himmel, und Fleisch geworden vom heiligen Geiste aus Maria der Jungfrau, und Mensch geworden; Der gelitten hat unter Pontius Pilatus, gekreuziget, gestorben und begraben; und wieder auferstanden ist am dritten Tage, der Schrift gemäß, und aufgefahren in den Himmel, sitzet zur Rechten des Vaters und wiederkommen wird mit Herrlichkeit zu richten die Lebendigen und die Todten, dessen Reichs kein Ende sein wird.

Und an den heiligen Geist, den Herrn und Lebendigmacher, der vom Vater und Sohne ausgeht, der mit dem Vater und dem Sohne zugleich angebetet und verherrlichet wird, der geredet hat durch die Propheten. — Und an Eine heilige katholische und apostolische Kirche. Ich bekenne Eine Taufe zur Vergebung der Sünden, und erwarte die Auferstehung der Todten und ein ewiges zukünftiges Leben. Amen.

Ich glaube auch, empfange und billige Alles, was das heilige ökumenische Concilium von Florenz festgesetzet und erkläret hat über die Einheit der orientalischen und occidentalischen Kirche, nämlich, daß der heil. Geist in Ewigkeit ist vom Vater und vom Sohne, und daß

er seine Wesenheit und sein Sein bestehend hat vom Vater und vom Sohne zusammen und daß er ewiglich von allen beiden ausgeht, wie von Einem Prinzipe und durch Eine Spiration.

Und daß auch, wie die heiligen Kirchenlehrer und Väter sagen, daß der heil. Geist ausgehet vom Vater durch den Sohn, in dem Sinne zu verstehen sei, wie durch diese Worte der Sohn bezeichnet werde als gleichfalls die Ursache, nach den Griechen, und, nach den Lateinern, das Prinzip der Subsistenz des heil. Geistes, gleich wie der Vater.

Und daß auch so sei, daß alles was des Vaters ist, er seinem einzigen Sohne gegeben, indem er ihn zeugte, außer der Vaterschaft; und daß der heil. Geist ausgehe vom Sohne, welcher Sohn ihn ewig vom Vater hat, von dem er gleichfalls von Ewigkeit gezeugt ist.

Und ebenso, daß diese Erklärung (filioque) zur Aufhellung der Wahrheit und weil die Nothwendigkeit es heischte, schicklicher Weise und aus gutem Grunde in das Symbolum aufgenommen worden.

Desgleichen daß im Waizenbrode ohne Sauerteig der Leib Jesu Christi wahrhaft konsekrirt ist, und daß in dem einen oder andern (gesäuerten oder ungesäuerten) die Priester konsekriren denselben Leib unsres Herrn, nämlich ein Jeder nach dem Gebrauche seiner Kirche, sei es der orientalischen, sei es der occidentalischen.

Ferner daß, wenn die wahrhaft Reumüthigen im Erbarmen Gottes sterben, bevor sie durch würdige Früchte der Buße für ihre durch Werke oder Unterlassung begangenen Fehler genug gethan haben, ihre Seelen befreiet werden von den Strafen, und daß ihnen sehr dienlich die Beistehungen der lebenden Gläubigen, nämlich die Opfer der Menschen, die Gebete und Almosen, und andere Pflichten der Frömmigkeit, welche die Gläubigen gewohnt sind einander zu leisten, gemäß der Einsetzung der Kirche; und daß die Seelen derjenigen, welche nach dem Empfang der heil. Taufe sterben, ohne irgend einen Flecken von Sünde empfangen zu haben, und daß diejenigen, welche nach der Makel der begangenen Sünde gereinigt worden, sei es daß sie noch im Kerker ihres Leibes eingeschlossen gewesen oder daß sie bereits davon befreit gewesen — alsbald (wie oben gesagt worden) in den Himmel aufgenommen werden und klar erschauen den großen Dreieinigen Gott in seiner Wesenheit, so wie er ist, die eine Seele jedoch vollkommner als die andere, je nach der Verschiedenheit ihrer Verdienste; aber daß die Seelen der-

jenigen, welche in tödtlicher, thätlicher oder auch nur Erbsünde sterben, unverweilt zur Hölle hinabsteigen, um da bestraft zu werden, nach verschiedenem Grade indeß.

Des Weiteren, daß der heil. apostolische Stuhl und der römische Papst den Vorrang behauptet auf der ganzen Erde, und daß derselbe römische Papst Nachfolger des heil. Petrus, Fürsten der Apostel, und wahrer Stellvertreter Jesu Christi, Haupt der ganzen Kirche, Vater und Lehrer aller Christen, und daß in der Person St. Petri Vollgewalt ihm gegeben durch unsern Herrn Jesus Christus, zu weiden, zu regieren und zu beherrschen die allgemeine Kirche, wie dies gleicherweise enthalten in den Akten der ökumenischen Concilien und den heiligen Canones.

Zudem billige ich und nehme an alle die übrigen Dinge, welche die heilige römisch-katholische Kirche aufgestellet und geboten hat anzunehmen und zu billigen durch die Dekrete des heiligen und ökumenischen allgemeinen Conciliums von Trient, auch bezüglich desjenigen, was über das oben besagte Glaubenssymbolum hinausgeht, und demzufolge nehme ich festiglich an und empfange die apostolischen und kirchlichen Überlieferungen und die andern Konstitutionen und Beobachtungen der nämlichen Kirche.

Gleicherweise nehme ich an und empfange die heilige Schrift, folgend demselben Sinne, den darin stets gehalten und noch hält die heilige Kirche, unsre Mutter, der es zukommt über den wahren Sinn und die Auslegung der heiligen Schriften zu urtheilen, und nimmer werde ich sie anders auslegen und annehmen als nach der übereinstimmenden Bezeugung der heiligen Väter.

Ich sage auch und bekenne öffentlich, daß es wahrhaft und gewiß sieben Sakramente des neuen Gesetzes giebt, eingesetzt durch unsern Herrn Jesus Christus zum Heile des menschlichen Geschlechts, wie daß alle nicht nothwendig sind für jedweden: nämlich Taufe, Firmung, Eucharistie, Buße, letzte Ölung, Priesterweihe und Ehe, und daß durch dieselben uns die göttliche Gnade zu Theil wird, und endlich daß, von diesen sieben, die Taufe, die Firmung und die Priesterweihe ohne Entheiligung nicht sich wiederholen können.

Ich nehme auch an und erkenne an den Gebrauch der von der katholischen Kirche angenommenen und gebilligten Ceremonien bei der feierlichen Verwaltung aller der erwähnten Sakramente.

Ich bekenne und nehme an alles, was festgesetzet und erkläret worden beim heil. Concilium von Trient hinsichtlich der Erbsünde und der Rechtfertigung.

Ich bekenne gleicherweise und nehme an, daß in der Messe der wahre Gott dargeboten wird als passendes und sühnendes Opfer für die Lebendigen und die Abgestorbenen, und daß im heiligen Sakrament der Eucharistie wahrhaft, wirklich und wesentlich ist der Leib und das Blut mit der Seele und der Gottheit unsres Herrn Jesus Christus; und daß in diesem Sakramente eine Umwandlung gemacht wird von der ganzen Substanz des Brodes in den Leib, und von der ganzen Substanz des Weines in das Blut des Heilandes, welche Umwandlung von der katholischen Kirche Transsubstantiation genannt wird.

Ich bekenne ferner, daß auch nur unter einer Gestalt man Jesum Christum ganz und vollständig empfängt, und im wahrhaften Sakrament.

Ich halte beständig dafür, daß es ein Fegefeuer giebt und den dahin verwiesenen Seelen Hülfe zu Theil wird durch die Beistehung der Gläubigen.

Ebenso, daß wir verehren und anrufen müssen die mit Jesu Christo regierenden Heiligen, und daß diese Gott für uns bitten, und daß man Verehrung schuldet ihren Reliquien.

Ich halte auch festiglich dafür, daß man haben und hegen soll die Bilder Jesu Christi und der immerreinen Jungfrau, Mutter Gottes, gleichwie der anderen Heiligen, und daß denselben Ehre und Ehrfurcht gebühret.

Ich behaupte auch, daß die Gewalt der Ablässe von Jesu Christo in seiner Kirche hinterlassen worden, und daß der Gebrauch derselben dem christlichen Volke sehr heilsam.

Ich erkenne die heilige katholische, apostolische und römische Kirche als die Mutter und Lehrerin aller Kirchen an, versprechend und schwörend wahrhaften Gehorsam dem römischen Papste, Nachfolger des Apostelfürsten St. Petrus und Stellvertreter Jesu Christi.

Ich nehme gleicherweise an und billige, ohne irgend etwas anzuzweifeln, alle die übrigen Punkte, gelassen, erklärt und festgesetzt durch die heiligen Canones und ökumenischen Concilien und namentlich durch das heilige Concilium von Trient, und miteins verdamme, verwerfe

und verfluche ich alle widersprechenden Dinge, Schismen und Häresien irgend welcher Art, verdammt, verworfen und verflucht von der Kirche.

Daß ich diesen wahren und katholischen Glauben (außerhalb dessen Niemand kann erlöset werden), den ich gegenwärtig freiwillig und öffentlich erkläre und zu dem ich wahrhaft und ohne Hinterhalt mich bekenne — in seiner Ganzheit und unverletzlich festzuhalten und zu bewahren Sorge tragen werde, beständig bis zum letzten Hauche meines Lebens mit der Gnade Gottes, und daß ich denselben bewahren, lehren und verkünden lassen werde unter meinen Untergebenen, deren Sorge mich angeht kraft meines Amtes.

Ich Hypatius Pozeij, Primas, Bischof von Wladimir und Brzesc, Stellvertreter der Obengenannten, des Erzbischofs und der Bischöfe von Rußland, als Wortführer in ihrem Namen und in meinem eigenen Namen, ich verspreche, gelobe und schwöre wie oben. So Gott mir helfe, und die heil. Evangelien Gottes."

Hypatius, Gesandter von Rußland, bekräftigte dieses von ihm gemachte Bekenntniß des katholischen Glaubens durch den Eid, den er auf die heiligen Evangelien ablegte und durch seine Unterzeichnung, welche getreu in die russische Sprache übertragen, von seiner Hand unterschrieben und öffentlich verlesen, er wiederholt anerkannte durch einen zweiten Eid.

Da zur selben Stunde der andere Gesandte Cyrillus das nämliche öffentliche Bekenntniß abgelegt, gemäß dem Gebrauche in russischer Sprache persönlich und in lateinischer Sprache durch einen Dolmetscher, und es bekräftiget hatte durch die nämlichen Eidschwüre und die Unterschreibung wie oben, und zuletzt alle diese Dinge geschehen waren mit großer Feierlichkeit nach der von den heiligen Canones gebotenen Form (wie es uns die von den Beamten der heiligen Inquisition öffentlich angefertigten öffentlichen Instrumente bezeugen) — sind sie abermals den Füßen des heiligen Vaters genahet und haben dieselben geküßt.

Darauf redete der heilige Vater Clemens mit etwas leiser Stimme, welche von den Nahestehenden verstanden werden konnte, sie an, ungefähr wie folget:

„Wir vermögen durch keine Worte genügend auszudrücken die Freude, welche wir am heutigen Tage durch eure Rückkehr zur katholischen römischen Kirche in unsrem Herzen empfangen.

Wir spenden besonderen Dank dem unsterblichen Gott, der durch seinen heiligen Geist euch diesen Willen und Neigung gegeben, euch zu wenden an die heilige römische Kirche, eure und aller Gläubigen Mutter, welche den Schooß ihrer Liebe erschließend euch aufnimmt, und auch wir nehmen mit aufrichtiger Empfindung des Herzens euch auf, euren Metropoliten, eure Mitbrüder, die Bischöfe, und die ganze Nation der Russinen; indem wir die feste Meinung von euch hegen, daß wahrhaft, ohne Verstellung und mit einer guten Absicht vor Gott, welcher die Herzen der Menschen erforschet, ihr zu uns gekommen seiet und das Bekenntniß des katholischen Glaubens abgeleget habet.

Erkennet, meine Brüder, die Gnade Gottes und bewahret das Geschenk der göttlichen Barmherzigkeit. Seiet gehorsam dieser eurer liebevollen Mutter, welche das Heil eurer Seelen inbrünstig wünschet und keinerlei irdische Sache bei euch suchet. Seiet demüthig, und wollet euch nicht überheben in eurem Sinne. Denn Gott — wie ihr wisset — widerstehet den Hochmüthigen, den Demüthigen aber gewähret er seine Gnade. Und das unglückliche Griechenland (dessen Elend wir unaufhörlich beklagen) hat durch seinen Hochmuth das Licht der Wahrheit verloren und ist unter den Druck des harten Joches der Knechtschaft verfallen.

Bewahret darum die Demuth, und seiet festiglich vereinet mit der katholischen Kirche.

Wir werden bei keinem Anlaß, so weit wir mit Gottes Hülfe vermögen, außer Acht lassen, was euch dienlich und nützlich sein wird, und so auch segnen wir euch, die ihr hier gegenwärtig, so wie alle die euren, welche abwesend sind."

Nachdem nun der heilige Vater den Segen gespendet, erhob sich die Versammlung. — —

Peter der Große sagt in seinem Programm, nach welchem seine Nachfolger auf dem Herrscherthron sich richten sollen, wie Weltumsegler nach den Seekarten: daß planmäßig dahin gearbeitet werden müßte, um die schismatischen Griechen (die Unirten) wieder für die orthodoxe Staatskirche, und um über ihre in Ungarn und dem südlichen Polen zerstreuten Brüder einen überwiegenden Einfluß zu gewinnen.

Catharina II. arbeitete rüstig an diesem Werke, das aber erst Kaiser Nikolai im Jahre 1839 ganz zu Stande brachte. Seitdem giebt es in dem eigentlichen Rußland selbst keine unirten Griechen mehr,

wohl aber noch in andern slawischen Ländern und auch in Ungarn, bei denen es aber noch nicht dazu gekommen ist, wie der große Zar naiv genug bemerkte — daß die russische Kirche einen überwiegenden Einfluß über sie gewinnen sollte. Da die westrussischen Bischöfe in ihren Bittschreiben an den Papst sich ausdrücklich vorbehielten, die Ceremonien der orientalischen Kirche beizubehalten, die Sacramente zu verwalten und den Gottesdienst zu vollbringen in der Weise und nach dem Gebrauche der orientalischen Kirche, und nur einwilligten, die Artikel zu verbessern, welche die Vereinigung verhindern könnten: so erklärte der heil. dirigirende Synod zu St. Petersburg auf die Klage, welche die ganze katholische Christenheit, über jenen Act der russischen Gewaltthätigkeit laut werden ließ, daß die Unirten von jeher im Dogma völlig einig mit der russischen Kirche gewesen, ganz so wie sie es auch jetzt seien — und daß, wenn die russischen Bischöfe aus eigenem religiösem Antriebe ohne alle persönliche und politische Interessen die Union mit Rom gesucht, ihre Nachfolger *) aus eben diesem religiösen Triebe mit ihrer Heerde in den Schooß ihrer rechten Kirche wieder zurückgekehrt seien. Wolle man aber hier von Zwang sprechen, so müßte man die unparteiische Geschichte zum Richter aufstellen und diese würde dann erklären, welche Beweggründe jene Bischöfe zur Union bestimmt und welches Treiben die Jesuiten sich zur Vorbereitung und Befestigung der Union erlaubt hätten. Der Papst dagegen erklärte stets und erklärt es auch noch, daß das Dogma der Unirten vollständig katholisch sei und daß sie in Bezug aller ihrer kirchlichen Einrichtungen auf einer und derselben Stufe mit den Gliedern der lateinischen Kirche sammt deren Berechtigung ständen.

Herr v. Haxthausen bemerkt zu dieser Streitfrage, sie sei das bekannte mathematische Axiom: Si duo aequales tertio, etc. Dieser

---

*) Vornehmlich war es der unirte Bischof Joseph Siemazko, der sich für den russischen Plan gewinnen ließ. Eine Versammlung zu Plozk, aus 3 Bischöfen und 1305 Geistlichen bestehend, an deren Spitze eben dieser Siemazko stand, sagte sich am 12. Februar 1839 in einer Urkunde von der römisch-katholischen Kirche los und bat den Kaiser Nikolai und den heil. Synod um Wiederaufnahme in ihre alte rechtgläubige (russische) Kirche. Der Kaiser genehmigte ihr Gesuch und unterzeichnete das Bittschreiben mit den Worten: „Ich danke Gott und genehmige dies.“ —

Vergleich scheint schon deshalb nicht hierher zu passen, weil die Unirten den Papst als Nachfolger Petri und Stellvertreter Jesu Christi, nebst der Lehre, daß der heilige Geist vom Vater und vom Sohne ausgehe, anerkannten und dadurch von dem Dogma der griechischen Kirche abweichen. Denn läßt die morgenländische Kirche mit allen ihren Schismatikern, die sich noch nicht mit der katholischen Kirche vereinigten, diese beiden Punkte anerkennen, und der Papst wird alle ihre Glieder als vollständig katholisch erklären, möge sie ihre alten Gebräuche und Ceremonien u. s. w. beibehalten nach wie vor.

Als ein Paar Jahre darauf die Popen in den Ostseeprovinzen so viele Tausend Proselyten machten, konnte der heilige Synod nicht behaupten, daß die Protestanten im Dogma völlig einig mit der russischen Kirche seien. — Das Einzige was man zu behaupten suchte, war, daß Kaiser Nikolai von dieser Bekehrungssucht der russischen Popen nichts gewußt habe und daß die Entrüstung des ganzen protestantischen Auslandes hierüber, allein diesen letztern und dann auch den protestantischen Geistlichen selbst, die lieber mit den Edelleuten auf die Jagd gegangen wären, als ihre Heerde geweidet und gehütet hätten, zu Schulde käme. Dieses erstere hatte auch einen Schein von Wahrheit, denn es war jedem protestantischen Prediger, der den Muth dazu hatte, gestattet, die List und Gewaltthätigkeit der Popen, mit der sie ihre Glaubenswerberei trieben, auf den Kanzeln ihrer Kirchen laut zu rügen, wenigstens hörte ich unter andern in der Provinz, auch einen lutherischen Pastor in St. Petersburg von der Kanzel herab auf diese Popen und ihr Treiben so gewaltig losdonnern, daß es mir Angst und Bange für den kühnen Mann wurde — und es geschah ihm nichts, er erhielt nicht einmal einen Verweis. Hieraus ersieht man, daß dem Kaiser Nikolai an der guten Meinung der Protestanten mehr gelegen war, als an der der römischen Katholiken. Daß er aber von dem Treiben der Popen nichts gewußt habe, wie man glauben machen wollte, können wir nicht annehmen, denn so etwas wäre wohl bei einem Féodor I., dem schwächsten aller Herrscher, die je auf dem Throne Rurik's saßen, möglich gewesen, aber bei einem Nikolai I. nimmermehr! Doch angenommen, er habe nichts davon gewußt, so hätte er in diesem Falle, da das Proselytenmachen nur durch List, Drohung und Geschenke der Popen, nicht aber aus innerem Drange und aus Ueberzeugung der lutherischen Bauern geschehen ist, allen den

Tausenden, die wieder in ihre Kirche aufgenommen sein wollten, den Rücktritt gestatten sollen! Denn man vergesse nicht, daß nicht nur der Senat, sondern auch der Synod sich dem Willen des unumschränkten Herrschers fügen muß. Die armen lutherischen Bauern befanden sich größtentheils in derselben Uncultur wie die russischen Leibeigenen. Die Preise der Lebensmittel standen in der Zeit des Proselytenmachens hier sehr hoch. Dies benutzten die Popen und versprachen Allen, die zur russischen Kirche überträten, Brot, Mehl, Grütze, Kartoffeln u. s. w.; auch theilten sie hier und da solche Lebensmittel aus; wer sich aber ihrem Willen nicht fügen wollte, dem droheten sie mit der Hölle, in die ein Jeder unvermeidlich gerathen würde, der nicht zu ihrer allein seligmachenden Kirche gehöre. So brachten sie unter den unwissenden, in Mangel lebenden armen Leuten ihr Werk zu Stande. Ich verehre das Andenken des Kaisers Nikolai, so lange ich leben werde, es ist mir hoch und werth. Er selbst schwebte mir lange Zeit als Ideal eines russischen Herrschers vor; aber ich kann nicht verhehlen, daß das Ueberführen jener Katholiken und dieser Protestanten in die russische Kirche einen schmerzlichen Eindruck auf mich machte, denn die Religion ist ein zu hohes und heiliges Wesen für den Menschen, als daß man sie zum Mittel machen könnte, rein politische Zwecke zu erreichen. Ich gebe es nicht nur zu, sondern es ist Wahrheit, daß dem Kaiser Nikolai die Gewaltthätigkeiten, die seine Beamten sich gegen viele unirten Priester erlaubten, welche sich die russischen Ritualbücher und Meßgewänder nicht aufdrängen ließen, größtentheils unbekannt blieben. — Ich brachte einige Jahre an einem Verbannungsorte zu, wo ich durch meine Stellung und die unbeschreibliche russische Gastfreundschaft sehr glückliche Tage verlebte. Es befand sich hier auch ein unirter Geistlicher, der sich lieber in Stücke hätte reißen lassen, als zur russischen Kirche überzutreten. Wie er mir versicherte, hatten sie ihm das Arrestantengeld, das an hiesigem Orte für dergleichen Verbannte aus etwa achtzehn Pfennigen besteht, entzogen, und da die Paar Katholiken, die hier lebten, selbst arm waren und ihm wenig oder nichts geben konnten, so wurde der arme Mann nicht selten vom Hunger geplagt. Da er mir hoch und theuer versicherte, er habe nichts gethan, sein Verbrechen sei, daß er seiner Religion getreu geblieben wäre, so versuchte ich einmal beim Vice-Gouverneur, mit dem ich gut bekannt war, und der grade, weil der Gouverneur abwesend war, regierte, Fürsprache für ihn einzulegen,

damit er wenigstens das Arrestantengeld erhalte. Wie können Sie für diesen Thoren bitten, der sich widerspänstig zeigt gegen den Allerhöchsten Befehl? erhielt ich zur Antwort. Aber was hat er denn eigentlich gethan? fragte ich. — „Er hat den Gottesdienst nach Art der Unirten gehalten, obgleich der Ukas schon erschienen war, der dies streng untersagte! Warum folgt dieser Thor nicht seinem Bischof und seinen andern geistlichen Brüdern, und zeigt sich widerspänstig gegen den Allerhöchsten Befehl!“ — Wenn sein Verbrechen darin besteht, daß er seiner Religion treu blieb, so muß ich ihn ehren, denn wie kann man mich zwingen, eine andere Religion anzunehmen? bemerkte ich. Aber begreifen Sie denn nicht, fuhr der Vicegouverneur auf, begreifen Sie denn nicht, daß es der Allerhöchste Befehl so will? — Obgleich ich nun mit diesem hohen Beamten auf so gutem Fuße stand, daß ich mir sogar manchen Scherz erlauben konnte, so hielt ich es doch für rathsam nichts gegen den Allerhöchsten Befehl zu erwiedern. —

Daß Kaiser Nikolai ein großes Ziel vor Augen hatte, nach dem er strebte, das er aber nicht erreichte und eingedenk der Zustände, in denen sich das russische Volk und sein ganzes Reich befand und noch befindet, auch nicht erreichen konnte, läßt sich durch nichts in Abrede stellen. Denn in einem halben Jahrtausend, von der größten Glanzperiode des Freistaats Nowgorod, welcher die Deutschen freundlich aufnahm, ihnen das Ehrenbürgerrecht gab und ihnen einen schönen Theil der Hauptstadt zu Waarenlagern und Wohnungen einräumte, an gerechnet, bis zu Alexander I. Tode, sind nicht so viel Ausländer zu russischen Unterthanen gemacht worden, als während der Regierung Kaiser Nikolai I.

Es konnte nicht im Plane Peter I. gelegen haben, als er den Ausländern die ausgedehntesten Privilegien gab, um sie nach einem Jahrhundert wieder vernichten zu lassen, zumal er deutlich sah, daß die Großen seiner Nation, nachdem sie eine westeuropäische Bildung erlangt, durchaus keine Lust zeigten, die untern Classen ihres Volkes in die abendländische Zucht und Lehre zu nehmen. Auch keiner seiner Nachfolger und Nachfolgerinnen bis auf Nikolai I. hielt es an der Zeit, diese alten Freiheiten aufzuheben, und eingedenk der Zustände des russischen Volkes, dürfte die geeignete Zeit dazu noch sehr fern sein. Aber nichts destoweniger erschienen unter Nikolai's Regierung Gesetze, durch welche diese Privilegien, theils direct, theils indirect aufgehoben worden sind. Das Vorzüglichste derselben bestand darin, daß

jeder Ausländer in Rußland als Gast leben und doch alle möglichen Künste und Gewerbe, sowohl im Großen als im Kleinen betreiben, ja, sogar in den Staats- und Militairdienst treten konnte, ohne russischer Unterthan werden zu müssen. Seit Jahren ist das anders, denn es kann Keiner mehr ein Amt, weder im Militair- noch im Civildienste — bei den Beamten, die zum Ministerium des Unterrichts gehören, ließ man es noch beim Alten — bekleiden, der nicht russischer Unterthan ist. Dasselbe betrifft auch alle Handwerker und Kaufleute, die ein Laden- oder Fabrikgeschäft betreiben wollen. Man sieht hieraus, wie enge der Raum ist, in welchem man sich als Gast oder nichtrussischer Unterthan in Rußland noch bewegen kann. Ausländische Handwerker können ihr Geschäft nur im Kleinen betreiben, denn hat z. B. ein Wagenbauer, Tischler, Instrumentenmacher u. s. w. eine Anzahl von Gehilfen, so wird er als Fabrikant betrachtet und er muß als solcher russischer Unterthan sein. Ich war einmal bei einem Schneider, der einige fertige Kleidungsstücke in seiner Gaststube — ebener Erde — am Fenster aufgestellt hatte, als einer aus der Duma (aus dem Rathhause, ein Mitglied des Stadtraths) herein trat und ihn fragte, ob er Kaufmann sei. Der Schneider verneinte dies und bemerkte, daß er nur zwei Gesellen und zwei Lehrburschen hätte. Aber wie können Sie Ihr Zimmer, an dieser Hauptstraße gelegen, wie ein Magazin ausstatten? entgegnet eder Stadtrath. Bald darauf mußte der Schneider im Rathhause erscheinen und man erklärte ihm, daß er Kaufmann dritter Gilde werden müßte, was eine Steuer von wenigstens 200 Rubel Silber jährlich auferlegt. Ob er Kaufmann werden mußte, weiß ich nicht, da ich mich um die Sache nicht weiter bekümmerte. Als Gäste können nur kleine Meister, Gesellen, Handlungsdiener, Künstler, Lehrer, Privatleute und einige Andere existiren. Die beiden erstern haben ihren Aufenthaltsschein mit 5 oder 6 Thaler, die andern mit dem Doppelten jährlich zu bezahlen. Kraft der Privilegien, die Peter der Große gab, konnte jeder Ausländer sammt seiner ganzen in Rußland geborenen und erzogenen Nachkommenschaft das bleiben, was der Vater, Groß- oder Urgroßvater war, als er ins Land kam. Sein Paß vererbte sich auf den Sohn, Enkel, Urenkel u. s. w.; nur mußte dieses Legitimationspapier in Form einer Aufenthaltskarte jährlich erneuert und bezahlt werden.

Die Summe dieser jährlichen Abgaben war Anfangs unbedeutend, steigerte sich aber mit der Zeit bis auf ein Paar Louisd'ors, je nach-

dem man einem höhern oder geringern Stande angehört. Nicht wenige der in Rußland lebenden Ausländer müssen einen Heimathsschein aufweisen oder das Land verlassen oder russische Unterthanen werden. Da nun die Kinder eines, z. B. Preußischen Unterthans, der vor vielen Jahren nach Rußland ging — in eben diesem Lande geboren und erzogen sind, keinen Heimathsschein erhalten können oder doch höchstens nur auf eine gewisse Reihe von Jahren, im Fall sie nach Preußen gingen und ihre Militairpflicht erfüllten — so mußten Solche schon im Anfange der Vierziger Jahre entweder das Land verlassen oder russische Unterthanen werden. Wo sollten die Meisten von ihnen, die unbemittelt waren, hin? Sie mußten bleiben und sich fügen. Dieses, für Viele in der That bittere Loos, traf hauptsächlich die Deutschen, deren Kopfzahl unter allen in Rußland lebenden Ausländern die bei weitem größte ist. Aber, wird mancher Leser einwenden, ist es nicht überall so, daß jeder Fremde, der sich in irgend einem Staate niedergelassen hat, sammt seinen Söhnen, Enkeln u. s. w. die Unterthanenpflichten erfüllen muß? warum in Rußland nicht? Wir antworten: Wären die Gesetze, unter denen jeder Nichtadelige in Rußland steht, nicht so äußerst strenge, so könnte es wohl jedem einerlei sein; das kann es aber Keinem schon deshalb sein, weil Niemand, der russischer Unterthan ist, das Land verlassen darf und weil ein armer Bürgerlicher für ein kleines Vergehen, oder auch manchmal aus bloßen Launen der Polizeibeamten sehr hart behandelt werden kann, ohne zu wissen, wo er sich darüber beklagen könnte, da er nirgends leicht Gehör finden wird; *) weil der russische Soldat 15 Jahre, früher sogar 25 Jahre der Reihe nach dienen muß, ohne die Hoffnung zu haben, Offizier zu werden, es sei denn, daß er Studien auf Hochschulen gemacht oder das Examen eines Oberlehrers bestanden hat. Die Kaufleute sind zwar der körperlichen Züchtigung überhoben und ihre Söhne sind frei vom Saldatenstande, doch nur so lange, als sie eine der drei Gilden zahlen. Zah-

---

*) Aus dem Befehl, den der Oberpolizeimeister von St. Petersburg an alle seine Untergebenen richtete und von dem im Monat April 1857 fast alle westeuropäischen Blätter sprachen, kann der Unkundige schon ahnen, wie man bisher mit armen Bürgersleuten umzugehen pflegte, wir meinen den Befehl, mit dem der Polizeichef seinen Beamten mehr Menschlichkeit gegen die untern Classen der Gesellschaft anempfiehlt und befiehlt.

len sie dieselben nicht mehr, so sind sie auch in diesen Stücken wie jeder andere Bürger gehalten. Jene Privilegien führten sowohl in nationaler als auch in confessioneller Beziehung eine Scheidewand zwischen den Ausländern und Russen auf, die man aber unter Kaiser Nikolai's Regierung schon fast gänzlich beseitigt hat. Die Kur-, Lief-, Esth- und Finnländer — wir meinen die Bürger in den Städten, nicht die Landleute — sind alle russische Unterthanen; aber Russen mögen sie doch nicht heißen; die drei ersten nennen sich Deutsche, die letztern lieber Schweden und von der Obrigkeit werden sie mit ihren Ländernamen bezeichnet; die in Rußland geborenen und erzogenen Ausländer d. h. die, welche bisher ihren ausländischen Paß zu behaupten wußten, werden von der Regierung Inosstränzi (Ausländer), genannt. Sobald sie aber den Unterthaneneid geleistet und dabei zur russischen Kirche übergetreten sind, kann man sie mit Recht Russen nennen. Das kann man auch von jenen sagen, wenn sie sich freiwillig oder gezwungen, zur russisch-griechischen Confession bekennen. Doch unterscheiden sie sich selbst in diesem Falle noch immer durch Sprache und Sitten von den echten Russen. Aber auch selbst hierin wollte die russische Politik eine Einheit erzwingen; denn noch nie arbeitete sie so emsig, als unter der Regierung Nikolai's, um alle Erinnerungen an die deutsche Bildung aus ihrem sämmtlichen Adel zu verwischen, die deutschen Ritter an der Ostsee dem modernen Bojarenthume zu unterwerfen und jedem die russische Sprache gleichsam einzutrichtern. Dieses Zusammenschmelzen aller ursprünglich einheimischen und fremden Elemente zu einem sprachlich-, kirchlich- und sittlich-nationalen Ganzen, beweist uns zur Genüge, daß Kaiser Nikolai ein großes Ziel vor Augen hatte, das er zu erreichen hoffte, und das alle seine Nachfolger gewiß nicht aus dem Auge verlieren werden!

Der Commerzien-Rath Küsin.

Im Uebrigen war die Gerechtigkeitsliebe diesem Kaiser gegen seine Unterthanen so eigenthümlich, daß er sie nie verleugnen konnte. Wurde ihm eine klare Sache zur Entscheidung vorgelegt, so sprach er Recht für Den, auf dessen Seite es war, gleich viel, welcher Classe der Gesellschaft er angehörte und ob der Staat oder der höchste Würdenträger

dadurch materiellen Schaden litt. Diese schöne Tugend gab zu mancher Anekdote und zu andern erzählenswerthen Geschichten Anlaß. Ich lernte in der Ukraine einen sehr merkwürdigen Mann kennen, von dem späterhin noch die Rede sein wird, er hieß Kúsin. Als Leibeigener diente er Anfangs in einem Kabák (Branntweinskneipe); durch außerordentliche Sparsamkeit brachte er es mit der Zeit dahin, daß er sich an der Branntweinspacht betheiligen konnte. Das Glück war ihm dabei günstig und er wurde Millionair und ein Vater der Armen. Daher nannte ihn auch Arm und Reich und Jeder, der Vortheil bei ihm suchte: (Otéz Kosmá Nikisch! Vater Kosmus, Sohn des Nikétas. Kúsin war sein Familiennamen.) Schon bei Kaiser Alexander I., der ihm auch die erste goldene Medaille verlieh, stand er gut angeschrieben. Desgleichen auch beim Kaiser Nikolai, der ihn mit noch drei goldenen Medaillen und dem Wladimir Orden vierter Classe beehrte.

Der Branntwein in Rußland ist bekanntlich Monopol der Krone. In neuerer Zeit übernahm eine Gesellschaft die Branntweinspacht für das ganze europäische Rußland, auf eine Reihe von Jahren. Das Pachtgeld für ein Jahr beträgt vielleicht den dritten Theil der ganzen russischen Staatseinkünfte.

In frühern Jahren wurde die Pacht den Pächtern auch theilweise überlassen, so daß Einer für ein Dorf oder eine Stadt, der Andere für mehrere Dörfer oder Städte, der Dritte für ein ganzes Gouvernement, der Vierte für mehrere Gouvernements die Pacht übernehmen konnte. Gewöhnlich war es auch damals eine ganze Gesellschaft, welche die Pacht für ein Gouvernement oder eine Hauptstadt übernahm, indem ein einziger Pächter sehr selten das Capital besitzt, das zu einer solchen Unternehmung erforderlich ist. Gegen das Ende der dreißiger Jahre zahlte eine Gesellschaft allein für die Stadt St. Petersburg 14 Millionen Rubel Banko jährliches Pachtgeld.

Gewöhnlich wurde und wird auch noch die Pacht auf vier Jahre übernommen. Am Schlusse des letzten Jahres versammeln sich die Pächter in St. Petersburg, wo der Finanzminister sie zur neuen Pacht wie zu einer Versteigerung einladet. Vor ungefähr zwei und zwanzig Jahren kam jener Kúsin aus der Ukraine, wo er wohnte, nach St. Petersburg, um seine alte Pacht abermals auf vier Jahre zu übernehmen und, wenn vortheilhaft, auch noch ein anderes Gouvernement dazu. Ein Paar reiche Edelleute aus Liefland wollten sich auch an der Pacht

betheiligen. Sie speculirten auf ein Gouvernement, wo die Pächter in den letzten Jahren ganz überaus gute Geschäfte gemacht hatten, und schickten daher ein Paar Sachverständige nach St. Petersburg mit dem Auftrage, so und so viel auf dieses Gouvernement zu bieten; aber sie sollten ja nicht höher gehen, als ihnen vorgeschrieben war. Der Akt fing an, und alle Pächter hatten dieses Gouvernement zum Ziele; doch verstummten sie endlich bis auf Kúsin und die Abgesandten aus Liefland, welche den Zweikampf noch einige Zeit fortsetzten. Endlich hatten sich auch die Liefländer im Bieten erschöpft, sie durften, laut ihrer Vorschrift, nicht höher gehen und der Minister schlug die Pacht dem famosen Kúsin zu. Nun muß aber der Kaiser noch seine Bestätigung dazu geben, wenn der Zuschlag des Ministers seine volle Kraft haben soll. Unterdessen hatten die Edelleute ganz sichere Kunde erhalten, daß sie bei dieser Pacht selbst dann noch glänzende Geschäfte machen würden, wenn sie dieselbe auch um 300,000 Rubel höher, als sie ihren Abgesandten vorgeschrieben, übernehmen würden. Sie schickten daher einen Eilboten mit einer neuen Instruktion und mit dem Befehle ab, lieber die Pferde todt zu jagen, die sie gern bezahlen würden, als zu spät in St. Petersburg anzulangen. Der Eilbote that wie befohlen; aber der Akt war schon geschlossen, als er in der Residenzstadt ankam. Die Bevollmächtigten der Edelleute begaben sich sogleich zum Finanzminister und sagten, sie wollten 300,000 Rubel mehr geben, als die Summe betrüge, für welche die Pacht dem Kúsin zugeschlagen worden, und da Se. Majestät der Kaiser den Zuschlag noch nicht bestätigt habe, so könnte die Sache ja noch rückgängig gemacht werden. Der Minister antwortete, daß er es nicht unterlassen wolle, zu versuchen, ob Se. Majestät ihren Antrag genehmigen würden, und daß der Mann sich diese Sache sehr angelegen sein ließ, ist nicht zu bezweifeln; denn ein echter Finanzminister — das war Cancrin ohne Widerrede — läßt sich, gleich einem Schacherer, auch nicht den geringsten Vortheil aus den Händen schlüpfen. Als er nun die Sache dem Kaiser Nikolai vorstellte, antwortete dieser: „Was zugeschlagen ist, bleibt zugeschlagen! und wenn die Herren drei Millionen mehr bieten wollten, so bliebe die Pacht dennoch unserm Batjuschka Kúsin, und damit Punctum!“ Als Kúsin das erfuhr, sagte er mit lächelnder Miene zum Finanzminister: „Die Durakii! die Narren! wollen mit einer solchen Lumperei noch viel prahlen! In Tula

hat die Feuersbrunst so viel Elend unter den Armen angerichtet (es war nach dem furchtbaren Brande in Tula) hier sind 300,000 Rubel, schicken Sie, Excellenz, das Geld dahin und sagen Sie, daß Küsin es den armen Abgebrannten schenkt!" Wir werden weiter unten noch dieses Küsin gedenken und auch noch tiefer in das Wesen der russischen Branntweinspacht eingehen.

Vater Goßner.

Im Anfange der Zwanziger Jahre kam der Pfarrer Johannes Goßner, bekannt durch viele seiner Schriften und seine streng pietistische Richtung — wir bedienen uns hier dieses gewöhnlichen Ausdruckes — nach St. Petersburg. Er predigte in der katholischen Kirche unverzagt wie ein Pater Ventura; jedoch mit viel mehr evangelischem Freisinn. Die Kirche war, wenn er predigte, übervoll. Er griff Alles an — dem Höchsten wie dem Niedrigsten sagte er von der Kanzel herab die Wahrheit, und ohne seine Zuhörer persönlich zu kennen, richtete er oft im Feuer der Rede seine Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger auf Einen, der ihm gerade in die Augen fiel, hielt ihm seine Sünden vor und forderte ihn auf, Buße zu thun. Nicht selten fühlte sich ein Solcher getroffen, der dann wie vernichtet dastand, aber in der Regel eben dadurch ein großer Verehrer dieses merkwürdigen Mannes wurde.

Ja, gewaltig wirkte seine Rede! Mit dem Feuer der Empfindung predigte er Buße und Vergebung der Sünde, daß geistreiche Spötter, die zur Kirche gekommen waren, um sich lustig über ihn zu machen, in den Staub sanken und die Liebe am Kreuze anbeteten. Sie wurden Alle seine größten Verehrer. Wie sollte diese außerordentliche Wirkung seiner Predigten von manchen Seiten ohne Neid und Ärger bemerkt worden sein? Viele Katholiken sagten, er sei durch und durch Protestant, er würde Alles zu Protestanten machen; viele Protestanten dagegen behaupteten, er sei ein Jesuit, der mit seiner Schlauheit Alles katholisch zu machen strebe, und die russischen Popen, deren Bilderdienst und unfruchtbaren Formen des Cultus er gewaltig angriff, sagten zu ihrem Metropoliten, daß Der, wenn er noch lange in St. Petersburg predige, alle vornehmen Russen ihrer heiligen Kirche abtrünnig und sie theils römisch, theils lutherisch machen würde: es sei ein gewaltiger Doppelmensch in Glaubenssachen. — Kaiser Alexander I., der sich da-

mals schon viel mit Bibellesen und mystischen Anschauungen beschäftigte, liebte und achtete Goßner, der sich aber auch, wie durch seine Predigten, so durch seinen Lebenswandel vortheihaft auszeichnete, sehr; aber die hohe russische Geistlichkeit beschwor ihn, diesen gefährlichen Ketzer des Landes zu verweisen. Goßner mußte Rußland verlassen. — Er wurde von Kosaken bis an die deutsche Grenze begleitet. Welch ein Jubel für seine Feinde! . . . von Kosaken transportirt! Der edle Kaiser Alexander aber hatte die Kosaken verantwortlich gemacht für jedes Leid, das dem deutschen Pastor unterwegs angethan würde; dieselben waren daher seine Schutzwache, während sie in den Augen der Popen als eine Bedeckung der Schmach, wie bei jedem Verbrecher, den sie transportiren, erschienen. Das gab aber ein großes Herzeleid unter allen seinen Verehrern und Anhängern, zu denen arme und reiche Leute, Generaladjutanten des Kaisers und andere Hof-Cavaliere, Hofdamen, Kammerfräulein, Kammermädchen u. s. w. gehörten. Pfarrer Goßner, Vater Goßner ist fort! so hörte man unter ihnen klagen. Es ist natürlich, daß die meisten seiner Verehrer ihm treu blieben, und daß die Gemeinde, die er bildete, jetzt noch an Zuwachs, Zusammenhang und Festigkeit gewann. Denn die Christen, die man Pietisten oder Separatisten nennt, sehen in der Verfolgung eines Predigers des Evangeliums das untrüglichste Merkmal eines treuen Jüngers Christi. Und in der That, die Verfolgung hat etwas für sich, d. h. wenn sie dadurch bewirkt wird, daß der Prediger, ohne Hochdünkel, Alle Mißbräuche und Ungerechtigkeiten, wo sie auch geübt werden mögen, angreift und strenge rügt. Denn ein Solcher, der Gott einen guten Mann — und seine Zuhörer gute Leute sein läßt, wird nie verfolgt werden, wenigstens nicht in diesem Sinne. Goßners Gemeinde, als ich sie kennen lernte, hielt zweimal in der Woche, Donnerstags und Sonntags in einem Privatlocal, wo ein Stubenorgelwerk, ein Positiv, stand, Erbauungsstunden, die darin bestanden, daß man zu dem Positiv, das viele Jahre ein gewisser Maler Rockstuhl spielte, geistliche Lieder sang und dann Vorlesungen aus der Bibel und andern religiösen Schriften hielt. Man betete hier aber auch, wie in allen Kirchen, Synagogen und Moscheen Rußlands, für den Kaiser und das ganze Kaiserliche Haus. Ein geistliches Lied, schön in Musik gesetzt, fing so an: „Für unsern Kaiser beten wir." Diese Erbauungsstunden wurden auch während der Regierung Kaiser Nikolai's und sie werden noch heutigen Tages gehal-

ten; aber die Vornehmsten haben sich seit lange davon zurückgezogen. Gegen das Ende der Zwanziger Jahre besuchte ich diese Erbauungsstunden nicht selten; ein guter Bekannter von mir, ein eifriges Mitglied dieser Gemeinde, nahm mich gern Sonntags mit und ich sah damals noch manchen General als andächtigen Zuhörer hier knien. Alles wurde in tiefster Demuth und im Namen Jesu gesagt und vorgetragen. So lange Vater Goßner gegenwärtig war, und auch noch mehrere Jahre nach seiner Entfernung ging das Ding gut; aber später arteten viele dieser Leute aus, es entstand unter ihnen der widerige geistliche Hochdünkel. „Lernet von mir, wie ich demüthig und sanftmüthig von Herzen bin.“ Wer möchte da noch dem geistlichen Stolze, dem abscheulichsten Stolze, den es giebt, fröhnen!

Zu ihrem eigenen Schaden aber leuchtet den Meisten dieses nicht ein. Sie wissen zu viel — oder wollen doch sehr viel wissen, sie halten sich für die besten Ausleger der heiligen Schrift. Aber „Das Wissen blähet auf.“ Wer zu ihrer Glaubensmeinung gehört und in die Erbauungsstunden geht, der ist auf dem rechten — dem schmalen, wer nicht dazu gehört und die Erbauungsstunden nicht besucht, ist auf dem breiten Wege, ist blind, ist ein Weltkind. — Die Demuth ist die Grundlage des ganzen Christenthums, denn sie ist Ein Geist mit der Liebe. Wer diese größte Tugend nicht in einem gewissen Grade übt, zumal in Glaubenssachen und in der guten Meinung zu seinem Nebenmenschen, der hat das A. b. c. des Christenthums noch nicht gelernt und wäre es auch der gelehrteste Theologe. Das wissen diese Leute sehr gut, wissen es besser als Millionen Andere, denn sie hören es auch in ihren Erbauungsstunden, in denen nur in diesem Geiste vorgetragen wird; allein es geht ihnen eben wie den Weltkindern, wie allen Söhnen und Töchtern Adams: ihr Geist ist willig, aber ihr Fleisch ist schwach. Sie glauben das aber nicht von sich. Wenn jedoch ein begangener Fehltritt sie deutlich überzeugt, daß sie daran glauben müssen, so appelliren sie als „Auserwählte des Herrn“ unter rührenden Thränen an die Barmherzigkeit Gottes und nehmen sich auch in Wahrheit vor, anders zu werden. Allein es geht ihnen auch mit dem Anderswerden eben nicht besser als den Weltkindern. Würden sie wahrhaft demüthig sein, so würden sie Mitleid mit Allen haben, die blind sind und auf dem breiten Wege dem Verderben entgegen eilen — würden für sie beten; das thun sie zwar auch, aber nebenbei verurtheilen

sie auch dieselben mit allerlei Namen, die sie ihnen geben und bekümmern sich um deren häusliche Verhältnisse viel zu viel, was sich nicht eimnal für Weltkinder schickt. Ich führe das Wort „Weltkinder" hier so oft an, weil sie es stets im Munde führten. Als ich noch Weltkind war, sagte immer eine gewisse Madame Huwalek, da ging ich Morgens zur Kirche und Abends in's Theater. Ach, Gott! ja, als ich noch Weltkind war! . . .

Am meisten hielten sie sich über den Prediger Reinboth weiland Pastor an der St. Annenkirche und General-Superintendent von St. Petersburg, auf. Der Geist seiner Predigten wich aber auch von dem Geiste der Vorlesungen in den Erbauungsstunden zu weit ab. Sie nannten ihn den Moral-Prediger, der nur darauf ausgehe, die Frauen und Jungfrauen in der Kirche zu Thränen zu rühren, der aber keine Buße predige, der so viel mit seinen Orden prunke, und sich damit conterfeien ließe, um mit seinem Bildnisse seine gedruckten Predigten einzuleiten. Ein solches Aushängeschild sei indessen gut, denn man sähe auf den ersten Blick, wessen Geistes die Predigten wären. Daß der Herr General-Superintendent mit seiner Frau Gemahlin auch ins Theater fuhr — und daß man einige Male nach Beendigung der Vorstellung den Diener desselben rufen hörte: „Die Equipage des Generals Reinboth soll vorfahren!" wovon die gnädige Frau Ursache gewesen sein soll — war ihnen vollends unerträglich. Sie gingen nicht in's Theater, aber sie wußten doch oft was da vorfiel. Gern besuchten sie die Kirche der Brüdergemeinde, wo der liebe Pastor Nielsen ganz in ihrem Geiste predigte. Diese kleine Kirche war aber auch immer von Andächtigen aller Confessionen so angefüllt, daß Viele draußen stehen mußten. Als Dr. Frommann Pastor an der Petrikirche wurde, besuchten Viele von ihnen auch dessen Predigten, die ihnen Anfangs gefielen, später aber nicht mehr: denn er ackerte ihnen nicht genug.

Immer von der Verderbtheit der Creatur, von dem Sündhaften der Vergnügungen dieser Welt, von Zerknirschung des Herzens und vom Bußethun predigen, das nannten sie ackern. „Wie können Sie in's Theater gehen, einen Ball besuchen, Ihre Kinder so hoffärtig kleiden u. s. w. Dies Alles ist eitel, ist sündhaft, ist dem Auskehricht gleich. — Nur den Herrn lieben, sich mit ihm unterhalten, das ist was Ihnen Noth thut." So hörte ich oft den Einen und den Andern

von ihnen sagen. Doch behaupte ich durchaus nicht, daß Alle diese Leute so seien, nein, es giebt vortreffliche Seelen unter ihnen, die im Verborgenen Gutes thun und auf keinen Dank rechnen, die demüthig und in sich gekehrt, Niemanden verurtheilen, nicht einmal den Spötter und Wüstling, indem sie dabei denken: Herr ich danke Dir, daß Du mich nicht hast so werden lassen — wohl verstanden, nicht, daß ich nicht so bin — wie der Pharisäer sprach; die den Geist der Nächstenliebe, mit welchem der selige Carl Albrecht, weiland Pastor an der Oberpfarre zu Koblenz immer seine Predigten einleitete, nicht nur beherzigen, sondern auch darnach leben:

Daß man nie die Ehre raube,
Nie vom Nächsten Böses glaube,
  Wenn man es nicht selbst geseh'n,
Daß man aber dann auch schweige,
Nie die Fehler offen zeige,
  Wenn man sie auch selbst geseh'n,
Daß man sie zu fliehen trachte;
Aber sich auch fähig achte,
  Noch viel größ're zu begeh'n!

In diesem Geiste lehrte auch Vater Goßner, und er wollte nur diejenigen als seine Freunde in Christo anerkennen, die ihren Lebenswandel darnach einrichteten. Die Andern waren ihm das Unkraut unter dem Weizen, das nicht allein hier, sondern überall auf dem Felde des Christenthums wuchert und Schaden anrichtet.

Indessen sind alle diese Leute, wenn auch zum Theil durch ihren geistlichen Hochdünkel verblendet so, daß sie sich selbst nicht kennen und sich für besser halten, als Andere, gerade keine böse und für den Staat gefährliche Menschen, deshalb ließ man sie auch ihre Erbauungsstunden nach wie vor halten, obgleich ein Gesetz dieses verbietet; denn ebenso wie die Versammlungen der Freimaurer in Rußland auf das strengste verpönt sind, so ist auch jede andere Privatversammlung ähnlicher Art, mag sie eine Tendenz haben, welche sie wolle, auf das strengste verboten. Die Erbauungsstunden würden allerdings entweder gar nicht erlaubt oder in der ersten Zeit ihres Entstehens unterdrückt worden sein, wären sie nicht Anfangs von so manchen hohen Personen besucht gewesen, welche sich stets in der unmittelbaren Nähe Sr. Majestät des Kaisers befanden; denn sie hatten einen mächtigen Feind in

einem hohen Beamten des Ministeriums der Volksaufklärung, der einige Male beim Kaiser darauf antrug, sie zu verbieten. Nikolai, wohl wissend, daß einige würdige Personen aus seiner unmittelbaren Nähe sie besuchten und daher eine gute Meinung von ihnen habend, that, als höre er nicht und fragte nach andern Dingen. Doch der hohe Beamte wagte bei andern Gelegenheiten den Versuch noch mehrere Male, der Kaiser aber setzte ihm immer dasselbe Betragen entgegen.

Einmal fragte Nikolai einen seiner Generaladjutanten: „Was macht Ihr eigentlich da?" — „Wir beten für Ew. Kaiserliche Majestät, für das ganze Kaiserliche Haus, und für Alle die Demselben in Wahrheit zugethan und ergeben sind," war die Antwort. Als der hohe Beamte, dem die Erbauungsstunden nun einmal ein Dorn im Auge waren, abermals beim Kaiser antrug, sie zu verbieten, antwortete Nikolai ukásmäßig ein für alle Male:

„Laßt sie beten!!"

Und so beten sie und halten sie ihre Erbauungsstunden noch bis auf den heutigen Tag; aber von jenen Großen gehören wenige oder gar keine mehr zu ihrer Gemeinde.

Zwei Jahre anstatt zwei Monate.

Man nimmt an, daß in jedem Zeitraume von zehn Jahren eine große Hungersnoth in Rußland, wenn auch nicht im ganzen Lande, so doch im größten Theile desselben, Statt findet. Im Jahre 1833 gab es eine Mißärnte in der Ukraine, die ein schreckliches Elend unter den Armen anrichtete, so daß der Tschétwert Korn von 1 Silberrubel bis auf 8 Silberrubel im Preise stieg. Es hatte während des Sommers 1833 keinen Regen gegeben und die Kornsaat aller Art konnte sich nicht entwickeln. Aber woher die auffallende Steigerung der Getreidepreise in so kurzer Zeit? Ein förmlicher Mangel an Vorrathskammern, das Brennen des Branntweins und dann die Speculanten, welche während des mißlichen Frühjahres und des Sommers das Korn aller Art aufkauften und am Ende nur zu so hohen Preisen wieder verkauften, war Ursache hiervon. Wer sieht darin, daß eine solche entsetzliche Theuerung durch eine einzige Mißärnte im üppigsten Getreidelande entstehen kann, nicht die angeborne Sorglosigkeit, den Leichtsinn, der jedem

Russen eigenthümlich ist, und die schlechte Verwaltung der Adelsmarschälle und der Kreismarschälle, wie der Civilgouverneurs jener Gegend? Die schlechten unchaussirten Landstraßen, an denen Rußland noch immer leidet, sind eigentlich mit Hauptursache, daß die Hungersnoth in einem großen Theile des Reiches so oft Elend anrichtet; aber in den Jahren 1833 und 1834 kamen sie der Ukraine noch zu Nutzen — und doch starben so viele aus den unteren Classen, im Brotspeicher Rußlands — vor Hunger! Die Armen hatten hier in der Gegend Sandhügel, die Sand, fein wie Mehl, und hohle Bäume ausfindig gemacht, die eben so feines faules Holz enthielten, und so nahmen sie von diesem oder von jenem einen Theil, mischten ihn unter einen Theil Mehl und backten Brot daraus. Nicht Wenige sind an diesem Brote gestorben.

Wie groß die Hungersnoth gewesen sein mag, welche eine einzige Mißärnte in der fruchtbarsten aller Gegenden Rußlands zu Stande brachte, geht schon daraus hervor, daß viele Edelleute kaum für sich und ihren Hof Brot hatten, aber keins für ihre armen Leibeigenen, die doch in solchem Falle, kraft eines Gesetzes, vom Edelmann ernährt werden sollen. Daher streiften denn auch viele Polizeileute aus den Gouvernements- wie aus den Kreisstädten auf dem Lande umher, zu sehen, ob die Bauern von ihren Herren auch zu essen erhielten. Aber was richteten sie aus? Gerade so viel, als ob sie zu Hause geblieben wären. —

Nicht wenige Edelleute kamen damals mit dreißig bis vierzig und mehr ihrer jungen Bauern zur Stadt, um sie bei Schustern, Schneidern, Wurstmachern, Bäckern und anderen Handwerkern anzubringen. So erhielten die deutschen Meister Lehrlinge genug, an denen es früher fehlte.

Kaiser Nikolai war durch diese Hungersnoth überaus betrübt, er milderte das Elend durch bedeutende Geldsummen sehr. Daß aber die Fruchthändler nur zu so hohen Preisen verkaufen wollten, ärgerte ihn auch nicht wenig, und obgleich ihm der Handelsminister auseinander setzte, daß solche Kaufleute meistens ihr ganzes Vermögen riskirten und nicht selten auch einbüßten, so behielt er doch immer einen kleinen Groll gegen dieselben.

Im Jahre 1840 gab es abermals eine Hungersnoth, wenn auch nicht so groß wie jene, so richtete sie doch nicht minder großes Elend

an; sie traf die Bewohner der Ukraine weniger, aber dafür den andern größten Theil des europäischen Rußlands um so mehr. Der Tschétwert Korn — der Roggen stand mit dem Weizen in Einem Preise — kostete damals in der Ukraine, bei den Edelleuten auf dem Lande, fünf bis sechs Rubel Silber. Aber was kostete nebenbei der Transport nach Großrußland, da er auf den schlechten Wegen per Achse geschehen muß! — Ein Tschetwert enthält 4 Berliner Scheffel. —

In Moskau hatten mehrere Fruchthändler, welche Mitglieder des Stadtraths waren, große Quantitäten aus der Ukraine kommen lassen und so kam ihnen der Tschétwert mit der Fracht wenigstens acht Silberrubel zu stehen. Sie verkauften ihr Korn Anfangs gar nicht und am Ende nur zu sehr hohen Preisen. Der Kaiser erhielt Kenntniß davon und er empfand nicht wenig Verdruß darüber. Man setzte ihm auseinander, daß die Fruchthändler beim Ankauf so großer Quantitäten Korn nicht nur ihr ganzes Vermögen auf's Spiel setzten, sondern sie auch nicht selten Ursache wären, daß fremde Speculanten nicht alle Frucht aus dem Lande führten, indem sie das Korn bei Zeiten ankauften und an den verschiedenen Orten aufhäuften, weshalb ihnen dann auch das Recht zustehen müßte, zu den höchsten Preisen wieder zu verkaufen. Dieses Alles wußte nun der Kaiser eben so gut als die, welche es ihm erkärten; aber er würde lieber gesehen haben, daß diese Kaufleute sich mit weniger Profit begnügt hätten — indem ihnen dabei doch noch ein großer Gewinn geblieben wäre — als die Armen darben und manche vor Mangel umkommen zu lassen.

„Ich habe eine hohe Achtung vor solchen Männern," sagte er, „die vor und während einer Hungersnoth bestrebt sind, das Elend der Armen zu mindern und nicht zu steigern! Nicht selten aber sind es die Fruchthändler, welche die Preise aller Lebensmittel, wenigstens hier und da, auf die höchste Stufe treiben. Und welchen Nutzen hat das allgemeine Wohl, wenn diese Leute falliren? Ihr Risico ist das jedes Spielers, wobei nur der Einzelne, nicht das allgemeine Wohl, betheiligt ist." —

Als der Kaiser darauf nach Moskau kam, überreichte ihm, nach alter Sitte, der Stadtrath Salz und Brot. Er wußte, daß einige Mitglieder desselben, die vor ihm standen, ungeheure Massen Korn aufgehäuft daliegen hatten und noch immer nicht verkaufen wollten. Er warf ihnen dieses vor.

Einer nahm das Wort für Alle, um Sr. Majestät die Sache auseinander zu setzen, aber kaum hatte er den Mund geöffnet, rief ihm der Kaiser zu: „zütz!" — schweige! —

Nikolai hatte schon am Tage vorher mit Bestimmtheit erfahren, daß der Mangel an Brot, ganz besonders in einigen Gegenden, so viel Elend unter die Armen gebracht, und die Fruchthändler daselbst doch große Massen Getreide in ihren Speichern hatten. Dies ging dem Zaren so zu Herzen, daß ihm war, als ob in seiner eigenen Familie ein Mangel eingetreten sei und Unheil anrichte. Daher wohl auch seine Reizbarkeit, in der er das famose „Zütz!" aussprach. — Nach St. Petersburg zurückgekehrt, raffte er eine sehr große Geldsumme, zum Theil aus seiner Privatcasse, zusammen und schickte damit einen seiner Generaladjutanten in jene Gegenden, um das Elend der Armen zu mildern.

Die russischen Revisoren und andere Sendboten von hohem Range verwalten, in der Regel, ihr Amt höchstens nur halb, weil sie viel zu bequem sind, um solche zu untersuchende Sachen, denen nur mit ungeheurer Mühe auf den Grund zu kommen ist, gründlich zu revidiren. Sie begnügen sich daher meistens damit, daß sie den Civil-Gouvernator und andere hohe Beamte, die es angeht und welche die zu untersuchenden Dinge auf das Genaueste kennen, oder doch kennen müßten, darüber zu vernehmen. Nun giebt es aber keine Nation, welche Alles, selbst das Schlechte, von der vortheilhaftesten Seite so gut darzustellen versteht, als eben die russische. Der Fremde wird in diesen Stücken unfehlbar getäuscht, da sich nicht selten der kundige Russe von den hohen Beamten, seinen Landsleuten, täuschen läßt. Nun kommt noch die Bequemlichkeit oder Faulheit der Revisoren hinzu, und so kehren denn diese Herren zum Kaiser, zum Minister oder zu Dem, der sie gesandt hat, zurück und melden ihm eben nur das, was ihnen gemeldet wurde. Jener Generaladjutant machte es nicht besser. Die Civil-Gouvernatoren und anderen hohen Beamten erklärten ihm, daß die Theurung der Lebensmittel mehr im Gerücht als in der That, und das Elend unter den Armen bei Weitem nicht so groß sei, als man sich in St. Petersburg vorstelle. Aber warum wichen sie von der Wahrheit ab? Weil sie einen Verweis des Kaisers, warum sie dem Elende nicht so viel gesteuert, als sie kraft ihrer Gewalt und großen Mittel wohl vermocht hätten, fürchteten. Der Sendbote

kehrte daher mit einem großen Theil der Geldsumme zurück, und meldete Sr. Majestät, daß der Mangel gar nicht so groß sei, als man sonst glaube. Der Kaiser hatte aber von einer andern Seite mit voller Gewißheit das Gegentheil vernommen. Er war über die Faulheit oder Beschränktheit des Kopfes dieses Sendbotens entrüstet, betrug sich von nun an außerordentlich kalt gegen ihn, und als bald darauf ein Fest gefeiert wurde, bei welchem viele Hofcavaliere und Hofdamen eine Auszeichnung erhielten, erhielt der Herr Generaladjutant sammt seiner Gemahlin nichts. Diese Letztere, aus einer der berühmtesten Familien Rußlands stammend, war darüber so mißvergnügt und ärgerlich, daß sie in ihren Gemahl drang, sich auf zwei Monate Urlaub geben zu lassen, um ins Ausland zu reisen. Dieser kam denn auch schriftlich bei Sr. Majestät darum ein. Kaiser Nikolai aber kannte den Witz, in solchen Fällen um Urlaub zu bitten, seiner ganzen Natur nach auf das Genaueste. Er strich in dem Bittschreiben das Wort Monate und schrieb statt dessen: Jahre! hin. Damit hatte der Herr Graf sammt seiner Gemahlin, die Hofdame war, auf zwei Jahre Urlaub. Sie reisten Beide ins Ausland, kehrten aber nach zwei Monaten wieder zurück. Es versteht sich von selbst, daß zwei so hohe Persönlichkeiten, wie die hier in Rede stehenden, sich die Gnade ihrer Kaiserlichen Majestäten bald wieder zu erwerben verstehen, was jenen auch bald wiegelang. Der Graf erwarb sich in der Folge wirklich große Verdienste um sein Vaterland.

Was nun die Religion anbetrifft, so war Kaiser Nikolai kein Freigeist, wie Viele behaupten, denn er besaß ein wirklich religiöses Gemüth und war seinem Glauben von ganzer Seele zugethan. Wenn wir auch die Religion in Rußland als Mittel zur Erreichung politischer Zwecke gesehen haben — so lag doch die Ursache hiervon mehr in dem Eroberungsgeiste, den Peter I. hinterlassen hat, als in dem Charakter Nikolai's; denn jener Geist des großen Zaren lebt noch und er wird noch manchen Herrscher auf dem russischen Throne gewaltsam antreiben, bis entweder das vorgeschriebene Ziel erreicht ist oder der Koloß in Stücke zerfällt. Welches von Beiden eintreten wird, das mag die Weltgeschichte prophezeihen, die schon so viele große Reiche in Trümmer zerfallen sah. Daß aber Rußland mit seiner kirchlichen und nationalen Einheit noch eine glänzende Rolle in der Weltgeschichte spielen wird, ist gar nicht zu bezweifeln; es wird sie spielen, schon fast allein

dadurch, daß wir arme Deutschen mit unserer gespaltenen Kirche und Nationalität nun einmal zu keiner Einheit gelangen können! Kaiser Nikolai beobachtete alle religiöse Gebräuche, wie jeder Rechtgläubige aus seinem Volke. Ich sah ihn oft bei Nowaja Deréwnjé, eine deutsche Meile von St. Petersburg entfernt, wo eine großartige Mineralwasser=Anstalt errichtet ist. Die schönsten Promenaden stehen so gut unter Dach und Fach, wie der elegante Kursaal und die kleinen Salons, damit man bei jeder Witterung nach dem Trinken promeniren kann. Im Sommer wird diese Anstalt stark besucht. Schade nur, daß sie so weit von der Stadt liegt. Sobald der dortige Arzt, Herr Dr. Meyer, der jetzt in Hannover lebt, Sr. Majestät ein Glas Wasser überreichte, nahm es der Kaiser mit der rechten Hand in Empfang, dann that er es in die linke und bekreuzte sich dreimal, worauf er es wieder in die rechte nahm, um es zu trinken. Die letzten Augenblicke seines Lebens sind rührend, ich konnte sie nicht ohne Thränen lesen und ich glaube, es ging vielen Anderen so, die ihn persönlich kannten. Welch eine Ergebung in den Willen Gottes zeigte er! Es konnte nur eine Gnade des Allgütigen gewesen sein, daß Alle, besonders die liebe, gute, fromme Kaiserin, seine erlauchte Gemahlin, bei dem Hinscheiden dieses musterhaften Gatten und Familienvaters dem Schmerze nicht erlagen. Welch eine Scene mußte das Ende dieses gewaltigen Herrschers im Kreise seiner so innig geliebten Familie gewesen sein! Ja, die Nachricht von seinem Tode mußte auch den tiefsten Eindruck selbst auf seine Gegner hervorgebracht haben. Nichts aber ist ungereimter als die Behauptung Vieler, daß ein gewaltsamer Tod diesen Kaiser betroffen hätte. Die lächerliche Behauptung, die man in Westeuropa fast allgemein hegt, nämlich, daß fast kein Zar eines natürlichen Todes gestorben sei, ist wohl mit Ursache hiervon, und beweist zugleich, wie unkundig man in der russischen Geschichte ist. Von welchem Zaren, wenn wir mit Johann dem Schrecklichen anfangen, mit dem eigentlich der Zarentitel erst auf seine Nachfolger überging, spricht denn die Geschichte, daß er eines gewaltsamen Todes gestorben sei? Von Peter III. und seinem Sohne Paul I.; aber auch nur von diesen Beiden! Selbst jener schreckliche Zar, der viele Tausende und unter diesen eine Menge der Vornehmsten seiner Russen hatte umbringen lassen, starb eines natürlichen Todes. Und wenn der Usurpator, Boris Godunow, sein Sohn und Nachfolger, Feodor und

Zar Schuißkij ermordet worden sind, so geschah dieses doch nur durch den Aufstand, den der falsche Demetrius erregt hatte, wobei fremde Kriegsknechte bis in die Stadt Moskau drangen und dort fürchterlich haus'ten, ein blutiges Ereigniß, das auch in jedem andern Staate dem Herrscher das Leben hätte rauben können! Daß aber auch noch andere Zaren — die Großfürsten von Rurik bis auf Johann den Schrecklichen können hier nicht in Betracht kommen, da sie in ein Zeitalter gehören, das keinem Lande in dieser Beziehung zur Ehre gereicht — eines gewaltsamen Todes gestorben seien, darüber haben wir keine historische Beweise — sondern nur Vermuthungen böswilliger und unwissender Leute, denen man um so mehr Glauben schenkt, als man in Westeuropa Rußland mit seinem Despotismus nun einmal nicht leiden kann. Vermuthungen dieser Art aber lassen sich auch über den Tod vieler Herrscher anderer Länder aufstellen.

Kaisers Nikolai's rastlose Thätigkeit, die er im bedenklichsten Unwohlsein, ja, sogar in seiner Krankheit noch übte, dann die traurigen Nachrichten, welche beständig aus der Krim in St. Petersburg anlangten, haben unstreitig seinen Tod beschleunigt. Er war ja vom Glücke so begünstigt, daß bisher Alles nach seinem Sinne ging; aber in dem letzten unseligen Kriege schlug auch Alles und abermal Alles in's Gegentheil um! Wie schädlich dieses auf sein ganzes Wesen, zumal er sich in seinem bedenklichen Unwohlsein durchaus nicht pflegen wollte, gewirkt haben mag, läßt sich nicht ermessen. Die Geschichte der letzten Tage Seiner Majestät, wie sie in den St. Petersburger und in ausländischen Zeitungen bekannt gemacht wurde, trägt daher auch das Gepräge der Wahrheit. Wir wollen sie hier kurz und schließlich wiedergeben.

Schon seit einiger Zeit waren Se. Majestät von der Grippe, wie es sich jetzt erweist, recht heftig befallen. Etwa am 6. (18.) Februar bat bereits der Leibarzt Dr. Mandt um die Erlaubniß, noch andere Ärzte zuziehen zu dürfen. Der Kaiser nahm dies leicht und scherzend auf und bewilligte die Zuziehung des Leibarztes Dr. Karell. Der Zustand des Kaisers verschlimmerte sich langsam durch Schlaflosigkeit und gesteigerten Husten mit starkem Auswurf, so daß die Ärzte am 10. (22.) Februar baten, Se. Majestät möchten das Zimmer nicht verlassen. Der Kaiser wollte nichts davon hören, worauf Einer der Ärzte ihm sagte: „Kein Militärarzt in der ganzen Armee würde einem Sol-

baten, der so krank wie Ew. Majestät ist, erlauben, das Hospital zu verlassen, weil er sicher ist, daß der Patient es nur kränker wieder betreten wird.“ Der Kaiser erwiederte: „Meine Herren, Sie haben nun Ihre Pflicht gethan, ich danke Ihnen, jetzt werde ich die meine thun;“ bestieg bei ziemlich kaltem Wetter seinen Schlitten und fuhr in das Exerzirhaus, um Mannschaften der Garderinfanterie zu sehen, die zur Klompletirung der Regimenter nach Litthauen marschiren sollten. Der Kaiser war bei dieser Besichtigung, wo er zum letzten Male öffentlich erschien, sehr angegriffen, hustete stark, warf viel aus, und sagte im Fortgehen: „Ich bin ganz gebadet“, trotzdem es im Exerzierhaus nichts weniger als warm war. So fuhr der Kaiser noch zu dem kranken Kriegsminister (Fürst Dolgoruki), ermahnte ihn, nicht zu früh auszugehen, und kehrte dann in das Winterpalais zurück. Abends wohnte er noch den Gebeten der ersten Fastenwochen bei, blieb dann bei der Kaiserin, klagte aber über Frost, und behielt im Zimmer den Mantel um. Seit jenem Abend hat der Kaiser sein ganz kleines Arbeitskabinet nicht mehr verlassen. Dort empfing er am 11. (23.) Februar den Oberst und Flügeladjutanten von Tettenborn noch auf dem Sopha liegend, mit dem Mantel zugedeckt, und fertigte ihn nach Sewastopol ab. Dann aber haben Se. Majestät die Geschäfte dem Großfürsten Thronfolger übergeben.

Der 24. bis 27. Februar verliefen, ohne daß man auf Anfragen etwas Weiteres hörte, als: Der Kaiser verläßt das Bett nicht, weil er fiebert; der Husten löst sich mehr und mehr u. s. w. Während der ganzen Krankheit lag der Kaiser nur auf seinem Feldbett, d. i. ein mit Heu gestopfter Maroquin-Sack, ein eben solches Rollkissen, zugedeckt mit einer Decke und dem Mantel. Erst am 28. Februar wurde der Zustand als entschieden bedenklich bezeichnet. In der Nacht von diesem Tage zum 1. März verschlimmerte er sich reißend. Die Ärzte fürchteten den Eintritt einer Lungenlähmung. Am Abend des 1. März war der Kaiser schon aufgegeben. Die Kaiserin und der Thronfolger baten ihn, auf Verlangen der Ärzte, das Abendmahl zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit scheint der Kaiser zuerst die wirkliche Gefahr seines Zustandes aufgefaßt zu haben. Doch soll eine Erschütterung an ihm kaum bemerkbar gewesen sein. In der Nacht vom 1. zum 2. März eröffnete Dr. Mandt dem Kaiser, daß er gefährlich krank und daß namentlich seine Lunge stark in Mitleidenschaft getreten und für diese zu fürchten

sei. Der Kaiser antwortete sehr ruhig: „So riskire ich wohl eine Lähmung der Lunge?“ Dr. Mandt erwiederte: „Das ist wohl möglich.“ Darauf nahm der Kaiser sehr ruhig und gefaßt das heilige Abendmahl, nahm Abschied von der Kaiserin, den kaiserlichen Kindern und Kindeskindern, segnete und küßte jeden Einzelnen, mit fester Stimme dabei den Segen sprechend, und behielt dann nur die Kaiserin und den Thronfolger bei sich. Es geschah Das etwa 4 Uhr früh. Später sagte der Kaiser zur Kaiserin: „Gehe jetzt etwas zur Ruhe, ich bitte Dich.“ Sie erwiederte: „Laß mich bei Dir, ich möchte mit Dir heimgehen, wenn es möglich wäre.“ Der Kaiser sagte darauf: „Nein, Du mußt noch hienieden bleiben; sorge für Deine Gesundheit, damit Du der Mittelpunkt der ganzen Familie sein kannst; gehe nur, ich werde Dich rufen lassen, wenn der Augenblick herannaht.“ Diesem so bestimmt ausgesprochenen Willen folgte die Kaiserin und ging. Der Kaiser ließ dann Graf Orloff, Graf Adlerberg, und Fürst Dolgoruki eintreten, dankte ihnen für ihre Treue und nahm Abschied. Später ließ der Kaiser seine spezielle Dienerschaft eintreten, dankte für ihre Dienste, segnete sie und nahm Abschied, wobei der Kaiser selbst sehr ergriffen gewesen sein soll. Endlich ward, die Kammerfrau v. Rohrbeck beschieden. Der Kaiser dankte auch ihr für die Treue, die sie der Kaiserin stets bewiesen, für die Sorgsamkeit, mit der sie sie stets in den Krankheiten und noch neuerdings gepflegt habe; bat sie, die Kaiserin nicht zu verlassen, und fügte endlich hinzu: „Und grüßen Sie mir mein liebes Peterhof.“

Der Kaiser ergriff auch des Dr. Karell Hand und sagte ihm: „Sie sind nicht daran Schuld.“ Als der Beichtvater Bajanoff mit dem Kaiser sprach, nahm er die Hand der Kaiserin und legte sie in die des Priesters, als wolle er die Kaiserin dem Geistlichen anvertrauen. Nach dem Allen verließ den Kaiser die Sprache eine Zeit lang, während dessen er, sich oft bekreuzend, still betete. Später gewann der Kaiser die Sprache wieder, und sprach hin und wieder bis zu seinem Ende, das im Beisein der ganzen Familie am 2. März, (1855) Mittags 12 Uhr 10 Minuten, sanft erfolgte. Der Kaiser hat seinen Todeskampf mit einer Seelenruhe, christlichen Ergebung, und einer männlichen Festigkeit durchgekämpft, die wahrhaft erhaben zu nennen ist. Anfänglich war das Gesicht der Leiche sehr eingefallen. Abends waren die schönen Züge wieder in ihrer Ruhe und Regelmäßigkeit, imposanter denn je geworden. Bis jetzt ertrug Ihre Maj. die Kaiserin diesen eben so

unerwarteten als furchtbaren Schlag mit merkwürdiger Kraft. Gestern Abend brachte dieselbe noch eine Stunde ganz allein bei der Leiche zu. Die Betäubung, in die Jeder bei der Plötzlichkeit dieses furchtbaren Schlages verfallen war, macht allgemein erst nach und nach den Gefühlen des Schmerzes Platz.

Kaiser Nikolai wurde am 6. Juli 1796 geboren.

Züge aus dem Privatleben des General-Feldmarschalls Fürsten Italijßkij, Grafen Suwórow*) Rymnikßkij.

Ich lernte bei einem Bekannten in St. Petersburg, den ich dann und wann besuchte, einen alten Burschen kennen, einen wunderlichen Kautz, originell, wie sein Herr — es war der ehemalige Sergeant Iwan Sergeij, der sich 16 Jahre hindurch in Suwórow's häuslichem

*) In Deutschland spricht man die russischen Wörter schlecht aus, indem man ihnen den rechten Nachdruck nicht giebt. Richtig betont sind folgende Eigennamen also: Suwó-row, Paßkjé-witsch, Romá-now, Gagá-rin, Gortschá-kow, Demí-tow, Schere-métjew, Uwá-row, Poltá-wa, Kauká-sus, Cholé-ra u. s. w., also nicht Súwaroff, Päßkewitsch u. s. w.; das w am Ende eines russischen Wortes muß immer ausgesprochen werden und zwar scharf wie ff; steht es aber am Anfange eines Wortes vor einem Vocal, so klingt es ganz wie unser w, z. B. wákſſa, die Wichse, wedró, der Eimer, winó, der Wein, Branntwein — wódka, Schnaps, ist nur mehr unter dem gemeinen Volke üblich —; steht das w aber am Anfange eines Wortes vor einem Consonanten, so ist es für jede nichtrussische Zunge sehr schwer auszusprechen und läßt sich hören, als wolle man fw oder ff ohne Beihilfe des Vocals e aussprechen, ein unartikulirter Laut, den man auf diese Weise hervorbringt, daß man die Oberzähne auf die Oberlippe legt und den Athem durch eben diese Zähne bei einer ganz wenigen Öffnung des Mundes hindurchschnellt, z. B. wrjemjä, die Zeit, wpjätero, fünfmal; steht das w ganz allein, indem es dann nur den todten Buchstaben, hartes Zeichen genannt, hinter sich hat, so muß es wie in: wpjätero u. s. w. ausgeschnellt werden; es ist ein Vorwort unserm In im Dativ ganz ähnlich z. B. w Sanct Pjetjerburgé, in St. Petersburg; steht es in der Mitte eines Wortes, hinter einem Vocal, so wird es in der Regel wie ein sanftes f ausgesprochen, z. B. sàwtrak, das Frühstück, sàwtra, morgen, nicht selten auch wie ein scharfes ff, z. B. Ptiza päwtschija, Singvogel. Das russische e klingt fast wie je, daher setzt man ihm im Deutschen das j vor; allein dadurch thut man dem

Dienste befand. Als ich 11 Jahre später (1841) wieder nach St. Petersburg kam, hörte ich, daß Iwan Sergeij unterdessen heimgegangen war. In seinem Nachlasse fand man ein Heft, in welches er die häuslichen Gewohnheiten seines Herrn, wie er sie täglich sah, eingetragen hatte. Das Manuscript wurde abgedruckt und erschien in einer russischen Zeitung. Ich übersetzte es in's Deutsche. Als mein Bekannter es gelesen, sagte er, daß doch einiges über Suwórow, was ihm Iwan Sergeij so oft erzählte, entweder im Manuscript fehle oder in dem russischen Blatte ausgelassen sei. Ich benutzte diese mündliche Überlieferung, indem ich dies und jenes davon in die Übersetzung aufnahm. Im Übrigen aber nahm ich mich sehr in Acht, die Feile an das Werk des Kammerdieners, der wohl besser mit dem Säbel als mit der Feder umzugehen wußte, zu legen, aus Furcht, über dem Style den Mann zu verlieren, den er charakterisirt. Iwan Sergeij ist unstreitig eines Suwórow's würdiger Biograph.

Er beginnt also. Immer um 12 Uhr in der Nacht begann Suwórow sein Tagewerk; in Kriegs- oder andern für den Staat wichtigen Zeiten stand er noch früher auf, und da er sich dieses zur Gewohnheit gemacht hatte, die niemals eine Ausnahme duldet, so hatte er seinen Kammerdienern den Befehl gegeben, der also lautete: „Im Fall Suwó-

---

Vocal nicht selten Gewalt an, indem das j bei der Aussprache kaum vernommen werden darf. Nur durch den Umgang mit Russen kann man diesen wie viele andere russische Buchstaben richtig aussprechen lernen. Das o, zumal in den ersten Sylben oder in der Mitte eines Wortes, wird, besonders in Moskau und in der feineren Umgangssprache, wie a ausgesprochen.

Die Russen, welche nicht Deutsch verstehen, sprechen unsere Wörter, die in ihrer Sprache das Bürgerrecht erhalten, noch viel drolliger aus, als wir ihre Eigennamen. Ein h fehlt ihrem Alphabet, sie ersetzen es mit dem einen ihrer zwei g. — Es wäre ein Vortheil für den Deutschen Versbau, wenn wir manche unserer Wörter so aussprechen dürften, wie die Russen es thun; so hätten wir einen reinen Anapäst, der uns fehlt; denn sie machen aus einem Amphimacer einen Anapäst, d. h. sie sprechen in einem dreisylbigen Worte die zwei ersten Sylben kurz und die letzte gedehnt aus z. B. Kam-mer-ger, Zi-fer-blat; aus einem Trochäus oder Spondeus machen sie einen Jambus, z. B. Schlag-baum, Kron-schtat u. s. w. Die Stockfischverkäufer in St. Petersburg schreien auf der Straße, indem sie ihre Waaren feilbieten: Stock-vieh-isch! Stock-vieh-isch!

row um 12 Uhr in der Nacht nicht aufstehen will, so faßt ihn beim Fuß und zieht ihn mit Gewalt von seinem Lager.“ Suwórow's Bett war ein ziemlich hohes Heu- oder Strohlager; seine Decke bestand aus einem feinen Leintuch. Gleich nach dem Aufstehen ging er eine volle Stunde förmlich nackt und tactmäßig in seinem Zimmer umher (war er im Lager, so geschah dies in seinem Zelte), und lernte laut türkische, tatarische und korelische Wörter auswendig. Um sich in der korelischen Sprache recht zu üben, hatte er immer einige Korelen, seine Leibeigene, bei sich (die Korelen sind ein Stamm der Finnen). Wenn er seine Lection gelernt hatte, wusch er sich. Gewöhnliches Waschgeräth hielt er nicht, zwei Eimer Wasser und ein großes messingenes Becken wurde in sein Zimmer gebracht und in Zeit von einer halben Stunde hatte er sich den größten Theil dieses Wassers in's Gesicht geplätschert, das noch übrige ließ er sich sodann auf die Schultern gießen, daß es über seine ausgestreckten Arme an den Ellenbogen zur Erde träufelte. Diese Art sich zu waschen, sagte er, sei für die Augen wie für den ganzen Körper sehr wohlthätig.

Es war gewöhnlich zwei Uhr nach Mitternacht, wenn Suwórow mit Waschen fertig wurde, und in dieser Zeit trat der Koch ein, den Thee zu bereiten. Von Niemand anderm wollte er den Thee gekocht haben, und es mußte dies in Suwórow's Gegenwart geschehen. Hatte der Koch eine halbe Tasse eingeschenkt, so kostete Suwórow den Thee, ob er nicht zu stark oder zu schwach sei. Er trank keinen andern, als vom besten chinesischen schwarzen Thee, und er mußte, ehe er abgebrüht wurde, gut geseiht werden, damit das Feine, welches er „Staub“ nannte, nicht in die Kanne kommen konnte, sonst sagte er: „der Thee ist verdorben!“ — Er trank in der Regel nur zwei Tassen und niemals aß er Etwas dazu. In den gebotenen Fasten trank er ihn ohne Sahne. Beim Theetrinken schrieb er auf, was er in jener Stunde gelernt hatte und gab sich auch seine Lection für die künftige Lehrstunde auf. Nach dem Thee fragte er den Koch: „Was werden die Gäste heute zu Mittag essen?“ Der Koch sagte ihm das. „Aber was wirst du heute für mich kochen?“ fragte er darauf. War es in den Fasten, so antwortete der Koch: „Fischsuppe!“ war es an keinem Fasttage, so sagte er: „Kohlsuppe mit Braten!“ — Backwerk aß er nicht und auch keine Saucen. Wenn viel Gäste zur Tafel geladen waren, bestand das Mittagsessen aus 6 bis 7 Gerichten. War die Unterredung

mit dem Koch geendigt, so setzte Suwórow sich, noch immer nackt, auf's Sopha und begann sein Morgengebet, das in heiligen Gesängen bestand, die er nach Noten sang. Er hatte eine gute Baßstimme und war ein großer Freund vom Singen.

Nach dem Morgengebet warf Suwórow sich in die Kleider und in Zeit von fünf Minuten stand er völlig angekleidet da. Jetzt wusch er sich Hände und Gesicht nochmals mit eiskaltem Wasser. Darauf trat sein Adjutant ein und überreichte ihm die schriftlichen Berichte. Der Oberst D. D. Mandrükin war lange Zeit sein Adjutant.

Es war im Sommer noch nicht 7 Uhr in der Frühe, wenn Suwórow zur Wachtparade ging. Hier sagte er immer zu den Soldaten: Kinder! seid hübsch munter, kühn und tapfer, übt euch in den Waffen, so wird euch Ruhm und Sieg! Eine Kugel sei auf drei Tage,

„Den ersten und zweiten Feind erschlagt!
Und dem dritten die Kugel durchgejagt!“

Ein geübter und disciplinirter Soldat vermag mehr, als zehn nicht geübte und nicht disciplinirte.

Nach der Wachtparade, wenn Suwórow keine besonders wichtigen Geschäfte zu verrichten hatte, ließ er den Obersten Falkon zu sich kommen, der ihm dann deutsche und französische Zeitungen vorlesen mußte. Der Graf verstand beide Sprachen. Wenn ihn die Neuigkeiten in den Zeitungen nicht interessirten, rief er plötzlich: „Ist das Essen fertig?“ — Die zur Tafel geladenen Gäste hatten sich um diese Zeit auch schon eingefunden, und man setzte sich um 8 Uhr in der Frühe zu Tische, um zu Mittag zu speisen. Wenn sehr vornehme Personen zur Tafel geladen waren, speis'te man um 9 Uhr. Vor dem Essen trank Suwórow ein Gläschen Kümmel, niemals ein zweites; war er unpaß, so trank er ein Glas Fusel mit Pfeffer. Bei Tische trank er sehr mäßig Ungarwein oder Malaga; aber an Festtagen Champagner. Aus Früchten und anderm Naschwerk machte er sich wenig; nur als Abendbrod aß er ein mit Zucker gewürztes Scheibchen Citrone oder drei Theelöffel voll eingemachter Strauchbeeren. In Friedenszeiten speisete Suwórow nie allein, seine Tafel war immer für 15—20 und mehr Personen gedeckt. Bei Tische saß er niemals an dem Orte, wo der Wirth des Hauses zu sitzen pflegt, er saß an der einen Ecke zur Rechten. — Sein Tischgedeck war von dem der Gäste verschieden. Er aß nie mit einem silbernen Löffel, sondern mit einem zinnernen, der aber ganz die Form

eines silbernen hatte. Wenn ihn Einer, der es wagen durfte, fragte, warum er einen zinnernen Löffel einem silbernen vorzöge, antwortete er: „Alles Silber enthält Gift!“ Sein Tischmesser und auch seine Gabel hatten elfenbeinerne Griffe; auch seine Gläser waren von denen der Gäste verschieden. Nie stand eine Schüssel mit Speisen auf dem Tische, das Essen wurde vom Kochheerde zur Tafel gebracht und den Gästen ihrem Range nach dargereicht. Seinem eigenen Befehle gemäß mußte Suwórow es sich gefallen lassen, daß alle Speisen für die Gäste an ihm vorbeigetragen wurden, ohne daß er hätte zugreifen dürfen, und wenn ihm auch der Mund nach Etwas wässerte, so durfte er doch nichts davon essen, denn er mußte mit seiner Fischsuppe oder mit der Kohlsuppe und dem Braten vorlieb nehmen. Weil er einen so sehr schwachen Magen hatte, war er überaus mäßig bei Tische, und überdem stand auch noch sein erster Kammerdiener, Procher Dubassow, den er „Proschki“ nannte, hinter seinem Stuhle und paßte auf, daß Suwórow ja nicht zu viel esse. Es geschah einige Male, daß der Graf von den Speisen der Gäste etwas haben wollte, aber Proschki nahm ihm flugs den Teller weg, und da half kein Bitten, Schelten noch Drohen, der Teller wurde nicht wieder hingesetzt. „Nun, so laß mich nur von diesem da ein wenig kosten!“ sagte er. Aber Proschki antwortete: „Es kann nichts gereicht werden, Gräfliche Erlaucht!“ Und wenn er auch Gott weiß was gethan hätte, Proschki hätte nicht nachgegeben, denn er hatte eine gerechte Ursache, so unerbittlich in diesem Stücke zu sein: fühlte Suwórow sich nach dem Essen unpäßlich, so wurde Proschki zur Verantwortung gezogen, und alle seine Entschuldigungen wurden verworfen. „Du allein bist Schuld, daß Suwórow krank ist! warum hast Du ihm so viel zu essen gegeben?“ hieß es dann.

Er hatte es gern, wenn die Gäste sich bei Tische ziemlich laut unterhielten, trat ein Schweigen ein, so rief er plötzlich: „Brüder, sprecht doch ein Wort!“ Wurde er von irgend einem Großen zur Tafel gebeten, so mußten sein Koch und Kammerdiener auch mit eingeladen werden, damit jener die Speise für ihn kochen und dieser hinter seinem Stuhle stehen konnte. Es ereignete sich einige Male, daß Beide zu Hause blieben. Suwórow saß traurig bei Tische und aß nichts. „Ja nje sdarów!“ (ich bin krank) sagte er.

Vor Tische betete er das Vater Unser laut und sehr andächtig. In den großen Fasten wurde in seinem Hause täglich Gottesdienst ge-

halten, wobei er das Amt des Diakons versah; er verstand den heiligen Dienst besser, als mancher Dorfpope.

In der ersten Woche dieser Fasten aß Suwórow nichts als Speisen von Pilzen; in der Charwoche aber, in welcher er auch communicirte, genoß er nichts als Thee.

Am ersten Ostertage wohnte er der Früh- und Spätmesse bei, und nach geendigtem Gottesdienste stellte er sich in die Reihen der Priester und küßte sich mit ihnen, darauf küßte er Jeden, der sich in der Kirche befand. Seine Kammerdiener standen bei dieser Gelegenheit mit Körben voll gefärbten Eiern hinter ihm und gaben jedem, der sich mit ihm geküßt hatte, ein Ei; er aber nahm — dem russischen Gebrauch zuwider — keins dagegen in Empfang.

Christi Himmelfahrt und Pfingstsonntag werden von den Russen mit gleicher Feier begangen. — An diesen Tagen speisete Suwórow gewöhnlich im Walde unter duftenden Birken, die mit allerlei farbigen Bändern geziert waren; an verschiedenen Stellen standen Sängerchöre, welche in die Feiertöne der militärischen Tafelmusik einstimmten. Nach Tische begann der Reihentanz, aber kein Frauenzimmer durfte Theil am Reigen nehmen: Suwórow tanzte mit seinen Soldaten und Offizieren.

In den Weihnachtsfeiertagen lud er viele Gäste zu Kränzchen und Bällen bei sich ein, wo auch Pfänderspiele üblich waren. Bei dieser Gelegenheit durften auch Frauen an Spiel und Tanz Theil nehmen, Suwórow war dabei überaus fröhlich; sobald aber seine Schlafstunde kam, schlich er sich heimlich aus der Gesellschaft, ohne daß dadurch Spiel und Tanz unterbrochen wurden. „Laßt sie springen und jubeln! ich will schlafen,“ sagte er zu seinem Kammerdiener. In der Butterwoche *)

*) Fast jeder Bewohner des christlichen Rußlands ißt in dieser Woche Blynij (Pfannenkuchen aus Buchweizenmehl, Hefe und Butter). Die Vornehmen wissen sich die Blynij noch durch andere Zuthaten schmackhafter zu machen. Die Butterwoche und die Osterwoche werden in dem ganzen christlichen Rußland, vorzüglich aber in den beiden Residenzstädten, unter lauter volksthümlichen Vergnügungen verlebt. Auch die Reichen und Großen wissen diese Tage der Fröhlichkeit nach ihrer Art zu begehen. Es ist dies ein Ersatz für die Kasteiungen, denen sich die Rechtgläubigen in den sieben Wochen zu unterwerfen und die sie dann nach Ostern überstanden haben. Die Butterwoche aber soll sie für die sieben Wochen der Fasten vorbereiten. In St. Petersburg bieten diese Volksfeste dem Fremden ein höchst interessantes Bild dar. Auf dem schönen Platze, dem Winterpalaste schräge gegenüber, wo sich

that Suwórow sich gütlich an den Blynij, rutschte von den Eisbergen und stimmte mit in den Jubel des Volkes ein.

Seinen Namens- und Geburtstag feierte Suwórow niemals; wohl aber den Namens- und Geburtstag seiner großen Zarin Katharina II., des Kronprinzen Paul und des Großfürsten und nachmaligen Kaisers Alexander I., welche Tage er mit großem Gepränge beging. Im vollen Ornate, mit allen seinen Großkreuzen geschmückt, wohnte er an diesen Tagen dem Hochamte bei; und nach Beendigung desselben ließ er noch eine Messe für das ganze Kaiserliche Haus lesen, welchem Gottesdienste er vom Anfange bis zum Ende kniend beiwohnte. An diesen Tagen gab er auch immer große Tafel.

Alt und Jung, Reich und Arm, Tugend und Laster u. s. w. versammelt, stehen die künstlichen Eisberge, Anhöhen, die aus Eisblöcken errichtet sind. Von diesen Eisbergen, die sich allmälig zu einer Ebene verlaufen und mit einer etwa einen Fuß hohen Einfassung versehen sind, rutscht man auf kleinen Schlitten, die Eisen auf den Läufen haben, pfeilgeschwind hinab. Das Volk steht rings um die Eisbahn herum, die einige Fuß breit ist, ergötzt sich an dem Wetteifer der Schlittengleiter und bekommt Lust, ein Gleiches zu thun. Eigentlich sind diese Eisberge nur für das Volk errichtet; doch entschließt der Vornehme sich auch nicht selten zu einem solchen Rutsche. Suwórow war ein Liebhaber davon.

Zwischen der Eisbahn und der Seite des Winterpalastes ist für die Großen und Reichen, wie für Jedermann, der mit eigener oder gemietheter Equipage hin- und herfahren will, ein Raum gelassen. Alles, was kostbar und theuer von Kutschen und Wagen ist, das kann man hier sehen. Neben der Eisbahn stehen die verschiedenartigsten Schaukeln und Buden. Speculanten haben schon, als man die ersten Eisenbahnen in Deutschland zu bauen anfing, ein Caroussel mit einer glänzenden Locomotive hier errichtet. Das Ding entwickelt Dampf und macht ein Geheul, daß die Fahrgäste nicht anders glauben, als sie befänden sich auf einer Eisenbahn. Krämer bieten hier ihre Waaren feil, Taschenspieler, Seiltänzer, Kunstreiter u. dgl. m. laden zu ihren Vorstellungen ein. Hier war es auch, wo während eines solchen Festes die Bude des ausgezeichneten Kunstreiters Lehmann, in Flammen aufging, wodurch einige hundert Menschen das Leben verloren. — Aber auch die raffinirtesten Diebe und Beutelschneider sind während dieses Festes thätig, und der Einheimische sowohl, als ganz besonders der Fremde, muß sehr auf seiner Hut sein, d. h. er darf nichts von einigem Werthe in seinen Taschen haben, wenn er nicht Gefahr laufen will, von den russischen Dieben ausgebeutet zu werden, — die allergrößte Vorsicht schützt ihn nicht immer!

Suwórow pflegte sich auch nach dem Mittagsessen mit kaltem Wasser zu waschen und zu pudeln, worauf er ein Glas Porter trank, das durch ein mit Zucker geriebenes Scheibchen Citrone gewürzt sein mußte, dann ging er ein Paar Stunden schlafen; dies nannte er sein Mittagsschläfchen. Über seinem Heu- oder Strohlager war ein grobes Segeltuch ausgebreitet, und das Segeltuch war mit einem feinen Bettlaken bedeckt. Zur Decke hatte er nichts als ebenfalls ein feines Leintuch; war es aber sehr kalt, so nahm er noch seinen Reisemantel zur Decke.

Sein Hauskleid bestand aus geschlitzten Beinkleidern und einer Jacke, beides aus Cannevas. Im Winter, selbst in der strengsten Kälte, trug er niemals ein Pelzkleid, ja nicht einmal eine Unterjacke, auch keine Handschuhe, selbst dann nicht, wann er die größte Zeit des Tages in der Kälte zubringen mußte. So trug er auch in Schnee und Regen weder Mantel noch Oberrock. Die Kaiserin Katharina schenkte ihm einmal ein kostbares Winterkleid, das aus dem theuersten Sammet und dem seltensten Zobel bestand und mit goldenen Tressen und Quästen geschmückt war; sie schenkte es ihm mit der Bedingung, daß er nie anders als in diesem Kleide vor ihr erscheinen sollte. Sie dachte den alten berühmten Feldherrn auf diese Art an ein warmes Kleid zu gewöhnen. Aus Liebe und Ergebenheit zu seiner gnädigen und sorgsamen Kaiserin trug Suwórow auch einige Male das Kleid; er zog es aber erst dann an, wenn er aus dem Wagen stieg und ins Palais zur Audienz ging. Im Winter war in Suwórow's Schlafzimmer eine so große Hitze, wie sie nur in einem Schwitzbade üblich ist. Er ging immer nackt und taktmäßig in dieser Stube herum. Wenn er sich eine Sommerwohnung nahm, mußte auch ein Garten nebenbei sein; denn er war gewöhnt in den Tagen des Sommers, vor und zuweilen nach dem Essen, eine Stunde im Grünen herumzuspringen. Bei dieser Motion trug er nichts als ein Paar cannevasne Beinkleider und Stiefeln. Geschah diese „wohlthätige Bewegung“ nach dem Essen, so legte er sich darauf schlafen. Das Schlafzimmer seiner Kammerdiener mußte sich neben dem seinigen befinden. Die Bade- oder Schwitzstuben*) besuchte er viermal im Jahre, und da

*) Die Bade- oder Schwitzstuben sind ein großes Bedürfniß des Russen. Die Meisten besuchen sie einmal wöchentlich. Da ist fast kein Bauer, der neben seiner Hütte nicht eine Badestube hätte. Diese all-

mußte eine solche Hitze Statt finden, wie sie nicht jeder Russe aushalten kann; er aber ertrug sie leicht und mit Lust.

Als Kaiser Paul i. J. 1798 Suwórow fragte, welche Streitkraft er haben müsse, um die Franzosen wieder aus Mantua zu vertreiben, antwortete er: „fünfzigtausend Kosackenkantschus." — Er saß auch auf einem kleinen Kosackenpferde, einen Kantschu in der Hand, als er in Mantua einritt.

Suwórow hatte vier Diener, die ihn zu Hause stets umgaben. Bei der Aufstellung von Suwórow's Standbild wurde sein erster Kammer-

---

gemeine Gewohnheit des russischen Volkes ist Ursache, daß der russische Soldat im Auslande, wo er dies Bedürfniß nicht leicht befriedigen kann, so manchen Krankheiten ausgesetzt ist. In allen Hauptstädten Rußlands, besonders aber in den beiden Residenzen, sind eine Menge solcher Badstuben errichtet und für Jedermann geöffnet, der für eine Kleinigkeit Geld baden und schwitzen will. Diese Bade- oder Schwitzanstalten bestehen in der Regel aus drei Stuben. Die erste derselben ist zum Aus- und Ankleiden, in der zweiten, die nicht mehr als 20 bis 25 Grad Hitze enthält, befinden sich die Röhren mit kaltem und heißem Wasser und mehrere Bänke mit hölzernen Kopfkissen, worauf man sich legt, wenn man sich den ganzen Körper mit einem Seifenwisch bestreichen lassen will. Zu diesem Dienste stehen die Bánschtschiks bereit, Knechte der Anstalt, die Einen für ein besonderes Trinkgeld ganz gehörig einseifen und abstreichen. Die dritte Stube enthält den eingemauerten Kessel mit siedendem Wasser und einem Haufen Wacken, die sehr heiß sind. Auf derselben Seite befindet sich das Lager aus Brettern, einer hohen Schuster- oder Schneiderpritsche ganz ähnlich, zu welcher 4 — 6 Stufen führen. Je höher man hinaufsteigt, desto heftiger empfindet man die Hitze, und oben auf der Lagerstatt kann es nur ein starker und an's Schwitzen sehr gewöhnter Mensch aushalten. Der echte Russe kauft sich einen flachen Besen aus Birkenreisern mit dem Laube, geht in die dritte Stube und peitscht sich damit tüchtig durch oder er läßt es durch einen Bánschtschik thun. Darauf ersteigt er die Pritsche und schwitzt, daß ihm das Wasser vom ganzen Körper rinnt. Einmal versuchte ich, oben auf der Lagerstatt zu schwitzen, es war eine furchtbare Hitze. Es kam noch ein Russe dazu, der sich auch oben niederlegte und dem es noch nicht heiß genug war, weshalb er einem Bánschtschik befahl, einen Eimer Wasser auf die fast glühenden Wacken zu gießen. Plötzlich entstand eine Hitze, daß ich fast ohnmächtig wurde. Ich machte mich geschwind von dem Lager; der Kerl aber blieb oben liegen und sagte: „Aach, kak sláwno" (ach, wie ist es herrlich hier)! Hat er nun genug geschwitzt, so geht er in die zweite Stube, läßt einen Bánschtschik kommen und streckt sich auf eine der Bänke aus. Der Bánschtschik nimmt einen Wisch aus Birkenrinde, die

diener Procher Dübassow in den Adelstand erhoben und ihm eine Pension von 1500 Rubeln jährlich ausgesetzt, die er auch bis an seinen Tod genossen (er starb 1823 im 81sten Lebensjahre). Der zweite Kammerdiener war der Sergeant Iwan Sergéi, dem wir die Schilderung dieser Züge Suwórow's zu verdanken haben. Er trat im Jahre 1784 in des Feldherrn häuslichen Dienst, und befand sich später bei dessen Sohn, Arkadius Alexandrowitsch, der seinen Tod in demselben Flusse fand, welcher Ursache war, daß sein Vater den berühmten Beinamen: „Rymnikßkij", erhielt, der dritte Kammerdiener war der Sergeant Sidrow und der vierte war ein Wundarzt.

Suwórow schlief gewöhnlich auf dem Rücken liegend, eine Lage, die nicht selten Ursache seiner ängstlichen Träume war, von denen er gar oft heimgesucht wurde. Schrie er im Traume, so mußte er augenblicklich aufgeweckt werden, weil er behauptete, daß auf diese Art schlimmen Folgen vorgebeugt werden könnte. Einmal fragte er den zweiten Kammerdiener, der gegen Mitternacht zu ihm ins Zimmer trat, seinen Herrn plötzlich aufzuwecken: „Habe ich denn geschrien?" — „Ja, Ew. Erlaucht!" — „Warum hast du mich denn nicht sogleich aufgeweckt?" — „Es geschah ja sogleich, als Ew. Erlaucht zu schreien geruheten!" sagte der Kammerdiener. Suwórow wollte jedoch dieser Aussage keinen Glauben beimessen, er behauptete das Gegentheil hiervon. Der Kammerdiener bestand aber auch auf seinem Rechte, er kannte seine Ordre und wußte, daß er seine Pflicht gethan hatte, deshalb entstand ein heftiger Wortwechsel. „So rufe Tischtschénko hierher!" sagte Suwórow. Tischtschénko, ein Kleinrußländer, der weder lesen noch schreiben konnte, war Adjutant bei ihm, und mußte in dergleichen Streitigkeiten den Schiedsrichter machen.

Suwórow war kein Freund von den gewöhnlichen Hausthieren,

---

grobem Hanf ähnlich ist, tunkt ihn in warmes Wasser und reibt ihn mit Seife an. Und nun wird der Ausgestreckte nach Bänschtschiksart förmlich magnetisirt. Ist diese Handlnng vollendet, so wird der Gewaschene mit einigen Eimern kalten Wassers übergossen. Hat der Russe sich ein Erkältungsfieber, eine Verrenkung der Glieder oder sonst ein Übel zugezogen, so sagt er: „Man muß in die Badstube gehen!" Und das thut er auch, schwitzt und läßt sich tüchtig streichen. Diese Verfahrungsart hat größtentheils einen guten Erfolg; nicht selten jedoch auch einen schlimmen, denn nicht jeder Anfang einer Krankheit läßt sich durch Schwitzen und Reiben mit einem Seifenwisch unterdrücken.

daher duldete er auch keins in seinem Gebiete; begegnete er aber einem solchen auf dem Hofe, so schmeichelte er ihm auf eigenthümliche Art. Sah er z. B. einen Hund, so bellte er ihn an, sah er eine Katze, so miaute er, und sah er einen Hahn, so krähete er. Suwórow ahmte die Laute dieser Thiere auf eine unglaublich natürliche Art nach. Einmal gab er vor einer Schlacht mit den Türken die Ordre, aufzubrechen, sobald der Hahn krähe. Da man damals das ausgezeichnete Krähtalent des Feldherrn noch nicht kannte, so wunderte man sich nicht wenig über solche Ordre, zumal in der ganzen Gegend kein Hahn vorhanden war. Man harrte jedoch mit der größten Aufmerksamkeit auf dieses Signal. Plötzlich krähte der Hahn laut und hell! — Suwórow war es, der da krähete.

Wie manchem Berühmten und Nichtberühmten gereicht es zum größten Vergnügen, wenn alle Welt sein Bildniß besitzt. Bei Suwórow fand man diese Eitelkeit nicht, denn Niemand konnte ihn bewegen, sich malen zu lassen. Doch endlich brachte es die Kaiserin Katharina II. dahin, daß er einem Maler saß, weil sie beschlossen, sich nach dem Portrait des berühmten Erstürmers von Rustschuk und Praga ein Brustbild anfertigen zu lassen, was denn auch geschah. So duldete er auch keinen Spiegel im Hause; kam er irgendwo hin, wo ein solcher hing, so mußte er augenblicklich verhüllt werden. „Gott soll mich behüten, einen zweiten Suwórow zu sehen!“ sagte er. Er war auch kein Liebhaber von Uhren, und nie hatte er eine Taschen-, Wand- oder Tischuhr. „Der Soldat muß ohne Uhr die Zeit wissen,“ pflegte er zu sagen. Im Winter wie im Sommer trug Suwórow keine andere als zwirnene Strümpfe. Ein Feind der Ärzte, sagte er zu kranken Offizieren, die sich bei ihm meldeten, um ins Hospital zu gehen: „Geht nicht ins Armenhaus, da giebt man Euch zwar am ersten und zweiten Tage gutes Essen und weiches Lager; aber am dritten Tage giebt man Euch einen Sarg. Vertraut Euch nicht den Ärzten an, es sind privilegirte Menschentödter! Ich aber weiß für Euch einen bessern Rath: wenn Ihr krank seid, so trinkt ein Glas Schnapps mit Pfeffer, darauf gehet, laufet, springet und wälzt Euch herum, so werdet Ihr gesund.“

Während des Krieges mit den Türken und überhaupt auf langen beschwerlichen Märschen stieg Suwórow, wenn es Raststunde war, vom Pferde und wälzte sich im Grase herum; auf dem Rücken liegend

und die Beine in die Höhe kehrend, sagte er: „Das ist die gesündeste Bewegung, so zieht das Blut aus den Füßen. Kinder, macht es auch so!“ Die Soldaten folgten nun größtentheils seinem Beispiele.

Suwórow rauchte niemals Tabak, dafür schnupfte er aber sehr stark. An gewöhnlichen Tagen trug er eine einfache goldene Dose bei sich; an Sonn- und Festtagen trug er eine, die mit Brillanten und dem Bildnisse der Kaiserin geschmückt war, oder auch eine von denen, die ihm Kaiser Joseph und andere Monarchen geschenkt hatten. Er sah es sehr ungern, wenn Jemand eine Prise von ihm verlangte. Nur der Fürst Wolkónßkij, den er liebte, hatte das Vergnügen, mit ihm gemeinschaftlich zu schnupfen. Er pomadisirte sich gerne, auch war er ein großer Freund von wohlduftenden Wassern, mit denen er täglich seine Kleider benäßte. In seinem Schnupftuche hatte er immer einen Knoten, der mit wohlriechendem Wasser angefeuchtet war. So lange Suwórow lebte, duldete er niemals ein Frauenzimmer in seinem häuslichen Dienste. Er starb im 71sten Jahre seines Alters zu St. Petersburg (1800), tief betrübt über die Ungnade des Kaisers Paul, in die er gerathen war.

Wenn wir das Privatleben Suwórow's zum Gegenstande unserer Betrachtung machen, so sehen wir ihn fast von der Menschheit abgesondert. Wir finden aber auch in seinen Sonderbarkeiten ein großes Genie, das sich nicht von den Umständen regieren ließ, sondern sich dieselben zu unterwerfen wußte. Ihm schien die allgemeine Lebensordnung des Menschen seinen großen Unternehmungen hinderlich zu sein, daher schrieb seine Sonderbarkeit dieser Lebensordnung Bedingungen vor. Ja, in der That! die scheinbare Narrheit Suwórow's war von tiefer Bedeutung, sie hatte ein ganz anderes Ziel vor Augen, als den bloßen Sonderling zu spielen! Seine Hauptentfernung von der allgemeinen Lebensordnung des Menschen war die Gewohnheit, um Mitternacht aufzustehen und sein Tagewerk zu beginnen, dann sein stundenlanges nackt und taktmäßiges im Zimmer oder Zelte Umhergehen. Die andern Sonderbarkeiten waren zum Theil eine Folge der erstern. So kann es uns z. B. gar nicht mehr befremden, daß ein Mensch, der um Mitternacht sein Tagewerk beginnt, schon um 8 oder 9 Uhr zu Mittag speist. Wer sich und seine Kriegsgefährten lehren wollte, zu jeder Zeit bereit zu sein, dem Feinde Gegenwehr zu leisten, sowie sich zu nächtlichen und beschwerlichen Märschen geschickt zu machen, um den sorglos

ruhenden Feind zu überfallen, der durfte nicht die gewöhnlichen Ruhestunden zu seiner Erholung wählen. Und dieses war es eben, was Suwórow sein Lebenlang vor Augen hatte, und so entstand die allgemeine Verwandlung der Lebensordnung in seinem Leben. Er weckte seine Soldaten in der frühen Morgendämmerung auf und seine schnellen Märsche gaben zu jenem Volksmärchen Anlaß, daß er überal und nirgends sei. Durch sein nackt im Zimmer und Zelte Umhergehen gewöhnte er sich so sehr an Kälte, daß er ihr den heftigsten Widerstand leistete. Durch seine Gewohnheit, sich mit eiskaltem Wasser tagtäglich zu waschen und zu pudeln, hatte er seinen von Natur schwachen Körper dermaßen abgehärtet, daß er allen schädlichen Einflüssen der Witterung Trotz bot.

Einfach, furchtlos, ausharrend und aller Verzärtelung größter Feind, war er der Liebling seiner Soldaten, die ihn nicht bloß wie ihren Vater, sondern fast wie ihren Gott liebten. Er lehrte sie durch sein Beispiel, wie man alle Beschwerden des Lebens ertragen kann und ertragen soll. Suwórow liebte jene Einfachheit, welche an die tiefste Armuth des Lebens grenzt. Zuweilen aber zeigte er sich auch im höchsten Glanze, namentlich an hohen Festtagen, wenn er in der Kirche dem Gottesdienste beiwohnte, wo er, das Nichts der Creatur vor Augen habend, andächtig betete und sein altes graues Haupt bis tief zur Erde beugte. Durch dieses Beispiel entzündete und befestigte er den Glauben seiner Soldaten: sie hielten ihn für einen unüberwindlichen Helden und waren unüberwindlich mit ihm!

Als Suwórow einmal sah, daß alle Mühe und Menschenopfer vergeblich waren, eine Festung, an der ihm Alles gelegen war, einzunehmen, ließ er eine sechs bis sieben Fuß tiefe Grube graben, sprang hinein und schrie: „Scharrt ihn zu! scharrt den Suwórow zu!"*) Als man ihn nun dringend bat, er möge doch wieder aus der Grube

*) Bekanntlich ließ er auf dem St. Gotthard, als sein von vielen Entbehrungen ermattetes Heer nicht mehr höher steigen wollte, eine Grube graben und verlangte von seinen Grenadieren lebendig begraben zu werden. Diese rissen nun Alles mit sich fort — und die ermatteten Soldaten fühlten neue Kraft und machten den denkwürdigen Uebergang über den St. Gotthard. Vielleicht, daß Suwórow es auch früher vor der Einnahme einer Festung so machte, wie der Kammerdiener erzählt.
Anmerkung des Uebersetzers.

steigen, antwortete er: „Nein! scharrt ihn zu! wenn Suwórow die Festung nicht haben kann, so will er lebendig begraben sein, und er kann sie nicht haben, darum scharrt ihn zu!“ Wie ein Lauffeuer ging das durch das ganze Heer. Endlich versprach er aus der Grube zu steigen, doch nur unter der Bedingung, daß die Festung genommen werde. Man nahm die Bedingung an. Nun währte es nicht lange und der Sieg war sein. Suwórow, der Sohn eines gewöhnlichen Offiziers, schätzte und liebte Jedermann, der sich durch eigene Verdienste und auf eine würdige Art Rang, Ruhm und Reichthum erworben; aber er verachtete Jeden in eben dem Maße, der sich durch Abentheuer, Schmeichelei u. dgl. dies alles erworben, wodurch er sich aber, wie konnte es anders sein, nicht wenig Feinde machte. Seine glänzenden Thaten, seine unverbrüchliche Treue gegen das Kaiserliche Haus und seine unvergleichliche Liebe zu seinem „heiligen Vaterlande“ waren es, die ihn aus niederm Stande in den Grafen und Fürstenstand erhoben und ihm eine militairische Würde gaben, wie sie noch keiner seiner Vorgänger gehabt hatte, nämlich die Würde eines Generalissimus. Ewig groß und herrlich wird Suwórow, einer der größten Feldherren aller Zeiten, in der russischen Geschichte bleiben. Nach dem Tode Katharina's II. suchten Suwórows Feinde seinen Ruhm zu verdunkeln und seine Verdienste um das „heilige Vaterland“ zu schmälern, und allzubald fiel er in die Ungnade des Kaisers Paul. Doch hatte dieser Kaiser beschlossen, den großen Feldherrn, als er aus der Schweiz nach Rußland zurückkehrte, gar glänzend zu empfangen; durch Triumphbogen und Ehrenpforten mancher Art sollte er in St. Petersburg einziehen. Allein seine Feinde hatten es dahin gebracht, daß der Kaiser seinen Sinn änderte und alle Ehrenpforten wieder abreißen ließ, als der würdige Feldherr sich der Residenzstadt genähert hatte. Der greise Generalissimus zog nun, kränklich wie er war und tief gebeugt über die Ungnade des Kaisers, wie ein gewöhnlicher Privatmann in St. Petersburg ein, wo er von jetzt ab auch ganz eingezogen bei seiner Nichte lebte.

Als der Kaiser hörte, daß der alte Feldherr wirklich krank war, schickte er einen Kammerherrn zu ihm, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Dieser Kammerherr war früher Kammerdiener bei Sr. Majestät; wußte aber sich in dessen Gnade so sehr zu befestigen, daß der Kaiser ihn aus purer Gunst zum Kammerherrn ernannte und ihn auch in den Grafenstand erhob. Suwórow kannte diesen Grafen,

der ohne eigentliche Verdienste und ohne Ahnen war, auf's Genaueste; aber er that, als kenne er ihn nicht, und der Graf konnte annehmen, daß die Kränklichkeit und das hohe Alter des Feldherrn Ursache dieses schwachen Gedächtnisses seien. „Wen habe ich die Ehre bei mir zu sehen?" fragte er ihn. — „Ich bin der Graf K.....w, Kammerherr Sr. Majestät des Kaisers," war die Antwort. — „Ganz recht! jetzt erinnere ich mich," sagte Suwórow, „Sie haben bei der Gefangennehmung des Räubers Pugatschéw tapfer mitgewirkt, und ich freue mich, die Gelegenheit nochmals zu haben, Ew. Erlaucht für diese Beihilfe zu danken." — „Ich bitte um Verzeihung, Ew. Durchlaucht! ich habe an dem Siege über den Räuber, der unser „heiliges Vaterland" einige Zeit mit Schrecken erfüllte, keinen Antheil! antwortete der Kammerherr. „Nicht?... Dann war es bei der Erstürmung von Rustschuk, wo ich Sie sah!... Ja, ja, so ist es, es war bei Rustschuk!" — „Ew. Durchlaucht verzeihen, daß ich auch dieses verneinen muß, ich war nicht mit bei Rustschuk, habe keinen Theil an diesem glänzenden Siege," sagte der Kammerherr. „Aber mein Gott! wo hab' ich Sie denn gesehen? auf dem Schlachtfelde war es, wie mich dünkt. . . . . War es nicht bei der Erstürmung von Praga?" — „Ew. Durchlaucht verzeihen, ich war nicht mit bei Praga, habe also auch nicht den geringsten Antheil an diesem Siege und Ruhme des russischen Heeres." — „Aber so bitte ich Ew. Erlaucht, mir zu sagen, bei welcher Gelegenheit es gewesen, als ich sah, wie Sie Sich durch eine glänzende That auszeichneten . . . . War es nicht auf dem Schlachtfelde, so war es doch an einem andern Orte, wo Sie sich um das Vaterland so verdient machten, daß Se. Majestät der Kaiser Sie zum Lohne dafür in den Grafenstand erhob. Ist es nicht also?" fragte Suwórow. „Ich bitte um Verzeihung! ich habe meinem Herrn und Kaiser, dem allergnädigsten Herrscher zwar treu und redlich gedient, aber ich kann mich nicht rühmen, das vollbracht zu haben, was man eine große und ruhmvolle That zu nennen pflegt. Ich bin durch die Gnade und Gewogenheit meines allergnädigsten Herrn und Kaisers in den Grafenstand erhoben worden!" entgegnete der Kammerherr und machte so viele Bücklinge, wie er sie bei Hofe zu machen pflegte.

„Ah, das ist etwas Anderes!" versetzte Suwórow und rührte die Klingel. Procher Dübassow trat sogleich ein und fragte nach dem Befehl seines Herrn. Suwórow aber gab ihm ein paar Ohrfeigen, in-

dem er sagte und auf den Grafen deutete: „Siehe her, Balwán (Holzblock), dieser Herr war auch Kammerdiener und ist jetzt schon Graf. „A Tü Durák (und du Narrenkerl) bist noch immer wie vor zwanzig Jahren, Kammerdiener! Kannst du nicht auch Graf werden?“ Procher verstummte über diese seltsame Zumuthung seines Herrn. Der Kammerherr aber machte über dieses Lob, daß er es vom Kammerdiener bis zum Grafen gebracht hatte, gar kein freundliches Gesicht, sondern ein ernstes und sehr langes, und hüpfte behend zur Thür hinaus. Er kam nie wieder, sich nach dem Befinden des kranken Feldherrn zu erkundigen.

Suwórow starb bald darauf an Alterschwäche und aus Gram für den traurigen Lohn, der ihm am Abend seiner Tage wurde.

Friede sei mit ihm! er hat das Seinige zur Macht und zum Ruhme Rußlands gethan!

Er wurde in einer der Kirchen des Alexander-Newskij-Kloster begraben. Eine viereckige Marmorplatte deckt sein Grab und an der Wand steht auf einer messingenen Tafel seine Grabschrift, wie er sie sich selbst machte: Sdés leschitj Suwórow (Hier liegt Suwórow).

Das vorhin erwähnte Denkmal, welches Suwórow schon im andern Jahre seines Todes, am 15. Mai 1801, erhielt, trägt noch das Gepräge der Ungnade, in die der berühmte Feldherr gerathen war — denn es ist matt und seiner durchaus unwerth. Der russische Hochdünkel hat den Plan zu diesem Standbilde entworfen und der Geiz und kein guter Geschmack haben es in's Dasein gebracht. Es steht am Ende des Marsfeld, im Angesichte der Newa, unweit des Sommergartens. Die Statue aus Bronze, ein gewappneter Ritter zu Fuß, in römischer Tracht, steht auf einem granit'nen Cylinder, sie schwingt den Degen in der rechten Hand — fast wie ein Fechtmeister — und mit dem Schild im linken Arm deckt sie drei, ihr zu Füßen liegende Kronen, nämlich die Tiara des Papstes und die Krone Neapels und Sardiniens. Dieses Standbild in einiger Entfernung betrachtet, kommt einem vor, wie jener Ritter, den die alten holländischen Ducaten auf der einen Seite haben nur mit dem Unterschiede, daß die Statue im Sturmschritt begriffen und mit hochgeschwungenem Degen und Schild dasteht. Auf dem runden Fußgestell, das hier durchaus nicht an seinem Platze ist, befindet sich ein röthlicher Kranz und die Innschrift: „Fürst Italißkij, Graf Suwórow Rimnikßkij 1801.“ —

Die komische Lection.

Wie St. Petersburg eine Menge von Wohlthätigkeitsanstalten besitzt, so besitzt es auch eine Menge von Lehranstalten, unter denen nicht wenige eine gewisse Berühmtheit erlangt haben. Unter allen ist die Akademie der Wissenschaften natürliche Weise die berühmteste. Sie wurde schon von Peter dem Großen gegründet, der aber ihre Eröffnung am Ende des Jahres 1725 nicht erlebte. — Sie hat von Anfang an meistens deutsche Celebritäten, namentlich berühmte Orientalisten zu Lehrern gehabt, und hat sie auch noch heutzutage. Die große Uniform der Akademiker hat einen rothen Kragen und solche Umschläge mit Goldstickereien, zwei Farben, welche auf solche Weise nur diejenigen Beamten tragen können, deren Amt mit dem Generalmajorsrange auf gleicher Stufe, in der Vierten Classe, steht — auf gleicher Stufe ist gesagt, weil das Amt, nicht der Rang, die große Uniform bestimmt. Es giebt z. B. Präsidenten der verschiedenen Behörden, welche dem Range nach wirkliche Staatsräthe sind, aber ihr Amt gehört nur in die fünfte Classe, folglich dürfen sie nicht rothes Tuch, sondern grünen Sammet auf dem Kragen und den Umschlägen haben. Sonst tragen die Gelehrten blaue Uniform mit hellblauem sammetnem Kragen und Gold- oder Silberstickereien. Bayer, Lisle, Bulfinger, Blumentrost, Euler, Pallas, Guldenstädt, Stritter, Georgi, Schubert, Schlözer, Aepinus, Fuß, Scheerer, Frank, Herrmann, Lehrberg, Storch, Frähn, Krug, Köhler, Dorn, Struve und Andre, lauter Männer, auf welche, mit Ausnahme der Paar Skandinavier, die deutsche Nation stolz sein kann. Von ihnen wurden im vorigen und in diesem Jahrhundert eine Menge gelehrter, für den Alterthums-, Geschichts- und Naturforscher, für den Numismatiker und Andere höchst wichtige Werke herausgegeben.

Nach dieser berühmten Anstalt können wir die chirurgisch-medicinische Akademie, ebenfalls schon von Peter dem Großen gegründet, nennen. Hier werden junge Leute auch unentgeldlich zu Ärzten herangebildet. Die Anstalt kostet dem Staate jährlich ungeheure Summen! Ärzte, die hier unentgeldlich gebildet werden, müssen, wie alle Kronsstudenten, vier Jahre an dem Orte dienen, an den man sie schickt, nicht selten in den entferntesten Gegenden des Reiches, wo sie aber alle Vorzüge und Vortheile, die ihre Würde mit sich bringt, genießen.

Die meisten kommen in's Militair, denn der Kaukasus erfordert viel Ärzte! — Vor Jahren waren mehre Polen unter diesen Studenten der Medizin, die allerlei faule Streiche anfingen. Da entzog man diese hohe Schule dem Ministerium des Unterrichts und stellte sie unter das des Krieges, damit die Ruhestörer nach militärischen Gesetzen gerichtet werden könnten. So tragen denn auch die Lehrer und Studenten dieser Anstalt die Uniform des Kriegsministeriums. Nach ihr nennen wir die Universität, erst im Jahre 1819 gestiftet.

Ferner das Pädagogische Hauptinstitut, im Jahre 1828 neu organisirt. Hier werden Oberlehrer und Lehrer gebildet, und diese Schule steht mit der Universität in gleichem Range. Doch dürfen die Studenten keine Degen und Hüte tragen wie die der Universitäten. An diesem Institut existirt die einzige ordentliche Professur für Deutsche Sprache und Literatur in ganz Rußland. Die Universitäten, die medicinischen Akademieen und Lyceen haben nur Lectoren für die neuen Sprachen, mit Ausnahme der russischen. Ein Lector nimmt zwar seinen Lehrstuhl eben so gut ein, wie jeder Professor, aber er steht nur mit den ältern Gymnasiallehrern in Einem Range, in der 9. Classe, während ein Adjunct-Professor schon in der 8. steht. Der greise Director dieser Schule Herr v. Middendorf, einst Lehrer des Ministers Uwárow, hatte seinem Sohne, berühmt durch seine Reisen in Sibirien, eine Professur zugedacht und da gerade keine offen war, bat er den Minister dieses Lectorat zu einer ordentlichen Professur zu erheben, was denn auch geschah. Der junge Middendorf aber trat bald in die Akademie ein und so erhielt ein gewisser Herr Dr. Blum aus Frankfurt a. M. diese Professur.

Ferner können wir das, vor Jahren aus Zarskoje Seló herübergeführte Lyceum hier nennen, es steht, wie die andern vier Lyceen in Rußland mit der Universität in gleichem Range; nur haben sie keine medicinischen Facultäten. Unter andern berühmten Männern wurde auch der größte Dichter Rußlands, A. Puschkin, in dieser Schule gebildet. Ferner gehören hierher die fünf Gymnasien, welche St. Petersburg hat, in denen alle Wissenschaften wie in den großen Gymnasien Deutschlands gelehrt werden. Jedes derselben ist von zwölf bis sechzehn Lehrern vertreten.

Die deutsche Petrischule steht mit ihnen im selben Range. Hier wird Alles in Deutscher Sprache vorgetragen. Sie gehört zur Evangelisch-Lutherischen Kirche gleichen Namens.

Aus der großen noch übrigen Zahl höchst bedeutender Schulen können wir hier nur noch des Raumes wegen anführen: die Pagenschule, in welcher den jungen Leuten neben den Wissenschaften und Künsten auch die elegantesten Kenntnisse beigebracht werden, damit sie später würdig bei Hofe dienen können.

Welch ein Schauspiel, wenn man dem Unterrichte in der Mimik zusieht! Geschmeidig wie die Aale schlüpfen die Zöglinge durch einander und bewegen sich mit einer regelmäßigen Eleganz, die nicht zu beschreiben ist.

Wenn in irgend einer Schule Rußlands gründlicher Unterricht ertheilt wird, so geschieht es hier in den elegantesten Künsten und Kenntnissen, die ein wahrer Hofcavalier verstehen und besitzen muß.

Knaben, welche volle zwölf Jahre alt sind, und deren Väter wenigstens den Generallieutenants-Rang haben oder hatten — wie wir auf S. 143 gesehen — können in dieses Corps aufgenommen werden, wenn die Zahl 130 nicht voll ist. Sie genießen den Unterricht sechs Jahre. Dann dienen sie bei Hofe wie jene Edelknaben des Mittelalters, aber gewiß mit noch mehr Zierlichkeit und Förmlichkeit, wie es die moderne Welt, zumal der elegante russische Hof, verlangt. Das Schulgebäude selbst ist innerlich wie äußerlich höchst prachtvoll ausgestattet. Es wurde vom Kaiser Paul I. für die Johanniter erbaut, sammt jener schon erwähnten katholischen Kirche, und ist vielleicht das geschmackvollste Gebäude von ganz St. Petersburg. — Von allen Studenten und Lernenden Rußlands genießen die Schüler der Rechtsschule die größten Privilegien hinsichtlich des Ranges. Dieses Institut wurde vom Herzoge Peter von Oldenburg, Kaiserliche Hoheit, auf eigene Kosten gestiftet. Es hat den Zweck, junge Leute verschiedenen Alters — zu Rechtsgelehrten so heran zu bilden, daß sie bei ihrem Abgange mit den Gesetzen und dem ganzen Gerichtsverfahren des Reiches vollkommen vertraut sein sollen. Sie treten mit dem Range eines Collegien-Assessors aus, und stehen demnach mit dem Major in Einer Classe, in der achten, während der gelehrteste Student an einer Universität, mit dem brillantesten Examen, bei seinem Austritte nur den Rang eines Stabscapitains, zwei Stufen niedriger, erhalten kann. Der Herzog ist auch noch immer höchster Chef dieser Lehranstalt.

Alle die Gebäude der bedeutendsten Schulen St. Petersburgs sind großartig und prachtvoll. Selbst in den Gouvernementsstädten ist das

Gymnasial-Gebäude immer eins der schönsten und größten Häuser der Stadt, ja, in vielen Städten das allerschönste und großartigste. Ich kannte hier und da einen Civil-Gouvernator, der dem Director des Gymnasiums einen Tausch anbot, wonach er das Schulgebäude als seine Wohnung erhalten und die Schule dann in das Regierungsgebäude übergeführt werden sollte, allein der Director nahm den Vorschlag nicht an. Auch die innere Einrichtung dieser Schulen ist äußerst elegant, zumal in St. Petersburg. Auf die schöne Form wird ja in Rußland so viel gehalten. Aber es kann ja auch dem Kaiser oder einem Gliede seiner Familie einfallen, diese und jene Schule in Augenschein zu nehmen, was denn auch nicht selten der Fall ist.

Der selige Großfürst Michael Páwlowitsch, jüngster Sohn Kaisers Paul I. und Bruder Nikolai's I., besuchte die Militairschulen oft. Dieser Prinz, obgleich ein Mann von sehr gutem Herzen, war ein äußerst strenger Soldat, der die Stabsoffiziere und selbst die Generale, wenn sie sich nur den geringsten Fehler im Exercitium zu schulden kommen ließen, augenblicklich auf die Hauptwache in Arrest schickte. Zugleich war er auch sehr witzig, ja, man konnte ihn einen geistreichen Spötter nennen. Mit einem Russen, der lange sein Leibarzt war, trieb er viel Spott, und dieser, um sich in seiner Gunst zu befestigen, ertrug ihn nicht nur, sondern gab auch noch immer Anlaß zu neuen Spöttereien auf seine Kosten.

Großfürst Michael sprach ganz vorzüglich französisch und hatte diese Sprache so in seiner Gewalt, wie das nicht bei allen geistreichen Franzosen, die sich durch Bonmots auszeichnen, der Fall ist. Er sprach daher auch immer französisch, und wo es sein mußte, russisch. Theoretisch verstand er auch die Deutsche Sprache ziemlich gut, aber er sprach sie schlecht, er konnte sie nicht leiden, daher sprach er nicht gern Deutsch. Einmal sagte er zu einem Kammerherrn, der zufälligerweise wie Rousseau: Jean Jacques, hieß und rothe Haare hatte: „Il est Jean, il est Jacques, il est roux, il est sot; mais pourtant il n'est pas Jean Jacques Rousseau.“

Ich lernte durch einen meiner Bekannten den Oberlehrer für Deutsche Sprache und Literatur am zweiten Gymnasium zu St. Petersburg, Herrn Dr. H., kennen, den ich ersuchte, mir einmal die innern Räume dieser prachtvollen Lehranstalt zu zeigen und, wo möglich, mich auch einmal seinem Unterrichte beiwohnen zu lassen. Eines

Tages kam er zu mir und sagte, sein College, der jüngere Lehrer, der in den drei untersten Classen deutsche Sprache lehrte, sei unpäßlich und habe ihn ersucht, heute Nachmittag für ihn in der ersten, d. h. in der untersten Classe, eine Lection zu geben; wenn es mir genehm sei, könnte ich heute mit ihm gehen. Ich sagte freudig zu. Als wir zur bestimmten Zeit am Haupteingange des zweiten Gymnasiums ankamen, trat uns der Schweizer in seiner bunten und kostbaren Livrée entgegen und nahm unsere Mäntel und Galoschen in Empfang. Darauf bestiegen wir die Haupttreppe, die mit dem prachtvollsten Teppich von unten bis oben belegt war. Herr Dr. H. zeigte mir flüchtig Alles, was die inneren Räume dieses großartigen Gebäudes enthielten, und ich muß gestehen, es war äußerst elegant und kostbar. Endlich kamen wir in die erste Classe, wo er die Lection zu geben hatte. — Knaben, welche volle zehn Jahre alt oder älter sind, gut russisch lesen und correct schreiben können, und die vier Species verstehen, können in die erste Classe aufgenommen werden. Vorkenntnisse der Deutschen, Französischen und Lateinischen Sprache brauchen sie nicht zu besitzen. Latein und Deutsch wird schon in dieser, französisch aber in der Regel erst in der dritten oder vierten Classe gelehrt.

Als wir Beide eintraten, saßen die Schüler schon in größter Ordnung da, sie standen auf, um uns ehrfurchtsvoll zu begrüßen. Darauf setzten sie sich wieder in größter Ordnung nieder. Da rührte ein verabschiedeter Gardeunteroffizier, Diener in dieser Schule, angethan mit langem Tressenrocke, auf dem zwei silberne Kreuze, zwei silberne Medaillen und der silberne, vergolbete St. Annenorden — fünfter Classe — prangten, die Klingel zum Zeichen, daß die Secunde da sei, mit welcher der Unterricht beginnen mußte.

Nun, was hat Euch Karl Michailowitsch — so hieß der jüngere Lehrer — für heute aufgegeben? fragte der Doctor, ein drolliger Kauz im Unterrichten, wie ich bald einsah. Wir sind am Conjugiren des Zeitwortes Seyn, antwortete ein Schüler. Nun, so fange an! sagte der Doctor, indem er einem zwölfjährigen hübschen, aber doch dabei dumm aussehenden Knaben freundlich zunickte, und der Schüler begann:

„I—jech bin!“ —

Aber warum dehnst du denn das i so aus? frisch ausgesprochen: ich bin. Also noch ein Mal, belehrte ihn der Doctor.

Der Schüler begann wieder:

„J—jech bin!“ —

Der Doctor sah mich jetzt lächelnd an und sagte: Hören Sie, wie unseren jungen Russen das Deutsche so schwer fällt, wenn sie es nicht von Jugend auf im elterlichen Hause durch Erzieher, Erzieherinnen oder Kinderwärter erlernten. Welche Noth hat man mit ihnen, bis sie das ch, besonders wenn es hinter i oder r steht, nach deutscher Art erträglich auszusprechen verstehen.

Die Russen haben zwar auch in ihrem Alphabet das ch, es ist das lateinische x, aber sie sprechen es in der Regel fast voller aus, als der Hebräer sein Chap, bekanntlich unserm ch sehr ähnlich, z. B. Хорошó, choroschó (gut), Noch schwerer wird dem jungen und alten Russen — mit Ausnahme jener, die in ihrer Jugend zu Hause oder sonst wo practisch deutsch gelernt — unser h auszusprechen, da das russische Alphapet mit allen seinen Zeichen diesen Hauchlaut nicht zu ersetzen vermag. Man sucht das h durch das eine russische g, unserm g ziemlich ähnlich, zu geben. Sollen sie daher Haus sagen, so sagen sie Gaus, sollen sie Hast sagen, so sagen sie Gast, Getze sprechen sie statt Hetze aus u. s. w. Merkwürdig aber ist es, fuhr der Doctor mich zu belehren fort, daß sie oft das h da, wo es nicht ausgesprochen werden soll, in der Regel ganz vortrefflich heraushauchen können. Passen Sie auf! — Welchen Schüler, der meine Aussage bestätigen soll, wollen Sie wählen? fragte mich der Doctor und ich glaube, daß, wenn keine deutschen Kinder dazwischen saßen, kein einziger verstand, was er mich fragte. — Ich sah mich ein wenig um und wählte einen, der die Probe machen sollte. Nun sprich mir folgenden Satz langsam und deutlich nach, sagte der Doctor zu ihm: Geben — Sie — mir — das — Geld. — Der Schüler sprach langsam nach: Heben — Sie — mir — das — Held. — Haben Sie gehört? der reine Hauchlaut h war jetzt deutlich zu vernehmen, sagte der Doctor. — Da er das h in heben so gut aussprach, so wird er es in haben und in dergleichen Wörtern gewiß eben so rein aussprechen können, bemerkte ich. Nun, so passen Sie auf, versetzte der Doctor und ließ denselben Knaben folgenden Satz langsam nachsprechen: Haben — Sie — Holz? — Gaben — Sie — Golz? sagte der Schüler. Nachdem der Doctor mir — nicht seinen Schülern — diese Lection gegeben, ließ er einen andern das Zeitwort sein wieder conjugiren.

Plötzlich öffnete sich die Thür und der Großfürst Michael trat ein, eine pompöse Gestalt in Generalsuniform. In einem Nu standen die Schüler auf den Beinen.

Sabitjes! sabitjes, Ghosspadá! — Setzen Sie sich! setzen Sie sich, meine Herren, sagte Se. Kaiserliche Hoheit und fragte den Lehrer, was er vortrüge. Njemézkij Jasük — stumme Zunge (deutsche Sprache) antwortete der Doctor.

A prodalschájtje! prodalschájtje, Ghosspadá! — Aber so fahren Sie fort, fahren Sie fort, meine Herren! sagte der Großfürst, und der Schüler fuhr fort:

„J—jech bin, du bin . . !“ — „Da, da, Wuj wssjé Dubin(i)! Ja ja, Ihr seid alle Eichklötze! . . . Tölpel!“ Dieses gesagt, tummelte Se. Kaiserliche Hoheit sich wieder zur Classe hinaus. Da klingelte auch schon wieder der verabschiedete Gardeunteroffizier zum Zeichen, daß die Secunde da sei, mit welcher die Lehrstunde ihr Ende erreicht hatte, und die höchst erbauliche Lection für den jüngern Lehrer war gegeben.

Ein Diebstahl, der viel Lachen erregte.

Einer meiner Bekannten war ein Rechtsgelehrter, der als solcher in St. Petersburg practicirte. Er ging viel aus und kam immer mit dieser oder jener Stadtneuigkeit, die einiges Interesse gewährte, nach Hause. Eines Abends erzählte er mir folgende Begebenheit, die wegen der allzugroßen Behutsamkeit eines Dieners sehr drollig, aber auch zugleich bezeichnend für russisches Leben ist.

Eines Tages wurde in St. Petersburg ein Flügel (Fortepiano) gestohlen. Ein Instrumentenmacher hatte von der Herrschaft, der dieser Flügel gehörte, den Auftrag erhalten, denselben in Reparatur zu nehmen. Die Diener des Hauses wußten dies und erwarteten mit jeder Stunde die Leute des Instrumentenmachers. Die Diebsrotte wußte auch davon, und beschloß, das Instrument fortzuschleppen, ehe die Bevollmächtigten erschienen. Mehrere begaben sich in das Haus und sagten ganz unbefangen, sie seien gekommen, das Instrument abzuholen. Die Diener waren der Meinung, es seien die Leute des Fortepianomachers und waren noch den Dieben behülflich, als sie es die Treppe hinuntertrugen. Aber wie erstaunte man, als einige Zeit dar-

auf die rechten Gesellen kamen, um den Flügel in ihre Werkstätte zu tragen. Vergebens waren alle Nachforschungen, das Instrument blieb lange Zeit verschwunden! Dieser Diebstahl wurde nun das Stadtgespräch der großen Residenz St. Petersburg. Viele wollten sich krank lachen, als sie diese Geschichte erzählen hörten, denn solch ein Diebstahl war bisher nicht vorgekommen.

Ein unverheiratheter Regierungsrath, der einen überaus treuen Diener hatte, welcher aber ein sehr beschränkter Kopf war, kam nach Hause und sagte zu ihm: „Kuska, nimm Dich in Acht, daß ich nicht bestohlen werde, denn es sind gar listige und verwegene Diebe in der Stadt. Gestern haben sie ein großes Fortepiano aus der Stube heraus gestohlen.“ —

„Ghosspodi pomilui!“ Herr Gott erbarme dich! sagte Kuska und bekreuzigte sich dreimal.

Ja, so ist es, nimm dich in Acht, sonst wird mir am Ende auch noch mein neuer Flügel gestohlen! fügte der Regierungsrath lächelnd hinzu, denn er hatte sich erst vor Kurzem ein schönes Instrument aus der Wirth'schen Fabrik gekauft. „Entferne Dich keinen Augenblick aus dem Zimmer, ohne die Thür zu verschließen, und gieb Keinem, den du nicht kennst, etwas von meinen Effecten, das befehle ich so! Slúschajesch?“ — Slúschu! ich habe vernommen, sagte Kuska, nachdem ihm sein Herr diese Lehre gegeben.

Der Regierungsrath hatte eine goldene Taschenuhr, die sehr unregelmäßig ging, und die er seit einiger Zeit zum Uhrmacher in Reparatur geben wollte, ohne daß indeß etwas daraus wurde. Eines Abends sagte er zu Kuska, er möge ihn morgen daran erinnern, daß er die Uhr mitnehme, da sie bis zum künftigen Sonnabend in Ordnung gebracht sein müßte. „Schlúschu!“ sagte Kuska. Er erinnerte am andern Morgen seinen Herrn wohl dreimal daran. Dieser aber phantasirte einige Zeit auf seinem Flügel, dann eilte er schnell auf die Regierung wie das täglich zu geschehen pflegte, und so vergaß er, wie immer, so auch heute, die Uhr mitzunehmen. Kaum war der Regierungsrath eine Stunde von Hause weg, als der Uhrmacher kam, und von Kuska die Uhr verlangte. „Dein Herr hat mich hergeschickt, die Uhr abzuholen, damit er sie bis zum Sonnabend reparirt erhalte; also gieb sie her, ich habe nicht lange Zeit,“ sagte er. Kuska wußte im Augenblick nicht, was er thun oder sagen sollte. „Das ist richtig, die Uhr soll reparirt

werden," antwortete er nach einer Weile; „aber ich kenne Sie nicht! und mein Herr hat mir strenge befohlen, Niemandem etwas von seinen Effecten zu geben, folglich gebe ich Ihnen die Uhr nicht!" — Vergebens wandte der Uhrmacher seine ganze Beredsamkeit an. Kuska, obgleich ihm schien, daß die Sache seine Richtigkeit habe, willfahrte ihm nicht. „Nun, so bist du eigensinniger Kerl allein schuld, daß dein Herr die Uhr bis zum Sonnabend, da er sie so nothwendig braucht, nicht reparirt erhalten wird," sagte der Uhrmacher und ging fort. Wie könnte der Mann etwas von der Uhr wissen, wenn ihn der Herr nicht beauftragt hätte, sie bei mir zu holen, um sie zu repariren. Sie muß bis zum Sonnabend fertig sein, . . der Herr hat's ja gesagt . . . Er vergißt immer darauf, dachte und sprach der Diener mit sich selbst; rief den Mann schnell zurück und war im Begriff, ihm die Uhr einzuhändigen; aber im Augenblicke stand das gestohlene Fortepiano vor seiner Seele und der Befehl seines Herrn klang laut in seinen Ohren, er besann sich anders." — „Ich kenne Sie nicht! Kommen Sie, wenn der Herr da ist! ich gebe die Uhr nicht aus meinen Händen!" rief er aus. Der Uhrmacher sprach nun nochmals mit so viel Natürlichkeit, als nur ein Mann, der in irgend einem Auftrage geschickt ist, sprechen kann und fügte hinzu: „Mein Name ist Wor, und ich wohne in der Maschenik-Straße. Dein Herr ist einer meiner werthesten Gönner. Und wenn du mich nicht kennst oder nicht kennen willst, so ist dies nicht meine Schuld. Dein Herr hat noch gestern Abend zu dir gesagt, daß er die Uhr bis zum Sonnabend so nothwendig brauche. Warum hast du ihn heute nicht erinnert, sie mitzunehmen, da er es dir doch befohlen?" — „Ich habe ihn daran erinnert! hat er etwa zu Ihnen gesagt, ich hätte es nicht gethan?" fragte Kuska erstaunt. — „Ich habe keine Zeit, um mich wegen deiner dummen Fragen in Erklärungen einzulassen! Aber wenn du aus allem, was ich dir sagte, nicht sehen kannst, daß mich dein Herr geschickt hat, die Uhr abzuholen, so bist du dumm wie ein Stiefel! Willst du mir die Uhr geben oder nicht? ich komme nicht wieder zurück!" Kuska war auf's Neue inconsequent geworden. Da blitzte ihm ein kluger Gedanke im Kopfe auf. „Ich will Ihnen einen Vorschlag machen," sagte er und hielt den Uhrmacher, der sich anschickte wieder fortzugehen, beim Arm fest. „Wenn mein Herr Sie wirklich geschickt hat, die Uhr bei mir in Empfang zu nehmen, so gehen Sie mit mir; wir wollen zu ihm auf die Regierung gehen, die nicht

weit von hier ist. Sagt er nun, ich soll Ihnen die Uhr geben, so gebe ich sie Ihnen. Wenn Sie diesen Vorschlag nicht annehmen, so muß ich glauben, daß Sie trotz Ihres Wissens von der Uhr gekommen sind, meinen Herren zu bestehlen.“ Der Uhrmacher erstaunte über diesen Ton, den er von dem einfältigen Kuska nicht erwartet hatte. Der Kerl ist nicht so dumm, wie er allgemein gehalten wird; willfahre ich ihm nicht, so ist er gar im Stande, Gewalt zu schreien, dachte er und sagte: „Da bist du auf den klügsten Gedanken gekommen! stecke die Uhr zu dir und lass' uns gehen.“ Kuska that es. Sorgfältig verschloß er die Thür und begab sich in Begleitung des Uhrmachers auf den Weg zur Regierung. Vergebens bat Meister Wor unterwegs, ihm die Uhr doch einmal zu zeigen. Kuska aber gab sie nicht aus seinen Händen. Als sie beide an dem Regierungsgebäude ankamen, verschwand der saubere Uhrmacher plötzlich. Der Diener aber begab sich zu seinem Herrn und erzählte ihm den Vorfall.

Es ist dein Glück, daß du dem Dieb die Uhr nicht gabst; denn ich gab Niemandem den Auftrag, sie bei dir in Empfang zu nehmen! Aber woher weiß der Spitzbube, daß ich die Uhr bis Sonnabend reparirt wünsche, und woher weiß er Alles, was ich dir gestern Abend gesagt habe? fragte der Regierungsrath. Er hat es ohne Zweifel durch deine Dummheit und Geschwätzigkeit erfahren! fügte er hinzu.

Pomiluitje Bárin! erbarmen Sie sich, mein Herr! sagte Kuska und bekreuzte sich dreimal, Sie wissen doch, daß ich nie schwatzhaft bin!

Der Spitzbube wußte Alles, was Sie gestern Abend die Uhr betreffend zu mir sagten, und da weder er noch sonst Jemand gestern bei uns war, so glaubte ich nicht anders, als daß der gnädige Herr heute bei ihm gewesen und ihn wirklich beauftragt hätten, die Uhr abzuholen und zu repariren, sagte Kuska. Aber woher weiß er denn das Alles, da ich mit Niemandem, außer mit dir, ein Wort über die Uhr gesprochen. Wer mag es ihm gesagt haben? rief der Herr erstaunt aus. — Gott weiß es! sagte Kuska. — Und du hast dich wirklich nicht durch Schwatzhaftigkeit von ihm überlisten lassen? — Er wußte Alles, ehe ich ein Wort mit ihm sprach, entgegnete Kuska. — Nun so müssen die Wände Ohren haben, zu hören, und Beine, um das Gehörte weiter zu tragen!.. Aber die Diebe und Beutelschneider in St. Petersburg sind raffinirt, hörte ich öfter behaupten und ich behaupte es auch, sagte der Regierungsrath zu sich, und fügte, den Diener bedeutungsvoll an-

blickend hinzu: Dieser Vorfall sei dir eine Lehre, daß du die Thüren sorgfältig verschließest, daß du keinen Fremden in mein Zimmer lässest und Niemandem, es sei denn auf meinen von mir dir gegebenen mündlichen Befehl hin, Etwas von meinen Sachen giebst! Hörst du? — Slúschu! slúschu! Bárin! sagte Kuska und ging. Sei auf deiner Hut, daß mein schöner Flügel nicht gestohlen wird! rief ihm der Regierungsrath lächelnd nach. Kuska feierte auf der Straße einen Triumph nach seiner Art, er war nicht wenig stolz auf sich selbst, daß er die Absicht des listigen Diebes vereitelt hatte. Stolz den Kopf erhebend, sagte er zu den in seiner Vorstellung existirenden Dieben: Ihr Spitzbuben! mich sollt ihr nicht hinter's Licht führen! Auch nicht so viel, als man unter einen Nagel bringen kann, sollt ihr von Dem, über das ich die Aufsicht habe, in eure Gewalt bekommen! Fortepianos könnt ihr aus den herrschaftlichen Zimmern herausstehlen! Aber das meines Herrn sollt ihr in Ewigkeit nicht kriegen, dafür bin ich euch Bürge!

Der Regierungsrath hatte sich vor Kurzem, wie wir oben bemerkt, einen schönen Flügel gekauft, an dem er ein unbeschreibliches Vergnügen fand. Er erzählte seinem Chef, dem Präsidenten, einem Deutschen, der selber Artist war, soviel von der schönen Bauart, dem prachtvollen Holze und dem ausgezeichneten Tone dieses Instruments, daß der Präsident vor Neugierde brannte, es zu sehen.

Ich muß doch einmal zu Ihnen kommen, um das Meisterstück in Augenschein zu nehmen, sagte der Präsident und fügte hinzu: Sie werden es doch erlauben, Herr Regierungsrath? — Der hohe Besuch Ew. Excellenz kann mir nur zur größten Ehre gereichen! Hochdieselben dürfen nur befehlen und die Stunde bestimmen, in der ich Ew. Excellenz bei mir zu empfangen die Ehre haben werde, antwortete der Regierungsrath unter tiefen Verbeugungen. — Ja, das soll bald geschehen, denn Sie haben mich so neugierig gemacht, daß ich dem Drange, Ihren Flügel in Augenschein zu nehmen, nicht mehr widerstehen kann. Ich werde nicht unterlassen zu kommen. — Ohne dem Regierungsrath ein Wort vorher gesagt zu haben, begab sich der Präsident, dem es gerade einfiel, auf dem kostbaren Flügel ein wenig zu präludiren, in die Wohnung seines Untergebenen, der schon auf der Regierung war. In seiner „Vice-Mondir," einen Stern auf der Brust, bestieg der ehr-

würdige alte Mann die Treppe und zog die Klingel. Der Diener öffnete die Thüre, der Präsident trat ein. Ist der Herr Regierungsrath zu Hause? fragte er. — Nein! Aber was ist Ihnen gefällig? fragte Kuska. — Ich bin gekommen, das schöne Instrument deines Herrn in Augenschein zu nehmen. Wo steht es? — Ja .... der Herr ist nicht zu Hause! Kommen Sie, wenn der Herr da ist! Ich erlaube nichts! Es läuft heutzutage allerlei Diebsgesindel herum, Fortepianos, Uhren und was es habhaft werden kann, zu stehlen! Kommen Sie, wenn der Herr da ist! schrie Kuska laut, schob den Präsidenten zur Thür hinaus und klappte sie ihm vor der Nase zu. Dem ehrwürdigen Alten wurde so seltsam zu Muthe, daß er einige Augenblicke vor der Thüre stehen blieb, ohne zu wissen, was er thun sollte. In dem Moment, als Kuska so laut von Diebsgesindel sprach, kam der Regierungsrath zur Hausthür herein. Er hörte die Schmähworte seines Dieners unten auf der Treppe; aber er wußte nicht, wem sie galten. Da ist gewiß wieder ein listiger Dieb, dachte er und eilte schnell hinauf. Wie erstaunte er aber, als er seinen Chef, der noch in Gedanken dastand, vor sich sah. Gnädiger Himmel! .... Excellenz! .... was macht mein Diener? .... Träume ich? .... Ew. Excellenz hier vor der Thüre? rief er erschrocken aus. Er hatte sich mehr vorgestellt, als geschehen war. — Der mißtrauische Geselle will mich Ihren Flügel nicht besehen lassen; er ist der Meinung, ich sei gekommen, ihn zu stehlen. Das ist aber noch nicht Alles, er schob mich auch zur Thüre hinaus und klappte sie mir vor der Nase zu. Es liefe heutzutage allerlei Diebsgesindel herum, Fortepianos und Uhren zu stehlen, sagte er und schob mich zur Thüre hinaus. Das ist ja ein höchst mißtrauischer Geselle! sagte der Präsident .... Ich wünschte indeß, ich hätte so Einen .... fügte der überaus sanftmüthige Herr hinzu.

Wie fein die Russen Prozesse schlichten können.

Eines Tages erzählte mir derselbe Rechtsgelehrte folgende Geschichte, die scharf bezeichnend ist für russisches Leben. Das kleine Dienstgehalt aller russischen Beamten ist gewiß mit Ursache der Unterschleife, Erpressungen und dreisten Betteleien, welche sich so viele Beamten zu Schulden kommen lassen. Wie kann z. B. ein Polizei-

meister in den Gouvernementsstädten, der im Amte ganz dasselbe ist, was unsere Polizei-Directoren in den Regierungsstädten sind, mit 343 Rubeln Silber 20 Kopeken; ein Tschaßnizpristaw (Polizei-Inspector) mit 185 Rubeln Silber 20 Kopeken jährlich leben? — Der Silberrubel ist, hoch gerechnet, 1 Thlr. 3 Sgr. Pr. Cour. — Allerdings haben diese Herren freie Wohnung, Holz und Licht. Allein wenn sie Familie haben oder ihrem Stande gemäß leben, können sie unmöglich damit auskommen; denn in der Regel widmen sich diesem Dienste nur solche Leute, die kein Privatvermögen haben. Anders verhält sich dies mit einem Ober-Polizeimeister, der im Range eines Generalmajors steht und in St. Petersburg den unmittelbaren Zutritt zu Sr. Majestät dem Kaiser hat. Dieses Amt bekleiden nicht selten Männer von hoher Geburt und großem Privatvermögen; ihr Gehalt ist auch klein.

Wir haben früher bemerkt, daß in Rußland laut des Gesetzes Keiner Handelsgeschäfte machen kann, ohne die Steuer einer der drei Gilden zu zahlen; aber wir haben kein Beispiel angeführt, wie weit die Beamten dieses Gesetz zu ihrem Nutzen auszudehnen verstehen, daher wollen wir hier eins anführen.

Der in seiner Art berühmte Möbelfabrikant G. zu St. Petersburg hatte einige Muster Schnitzwerk zur Verzierung der Möbeln aus Paris erhalten und war eben im Begriff, zwei derselben zu einem Bildschnitzer zu schicken, um sich einige Dutzend darnach arbeiten zu lassen, als der Buchbinder St., ein Bekannter von ihm, eintrat. „Ich kenne einen sehr geschickten Bildschnitzer, einen Russen, der Ihnen diese Stücke wohl recht billig und gewiß eben so schön, als die Muster sind, liefern würde; er wohnt in meiner Nachbarschaft. Was zahlen Sie für's Dutzend, wenn sie gearbeitet sind wie das Modell?" fragte St. — „Der Preis ist bestimmt, ich zahle so und so viel," war die Antwort. — „O, so geben Sie mir die beiden Muster mit, ich will die Arbeit für Sie fertigen lassen und bürge dafür, daß sie zu Ihrer Zufriedenheit ausfällt." — G., der Möbelfabrikant, gab dem Buchbinder die Muster mit dem Bescheid, daß für's Erste nur ein Dutzend von jedem zur Probe gemacht werden sollten. Der Buchbinder St. war ein Speculant im Stillen, denn er war nicht Kaufmann. Er begab sich zu dem russischen Bildschnitzer und sagte ihm, daß noch viel Arbeit für ihn da wäre, wenn er diese Stücke billig und gut machen würde, was denn ja auch die Wahrheit war. „Wie

viel verlangst du für's Dutzend nach dem Modell?" — Der Russe betrachtete die Muster mit Aufmerksamkeit und nannte seinen Preis. „Den sollst du haben! aber nun liefere die Arbeit auch so, daß du Ehre damit einlegst, es wird dein Schaden nicht sein." — „Sie soll schöner werden als das Modell," sagte der Russe. St. zog ab und rieb sich vergnügt die Hände, denn bei den Preisen, die der Möbelfabrikant und der Bildschnitzer festgesetzt hatten, konnte er über 20 Prozent bei der Sache gewinnen. Der Russe war eine Ausnahme von der Regel, d. h. er war ein sehr geschickter Mann in seinem Fache, der niemals eine stümperhafte Arbeit lieferte, und da er überdies Hoffnung auf weitere Aufträge hatte, so machte er sich mit Lust und Liebe an's Werk. Er hatte schon ein Dutzend nach dem einen Muster fertig, als er in Erfahrung brachte, daß die Arbeit für G. war und daß dieser einen bedeutend höhern Preis dafür bestimmt hatte. G. ist ein eben so braver als reicher Mann, für den gut arbeiten ist, indem er Alles, was er bei kleinen Meistern machen läßt, besser bezahlt als viele andere seines Faches. Das wußte der russische Bildschnitzer auch. Ärgerlich, daß er von dem Buchbinder nicht mehr für's Dutzend verlangt hatte, beschloß er, die Arbeit selbst zu G. zu tragen, um das Geld dafür ohne Abzug zu empfangen. Er packte das fertige Dutzend sammt dem einen Modell zusammen und machte sich auf den Weg. Der Zufall wollte aber, daß der Buchbinder die Absicht des Russen noch zur rechten Zeit erfuhr, und so eilte auch er zu G., den er im Magazin antraf, wo er in Gegenwart des Bildschnitzers die neue Arbeit betrachtete. „Nun, wie gefällt Ihnen das Schnitzwerk?" fragte er ihn (der Russe verstand kein Wort deutsch). „Recht gut," sagte G. „Haben Sie den Mann schon bezahlt?" — „Nein!" — „So geben Sie mir das Geld, ich gewinne für meine Mühe ein paar Prozent dabei," bat der Buchbinder. G. gab ihm das Geld. St. zog sich seinen Rabatt davon ab und das Übrige wollte er dem Russen einhändigen. Dieser aber war nicht zufrieden damit, er verlangte den Preis, den G. zahlte. Darüber entstand ein heftiger Wortwechsel, und da dem Russen laut seiner Absprache mit St. nicht mehr zukam und er dessenungeachtet auf seiner Forderung bestand, gerieth der Möbelfabrikant in Hitze, öffnete die Thür und stieß ihn hinaus. Der Russe aber trat wieder ein, schimpfte und drohete, das andere Modell nicht eher heraus zu geben, als bis man ihn bezahlt habe, wie es sich ge-

höre. G. aber gerieth dadurch noch mehr in Hitze und ohrfeigte ihn zum Hause hinaus. Der Russe hatte Zeugen und beklagte sich auf der Polizei. Die drei Zänker, die dem nichtadeligen Stande angehörten, mußten kraft mündlicher Einladung erscheinen. G. wurde zuerst geladen, und auf die Frage des Tschaßnizpristaws erzählte er treu den ganzen Verlauf der Sache. „Sehr wohl, allein Sie wissen doch, daß Niemand das Recht hat, einen Andern zu schlagen," sagte der Polizeimann, „und daß, wer beleidigt worden ist, mit seiner Klage bei der Obrigkeit einzukommen hat, die ihm dann zu seinem Rechte verhelfen wird. Sie sind demnach der gesetzlichen Strafe verfallen." — G., der die Polizeileute auf's Genaueste kannte, hatte schon 300 Rubel B.-A. bereit und erlegte diese Summe unter der Bedingung, daß er ein für alle Mal von der Sache los sei. Die Polizei nahm Geld und Bedingung an. G. zog ab und der Vorfall war für ihn wie nicht geschehen.

Jetzt kam der Buchbinder an die Reihe, der aber so schlecht russisch sprach, daß er es für gerathen fand, einen Dolmetscher mitzunehmen. „Warum wollen Sie den Bildschnitzer nicht bezahlen wie es ihm zukommt?" fragte derselbe Polizeimann. — „Ich wollte ihm ja geben, was er, laut unserer Absprache, verdient hat; er aber verlangt mehr," war die Antwort. „G. zahlt aber doch so und so viel für's Dutzend, warum wollen Sie dem Manne davon abzwacken?" — „Ich wollte und will ihm auch noch jetzt keinen Kopeken abzwacken. Der Mann hat, als er die Arbeit übernahm, so und so viel gefordert, ich habe nicht mit ihm gehandelt, und nun, da die Arbeit fertig ist, verwirft er den von ihm selbst festgesetzten Preis, um ihn zu steigern. Das sei doch unrecht!" ließ der Buchbinder durch seinen Dolmetscher erklären. — „Sind Sie Kaufmann?" fragte der Polizeimann. — „Nein." — „Wie können Sie dann Handelsgeschäfte machen und über 20 Prozent von einer Sache nehmen, die gar nicht in Ihr Fach schlägt? Ohne Widerrede! Sie sind nach Paragraph so und so der gesetzlichen Strafe verfallen!" — Der Dolmetscher, ein Winkeladvokat, machte dem Buchbinder jetzt begreiflich, was er in der kitzligen Lage zu thun habe. St. aber war ein Filz, er rückte nur mit einigen Goldstücken heraus und glaubte so wohlfeilen Kaufes davon zu kommen. Die Polizei nahm jedoch das Geld an. Darauf entfernte er sich mit seinem Dolmetscher.

Jetzt wurde der Bildschnitzer vorgenommen. — G. ist ein Deutscher von Geburt, ist Fabrikant und ein reicher Mann dazu. St. ist zwar Handwerker, aber er ist sächsischer Unterthan, das ist doch noch Etwas. Aber der Bildschnitzer ist ein armer Teufel und russischer Bürger dazu! „Wie unterstehst du dich, für deine Arbeit mehr zu verlangen, als du bei Annahme derselben abgemacht hast?“ schnarrte ihn der Polizeimann an. „Aber das ist noch nicht Alles! Du unterfängst dich auch noch, das eine Modell, das Herr G. für eine bedeutende Summe aus Paris kommen ließ und das er so nothwendig braucht, zurück zu halten! Wie kommst du auf solche Streiche? Tü podléz, moschénik!“ (du bist ein Niederträchtiger, ein Spitzbube!) Der arme Teufel verstummte.

„Fort in den Sack mit ihm!“ (in den engsten und dunkelsten Winkel, der sich in jedem Polizeigebäude befindet, Haft auf kurze Zeit). „Wóljä Wasch!“ (Sie haben den Willen, ich habe keinen) sagte der arme Teufel, und mußte in den Sack spazieren. Auf diese Art war der Prozeß geschlichtet; — aber der Buchbinder hatte noch die Kosten zu zahlen. Wäre er gleich anfangs so freigebig wie G. gewesen, er wäre billiger davon gekommen. Wir bemerken hier ein für allemal, daß bei einem solchen Handel in Rußland das Theuerste immer das Wohlfeilste ist. — Sobald der Polizei-Inspector gerade nichts Wichtiges zu thun oder wenn er Langeweile hatte, sagte er zu einem seiner Untergebenen: „Posawiej pereplébtschika!“ (rufe den Buchbinder hierher!) St. mußte nun seine Arbeit bei Seite lassen und dem Gebote folgen. Auf der Polizei erschienen, fing der alte Tanz wieder an, den er abermals mit einigen Goldstücken bezahlte. So wurde er, Gott weiß wie vielmal, gerufen, was ihm jedesmal ein Paar Goldstücke kostete, bis die Polizei endlich fühlte, daß die Saiten nicht höher gespannt werden konnten, und damit schloß der Handel.

Kleinigkeiten, theils nach dem Russischen.

Neben dem deutschen Rechtsgelehrten wurde auch ein vielseitig gebildeter Russe mein lieber Bekannter in St. Petersburg. Dieser Mann war Schriftsteller aus Liebhaberei, denn ziemlich reich, brauchte er nicht für Geld zu schreiben, wie die meisten Schriftsteller vom Fache. Er schrieb manches Schöne; leider aber konnte ich nichts davon genießen,

da ich während meines ersten Aufenthaltes in St. Petersburg nicht einen einzigen russischen Satz correct sprechen oder schreiben lernte.

Wenn Herr W. der vorzüglich deutsch, französisch und englisch sprach, mir dies und jenes seiner Arbeiten in's Deutsche übersetzte, schien mir die Sache von sehr geringem Interesse zu sein. Es fällt den gebornen Russen außerordentlich schwer, etwas Belletristisches in deutscher Sprache, und sprächen sie dieselbe auch noch so meisterhaft, zu schreiben oder in's Deutsche zu übertragen. Mit dem französischen geht das anders, die meisten Vornehmen schreiben lieber und besser französisch, als russisch.

Herr W. ging schon damals mit dem Plane um, eine Geschichte Friedrich's des Großen zu schreiben. Ihm standen die Originalbriefe, welche Friedrich der Einzige an Catharina II. schrieb, zu Gebote. Auch hatte er überall Material für sein Werk gesammelt, was ihm viel Geld kostete. Aber er schrieb Jahre lang an dem Buche, und es wurde und wurde nicht fertig, denn er wollte wenig oder nichts aus dem Deutschen und Französischen benutzen und brachte so gar nichts zu Stande.

Endlich überflügelten ihn zwei russische Schriftsteller, die gaben, wenn ich nicht irre, im Jahre 1844 eine Geschichte Friedrichs des Großen mit Illustrationen in St. Petersburg heraus. Preis 10 Rubel Silber. Herr W. gab nun sein Werk ganz auf. Er hatte mir mehre Kleinigkeiten aus dem Manuscript abgeschrieben, die mir aber bis auf eine Anekdote, abhanden kamen. Diese Anekdote ist, so viel ich weiß, nicht bekannt geworden. Ich übertrug sie zehn Jahre später nebst Kleinigkeiten anderer Autoren in's Deutsche und gebe sie hier, gleichviel ob sie von Friedrich dem Großen herrührt oder nicht — ähnlich sieht sie ihm wohl.

Friedrich der Einzige und der betrunkene Sekretair.

Nach dem Russischen.

Friedrich der Große begegnete eines Tages einem Menschen, der ziemlich liederlich in seinen Kleidern aussah und der ein Gläschen über den Durst getrunken hatte. Den König dünkte, diesen Mann einmal in der Kanzlei eines seiner Minister gesehen zu haben und sein treues Gedächtniß wie sein scharfes Auge hatten sich nicht geirrt.

Höchst aufgebracht über das liederliche Aussehen dieses Preußischen Beamten, fragte er ihn zornig: „Wie heißt Er? und wo dient Er?“

Der Schlendrian antwortete mit betrunkenem Muthwillen: Er — heißt die dritte Person in der Declination der persönlichen Pronomen! und Er dient in der Kanzlei des Grafen Herzbergs . . .

„Er Schlingel!“ entgegnete der König, „will Er Mir die deutsche Grammatik lehren und Er weiß nicht einmal, daß der Eigenname, sobald er den Artikel vor sich hat, nicht gebeugt wird?“ — Bei diesen Worten, die der König, seinen Mark und Bein durchdringenden Blick auf den Trunkenbold gerichtet, im Zorne sprach, gelangte der Betrunkene augenblicklich zu seiner ganzen Besinnung, und mit einer Geistesgegenwart, die Se. Majestät in Erstaunen setzte, antwortete er mit wahrhaft diplomatischem Kratzfuße:

„Vor Ew. Königlichen Majestät muß sich Alles beugen! möge es einen Artikel vor sich haben oder nicht.“ — „Nun, nun!“ entgegnete der König halb lächelnd, „Er weiß Einen zufrieden zu stellen — aber zum Friedensrichter möchte Ich Ihn denn doch nicht haben, indem Er Mir die eigentliche Bedeutung der Wörter zu gut zur uneigentlichen zu beugen versteht. Nun gehe Er grades Weges nach Hause, und beuge Er hinfüro das Gläschen nicht so, sonst ist er verlesen! —“

Der Fremdling.

Eine Allegorie nach dem Russischen.

Ein alter Vater führte seinen jungen Sohn auf einer großen Heerstraße in ein Wirthshaus. —

„Verweile hier“, sagte er zum Sohne, „und führe Dich gut auf, ich komme zur gelegenen Zeit zurück zu Dir; wenn Du unterdessen nichts Böses gethan hast, wandeln wir an einen schönen Ort.

Und nun vertraute der Vater dem Sohne eine sanfte Turteltaube an und ein brennendes weißes Wachslicht in einer Laterne.

Und das Geheiß des Vaters lautete also:

„Bewahre, Kind, diese Turteltaube wie Deinen Augapfel, und lasse das Licht, so ich angezündet habe, von Keinem auslöschen. . . .“ Der Vater sprach's und ging fürbaß, aber der Sohn blieb. . . . . . . Es kamen bald fremde Leute. Es versammelten sich viel Volkes und viele Leidenschaften und Laster . . . . . Und der Jüngling sieht viele Unwahrheiten — sieht Hochmuth und Rachsucht, er sieht den Neid und die Bosheit, die abscheulichsten Ränke mit der Verleumdung und Hinterlist . . . . Er sieht dies Alles; — aber sich zum Troste spricht er:

„was kümmern sie mich, ich bin ja hier nur ein Fremdling! Es ist zwar schlecht hier, aber es kommt ja der Vater und führt mich dahin, wo es gut ist! er versprach es mir und ich glaube seinen Worten!“

Und nun harrt der Sohn des Vaters — und wem er helfen kann, dem hilft er — und wen er retten kann, den rettet er — und wen er nicht retten kann, den bedauert er! . . . — Und nun essen und trinken die Leute hier und beschenken sich gegenseitig; aber den Fremdling übersieht man, und Andern übersieht man nicht — und bei Denen, die man übersieht, kocht der Verdruß in der Seele und sie verschmachten fast vor Sehnsucht . . . Aber der Fremdling bleibt ruhig.

„Was liegt mir an ihren Geschenken und Belohnungen,“ spricht er, „sie sind ja so unrein so grob! . . . Der Vater wird mir Besseres geben!“ —

Aber die Leute, die den Fremdling beneideten, wollten ihn nicht in Ruhe lassen . . . Sinnlos vor Trunkenheit, ließen sie Habichte und Geier los, seine unschuldige Turteltaube in's Verderben zu stürzen, und unter lautem Gelächter wehten sie mit ihren unreinen Kleidern, sein geweihetes Licht auszulöschen . . . der Arme konnte kaum seinen Schatz bewahren! . . . Aber der Schlaf übermannte die Trunkenen, und ein schöner frischer Morgen ließ sich durch die Fenster sehen. Die Sonne kam und mit ihr der Vater! Er ist seinen Worten treu. Er lobte die Geduld des Sohnes und führte ihn an einen schönen Ort.

„Vater,“ sagte unterwegs der Sohn, „Du hast mich lange unter den Bösen gelassen; ach, es war mir wehmüthig und schwül, da duftet es nach Lastern und Tod! . . . .“ — Dafür aber, daß Du gut unter den Bösen sein konntest, wirst Du jetzt unter den Guten der Bessere! also antwortete lächelnd der Vater, und sie gelangten an einen sehr reizenden Ort.

Später, als die Greise diese Tradition ihren Enkeln überlieferten, erklärten sie die unschuldige Turteltaube für unser reines Gewissen und das brennende Licht in der Laterne für unsern Verstand.

Jupiter und Minos.

Nach dem Russischen.

Mein lieber Sohn, sagte einst Jupiter zu Minos, Du, der Du das ganze menschliche Geschlecht richtest, erkläre mir, warum die Hölle nicht Raum genug hat für alle die Sünder, welche die Parze Atropos

Dir zusendet? Wer ist der unversöhnliche Feind der Tugend, der die schwache Menschheit verdirbt? Mich dünkt, es ist der Reichthum?

„Nein, mein Vater, er ist es nicht!"

Aber wer ist es denn?

„Es ist der Müssigang."

Der Spiegel der Wahrheit.

Nach dem Russischen.

In dem noch goldenen Zeitalter, als die ersten Bewohner der Erde in dem Schooße eines ungetrübten Friedens heitere Tage verlebten, wandelte mit ihrem Spiegel die Wahrheit auf Erden und jeder erblickte sich in demselben, und das unpartheiische Glas enthüllte eines Jeden geheimsten Wünsche, ohne Jemanden erröthen zu lassen. O, glückliche Zeit! Schade nur, daß du von so kurzer Dauer warst! denn allzubald wurde der Mensch böse und lasterhaft.

Nun schwebte die Wahrheit wieder gen Himmel und warf vor Verdruß den Spiegel zur Erde, daß er zerbrach; die Stücke wurden vom Sande überschüttet und gingen für den gemeinen Mann verloren.

Nach Verlauf einiger Jahrhunderte erkannten die Menschen den Werth des Spiegels — und seit dieser Zeit bemühen sich viele Weisen, seine Bruchstücke zu sammeln, zuweilen sind sie auch so glücklich, einige derselben zu finden; jedoch mit vieler Mühe; allein sie sind so klein, daß sie Niemand gebrauchen kann — ach, sogar der Weise kann sich nicht ganz darin sehen!

Die Waise.

Nach dem Russischen.

Wisset ihr, was eine Waise ist? Sie ist eine Blume, durch einen starken Windstoß von dem mütterlichen Stengel abgerissen und von der Hand des Mitleids ins Wasser gesenket, ihr Leben auf einige Stunden zu fristen. Sie ernährt sich vom Wasser, prangt, je nachdem das Mitleid beschaffen ist, in einer kostbaren Vase, vor Bienen und Schmetterlingen geschützt, hört sie die Lobeserhebungen und Ergießungen des Entzückens, welche durch ihren Farbenschmelz und Duft erweckt werden. Allein ihr Haupt ermattet und wird muthlos und neigt sich zur Erde herab, wo ihre verwandten Zweige verborgen liegen. Sie strebt in Gedanken aus dem Goldpalaste, aus dem kostbaren Gefäße und

aus dem krystall'nen Wasser zu jenen bescheidenen Gartenbeeten, wo sie entsproß und sich entfaltete in der schwarzen Muttererde, in dem Hauche des Frühlings; wo sie der Morgenthau und der himmlische Regen beträufelten, wo ruhig und fröhlich neben ihr ihre jungen Schwestern blüheten; wo ihre Verwandten, andere Kinder der Natur, emsige Bienen und sorglose Schmetterlinge mit frohem Gesumse um sie her flogen in der lieblichen Sonne des Mittags.

Acis und Galathea.

Frei nach dem Russischen.

Noch in der Abendsonne besuchten Acis und Galathea die schöne Gegend. Am Fuße des nahen Berges setzten die Liebenden sich hin und weideten Herz und Auge an dem holden Maiabend, der als der fröhlichste Sohn des Jahres über der Gegend schwebte, wo so vielfältig die Anmuth lächelte.

Der Hirten Flötenklänge verschmolzen in des lieblichen Sonnengottes letzten Strahlen.

Aber jetzt zog Selene, die Vertraute aller Liebenden, in den duftigen Schleier gehüllt, am Bogen des Himmels einher, und Philomele sang von den Schmerzen der Liebe.

Galathea, sprach Acis, o du empfindest, was ich empfinde, wie schön ist der Abend, wie entzückend jeder Gegenstand der hehren Natur: aber schöner noch ist die Liebe!

Da drohte Polyphemus, der die Liebenden belauschte, Verderben. — O ihr Götter! rief Acis schmerzlich aus und weinte, o ihr Götter! habt ihr das grause Verhängniß, das die oft kaum entfaltete Blüthe der reinsten Freude zerstört, geschaffen?

Acis, o mein Acis! sprach jetzt Galathea, weine nicht! Siehe, mein Vater, der in die tiefsten Geheimnisse der Götter eindringt, offenbart uns von dem Lichte, das dereinst die grause Nacht, der jetzt noch der höchste der Götter unterthan ist, in Sonnenklarheit zerfleußt! —

Jetzt küßte sie, schön vor allen Nymphen, dem Heißgeliebten die Thränen von den blühenden Wangen.

Aber voll rasender Eifersucht riß der ungeheure Cyklop einen Felsen los und schleuderte ihn, die Liebenden zu zerschmettern. Und seitdem seufzt auch der Bach noch vor Schmerz der Liebe. —

Bild der Lichtfreunde. St. Petersburg.

Eines Abends saß ich bei meiner Studirlampe und dachte über Etwas nach, das die denkenden Köpfe aller Zeiten beschäftigte und noch ferner beschäftigen wird, nämlich über den Ursprung der Dinge.

Ich nahm einige Lehrgebäude der alten Philosophen vor; allein ich fand nur Atome darin, die sich im unermeßlichen leeren Raume todt befanden; es entstand aber ein Druck, die Atome preßten sich zusammen, und so entstand die Welt mit allen ihren Dingen! — Wer nun den Druck hervorbrachte, da doch die Atome todte Materie sind, und ohne wirkende Ursache keine Bewegung entstehen kann, davon schweigen die Philosophen. — Ein solcher Ursprung der Dinge genügte mir nicht. Aber auch die Philosophen der neuern Zeit wissen von dem Geheimnisse der Schöpfung eben so wenig, als die alten.

Jetzt nahm ich die Bibel, dieses Buch aller Bücher, aus dem jeder Philosoph schöpfen muß, wenn er wahre Philosophie lehren will, zur Hand, und da fand ich die Meinung, welche Moses vom Ursprunge der Dinge hatte. „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde," sagt er. Wie kurz und bündig, wie klar und philosophisch! dachte ich. Und seitdem zerbrach ich mir den Kopf nicht mehr über den Ursprung der Dinge.

Und nun fielen mir manche Lichtfreunde ein, die da meinen, daß sie, bei dem Lämpchen ihrer Vernunft sitzend, im Hellen säßen, also der Sonne höherer Offenbarung nicht bedürften. — Was wird aus diesen Lichtfreunden werden, da ihr Vernunftlämpchen sie hindert, das Licht höherer Offenbarung zu sehen? was wird aus ihnen werden! rief ich aus — Dieser Gedanke hatte mich lange beschäftigt. — Plötzlich flogen zwei Nachtfalter durch's Fenster zu mir herein. Ei, dachte ich in meinem Sinne, das sind ja auch Lichtfreunde; denn sie flatterten um meine Lampe herum und freuten sich des Lichtes. — Die armen Dingerchen thaten mir leid, deshalb bemühete ich mich, sie aus ihrem gefährlichen Umherflattern zu verscheuchen; allein umsonst! diese Geschöpfe der Nacht sind ja Lichtfreunde — die sich nicht warnen, nicht verscheuchen lassen aus ihrem kecken Fluge. Da sie mir nun zeigen konnten das, was ich gern wissen mochte, nämlich, was am Ende aus den Lichtfreunden werden wird, so ließ ich sie umherschwärmen.

Und sie schwärmten und schwärmten so lange um das Licht herum, bis sie sich Gehirn, Kopf und Flügel und Alles verbrannten und todt oder ohnmächtig zur Erde sanken. —

Wenn das euer Loos ist, arme Lichtfreunde, so bedaure ich Euch von Herzen!

Glückselig ist der Mensch, der in den Geheimnissen der christlichen Religion einen Abgrund sieht, den kein erschaffener Geist zu ergründen vermag! und der sich nicht unterfängt, ihn ergründen zu wollen.

Natalia, die Sonne. St. Petersburg.

Alles was jung ist und schön und lieblich, das ist zum fröhlichen Feste geladen und schon erschienen.

Ein blühender Blumengarten ist der Saal — — Rosen und Lilien prangen in ihrer schönsten Blüthe. O, auch Dich beobachtet mein Auge, sanfte Viole der Nacht, treues Bild sittlicher Reinheit — und Euch, zärtliches, bescheidenes Veilchen — ewig holdes Jelängerjelieber! —

Welch ein Duft, welch ein Schmelz in dem blühenden Blumengarten!

Der Saal ist das Zelt des Himmels — früher und später aufgegangene Sterne sehe ich wetteifern mit ihrem Glanze.

Das Haupthaar der Berenice's prangte nie mit solcher Pracht; das Argoschiff zieht majestätisch einher, als strebe es, alle seine Demantfunken auszustreuen über den ganzen Ocean, und die funkelnde Krone des Nordens ziert des Himmels Haupt; Mars hat sich in seinen schönsten Schmuck gekleidet, es schimmert Jupiter sogar mit seinem blassen Schein und Saturn ist schon vor Gram und Mühe bleich.

Die Lyra glänzt mit ihren goldnen Saiten,
Als wollt' sie alle Stern' zur Gruft geleiten.

Es funkeln alle Sterne erster Größe: Sirius mit seinen diamantnen Strahlen und Aldebaran mit dem Rubinenglanz.

Und Orion vollend't die Pracht in dieser sternenhellen Nacht.

Doch siehe im Osten! . . .

Die Sonne, die holde Sonne nahet! O, so gehe auf du schöne Sonne!
Was müht ihr Blumen euch in euren Lenzen!
Was ihr Sterne, in der Nacht zu glänzen!
Es kommt die Sonn', der müßt ihr Sterne weichen,
Ihr Blumen müßt an ihrem Strahl verbleichen!

Amaliens Schlummer. St. Petersburg.

Sie schläft. — —

Schlaf, Zwillingsbruder des Todes; wie in den erstarrten Zügen der Seelen Zustand sich malet, also malst auch du, o Schlaf, das Bild Ihrer Seele: wie sanft, wie ruhig ist Ihr Schlummer! so schlummert die Tugend, die holde Unschuld nur.

Auf geweih'ten Schwingen schwebte Ihre schöne Seele in das Land, aus dem Sie stammt, aus dem sie kam, eine arme kleine Welt zu verschönen..... Ach und mich.... o ich bete: unschuldsvoller Engel, schlummere süß!

Wie die Thräne aus ihrer geheimnißvollen Quelle sich in das Auge drängt und spricht, was das Herz empfindet: also spricht die engelmilde Miene der Schlummernden von der überirdischen Wonne, aus der jetzt Ihre Seele trinket: sie weilet im Kreise der Engel.

Doch siehe, eine versiegte Zähre ließ noch auf der blühenden Wange ihre Spur zurück...

Werden auch in den Paradiesen des Jenseits Thränen geweint? O, dann sind es Thränen, wie diese versiegte Zähre.

Ach, ich ahne, warum sie floß!....

Vergieb, Allgütiger, der Abgötterei, o vergieb, daß ich an Ihrem Ruhelager, dem geweih'ten Altare, niedersinke und bete.

O, ihr Engel, schließet immerhin einen Kreis um Sie, wenn Sie wachet, wenn Sie schläft, wendet Alles ab von Ihr, was nicht aus Ihrem Reiche stammt. O, die Engel erhören mein Gebet, sie haben Wacht und weilen gern, wo die Andacht kniet, wo alles Sterbliche und Irdische sich von der Seele löset.

O, so trinke des Himmels Wonne! süß schlummernder Engel.

Phantasie an Amalie. St. Petersburg.

Alles schläft — Nacht ist es vor jedem Fenster, selbst die Sternlein hüllen ihren milden Schein in dunkle Wolken. O, verlöschet, Sterne! die Liebe hat die Nacht so gern, die hehre mit der Miene so ernst und verschwiegen.

Doch siehe, in jenem Rosenschlafgemache schimmert ja das Lämpchen noch.

Schläfst Du noch nicht, wonniges Mädchen?... O, so wieget

Sie, Töchter Edens, wiegt Sie in den süßen Schlummer, den nur die Tugend, die holde Unschuld schläft.

Ach, wie anmuthig sind dann bald die Träume ihrer Liebe! Fühlst Du schon den geistigen Kuß, wonniges Mädchen?... oder warum sank er, sanft wie Blüthenhauch, auf des Lämpchens stilles Leben hin? O, so schlafe süß!

Lausche, die Glöcklein auf dem nahen Festungsthurme antworten feierlich der Mitternacht. O, ihr Wellen des Wohllauts, rauschet sanfter und wecket Amalia nicht auf! aber wieget Sie fester in den Schlummer, denn Liebe und Sehnsucht schlummern nur leise.

Töchter Edens! so traget denn die schöne Seele eurer schlummernden Schwester hinüber in die Paradiese des Jenseits, auf daß Sie, bis Aurore mit den goldnen Rossen die Nacht zertheilt, aus dem krystall'nen Quell, nur für Tugend und Unschuld entsprungen, trinke.

Ha, welch ein Lichtglanz umfließt die Blicke meiner Phantasie!

Dort schwebt Sie ätherlichten Fluges im Gefolge der Engel hinüber in des ewigen Frühlings Gefild.

Rauschet feierlicher, ihr Wellen des Wohllautes! und du, o meine Harfe, stimm' ein in die hehre Feier der Mitternacht.

Deutsche und Russische Geschäftsleute in St. Petersburg.

Wir möchten wohl wissen — am liebsten möchten wir es von einem kundigen, unparteiischen Russenfreund erklärt haben, was es ist, daß der russische Bürger und Kaufmann*) vom russischen Edelmann,

---

*) Bürger und Kaufmann ist gesagt, weil es nach russischen Begriffen einen Unterschied zwischen beiden giebt. Dieser letztere genießt vor dem ersteren deshalb gewisse Vorrechte und steht in höherem Ansehen, wie wir auf S. 186 gesehen, weil er eine der drei Gilden zahlt; unter Bürger aber versteht man in der Regel die Handwerker, ganz unbedeutende Krämer, die zwar auch Gewerbesteuer zahlen müssen, welche aber ziemlich klein ist, und Andere. Ich hörte öfter von einem Russen, der im Zank mit einem Nachbarn war oder auch bei anderer Gelegenheit sagen: Ja nje Mäschtschanin, ja Kupjètz — Ich bin nicht Bürger, ich bin Kaufmann! Die Kaufleute dritter Gilde zahlen eine Steuer von 200 Rubel Silber jährlich. Sie dürfen nur Geschäfte im Kleinen betreiben: Specereihändler, Speisewirthe, Conditoren, Schneider,

sowohl vom Dworjänin (Erbadeligen) als vom letzten Tschinównik, der einen Rang hat, welcher ihm nur den persönlichen Adel verleiht, sich so viel Demüthigung gefallen läßt und daß diese Herren sich gegen ihre bürgerlichen Landsleute, den Ausländern gegenüber, so viel Unartigkeit, ja, nicht selten Brutalität, erlauben. Wir wollen hier einige Beispiele anführen, die uns das Betragen des russischen Adels gegen den Ausländer und gegen den bürgerlichen Russen ziemlich klar machen, ohne daß wir damit erklären können, warum das so ist. Denn das möchten wir eben von einem unparteiischen Russenfreund erklärt haben.

Am Ende der Zwanziger Jahre standen zwei deutsche Kaufleute zu St. Petersburg in ganz außerordentlichem Rufe und Credit; es war der Hutfabrikant Zimmermann und der Drechslermeister Cramer — zu ihnen konnte man auch noch den Tabacksfabrikanten Pfahler rechnen dessen Fabrikate aber bald von denen Tschuków's verdrängt wurden.

Schuster, Tischler und alle Handwerker, die einen Laden haben, gehören dazu. Die Kaufleute zweiter Gilde zahlen 500 Rubel Silber jährlich, sie dürfen nur Handel treiben und Contracte abschließen im Betrage von 50,000 Rubel Silber, nicht höher; die Kaufleute erster Gilde sind die Großhändler, sie zahlen eine Steuer von 2500 Rubel Silber jährlich, sie dürfen Schiffe halten und unbeschränkt Handel mit dem Auslande treiben. Diese Herren müssen auch manchmal sehr kritische städtische Ämter bekleiden, und wenn sie sich davon losmachen wollen, so kostet ihnen dies noch sehr bedeutende Summen. Aber überhaupt ist es ein kostspieliges Ding, Kaufmann erster Gilde zu sein, denn es kostet Jedem mit dem, was an der Steuer und um dieselbe herumhängen muß, leicht 4000 Rubel Silber jährlich. Wer die Steuer erster Gilde zehn Jahre lang zahlt, ist für sich und seine Nachkommenschaft zum Ehrenbürger erhoben, der mit dem persönlichen Adel oder doch wenigstens mit den in den untersten Rangclassen stehenden Beamten gleiche Vorrechte genießt. Es giebt reiche Bürgersleute, welche gar keine Geschäfte betreiben, aber doch diese hohe Steuer zahlen, damit sie nach zehn Jahren aus dem peinlichen niedrigen Bürgerstande, wie wir ihn auf S. 186 gesehen, für sich und ihre Nachkommen in den eines Ehrenbürgers erhoben werden.

Man sieht hieraus, daß das Ehrenbürgerthum in Rußland ein ganz anderes ist, als das in Westeuropa, wo der Ehrenbürger (civis honorarius) das Bürgerrecht ihm zu Ehren und ohne alle Verpflichtungen erhält.

Durch die Privilegien, welche Peter der Große den Ausländern verliehen, genossen diese letzteren eine Art von Ehrenbürgerrecht nach romanischen und germanischen Begriffen.

Da sah man keinen Hut bei einem reichen Herrn oder bei einem armen Stutzer, in welchem nicht der Name Zimmermann, kein Pfeifenröhrchen, Spazierstöckchen oder Cigarrenspitzchen, auf dem nicht der Name Cramer gestanden hätte. Aber nicht allein in St. Petersburg fanden diese Fabrikate reißenden Absatz, sie wurden bis tief in das Innere Rußlands versendet, trotz der hohen Preise, mit denen sie bezahlt werden mußten. Eines Tages befand ich mich im Magazin des Herrn Cramer, er war nicht zu Hause, sein Geschäftsträger, ein Drechslergeselle, der als solcher lange bei ihm conditionirte, war im Laden. Da kam ein Edelmann angefahren. „Sind Sie Herr Cramer?" fragte er. „Um Verzeihung! Herr Cramer ist nicht zu Hause," war die Antwort. — „Wen habe ich denn die Ehre vor mir zu sehen?" — „Ich bin sein Commis." — „Und Ihr werther Name?" — „Ich heiße Reitermann." — „Lieber Herr Reitermann, ich bin gekommen, mir Einiges aus Herrn Cramer's Magazin zu kaufen, um es mit auf's Land zu nehmen: ein halbes Dutzend lange Pfeifenröhre aus Ebenholz mit kleinen Spitzen von Bernstein darauf." — Der Commis legte ihm sechs Röhren hin, sie hatten die Länge eines Spazierstockes und die Dicke eines Mannsdaumens, der Bernstein darauf war höchstens einen halben Zoll lang und mit dem Rohr in einer Dicke. „Ja, die sind so, wie ich sie wünsche, sagte der Edelmann. Was kosten dieselben, Herr Reitermann?" — „Das Stück kostet 16 Rubel Banco, macht zusammen 96 Rubel Banco."

„Otschen charoschó! — sehr wohl! Nun möchte ich aber auch sechs Stambulken (Türkische Pfeifenköpfe aus Thon) mit vergoldeten Deckeln, drei davon zum Aufstecken mit einem Kettchen daran und drei, deren Deckel sich im Charnière bewegen." — „Hier sind sechs sehr schöne," sagte der Commis. — „Ja, solche will ich. Was kosten sie?" — „Sechs und dreißig Rubel Banco."

„Otschen charoschó! Nun will ich aber auch ein halbes Dutzend Cigarrenspitzen mit vergoldeten Trompetchen (in welche die Cigarren gesteckt werden) und mit Ringelchen, in die man, des bequemen Haltens wegen, den Finger einlegt. Der Bernstein muß aber hübsch milchfarbig sein, ich kann den hellbraunen nicht leiden." — „Hier sind sechs Stück von einer besonders schönen Gattung, wie Sie sehen, zierlich mit Perlmutter eingelegt und mit Mundstücken vom feinsten Bernstein," sagte der Commis.

„Ja, die sind wirklich schön, die gefallen mir sehr! Und was kosten sie?“ — „Das Stück kostet 25 Rubel. Zusammen macht das 150 Rubel. — Summa 282 Rubel Banco.“ —

„Otschen charoschó,“ sagte der Edelmann, nahm seine Brieftasche heraus und zählte 282 Rubel Banco hin. „Aber lieber Herr Reitermann, ich habe eine Menge Pfeifen, die ich theils polirt, theils reparirt haben möchte — leider habe ich vergessen, sie mit mir in den Wagen zu nehmen, aber ich werde sie Ihnen bei nächster Gelegenheit zusenden, nicht wahr, Sie werden mir dieselben wieder recht schön in den Stand setzen?“ — Gewiß! Haben Sie nur die Güte, sie uns recht bald zu zusenden, der Auftrag soll pünktlich und ganz nach Ihrem Wunsche besorgt werden, sagte der Commis. Der Edelmann dankte ihm, stieg mit seiner gekauften Waare in den Wagen und fuhr seines Weges.

Eines Tages befand ich mich beim Schuhmacher, bei dem ich arbeiten ließ, es trat, wie mir schien, ein vornehmer russischer Edelmann ein und sagte: „Guten Tag, Herr Halbbauer! (so hieß der Schuster.) — „Guten Tag!“ erwiederte dieser. „Lieber Herr Halbbauer, ich möchte drei Paar Halbstiefeln haben. Sie wurden mir empfohlen als einen Meister, der schöne und solide Arbeit macht. Aber kann ich die drei Paar schon übermorgen in der Frühe haben?“ — „Nein, das geht nicht, ich habe nur zwei Gesellen und einen Lehrburschen — so schnell arbeiten wir nicht,“ antwortete der Schuster. — „Aber lieber Herr Halbbauer, ich muß übermorgen Abend schon auf's Land und da möchte ich die Stiefeln mitnehmen. Seien Sie so gütig, haben Sie die Gefälligkeit, ich bitte ergebenst, machen Sie sie bis zu übermorgen Abend, ich bitte, bitte!“ — „Nun, so müssen wir alles andere bei Seite legen, uns daran machen und die Nächte hindurch arbeiten, sonst werden wir nicht fertig.“ —

„Also ich kann übermorgen Abend darnach schicken — werden sie aber auch fertig sein?“ — „Ja schicken Sie nur,“ sagte der Schuster.

„Was kosten die Stiefeln?“ — „Das Paar kommt 8 Rubel Silber, der gewöhnliche Preis. — Summa für die drei Paar 24 Rubel Silber.“

„Sehr wohl! aber ich verlasse mich darauf, daß ich meine Stiefeln zur bestimmten Zeit erhalten werde. Wollen Sie das Geld dafür jetzt schon? oder wollen Sie Handgeld haben?“ — „Ich bin zufrieden, wenn ich es bei der Ablieferung meiner Arbeit erhalte,“ antwortete der Schuster, und der Edelmann, nachdem ihm der Meister

die Stiefeln angemessen hatte, entfernte sich mit der wiederholten Bitte, ihm die Stiefeln bis zu übermorgen Abend doch ja fertig zu machen.

Es ist eine Summe, acht Rubel Silber für ein Paar Halbstiefeln, aber die Deutschen Meister in St. Petersburg arbeiten auch schön und solide und sie nehmen Material dazu, mit dem man zufrieden sein kann. Bei einem russischen Meister erhält man für drei bis vier Rubel Silber und noch billiger, ein Paar. Und geht man in den Kaufhof, wo ungeheure Massen von Fußzeug aller Art in den Buden aufgeschichtet sind, da erhält man ein Paar leichte feine, oder nach Liebhaberei schwerere und starke Stiefeln für 1½ Rubel Silber. Alles ist hier solide und nach der neuesten Façon gemacht — wenigstens schwören die Kaufleute dies hundert Mal in einer Minute. Und welche Mühe machen sich diese Leute dabei. Sie ziehen einem die Stiefeln aus und an, und machen beim zwanzigsten Paar, das man anprobirt, dieselbe zufriedene Miene wie beim ersten Paar. — Eines andern Tages befand ich mich mit meinem Bekannten, mit jenem Rechtsgelehrten, bei einem russischen Buchbindermeister, der sehr billig arbeitete — der Doctor hatte immer Acten und andere Schriften, die er bei ihm heften, und auch Bücher, die er bei ihm binden ließ.

Da stürzte ein Tschinównik zur Thür herein mit Alexander Puschkin's Werke, eilf Bände stark.

Passluschajesch! hör' mal, diese Bücher will ich schön und dauerhaft gebunden haben, slúschesch? hast Du verstanden? sagte er. — Slúschu, ich habe vernommen, antwortete der Buchbinder. —

Aber sie müssen in drei Tagen fertig sein, slúschesch? —

Das geht nicht an, versetzte der Meister, denn wie kann ich 11 Bände in diesem großen Formate fertig machen? ich habe nur einen Gesellen und einen Lehrburschen! —

Aber sie müssen in drei Tagen fertig sein, slúschesch? —

Verlangen Ew. Wohlgeboren doch nicht das Unmögliche, in drei Tagen kann ich sie alle eilf nun einmal nicht fertig machen, sagte der Meister immer gelassen. —

Aber wann kann ich sie haben? —

In acht Tagen.

Nein, so lange warte ich nicht! . . . . Du bist mir ein schöner Meister, verstehst wohl nichts! . . . acht Tage für solche Lumperei! —

Früher kann ich Ew. Wohlgeboren damit nicht dienen, sagte der

Buchbinder, ein consequenter Mann, der sich von den meisten seiner Landsleute dadurch unterschied, daß er nie mehr versprach, als er leisten konnte. —

Nun, daß sie aber in 8 Tagen bestimmt fertig sind, schön gebunden — mit vielen goldenen Verzierungen auf dem Rücken der Bände, slúschesch? —

Slúschu! antworte der Meister.

Und was werden sie kosten? —

Der Band kostet einen Rubel B. (Etwa 10 Sgr.)

„Bist du verrückt? Eilf Rubel B. für diese Lumperei!" —

Aber Sie wollen die Einbände reich mit Gold verziert haben .. und betrachten Sie einmal das große Format! Ich habe wenigstens sechs Rubel B. Auslage daran. —

Mehr als einen rothen Zettel (ein Billet das 10 Rubel galt) gebe ich nicht! . . . Aber daß sie nur zur bestimmten Zeit fertig sind, slúschesch? sagte der Tschinónik und zog ab.

Eines andern Tages befand ich mich in einem Tuchladen, der einem russischen Kaufmanne zweiter Gilde gehörte. Er hatte die größte Auswahl der verschiedensten Tuche. Drei Commis befanden sich im Laden und zwei standen vor der Thür auf der Straße, die ihr vorzüglich schönes und dabei spott wohlfeiles Tuch den Vorübergehenden anpriesen. Mit den schmeichelhaftesten und treuherzigsten Worten von der Welt, suchten sie Leute, die gar nicht im Sinne hatten, Tuch zu kaufen, in den Laden zu locken.

Jeder Kaufmann, der in dem Kaufhofe einen Laden oder eine Bude hat, hat auch wenigstens einen solcher Burschen, Manche haben deren sogar drei bis vier vor der Thüre stehen, die mit ihrem unausstehlichen, zuweilen aber auch mit verführerischem Geschwätze den Vorübergehenden in ihr Waarenlager zu locken versuchen. Wer einen derselben nur ansieht, oder einen Blick in den Laden thut, der ist schon halb verloren — denn da faßt der Bursche einen schon beim Arm, um ihn mit den höflichsten Geberden von der Welt, die Mütze immer in der Hand haltend, in seine Bude zu führen. In allen diesen Läden und Buden herrscht eine halbe Abenddämmerung, in der sich das Auge des Käufers täuscht. Fremde, die hier kaufen, werden unfehlbar geprellt. Die Einheimischen sind mehr auf ihrer Hut, und bei ihnen wagen die verschmitzten Burschen nicht leicht ihr betrügerisches Spiel.

Aber auch nicht wenige ihrer Landsleute werden von ihnen hintergangen, sie wissen gleich, Wen sie vor sich haben. Und doch unterlassen sie in der Regel nicht, den Versuch zu machen, selbst solchen Leuten, bei denen sie es nicht wagen sollten, ihre schlechte Waare recht gut zu verkaufen.

Ich hatte in jenem Laden ein Stück blaues Tuch vor mir, das ich betrachtete, als ein Offizier eintrat.

Was befehlen Ew. Hochwohlgeboren? mit welcher Waare kann ich dienen? fragte der älteste Commis, seine Mütze in der Hand schwingend. Feines graues Tuch zu einem Mantel! sagte der Offizier. Der Commis zog ein Stück aus dem Fachwerk heraus und legte es auf den Ladentisch. Welch' ein feines kostbares graues Tuch, zart wie Sammet, bemerkte er mit schmeichelnder Miene.

„Aber wie unterstehst Du Dich, mir solchen Salzsack von Tuch vorzulegen? feines gutes Offizierstuch haben wir gesagt!"

Der Commis brachte mit der größten Artigkeit ein anderes Stück. Feineres, besseres und zugleich wohlfeileres graues Tuch als dieses finden Ew. Hochwohlgeboren in ganz St. Petersburg nicht! sagte er.

„Wrjösch! du lügst, es ist ein schlechtes Tuch, das kein Offizier tragen kann! Das feinste und beste, das Ihr habt, zeige her! —"

Pomiluitje, Barin, erbarmen Sie sich, Herr, es ist das feinste graue Tuch das wir haben, es ist Generalstuch in dieser Farbe, pomiluitje, Barin! —

Wrjösch! das Allerfeinste zeige her! — Der Commis legte jetzt das dritte Stück hin, der Offizier war damit zufrieden. Aber was kostet die Arschin? (Etwas mehr als eine Berliner Elle.) Der Allergenaueste Preis ist 6 Rubel Silber, sagte der Commis mit Bestimmtheit, aber mit seinen vorigen freundlichen Mienen und Geberden.

„Du lügst! es kostet 3 Rubel Silber, und mehr ist es auch nicht werth! —

Erbarmen Sie sich, Herr . . . drei Rubel Silber für solches Tuch? Es kostet uns selbst 6 Rubel! . . . Ich will es Ew. Hochwohlgeboren ohne Profit verkaufen, sagte der Commis, aber unter 6 Rubel Silber nicht! Das Ende vom Liede war, daß der Offizier die Arschin zu 3½ Rubel Silber erhielt.

An einem andern Tage befand ich mich bei Herrn Scheuermann. Er war aus Königsberg gebürtig, war einer der eifrigsten Anhänger

Vater Goßners und in St. Petersburg der erste Drechslermeister nach Cramer, sein Magazin war glänzend wie das seines berühmten Nebenbuhlers, in seinen Glaskasten lagen die kostbarsten Luxussachen von Drechslerarbeit: complette Pfeifen von 500 bis 800 Rubel B. das Stück, denn ihre Röhre waren reich mit Gold ausgelegt, und die Mundstücke aus dem seltesten Bernstein, nach türkischer Weise mit Brillanten geschmückt.

Plötzlich trat ein Oberst, wie sich später zeigte, einer aus der Provinz, in den Laden. In der Provinz giebt es nicht viel Ausländer, und diejenigen, die sich da niedergelassen haben, sind meistens arme Kerle, die ohne Gesellen mit einem oder einigen Lehrlingen arbeiten, und die Zahl derer, die Kaufleute sind, ist auch klein. Daher wird der Ausländer hier, der dem Bürgerstande angehört, vom Landadel und von den Beamten fast nicht besser behandelt, als der gemeine Russe.

Zeige mir dieses Mundstück da, sagte der Oberst auf russisch, indem er an den Glaskasten trat. Scheuermann, ein überaus kaltblütiger Patron, der aber so gut russisch sprach, wie gewiß wenige Ausländer in Rußland, öffnete schweigend den Glaskasten und nahm das Mundstück heraus. a i étot pokaschi aber auch dieses da zeige mir, sagte der Oberst und so verlangte er das dritte, vierte und fünfte Stück. Scheuermann willfahrte ihm langsam und schweigend. — Und was kostet diese Pfeife? — Dreihundert Rubel! — O, das ist Dir doch nicht ernst, für was denn so viel Geld? — Ei nun, für die Pfeife! antwortete Scheuermann, der die Geduld verloren, und die fünf Stücke, welche der Oberst einige Minuten auf der Glasscheibe herum gewälzt hatte, wieder in den Kasten legte. Aber warum legst Du die Sachen wieder weg, was soll das bedeuten? Scheuermann antwortete: Das sind feine theure Stücke, die es nicht vertragen können, daß man sie so herumwälzt. Die Glasscheiben sind sehr klar, da kannst Du die Sachen genau betrachten und wenn Dir dann Etwas gefällt, so nehme ich es heraus, aber mehreres auf Einmal nicht! — Der Oberst schlug die Hände vor Erstaunen zusammen. Wie unterstehst Du dich, mich zu dutzen? — Aber wie unterstehst Du dich, mich zu erst zu dutzen? — Glaubst Du denn ich sei Dein dummer Junge? antwortete Scheuermann mit seiner Kaltblütigkeit. Der Oberst aber wollte wüthend werden. Auf der Stelle hole ich einen Nadsirabel (Polizeioffizier) herbei, um Dich abführen zu lassen, schrie er wüthend. Rufe Du unartiger

Monsieur, wen Du willst, ich werde nicht fortlaufen! erwiederte Scheuermann, und sich zu mir wendend sagte er auf Deutsch: Welche Meinung haben Sie von einem solchen russischen Oberst? ist das ein Edelmann? — Der Oberst stand schon in der geöffneten Thür, wahrscheinlich um sich nach einem Nadsirabel umzusehen; als er aber die deutschen Worte vernahm, die er verstand, trat er wieder näher, und fragte ganz artig auf Deutsch. Sind Sie ein Deutscher? — Ja, erhielt er zur Antwort. — Was für ein Landsmann? — Ich bin aus Königsberg. — Ach, die Deutschen! die Deutschen! sagte der Oberst schließlich, kaufte für 300 Rubel B. Waaren und zog ab. Daß dieses Skizzen aus dem alltäglichen russischen Leben sind, wird jeder Kundige Rußlands bestätigen. Aus Zartgefühl für den Leser ließen wir einige triviale und sehr niedrige Ausdrücke ganz weg, deren sich jener Tschinównick gegen den Buchbinder, jener Offizier in dem Tuchladen und dieser Oberst gegen Herrn Scheuermann bedienten; denn es wäre ein zu großer Verstoß gegen die Ästhetik, sie hier wieder zu geben.

Was ist es nun, daß sich der Adel gegen den schlichten Bürger so Etwas erlaubt und daß dieser es in aller Demuth erträgt? Wir möchten es ausführlich erklärt haben.

Man sagt, es läge etwas Mysteriöses darin, daß weder die Russen noch andere slawische Völker bisher ein echtes, wahres Bürgerthum zu begründen im Stande waren. So lange eine solche Behandlung Statt findet, sei es, daß sie einigen Grund hat oder nicht — es bleibt sich gleich — und so lange sie geduldet wird, ist an ein wahres, solides Bürgerthum in Rußland nicht zu denken. Die Paar Ehrenbürger, welche sich für schweres Geld ihren Stand kaufen, sind eben so stolz darauf, wie die Ranghabenden auf ihre Classen; sie pflegen, wie diese, durchaus keine Gemeinschaft mit dem schlichten Bürger. Doch auch sie sind es nicht, die ein wahres, echtes Bürgerthum repräsentiren. Aber wer ist in allen civilisirten Ländern der Aufbewahrer der Einsichten, der Sitten und Reichthümer des Volkes, der Rathgeber und Helfer in Gefahren, der Träger aller nationalen Tugenden? Das wahre, solide Bürgerthum ist es, das einen Staat blühend und mächtig machen und dauerhaft begründen kann.

Einige der bedeutendsten Russischen Dichter und Schriftsteller.

Das Klima von St. Petersburg bietet uns von Einer Seite ein Bild des russischen Nationalcharakters dar.

Beim Russen ist das Glück und der Genuß der gegenwärtigen Zeit so vorherrschend, daß er einen Vortheil, den er nicht gleich oder in der nächsten Zukunft genießen kann, kaum oder gar nicht als Vortheil betrachtet. In der Land- und Forstwirthschaft sieht man das am deutlichsten. Ein deutscher Gärtner rieth einmal mehreren bejahrten Edelleuten in der Ukraine, einige Strecken ihrer Waldungen, die aus lauter wilden Obstbäumen bestanden, zu veredeln, indem er ihnen den großen Vortheil begreiflich machte, den sie mit der Zeit daraus ziehen könnten, da das edle Obst hier selten und theuer ist. Sie aber sagten, sie wären zu alt und würden wohl schwerlich etwas von diesem Nutzen genießen können. So ließen sie lieber die schönen Äpfel-, Birnen- und Kirschbäume niederhauen, um sie als Brennholz für einen Spottpreis zu verkaufen. Ganze Waldungen werden ausgerottet, weil die Eigenthümer sagen, so lange sie lebten, gäbe es da wohl zu fällen. So verwüstete Wälder werden nicht wieder angelegt, weil der Herr dieses Gebietes überzeugt ist, daß solch ein Wald erst nach 60 bis 80 Jahren, also erst dann, wenn er längst todt ist, Vortheil bringen kann. So wird viel verwüstet und wenig angebaut, weil der Russe von Allem, was er säet und pflanzt, auch die Früchte genießen will. Daher ging es auch mit dem Cultiviren Peter des Großen so blitzschnell, denn er war ja ein echter Russe! Wie die Vegetation in dem alten Rußland, so sind auch die Bewohner desselben. Es soll Alles keimen, blühen und reifen fast zu gleicher Zeit. Wenn die Newa im Juni noch Eis treibt und man am Ende des August schon das Obst eingeärntet hat, so kann man sich eine Vorstellung von der raschen Vegetation der dortigen Natur machen. Was aber schnell reift, altert schnell und stirbt früh. Die russischen Handwerker vollenden ihre Arbeiten oft mit unglaublicher Schnelligkeit; genau besehen sind es aber auch nur Pfuschereien. Paläste, Brücken, Häuser u. s. w. werden in Rußland mit einer Schnelligkeit aufgeführt, wie in keinem andern Lande; aber sie zerfallen auch eben so schnell. Die Isaakskirche und andere Kolosse, an denen man schon im vorigen Jahrhundert arbeitete, machen freilich

eine Ausnahme hiervon. Als der prächtige, 721 Fuß lange, Winterpalast zu St. Petersburg im Jahr 1837, den 29. December, bis auf die äußeren Mauern ein Raub der Flammen geworden war, setzt Kaiser Nikolaus eine fabelhaft kurze Frist fest, in welcher er wieder aufgebaut sein müßte, ungeachtet der strengen Kälte. Er wurde auch richtig fertig; aber der riesenhafte Georgensaal stürzte bald darauf wieder ein, und würde die ganze hohe Aristokratie, hätte sie sich nur noch eine kurze Weile darin aufgehalten, unter seinen Trümmern begraben haben.

Die zweite Schöpfung Rußlands, wie Einige das Werk Peter's des Großen nennen, ist auch zu schnell in's Dasein gebracht worden, und so ist sie von Einer Seite eine verfehlte — verfehlt ist sie, weil der Zar die Leibeigenschaft nicht auflöste; denn dadurch hat er allen seinen Nachfolgern auf dem Herrscherthrone die nagendsten Sorgen bereitet. So lange das Innere dieses Landes mit seinen großen Distanzen, in denen die Dörfer und Städte von einander liegen, gleichsam abgeschlossen ist von dem modernen Treiben Westeuropa's, verlebt der Leibeigene sein Leben in Unwissenheit und Sorglosigkeit, und er fühlt sich sehr glücklich, wenn er einen guten Herrn hat; wenn aber einmal die westeuropäischen Ideen in den nimmer ruhenden Köpfen — mittelst Eisenbahnen in die Kreuz und Quer getragen werden, dann wird der Leibeigene mit seinem Zustande nicht mehr zufrieden sein.

Man hat in London eine Druckerei, wo alle in Rußland auf das Schärfste geächteten Werke in russischer Sprache gedruckt und weit verbreitet werden. Dadurch werden die westeuropäischen Ideen unter den Russen mehr in Umlauf gebracht, als selbst durch das Reisen der Russen im Auslande. Daß der gemeine Russe eben so gut wie jeder Andere die Freiheit liebt, wenn er sie nur einmal von einer Seite ein wenig gekostet hat, sieht man an den Bauern, die von ihren Herren auf Obrók geschickt werden und so das Leben in den Städten, besonders in den beiden Residenzen, kennen lernen; denn wenn sie auch bei der kärglichsten Nahrung die schwersten Arbeiten verrichten müssen und in beständiger Sorge leben, wie sie den Obrók für ihre Herren erschwingen sollen, so kennen Solche doch kein größeres Leid, als wenn sie, zumal für immer, wieder in ihr Dorf abgerufen werden. Es ist dies schon deshalb ein Leidwesen für sie, weil sie, wie jeder russische Bauer, einen so großen Abscheu vor der schweren und eintönigen Ar-

heit des Ackerbaues haben. Sobald ein solcher auf Obrók geschickter Mann nur einigermaßen glücklich im Geldverdienen ist, wozu nicht Wenige sehr geschickt sind, so beschäftigt er sich auch schon mit dem Gedanken, wie er eine gewisse Summe ersparen könnte, um sie dem Gutsherrn für seine Freiheit anzubieten, ja, noch weit mehr, er schmeichelt sich sogar mit der schönen Hoffnung, daß er dann seine Söhne wenn er deren hat, zu Beamten heranbilden lassen könnte. Wie jeder Russe aus den unteren Schichten der Gesellschaft prozeßsüchtig ist, so ist auch Jeder, sobald ihm nur einmal ein Licht aufgegangen ist, das ihm die Möglichkeit zeigt, ein freier Mensch werden zu können, rangsüchtig, wenn auch nicht für seine Person, so doch für seine Kinder. —

Daß es Leibeigene giebt, die sehr gute Herren haben und deshalb nicht frei sein wollen, ist eine Thatsache, die nicht geleugnet werden kann; allein ihre Zahl ist so klein gegen die Masse, welche sich wohl nach Freiheit sehnt, daß sie sich darunter verlieren, wie ein Paar Blümchen auf einer unabsehbaren Flur.

Peter der Große wollte noch bei seinen Lebzeiten eine russische Literatur haben. Den Grund dazu legte er dadurch, daß er die altslawonische Sprache aus allen Staatsbehörden verbannte und die russische Sprache zur Schriftsprache erhob; allein so schnell er auch alles Andere in's Leben rief, so konnte es mit dem Schaffen einer Literatur nicht also schnell gehen, sie konnte, so weit sie in's Leben trat, nur nach ausländischen Mustern, wie er sie in Westeuropa sah, heran gebildet werden. Und so finden wir heutzutage in der ganzen russischen Literatur, so weit und schön sie sich auch bisher entwickelt haben mag, noch nichts wahrhaft Originelles, d. h. Epochemachendes oder Mustergiltiges, welches vermögend wäre, andere Nationen zur Nachahmung anzureizen.

Die russischen Lyriker, Dramatiker, Novellisten und Romanschreiber ahmten die Ideen und Formen der Franzosen, Engländer und Deutschen nach. Dies Alles ist auch ganz natürlich und einfach, denn erstens ist der russische Nationalcharakter nun einmal nicht für tiefe Gelehrsamkeit geschaffen, er ist zu oberflächlich, ihm fehlt die Kraft, unterzutauchen in die tiefen Probleme des Forschens, neue Begriffe zu entdecken und sie nach einer Art zu bezeichnen, die zur Nachahmung reizen könnte; und zweitens lasteten die Bande der Censur bisher allzu sehr auf dem russischen Schriftenthume. — Aber auch dann, wann

diese einmal gesprengt worden sind, wird doch schwerlich je ein Leibnitz, Kant oder Humboldt aus der russischen Nation hervorgehen, und drittens gehören ja die russischen Poeten und Schriftsteller, mit wenigen Ausnahmen, den höheren Classen der Gesellschaft an, die entweder im Auslande selbst oder in ihrem eigenen Vaterlande ausländische Sitten und Lebensgewohnheiten angenommen haben. Es ist wahr, es giebt nicht wenige russische Vaterlandsfreunde, die unablässig gegen die ausländischen Formen und Einflüsse ankämpfen, aber sie haben bisher noch sehr wenig ausgerichtet und werden wohl auch in Zukunft nur wenig ansrichten — denn die zweite Schöpfung Rußlands durch Peter den Großen ist auch an dieser Seite ein wenig schief gerathen. —

Die berühmtesten der russischen Dichter sind: Lomonoßow, der eigentliche Vater der russischen Dichtkunst. Im Jahr 1711 in jener rauhen Zone, im Gouvernement Archangel geboren, ging er, als der Sohn eines Fischers, im Winter mit einer Ladung Fische nach Moskau und St. Petersburg. Hier besuchte er die Akademie der Wissenschaften (1734). Zwei Jahre darauf ging er nach Marburg, studirte hier einige Zeit und begab sich 1739 nach Freiberg, wo er Mineralogie studirte, aber nebenbei auch Poesie trieb. Den genialen deutschen Dichter Günther, der aber an Vielschreiberei unterging, hatte er sich zum Musterbilde genommen. Im Jahr 1741 ging er wieder nach St. Petersburg, wo er einige der höchsten Ämter im Ministerium des Unterrichts bekleidete und als Staatsrath im Jahr 1765 starb. Er schrieb Oden und Lieder und machte sich große Verdienste um russische Grammatik, indem er die bisher gänzlich vernachlässigten Regeln der Schriftsprache feststellte.

Nach ihm trat Derschawin auf, geboren zu Kasan im Jahre 1742. Er wurde berühmt durch seine Oden, namentlich durch die Ode „An Gott“, welche in alle europäische Sprachen, ja, sogar in's Chinesische übersetzt wurde. Auch seine Ode „Der Wasserfall“ ist groß und erhaben. Fast eben so ausgezeichnet ist er als satyrischer Dichter. Er bekleidete eine Reihe von Jahren hindurch die höchsten Ämter im Dienste des Staates und erreichte die höchste russische Rangclasse, nämlich die eines Wirklichen Geheimraths. Er starb in seinem Dorfe bei Nowgorod im Jahr 1816.

Nach ihm kann man Iwan Krylów nennen, geb. zu Moskau im Jahr 1786, einen der ausgezeichnetsten Fabeldichter aller Nationen

neuerer Zeit. Er schrieb auch Lustspiele, die mit großem Beifall aufgeführt wurden, doch nur als Fabeldichter ist er classisch.

Er starb 1844 zu St. Petersburg, tief betrauert von Allen, die ihn persönlich und seine Schriften kannten. Schon gleich nach seinem Tode traf man Anstalt, ihm ein würdiges Standbild zu errichten. Der Erfolg war ein glänzender, Jeder gab mit Freuden sein Schärflein zum Andenken des größten russischen Fabeldichters, und ausgezeichneten Menschen.

Nach Krylów nennen wir Wassilij Schukówßkij, geb. im Jahr 1783. Er ist als der eigentliche Gründer der romantischen Schule in Rußland zu betrachten und wurde berühmt durch seine meisterhaften Übersetzungen aus dem Deutschen in's Russische, namentlich durch einige der schönsten Balladen von Bürger, Schiller, Göthe und Uhland. Indem er Fouque's Undine in Hexametern bearbeitete und mehreres aus Klopstock's Messias übersetzte, zeigte er, wie biegsam und reich an Wendungen die russische Sprache ist, und daß sie ihren Hexameter eben so gut hat, wie die deutsche Sprache. Auch die Odyssee übertrug er in's Russische, obgleich er nicht griechisch verstand — er bediente sich dabei aller möglichen Hilfsmittel. Seine Ballade: „Ljudmila," erregte in Rußland fast eben so viel Aufsehen als Bürgers „Leonore" in Deutschland, von der sie eine Nachbildung ist. Überall waren die Frauen und Mädchen von dieser Ballade bezaubert. Auch aus dem Englischen des Byron, Moore und Anderen übertrug er Manches eben so meisterhaft ins Russische. Durch seine Hymne: „Gott beschütze den Zaren" die der berühmte Componist Lwow, trefflich in Musik setzte, und durch die obengenannte Ljudmila erlangte Schukówßkij eine gewisse Popularität. Doch war er viel zu viel Aristokrat, um den Ton des nationalrussischen Liedes zu treffen und eine Popularität wie Voß oder Bürger zu erlangen. Er verlebte viele Jahre in Deutschland, für das er eine große Vorliebe hatte und starb zu Baden-Baden im Jahre 1852. Auch Schiller's Jungfrau von Orleans und Gedichte von Matthisson, Rückert, Hebel und Anderen übertrug er mit seinem meisterhaften Übersetzungstalent ins Russische.

Nach ihm ist zu nennen Alexander Puschkin, geboren zu St. Petersburg im Jahre 1799. Als Originaldichter ist er bei weitem Größer, denn Schukówßkij, mit dem er, als Romantiker, viel Ähnlichkeit hat. Von seinen Landsleuten wird er: „Der russische Schiller," genannt.

Als Lyriker und Balladendichter kann man ihn mit Grund so nennen; allein es fehlte ihm viel zu viel, um dieses Namens nach seinem ganzen Umfange würdig zu sein; denn als Dramatiker wie als Philosoph ist er viel zu unbedeutend und selbst als Geschichtschreiber steht er weit unter dem Deutschen Hero. Das Innere Puschkin's war wie das Schiller's, von einem brennenden Freiheitsdurst entzündet, allein dem Russen gebrach es an Genie, ihn mit jener ungeheuren Kraft und Wahrheit und doch so viel Seelenadel in seinen Werken kund zu thun, wie Schiller es that; er bediente sich meistens der epigrammatischen Nadeln und schlug mit den Bocksfüßen der Satyren d'rauf los. Allerdings zeigt sich sein glühender Freiheitsgeist gemessener und erhabener in seinen Liedern und Balladen — doch in so fern ist er eher mit Freiligrath, als mit Schiller zu vergleichen. Man könnte annehmen, die Censur habe ihm zu enge Schranken gesetzt — allein es ist noch eine Frage, ob Puschkin sich je so scharf ausgedrückt haben würde, wenn die Censur viel freisinniger gewesen wäre, denn ihre Strenge reizte ihn nur um so heftiger, und an Kühnheit und Verwegenheit fehlt es ihm durchaus nicht, seine revolutionäre Ideen durch Schrift und Wort in Umlauf zu bringen; eine Menge von Beispielen beweisen es. So sagte er einmal in einer öffentlichen Gesellschaft: „In Rußland ist kein Gesetz, das Gesetz ist an einem Pfahl genagelt und dieser Pfahl ist gekrönt." —

Ist es zu verwundern, daß solch ein Geist unter Nikolai I. mehrere Male in die Verbannung geschickt wurde? Hunderte seiner kleinen revolutionären Gedichte sind als Manuscript bis in die unterste Schichte des Volkes gedrungen, sind zu Traditionen geworden, die von Munde zu Munde gehen, und wie ein Heiligthum bewahrt werden. Aber durch eben diese außerordentliche Popularität, durch die europäische Berühmtheit, die Puschkin erlangte und durch den Gedanken, daß Rußland in ihm einen deutschen Schiller habe, konnte der Kaiser ihn unmöglich in der Verbannung untergehen lassen. Er begnadigte ihn wieder, ja er zeigte sich ihm gewogen und machte sich sogar zum Censor seiner Werke, wodurch dieselben sehr Vieles behielten, was der eigentliche Schriftrichter mit Angst und Entrüstung gestrichen haben würde. In Puschkins Gedichten findet man das echt russische Element; sie sind originell, wenn auch dieses und jenes darin an die Byron'sche Form erinnert, sie sind voll Gluth und Kraft, voll kühner, blumenreicher Ausdrücke

und nicht selten zu gewagten Metaphern, kurz, sie sind voll herrlicher Malerei, wie sie nur das echte Dichtergenie schaffen kann. Allein die ideale Gestaltungskraft, die Seelenhoheit und Majestät, welche die Schiller'schen Gedichte in deutscher Sprache so unaussprechlich machen, fehlen den Gedichten Puschkin's. Welcher Dichter irgend einer Nation wäre aber auch im Stande, seiner Sprache so viel Hoheit, Glanz und Majestät zu geben, wie Schiller in seinen Gedichten der deutschen Sprache gegeben hat! — Um seinen unbändigen Freiheitsgeist so viel als möglich walten zu lassen, wählte Puschkin den Stoff für seine Poesien aus dem Leben der wilden Steppenvölker, z. B. der Tscherkessen und Zigeuner. Alle diese Balladen und Romanzen sind voll Kraft, Glut, Verlangen und starkem Oppositionsgeiste.

Auch in seinen Novellen und Erzählungen ist er originell und echter Russe: sein Pugatschew, Schuß, Schneegestöber, Stanzionijsmotridel, seine Kapitainstochter, Pique-Dame und andere sind voll russischer Rohheit, Treuherzigkeit, Gastfreundschaft, Tücke, Rache und echt russischem Leichtsinn. In der Pique-Dame gab er seinem Helden den scheußlichsten Charakter von der Welt, aber er gab ihm keinen russischen Namen, sondern einen deutschen, nämlich Herrmann.

Ueberhaupt war es Puschkins schwache Seite, sich über die Deutschen lustig zu machen, wodurch er sich von seinem Freunde Schukowßkij wesentlich unterschied. Originell wie alle seine Schriften ist auch die Art und Weise, mit der er die Treue seiner Frau auf die Probe stellte. Dieser Spaß aber gab Anlaß zu einem Pistolenduell, in welchem er tödtlich verwundet wurde und bald darauf (1837) starb.

Die berühmtesten Dichter aus der Puschkin'schen Schule hatten fast alle ein trauriges Loos: Rylejew, einer jener Revolutionshelden, endigte im Jahre 1826 durch Henkershand. Im Vorgefühle seines Schicksals, führt er uns in der Geschichte seiner Helden sein eigenes Leben vor. Er schrieb auch den „Polarstern," ein Werk, durch das er einen bedeutenden Namen in der Literatur erhielt und welches zu London in russischer Sprache gedruckt wurde und daselbst immer wieder neue Auflagen erlebt. Sein Freund Bestúschew, Lieutenant — ein Mann von großer Beredsamkeit, mit der er es dahin brachte, daß die zum Aufstand verführten Soldaten einen Eid auf ein Heiligenbild ablegten, den Häuptern der revolutionairen Erhebung treu zu bleiben, wurde zur Zwangsarbeit nach Sibirien verurtheilt, wo er 10 Jahre zubrachte.

Darauf zum gemeinen Soldaten begnadigt, fiel er als Solcher im Kampfe gegen die Tscherkessen. Er schrieb unter dem Namen Marlinßkij und ist bekannt durch seinen Roman: „Ammalath Beg.“ Lermontow, ein feuriger Dichter und Verehrer Puschkin's, diente in der Garde und wurde eines Gedichtes wegen auf den Kaukasus verbannt, wo er in einem Duell fiel. Baratinßkij wurde aus dem Pagencorps gestoßen und zum gemeinen Soldaten degradirt. Als solcher diente er 10 Jahre, dann wurde er auf die Verwendung des Feldmarschalls, Grafen Diebitsch zum Offizier befördert. Er nahm bald seinen Abschied und lebte nur den Musen. Er starb im Jahre 1841.

Als russische Fabeldichter sind auch Chemnitzer und Dimitrijew berühmt geworden. Die ausgezeichneten Poesien des Dichters Benediktow sind leider, zu wenig bekannt geworden!

Zu den berühmtesten russischen Volksdichtern gehören: Kolzow, der Sohn eines Viehhändlers, Delwig, Merßljäkow, Stjäpuschkin, Slepuschin und Andern. Die beiden letztern sind Leibeigene. Von Bedeutung sind auch noch folgende Dichter: Jasykow, Fürst Wijäsemßkij, Gnjeditsch, Bàtjuschkow. Unter den Geschichtschreibern und Prosaisten nimmt Karamsin, geb. 1765, den ersten Rang ein. Sein russisches Geschichtswerk ist classisch und erlangte eine außerordentliche Popularität. Seine Prosa wurde Muster für alle Schriftsteller. Er starb zu St. Petersburg 1826. Nach ihm ist Ustrjälow zu nennen, ebenfalls ein berühmter Gelehrter und Geschichtschreiber.

Als Dramatiker sind bekannt: Gogol, der durch seinen „Revisor“, sehr berühmt wurde, Kukolink, Gribojedow und Andere.

Turgenjew, Bulgárin, Gretsch, Dahl, Korff, Gantscharow u. s. w. sind gute Schriftsteller im Fache des Romans und der Erzählung.

Auch unter den rusischen Frauen haben sich Einige einen Namen in der Literatur gemacht. Die Gräfin Rostoptschin, eine überaus innige Dichterin, hat auch das Lied von der Glocke mit großer Meisterschaft in's Russische übertragen. Die Damen, Kullmann, Weltmann, Koch, Tur u. A. haben sich durch ihre Gedichte ausgezeichnet.

Es giebt auch eine Moskauer Schule, deren Schüler fast alle den Hegel im Kopfe und Herwegh in der Feder haben. Bakúnin und H. Hertzen gehören dazu.

Eines Tages kam mein Bekannter mit einem jungen Theologen zu mir, der mich bat, ihm doch zwei Gedichte über die Bibelstellen des

David und Jesaias: „Herr gehe nicht ins Gericht u. s. w.“, und: „Durch seine Wunden sind wir geheilet worden,“ zu machen. Denn er ging mit dem Plane um, eine Sammlung geistlicher Lieder herauszugeben, von denen die meisten ganz neu sein sollten. Er sei gern bereit, fügte er hinzu, meine Mühe zu honoriren. Ich bemerkte ihm, daß ich für Geld keine Gedichte mache; doch wollte ich seinen Wunsch erfüllen, wenn ich einmal dazu aufgelegt wäre. Bald machte ich ihm auch ein kleines Gedicht, welches Bezug auf beide Bibelstellen hat. Dasselbe kam, ich weiß nicht wie, zu Gesichte des wunderlichen Kauzes, John Field, des berühmten Claviervirtuosen und Schülers Clementi, der damals in Moskau lebte und das Ding vortrefflich componirte. Dieses Liedchen verschaffte mir das Vertrauen eines alten, vornehmen und biedern Russen, der mir, hinsichtlich seines religiösen Glaubens sein ganzes Herz erschloß. Ich werde in Moskau von ihm erzählen und dort auch dem Leser das Gedicht mittheilen.

XI.

Der Graf aus Nowgorod.

Schon einige Wochen nach meiner Ankunft in St. Petersburg nahm eine wissenschaftliche Arbeit meine Zeit dermaßen in Anspruch, daß ich während meines ersten achtzehn Monate langen Aufenthalts hierselbst nicht einmal der bedeutendsten Straßen dieser großen Stadt kundig wurde und ich mich um die russische Sprache gar nicht bekümmern konnte, weshalb ich denn auch nicht einmal im Stande war, sie gebrochen zu sprechen; ich verstand nur einige Wörter, wodurch ich aber am Ende in eine Widerwärtigkeit gerieth, die mein Glück und mein Leben bedrohete, und die ich nunmehr dem Leser erzählen werde.

Die Stunden, die mir nach der schweren Arbeit zu meiner Erholung übrig blieben, verlebte ich im Kreise einer höchst achtbaren Familie, die ein sehr eingezogenes Leben führte, und deren Namen ich nur mit Hochachtung nennen kann. Da in diesem Kreise nur deutsch,

selten französich und noch seltener russisch gesprochen wurde, so hatte ich auch hier keine Gelegenheit, von dieser schweren Sprache etwas zu erlernen. Den meisten in Rußland lebenden Ausländern geht es eben so, zumal in St. Petersburg, obgleich Viele von ihnen in solchen Beziehungen stehen, daß es einem unbegreiflich ist, wie ihnen diese Sprache, die sie täglich hören, förmlich fremd bleiben kann. Das Studium der russischen Sprache verschafft dem ausländischen Gelehrten keine neue Begriffe, Ideen und Formen, obgleich man zugeben muß, daß die Russen doch manchen glücklichen Blick in Dieses und Jenes gethan haben; allein das ist, in wissenschaftlicher Beziehung, zu unbedeutend, als daß es einen reizen könnte, ihre Sprache zu studiren. Den Nichtgelehrten spricht sie in der Regel deshalb nicht an, weil sie unstreitig die schwerste aller lebenden europäischen Sprachen ist. Dazu kommt nun noch, daß die Meisten, z. B. die Deutschen, Schweden, Franzosen und auch die Engländer, in St. Petersburg zu viel Gelegenheit haben, ihre Muttersprache zu sprechen. Es ist etwas Gewöhnliches, das man hier hört: „Ich habe weder Zunge noch Ohr für das Russische!" Und so leben die meisten Ausländer Jahre lang hier, und können sich kaum verständlich machen, wenn sie bei einem Russen etwas kaufen wollen. Eine Anekdote, die wir hier erzählen, ist bezeichnend dafür.

Die höchsten Polizeibeamten in Rußland werden „Polizmeister" genannt. In St. Petersburg, Moskau und Warschau hat man Ober-Polizmeister, denen das Prädicat „Excellenz" zukommt, weil sie in der Regel Generalmajore sind und sich zur activen Armee zählen. Jeder russische General ohne Ausnahme, sowie auch alle Wirklichen Staatsräthe, werden mit „Excellenz" angeredet. In allen anderen russischen Gouvernementsstädten heißen die Polizeichefs schlechtweg: Polizmeister und stehen im Range eines Stabsoffiziers. Die russische Sprache enthält sehr viele rein deutsche und auch solche Wörter, die aus deutschen und französischen zusammengesetzt sind, z. B. Kammerlakai, Ordonnanzhaus, welches letztere im Russischen sehr drollig klingt, da der Russe unser h, wie bereits erwähnt, nicht aussprechen kann, er spricht: ordonanzgáus. Der Genitiv ist ordonanzgáusa, der Dativ ordonanzgáusu, der Accusativ wie der Nominativ, der Instrumental ordonanzgáusom und der Präpositional o ordonanzgáusä! Auch einen Vocativ hat die russische Sprache (swatelnij padesch), der, mit

einigen Ausnahmen, dem Nominativ immer gleich ist. So declinirt der Russe auch unsere Wörter: Schlafrock, Mundstück (dem er aber den Umlaut nicht giebt), Kutscher, Kammerdiener, Kammerherr, wo das h wieder durch g ersetzt wird, und hundert andere; bei diesen drei letzteren aber, welche lebende Wesen bezeichnen, ist der Accusativ dem Genitiv gleich, während bei leblosen Dingen der Accusativ dem Nominativ gleich ist. Solche Eigenheiten hat die russische Sprache. Daß sie so viel deutsche Wörter angenommen hat, rührt daher, weil die Zaren ihr Heerwesen und vieles Andere nach deutschen Mustern organisiren ließen. Sie hat die Wörter Gefreiter, Unteroffizier, Junker, Feldwebel, Rittmeister (Rótmißtr), General-Feldmarschall, General-Quartiermeister, Ritter (Ritzar oder Rützar) und viele andere angenommen. Die Regeln der Hofetiquette sind ganz denen der deutschen Höfe nachgeahmt, daher auch die deutschen Wörter in ihrer Sprache: Kammerdame, Kammerjungfer, Kammerfräulein, Kammermädchen, Hofmarschall, Ober-Kammerherr, Zeremonienmeister, Jägermeister, Stallmeister u. s. w., ja, selbst für das deutsche Wort Trauer, wenn es bei Hofe gebraucht wird, z. B. der Hof hat Trauer anzulegen befohlen, hat der Russe kein Wort. Er gebraucht es auch als Adjectiv oder Bestimmungswort, und schreibt und spricht: trauernij god, Trauerjahr, trauernij dom, Trauerhaus, Trauernaja Musica u. s. w.

Die Anekdote aber ist folgende:

Ein Ausländer wurde einmal zum St. Petersburger Ober-Polizeimeister gerufen; — zu ihm gekommen, redete dieser ihn in russischer Sprache an. „Ich spreche nicht russisch," war die Antwort, „ich bitte Ew. Excellenz gehorsamst, die Frage in deutscher Sprache zu wiederholen." — Sei es nun, daß dieser General nicht gut deutsch sprach oder nicht deutsch sprechen wollte, genug, er fragte abermals in russischer Sprache, und da er wußte, daß der Ausländer sich schon seit vielen Jahren in Rußland aufhielt, so bestand er darauf, ihn zu verstehen und ihm in russischer Sprache zu antworten. Allein vergebens, der Ausländer bat, man möge deutsch mit ihm sprechen. Endlich wurde ein Dolmetscher herbeigerufen, durch welchen er gefragt wurde, ob er sich denn nicht seit lange in Rußland befände. — „Erst seit vierzig Jahren!" antwortete der Deutsche phlegmatisch.

Ich kannte einige Gelehrten, welche die griechische, lateinische, auch andere lebenden Sprachen meisterhaft zu handhaben verstanden, die aber

ein ganz possierlicher Gegenstand auf ihren Lehrstühlen wurden, wenn sie ihre Vorlesungen den russischen Studenten in der vaterländischen Sprache verdeutlichen wollten, ungeachtet sie sich schon Jahre lang im russischen Staatsdienst befanden. Das ist in neuerer Zeit, als man anfing, alle Ausländer so schnell als möglich zu russificiren und gräcisiren, anders geworden. Wer seitdem ein Amt bekleiden will, muß die russische Sprache verstehen. So kannten wir auch einen Medicinalinspector, der es im Amte bis zum Wirklichen Staatsrathe brachte, und doch kein russisches Wort richtig schreiben konnte. Wer sich einmal in Rußland niedergelassen hat, mag er einem Stande angehören, welchem er wolle, handelt sehr unweise, wenn er die russische Sprache nicht einmal einigermaßen erlernt, weil er in Widerwärtigkeiten gerathen kann, in denen er seines Lebens nicht froh wird, wenn er nicht Russisch versteht. In St. Petersburg sprechen viele Beamten Deutsch und Französisch, daher kann man hier in so manchen Fällen, die einem begegnen, ohne die russische Sprache leicht fertig werden, so leicht aber geht es in der Provinz nicht, wo die wenigsten Beamten Deutsch oder Französisch verstehen und wo es nicht selten gänzlich an Dolmetschern fehlt, — und so kann es einem manchmal traurig gehen, wenn man nicht sprechen, nicht antworten kann; wie denn das in allen fremden Ländern zu geschehen pflegt. Es sollte sich demnach ein jeder in Rußland lebende Ausländer zur Pflicht machen, wenigstens einigermaßen diese Sprache reden zu lernen.

Zu der mächtigen Sehnsucht nach Kiew, die ich schon gleich beim Antritt meiner Reise von Kopenhagen aus hegte, kam auch noch eine kleine Nothwendigkeit, die mich dahin rief, und überdies fühlte ich mich im zweiten Jahre meines Aufenthalts in St. Petersburg fast beständig unpäßlich, heftige Kopfschmerzen waren meine tägliche Plage.

Das anstrengende Arbeiten und die Versäumniß, mich täglich in freier Luft zu bewegen, mögen wohl mehr dazu beigetragen haben, als das, besonders im Herbste und Frühjahre ungesunde Petersburger Klima. Nach der Vollendung meiner Arbeit wäre ich gewiß dem Drange nach der Ferne gefolgt, hätte ich mich an jene mir unvergeßliche Familie nicht so gewaltig angezogen gefühlt. Ach, es ist schwer, edle Menschen zu finden! und wie sollte es dem Herzen, das sie endlich gefunden, nicht schwer werden, sich wieder von ihnen zu trennen? Doch mein Unwohlsein nahm mit jedem Tage zu, obgleich ich dabei aussah, wie die

Gesundheit selbst. Endlich konnte ich dem Drange nicht mehr widerstehen, und ohne meinen theuern Freunden ein Wort gesagt zu haben, eilte ich eines Morgens zu dem Polizei-Offizier (Nadsirabel) des Stadttheils, in welchem ich wohnte und verlangte den nöthigen Schein, zur Beglaubigung, daß Niemand eine Forderung an mich habe, die meiner Abreise hinderlich sein könnte. Den Schein mußte der Polizeiinspector (Tschaffnij Pristaw), der in einem andern Hause sein Bureau hat, unterschreiben. Dieser Formalität ist Keiner überhoben, der irgend eine russische Stadt verlassen will. Wer aber ins Ausland reist, muß dabei auch noch seinen Namen dreimal in der Hauptzeitung veröffentlichen lassen. Mit diesem Schein begab ich mich in das „Bureau für Ausländer“, wo Päſſe für das Inland ausgefertigt werden, eine Behörde, welche die höflichste ihrer Art ist, die ich in Europa angetroffen habe. (Päſſe für das Ausland erhält man in der Kanzlei des General-Gouverneurs.) Es waren, wie gewöhnlich, viel Ausländer hier, die sich ihre Aufenthaltsscheine ausfertigen ließen und ich mußte etwa eine halbe Stunde auf meinen Paß warten. Einige Minuten mochte ich einen Stuhl in Besitz gehabt haben, als mich ein Mann, der neben mir saß, anredete, wodurch ich erfuhr, daß auch er einen Paß für sich und seine Familie nach Kiew ausfertigen ließ. „Es wäre mir sehr angenehm,“ sagte er, „wenn wir zusammen reisen könnten, da es doch gut ist, wenn in einer Reisegesellschaft, die meist aus Damen besteht, sich auch einige Herren befinden; meine Familie ist ziemlich groß: ich, meine Frau und fünf Kinder, unter welchen die drei ältesten erwachsene Mädchen sind. Und es wird auch noch ein zwanzigjähriges russisches Fräulein, das sich für ein Kloster in Kiew bestimmt hat, mitreisen.“ — Das ist ja allerliebst! dachte ich, dein Schicksal hat dich in einer günstigen Stunde hierher getrieben; denn ich wußte ja noch gar nicht, wie ich reisen sollte, ob mit der Post oder mit einem Fuhrmanne, deren in St. Petersburg zu jeder Stunde Hunderte zum Fahren bereit, anzutreffen sind: so rasch war ich zu Werke gegangen, um meinem mächtigen Drange zu folgen, um mich von meinen Theuern loszureißen! und so rasch mußte es geschehen, wenn ich meinem Leiden ein Ende machen wollte. Der Mann hieß Röhr. Ich nahm sein freundliches Anerbieten an, indem seine Forderung überaus billig war, und so wurden wir auf der Stelle einig.

Ich bin schon oft in Gesellschaft mit Frauen gereist und kenne die Unbequemlichkeiten, die man sich in einer solchen Reisegesellschaft gefal-

len lassen muß, recht gut; allein ein edler, gebildeter Mann unterwirft sich ihnen gern, weil nach der Meinung des anthropologischen Kant der Mann mit viel zärtlicheren Gefühlen von der Natur ausgestattet ist, als das Frauenzimmer; denn eben darin, daß es dem Manne so manche Unbequemlichkeiten, deren es ihn in vielen Fällen recht gut überheben könnte, zumuthet, und denen sich dieser, wenn er edel ist, gern unterwirft, findet der scharfsinnige Philosoph den Grund für seine Behauptung. Sie lächeln, meine schönen Leserinnen? aber erröthen sie nicht über diese Wahrheit! der Mann ist auch mit mehr Muth und Kraft von der Natur ausgestattet, als das Frauenzimmer, daher liegt ihm auch ob, mehr zu tragen.

Unterdeß war der Paß für Herrn Röhr ausgefertigt, und nachdem er mich durch einige Bemerkungen mit der Lage seiner Wohnung bekannt gemacht, und ich ihm die meinige bezeichnet hatte, verließ er das Bureau mit der Hoffnung, mich bald reisefertig in seinem Hause zu sehen. Gleich darauf erhielt auch ich meinen Paß. Ich ging nach Hause, um meine leichte Habe zu ordnen, und sodann meine Reisegesellschaft in Augenschein zu nehmen; allein ein heftiges Kopfweh machte mich unfähig, weder das eine noch das andere zu thun. Die Ruhe ist das vorzüglichste Mittel wider jede Art von Kopfschmerz, daher legte ich mich nieder. Es war mir nicht möglich an diesem Tage irgend ein Werk zu vollbringen. Am andern Morgen stand ich sehr frühe auf; ich fühlte mich recht wohl, schrieb einige Briefe nach Deutschland und auch einen nach Kiew, an einen Mann, dem ich schon früher empfohlen worden war.

Bald darauf hatte ich meine Habseligkeiten in Ordnung gebracht. Es war an einem Feiertage. Ich zog meine besten Kleider an, setzte meinen neuen Hut auf, den ich erst vor drei Tage bei Zimmermann für 25 Rubel B. gekauft hatte und stand eben im Begriff zu meinen theuern Freunden zu eilen, um sie von meinem raschen Entschlusse in Kenntniß zu setzen, als Herr Röhr in mein Zimmer trat. Es war schon gegen eilf Uhr Morgens. Warum hatten wir nicht gestern das Vergnügen, Sie bei uns zu sehen? fragte er. Ich entschuldigte mich und sagte ihm die Ursache hiervon. „Haben Sie ihren Paß schon erhalten?“ Ich bejahete dies. „Nun Gott lob! daß Sie ihn haben!“ rief er freudig aus. „Wie das Gerücht geht, ist die Cholera hier ausgebrochen; gestern wußte man nichts von diesem schrecklichen Ereignisse

das indeß schon seit einer Woche eingetreten ist — man verheimlichte es, so lange man konnte. Die ganze Stadt ist von Angst und Schrecken erfüllt. Wie froh bin ich, daß wir unsere Pässe schon haben! Nun kommen Sie doch gefälligst mit nach meiner Wohnung; die Kibitken *) stehen auf dem Hofe, man ist mit Aufladen beschäftigt, und sobald die Fuhrleute kommen, wird sogleich fortgefahren." — Das kam mir freilich ganz unverhofft! wie war da an Abschiednehmen und Kirchengehen zu denken, zumal Herr Röhr mich auf das Inständigste bat, doch sogleich mit ihm nach Hause zu gehen. Ich that also, wie er es wünschte und begab mich sammt meinen Effecten nach seiner Wohnung. Auf dem Hofe angekommen, sah ich hier fünf oder sechs Kibitken, die aber noch ohne Pferde dastanden. Männer die dabei beschäftigt waren, luden auf Befehl des Herrn Röhr meine Habseligkeiten sogleich auf; nur einen kleinen Mantelsack, der meine Reisekleider enthielt, ließ ich in die für mich bestimmte Kibitke legen, um sie bei Gelegenheit anzuziehen. Jetzt gingen wir in das Zimmer, wo die ganze Reisegesellschaft beisammen war; auch das russische Fräulein war hier zu sehen. Es war, zu meinem Erstaunen, die junge Russin, mit der ich von Dorpat nach St. Petersburg reiste. Alle schienen sich herzlich zu freuen, daß ich meinen Paß hatte und mitfahren könnte. Die drei ältesten Töchter waren von hübscher Gestalt. „Wir erwarten schon seit drei Stunden die Fuhrleute mit den Pferden, und sobald sie kommen, wird auch gleich fortgefahren! sagte die älteste voll Freude und Ungeduld wie ein Kind, das an die Feiertage denkt, zu denen ihm etwas Schönes versprochen ist. Ich empfand hier keine Langeweile, der Eine und der Andere suchte mich so gut als möglich zu unterhalten. Aber daß ich so plötzlich St. Petersburg verlassen sollte, ohne von meinen Theuern, die von meinem raschen Entschluß nichts ahnen konnten, Abschied genommen zu haben, das fing mich sehr zu beunruhigen an; denn ich wußte ja, welche Sorgen ich ihnen dadurch verursachen würde. Was werden sie denken, was werden sie sagen, wenn du nun so plötzlich verschwunden sein wirst? und in einer so sturmbewegten Zeit! — Man bemerkte meine Gemüthsbewegung und fragte, was mir fehle. Ich

*) Unter Kibitke versteht man ein vierrädriges Fuhrwerk, dessen Endtheil ein mit Matten bedecktes Dach hat. Hat das Fuhrwerk kein Dach, nennt man es auch Teläschka oder Teläge.

gab die Ursache meiner Unruhe an. „Schreiben Sie doch einen Brief an Ihre lieben Freunde, ich werde Ihnen sogleich Schreibmaterial herbeischaffen, und will auch den Brief befördern, wenn es Ihnen gefällig ist," sagte die älteste Tochter und lief zur Thür hinaus.

Es ist ein wohlthuendes Gefühl, Menschen, die einem Beweise ihrer Freundschaft gegeben haben, vor der Abreise noch ein Mal zu sehen, noch ein Mal an das dankbare Herz zu drücken! Da mir die Saumseligkeit der russischen Fuhrleute vor der Abreise, indem sie oft viele Stunden, ja, Tage lang auf sich warten lassen, bekannt war, so beschloß ich selbst zu meinen Theuern zu fahren, um sie mündlich von meiner bevorstehenden Reise zu unterrichten, ein Unternehmen, welches, zufolge der Mittel, die einem hier zu Gebote stehen, leicht ausgeführt werden konnte, ohne schlimme Folgen zu haben. — Es giebt nämlich hier eine Menge von Iswoschtschiken (Fiakern), im Winter, wenn die Bauern mit ihren Schlitten zur Stadt kommen, gewiß 20 bis 30000, die einen für ein Billiges herum fahren, und welche man in allen Straßen zu jeder Zeit antrifft. Fährst du mit einem solchen Iswoschtschik schnell hin und zurück, dachte ich, so kann dieser Abschiedsbesuch von keinen schlimmen Folgen sein, und du hast deine Lieben auch noch Einmal gesehen. Dieser Gedanke kam mir nicht mehr aus dem Sinn.

Nennt man einem solchen Iswoschtschik nur die Straße, wo man hin möchte, so weiß er auch schon, was man will, und er fragt gewöhnlich: „tolko tuda?" (nur bis dahin?) Man antwortet hierauf: tolko! (nur) wenn man nicht weiter will — und: i nasadj (und zurück) wenn man wieder zurückfahren will. Nach solch' einer Frage und Antwort gab er den Preis an, den er für seine Fahrt haben wollte, weil man ihn so gewöhnt hatte, damit er nach vollbrachter Fahrt nicht unverschämt im Fordern sein konnte, wie er es im entgegengesetzten Falle zu sein pflegte; denn bestimmte Preise dieser Art, wie in andern Ländern eingeführt sind, fanden in Rußland damals noch nicht Statt. War man nun mit dem Preise zufrieden, so setzt man sich ohne weiteres auf; war man damit nicht zufrieden, so bot man ihm das, was man geben wollte, und er sagte in diesem Falle gewöhnlich: Iswoltje ssaditssä! (es beliebe Ihnen aufzusitzen) und so ging's vorwärts. Ich hatte berechnet, daß ich auf solche Weise nicht mehr als höchstens 30 Minuten brauchte, um von meinen Lieben Abschied zu nehmen und nach Verlauf dieser Zeit wieder an Ort und Stelle zurück zu sein. Ich

faßte diesen Entschluß und sagte zu meiner Gesellschaft, daß ich unmöglich abreisen könnte, ohne vorher meine Freunde gesehen zu haben; daß ich aber, so Gott wolle, binnen 30 Minuten zurückgekehrt sein würde; und so eilte ich zum Zimmer hinaus. — „Mein Gott! es könnte Ihnen ein Unglück begegnen!" riefen Alle. Ich aber sah und hörte nicht, sondern lief zum Hof hinaus. Auf der Straße sah ich sogleich einen Iswoschtschik, dessen Pferd und Droschke meinem Wunsche entsprachen. Ich nannte ihn den Ort, wo ich hin wollte. „Tolko tuda?" — „„i nasadj"" — „Rubl dwadzat!" (einen Rubel zwanzig Kopeken Kupfer oder B. Assg.) Ich zeigte ihm einen halben Rubel Silber (nach damaligen Cours einen Rubel neunzig Kopeken) mit der Deutung, daß ich ihm diesen geben wolle, wenn er recht schnell fahren würde, denn mit Worten ihm dies zu sagen, war ich nicht im Stande, solche Fortschritte hatte ich in der russischen Sprache gemacht! — „Iswoltje ssaditssäl" sagte er mit lächelnder Miene. Ich setzte mich auf, er trieb das Pferd an, daß es fast im Sprunglauf über das Straßenpflaster dahin rannte. In der That, eine seltene Erscheinung! denn ich erinnere mich, daß ein Spaßmacher sagte: „Wenn ein Dummkopf einmal einen klugen Gedanken bekommt, so gleicht das einem Iswoschken-Pferde, das einmal in den Galopp kommt." — Ich traf meine Lieben zu Hause, unterrichtete sie von meiner Reise und kehrte, ohne mich länger als drei Minuten bei ihnen aufgehalten zu haben, wieder zurück. Ich kam wohlbehalten im Hofe des Herrn Röhr an, sah nach der Uhr und fand, daß ich zu diesem Abschiedsbesuche nicht mehr als 26 Minuten gebraucht hatte; aber die Kibitken waren nicht mehr zu sehen. Ich ging in jenes Zimmer, es war, außer einer alten Russin, Niemand mehr darin. „Sie sind alle fortgefahren," sagte die Alte, so viel ich sie verstehen konnte. Ja, altes Mütterchen, dachte ich, das brauchst du mir nicht erst zu sagen. In diesem Augenblicke fühlte ich es, wie noch nie, was es heiße, wenn man in der Sprache eines Landes, in welchem man lebt, so erbärmliche Fortschritte gemacht hat. Das alte Weib sagte das Eine und das Andere zu mir, ich aber verstand nichts davon. Ein unheimliches Gefühl bemächtigte sich meiner. Ich kehrte zu meinem Iswoschtschik zurück, den ich noch nicht bezahlt hatte, konnte mich ihm aber gar nicht verständlich machen, was mit mir geschehen war, und wo ich hin müsse; er nahm sein Geld und fuhr weiter. Ich wurde wieder ruhiger, denn

nach meiner Berechnung konnten die Kibitken des Herrn Röhr noch gar nicht zur Stadt hinaus sein, selbst dann nicht, wenn auch die Fuhrleute mit den Pferden in demselben Augenblicke, als ich mich auf die Droschke setzte, erschienen und nach dem Anspannen sogleich fortgefahren wären; durch die Stadt gehen solche Fuhrwerke immer äußerst langsam. Ich kann noch nicht begreifen, wie es möglich war, daß ich nicht auf den Gedanken kam, jenen Iswoschtschik zu der alten Frau oder sie zu ihm zu führen, so hätte sie ihm gesagt, wohin er mich fahren müßte.

Ich ging weiter, wußte mich aber in den, mir ganz unbekannten Straßen gar nicht zurecht zu finden. Nur Menschen, welche man Glückskinder zu nennen pflegt, finden in gewissen Verhältnissen sogleich das, was sie nöthig haben. — Wie viele Fälle in meinem Leben haben mir bewiesen, daß ich zu diesen nicht gerechnet werden kann. Ich fragte in den drei Sprachen, welche nächst der Russischen in St. Petersburg am meisten gesprochen werden, nach dem Moskauer Thor, durch welches ich passiren mußte; allein vergebens, ich hätte auf Russisch fragen müssen, dann hätte man mich verstanden oder verstehen wollen; so hätte jene Alte mich auch unterrichten können, um in Zeit von 6 Minuten meinen Platz in den Kibitken in Besitz zu nehmen, wie ich später erfuhr. — Es scheint unglaublich, daß ich in den für mein Schicksal so entscheidenden Augenblicken Niemanden fand, der mich verstand, da doch St. Petersburg mit Deutschen angefüllt ist. Ihre Zahl beträgt gewiß 30—40,000. Welch ein Gegenstand der Betrachtung für denjenigen, der an eine absolute Nothwendigkeit oder an das Spiel des Zufalls glaubt! Ob es mir an Geistesgegenwart und überhaupt an Klugheit in dieser kritischen Lage gebrach, das sei dahingestellt; ich aber habe keine Ursache, mir selber Vorwürfe zu machen, noch mich über den Unheil drohenden Gang meines Schicksals zu beklagen.

Nachdem ich einige Zeit in den Straßen umher geirrt war und vergebens nach dem Moskauer Thor gefragt hatte, fand ich endlich Jemanden, der mich verstand. „Sie können gar nicht irre gehen," sagte er, „wenn Sie diese und diese Richtung nehmen und Sie sich immer rechter Hand halten." Der Mann gab sich alle Mühe, mir den Weg nach dem Moskauer Thor zu bezeichnen. Ich ging und ging und fragte wieder und Niemand verstand mich. Endlich stieß ich auf einen Schweden oder Finnländer, dem ich mich recht gut verständlich machen konnte und erfuhr nun, daß ich mich in dem Labyrinthe von Straßen schon

sehr verirrt hatte. — Sagen sie doch gefälligst einem Iswoschtschik, daß er mich an's Moskauer Thor fahre, bat ich ihn. Es geschah sogleich. Ich setzte mich auf und nöthigte den Mann, daß er schneller als gewöhnlich fuhr. Ich mochte etwa 6 Minuten so gefahren sein, als ich plötzlich Herrn Röhr sammt seiner Frau und seinem bisherigen Hauswirthe, den er auch seinen Freund nannte, in einer Kalesche sitzen sah. Sie fuhren mir vorüber, hielten aber sogleich an, als sie mich erblickten und winkten mich zu sich. Ich stieg sogleich von der Droschke, bezahlte meinen Fuhrmann und setzte mich zu ihnen. Alle drei schienen sich zu freuen, daß sie mich wieder in ihrer Mitte sahen; aber ihr Gespräch, das sie führten — war unterbrochen und ich fühlte, daß meine Gegenwart Ursache war, daß sie es nicht wieder anknüpften. Man fragte mich über keinen Umstand. — Alle schwiegen, daher unterbrach auch ich das Schweigen nicht.

Endlich sagte Herr Röhr: „Haben Sie Ihre Freunde noch gesehen?" — Ich bejahete das. „Wir sind bald nach Ihnen fortgefahren; wir Drei in dieser Equipage, unsere Kinder und das russische Fräulein in den Kibitken. — Möchten wir doch eine glückliche Reise haben, mir ist seltsam zu Muthe — mir ahnt nichts Gutes — und doch weiß ich keinen Grund von der Traurigkeit, die mich beherrscht, anzugeben."

Ich suchte den Herrn Röhr so gut zu trösten, als ich es vermochte. Unterdeß hatten wir das Moskauer Thor erreicht. Es trat ein Unteroffizier an den Wagen und verlangte unsere Pässe. Wir gaben sie ihm. Nach einigen Minuten brachte er meinen Paß mit der Deutung zurück, daß ich passiren könnte, aber mit dem Paß des Herrn Röhr zögerte man noch, warum, weiß ich nicht.

Möchten Sie nicht lieber Ihren Platz in den Kibitken in Besitz nehmen? Da könnten Sie sich mit unsern Kindern unterhalten — hier haben Sie lange Weile? . . so ließ Herr Röhr sich gegen mich vernehmen, als ich meinen Paß wieder eingesteckt hatte. Wo sind denn die Kibitken und ihre Kinder? fragte ich. — „Ei, die sind ja schon voraus!" Ich erwiederte, daß sei unmöglich; denn ich sah auf meiner Uhr, daß noch nicht so viel Zeit vergangen war, als daß die Fuhrleute mit den Kibitken schon zur Stadt hinaus hätten sein können. „Sind Sie von Hause aus gerade hierher gefahren, oder haben Sie sich noch sonst irgendwo aufgehalten?" — fragte ich ihn. „Vielleicht acht Minuten," antwortete er, „länger haben wir bei unsern Bekannten, die wir noch

besuchten, nicht zugebracht.“ — „Folglich habe ich die gegründetste Ursache, zu glauben, daß Ihre Kibitken noch in der Stadt auf dem Wege sind,“ bemerkte ich, „denn solche Fuhrwerke gehen ja immer langsam, wie die Schnecke im Sande; Sie aber fuhren, wie ich sah, im starken Trabe, und ein Aufenthalt von bloß acht Minuten auf einem Wege von wenigstens einer Stunde, wie ich schließen kann, will so viel wie nichts heißen.“ — „Ja,“ erwiederte er in einem sonderbaren Tone, „die Fuhrleute wissen den nächsten Weg durch die Stadt besser als wir. Sehen Sie dort in der Ferne! da fahren unsere Kibitken schon.“ Damit zeigte er von dem hohen Sitze seiner Kalesche auf Etwas, das sich in dämmernder Ferne auf der schönen Straße nach Zarskoje Seló langsam fort zu bewegeu und den Kibitken ähnlich schien. „Das können die Ihrigen nicht sein,“ sagte ich, „denn die müssen wir wenigstens so weit hinter uns haben, als Das, was Sie mir dort zeigen, vor uns ist.“ — „Und wenn es die meinigen nicht sind, so sind sie noch weiter voraus; denn daß sie schon zum Thor hinaus sind, weiß ich viel zu gut. Glauben Sie denn etwa, daß ich Sie belügen wollte?“ sagte er. „Vorsetzlich wohl nicht,“ antwortete ich, „aber sie können sich ja irren!“ „Ich irre mich nicht!“ meinte er etwas ärgerlich; doch fügte er gleich wieder freundlicher hinzu: „Haben Sie nur die Güte, diese Fuhrwerke dort einzuholen, so werden Sie sich überzeugen, wer von uns Beiden im Irrthume ist.“ — Auffallend war mir, daß weder seine Frau noch sein Freund ein Wort dazu sagte, denn sie saßen schweigend in der Kalesche, und schienen kaum zu hören, was Herr Röhr mit mir sprach.

Gehen Sie gefälligst und holen Sie sie ein! Wir werden Ihnen bald nach kommen, sagte er nochmals, als ich schon aus seiner Equipage gestiegen war. Ich schritt ziemlich schnell vorwärts. Unter Weges machte ich mir die Sache zum Gegenstande einer gründlichen Betrachtung.

Ich sah auf meiner Uhr, daß ich zu dem Besuche bei meinen Freunden und zu der Fahrt bis an's Moskauer Thor, kaum eine Stunde gebraucht hatte, und da es von Röhrs Wohnung bis hierher gewiß eine starke Stunde Weges ist, und die Fuhrleute so überaus langsam durch die Stadt fahren: so gelangte ich zu der festesten Ueberzeugung, daß die Kibitken noch nicht voraus sein konnten. Was mag den Mann bewogen haben, dachte ich, daß er mit Hartnäckigkeit das Gegentheil hiervon behauptet, und mich vorausschickt? Nach mancherlei

Gedanken, die dabei in meiner Seele aufstiegen, entschied ich, daß Herr Röhr mit seinem Freunde über Dinge sprechen wollte, die ich als Fremder nicht zu hören brauchte. Das plötzliche Schweigen, das eintrat, als ich zu ihnen in die Kalesche stieg, bestärkte mich in meiner Schlußfolge. Dennoch beging er eine offenbare Lüge, um mich von seiner Kalesche zu entfernen. Das sprach nicht zu seinem Vortheil, denn er hätte meine Entfernung auf eine andere Art bewerkstelligen können. Aber besitzt er auch diese Gabe, die nur dem geistreichen geschmeidigen Weltmanne eigenthümlich ist? fragte ich mich wieder, um eine bessere Meinung von ihm zu gewinnen. Auch ist er zur Traurigkeit gestimmt, schaurige Ahnungen beschleichen seine Seele, er hat es selbst gesagt. Es gibt Momente im Leben, wo der Mensch nicht Herr über seine eigenen Worte ist, wo er Fragen beantwortet, von denen die Seele sich keine Vorstellung gemacht hatte. Solchen Gedanken gab ich Raum, auf daß sie alle um Entschuldigung für Herrn Röhr bäten. Ich will zurückkehren, und in einiger Entfernung auf ihn warten! sprach ich laut und drehete mich um. Jetzt sah ich, daß ich mich vom Stadtthore schon sehr weit entfernt hatte, und daß ich den Kibitken, die er mir als die seinigen bezeichnet, um mehr als die Hälfte näher gerückt war. Sie sind es, dachte ich, Herr Röhr hat Recht, ich habe mich in meiner Berechnung geirrt. Wie oft irrt der Mensch in Dingen, die er mit mathematischer Gewißheit zu beweisen wähnt, wer hat das nicht erfahren! Mein langes Umherirren in den Straßen, ehe ich Jemanden fand, der mir den Weg zum Moskauer Thor zeigte und die Worte des Herrn Röhr, daß die Fuhrleute den nächsten Weg durch die Stadt besser wüßten als wir, sprachen jetzt für die Behauptung des obgleich verstimmten Mannes. „Und sind es diese Kibitken nicht, so sind sie noch weiter voraus, das weiß ich bestimmt,“ sagte er ja. Damit eilte ich raschen Schrittes diesen Fuhrwerken entgegen; das schöne Juniwetter und die herrliche Landstraße nach Zarskoje Seló unterstützten meinen eilenden Fuß. Ich hatte sie bald eingeholt, aber es waren die rechten nicht. Ich sah in der Ferne wieder etwas Aehnliches, sie sind es! sagte ich zu mir, und so eilte ich auch Diesem entgegen. Hingekommen sah ich, daß es Kibitken waren, aber nicht die des Herrn Röhr. Ich erblickte in der Ferne zum dritten Male solche Wagen. Eine unsichtbare Gewalt trieb mich vorwärts und schien mich zu jedem Rückschritte ohnmächtig zu machen. — Richtig gesagt, ich be-

schloß auch diese noch einzuholen, um, wenn es die rechten nicht wären, auf demselben Wege wieder zurückzukehren, bis sie mir entgegen kämen. Allein so außerordentlich stark ich auch im Marschiren war, ging ich doch im Vertrauen auf meine physische Kraft zu weit, wie ich zu weit gegangen war in der guten Meinung, die ich von Herrn Röhr hatte. Denn die Sonne neigte sich schon zu ihrem Untergange, als ich auch diese Kibitken erreicht und mich zum dritten Male getäuscht sah. Jetzt befand ich mich in der Nähe von Zarskoje Seló. Ich war müde, denn ich hatte gegen 21 Werst also 6 Stunden Wegs zurückgelegt.

Die seltsame Verkettung der Umstände.

Die Sonne ging unter und in dem goldenen Gewölke des Abends tauchten alle Thürme im byzantinischen Style erbaut, tauchten alle Lustschlösser aus dem Kaiserlichen Dorfe Zarskoje Seló hervor. Wir wollen dem Leser über dieses Dorf, das jetzt schon zur bedeutenden Stadt geworden, einiges hier sagen. Peter der Große ließ im Jahre 1710 ein Paar hölzerne Gebäude hier errichten, auf welche Weise er den Grund zu der nunmehrigen Stadt legte, die gegenwärtig schon 15,000 Einwohner zählt. Im Jahr 1716 erhielt das damalige Dorf seinen Namen durch die Erbauung einer Kirche hierselbst. Die Dörfer in Rußland gehören, mit wenigen Ausnahmen, sammt ihren Bewohnern, theils der Krone, theils den Gutsherren. Die meisten, zumal solche Dörfer, die nur aus ein Paar Hütten bestehen, haben keine Kirche, daher wird ein solches „Derèwnjä" genannt. Hat ein Dorf eine Kirche, so heißt es Seló. Die Bauern haben sogar noch eine dritte Benennung; denn wohnt in einem Kirchdorfe auch noch der Gutsherr, so nennen sie es Selzo, welches Wort jedoch slawonisch ist und im Russischen Seló, bedeutet. Peter der Große that viel zur Verschönerung des zarischen Dorfes. Aber seine Nachfolgerinnen thaten außerordentlich viel, um seine Umgebung zur reizendsten Gegend zu machen. Kaiserin Elisabeth ließ im Jahre 1744 den prachtvollen 1200 Fuß langen Palast hier bauen, den Katharina II. mit großem Aufwande innerlich und äußerlich verzieren ließ. Großartig ist die Skulpturarbeit, die man daran verschwendet hat. Hier befindet sich auch das berühmte, sogenannte

Bernsteinzimmer, dessen Wände von oben bis unten mit Bernstein bekleidet sind.

Mit unbeschreiblicher Pracht ist dieser Zauberpalast ausgeschmückt worden, dessen Äußeres schon auf den innern Luxus schließen läßt. Der daran grenzende Park ist ungeheuer groß und wäre wohl geeignet, einen Dichter zu begeistern, der den Frühling besingen möchte. Die Teiche und Seen, größtentheils durch die Kunst erzeugt, sind voller kleinen Schiffe, die den verschiedenen Wasservögeln, deren es eine Menge hier gibt, zur Wohnung dienen. Eine förmliche Admiralität leitet die Aufsicht über die Masse dieser kleinen Fahrzeuge.

Säulengänge, Triumphbögen, Obelisken und andere Denkmäler ließ Katharina II., deren Lieblingsort Zarskoje Seló war, ihren berühmten Feldherren und Günstlingen hier errichten, von denen die beiden Grafen Georg und Alexei Orlow die ersten waren. Jenem errichtete sie einen Triumphbogen für die weisen Anordnungen, die er während der Pest zu Moskau 1771 traf, und diesem eine Säule mit Schiffsschnäbeln, für den Sieg über die türkische Flotte im Meerbusen von Tschesma (1770), wo er den Oberbefehl hatte. Selten wird wohl ein Fremder St. Petersburg verlassen, ohne Zarskoje Seló mit allen seinen Herrlichkeiten besucht zu haben. Nur für mich hatte dieser Ort jetzt keinen Reiz; ich sehnte mich nach den Kibitken, diesen elenden Fuhrwerken. Aber wo waren sie? Das wird die Zeit lehren! Also hat der Mann dich wirklich belogen! seufzte ich, einsam meine Schritte nach Zarskoje richtend. Daß er dich belogen hat, entscheidet für dein Schicksal, ob für dein gutes oder böses, das wird die Zeit lehren, so sprach eine ahnungsvolle Stimme in mir.

Vor Zarskoje Seló sah ich mehrere Wege, und da sie mir ganz unbekannt waren, wollte ich nicht weiter gehen, sondern beschloß, hier auf Herrn Röhr und seine Kibitken zu warten. — Ich setzte mich nieder und dachte über Folgendes nach: Er hat mich zwar auf diesem Wege vorausgeschickt — Zarskoje liegt nun dicht vor mir; wenn es aber noch einen andern Weg gibt, der von dieser Straße abführt, und er ihn einschlüge, so könnte ich hier lange auf ihn warten. — Indem ich so in Gedanken versunken dasaß, ging mir ein Offizier der Garde-Cavallerie vorüber und diesen redete ich in deutscher Sprache an. Der Offizier betrachtete mich einige Augenblicke schweigend, dann sagte er auf schwedisch, daß er nicht deutsch spräche. Ich fragte ihn also in

schwedischer Sprache, die ich damals so ziemlich sprach, wobei mich das Dänische sehr unterstützte. „Ich bin erst vor Kurzem aus Finnland hierher gekommen und kann Ihnen gar keinen Bescheid über das geben, was Sie wissen möchten, so gern ich's auch thäte; aber ich will Sie zu unserem Rittmeister führen, der ist ein deutscher Graf, und was mehr ist — er ist ein ganz vortrefflicher Mensch," sagte der Offizier in einem überaus herzlichen Tone. Es war schon neun Uhr Abends. Der Rittmeister ist ein ganz vortrefflicher Mensch, folglich auch ein vernünftiger Mann, er wird mir mit Rath und That beistehen, so dachte ich und ging mit dem Offizier.

„Ich bin in einem Cadettencorps meines Vaterlandes erzogen worden, wo ich das wenige Deutsch, das ich in meiner Kindheit verstand, förmlich vergessen habe," sagte unterwegs der Offizier. — Wird denn die deutsche Sprache in den Ritterakademien nicht gelehrt? fragte ich. „O ja! sie wird gelehrt; aber der Cadett hat zu wenig Zeit und in der Regel auch zu wenig Lust, diese schwere Sprache zu erlernen. Lesen und Schreiben, das ist gewöhnlich der einzige Gewinn, den man aus einem mehrjährigen Unterrichte zieht; aber mit dem Sprechen will es gar nicht gehen, ungeachtet man auch Gelegenheit hat, diese Sprache praktisch zu erlernen. Es verlassen wohl wenig Offiziere die Akademie, welche nicht etwas französisch sprächen. Dies kommt aber daher, daß die meisten Kinder des russischen Adels mit bei weitem mehr Vorkenntnissen der französischen, als der deutschen Sprache, die Akademie beziehen. — Was ist das für ein russischer Edelmann, der nicht französisch spricht. Die deutsche Sprache dagegen ist etwas, das dem Salonton viel entbehrlicher ist. Indeß sieht man die Schönheit und Wichtigkeit dieser Sprache in jeder Beziehung, immer mehr und mehr ein. Und so wird man jetzt schon schwerlich einen Russen aus den höhern Ständen finden, der sie nicht verstände. Für den Mann der Wissenschaften ist sie ganz unentbehrlich; das lehren uns schon die schwedischen und französischen Schriftsteller. Deutschland ist ja das Vaterland der Philosophie. Welch eine unermeßliche Menge von Begriffen mögen die deutschen Gelehrten wohl entdeckt und in ihrem Schriftenthume niedergelegt haben! Und nun ihre herrlichen Dichter! Vor Kurzem las ich das Schiller'sche Glockenlied, freilich nur in französischer Prosa. Wie leid thut es mir, daß ich dieses poetische Meisterwerk nicht im Original lesen kann! denn wo bleiben in einer Über-

setzung die schöne Form, die Töne, die blumenreichen Ausdrücke, die Nebenideen? . . .

Aber sehen Sie, dort kommt ja unser Rittmeister uns entgeg en

Die strenge Disciplin der Russen schien den jungen Offizier bei dem Erscheinen seines Chefs aus der poetischen Betrachtung zu scheuchen; denn er brach plötzlich ab von den Schönheiten des Schiller'schen Gedichts.

Der Rittmeister war wohl noch zwanzig Schritt von uns entfernt, als er mich auf eine höchst seltsame Art freundlich grüßte. — Zu uns herangekommen, erfaßte er meine Hand und sagte: „Willkommen mein Lieber! wie geht es Ihnen? Welchem Zufall, der Sie hierher geführt, habe ich das Vergnügen zu verdanken, Sie zu sehen?" — „Ihr freundschaftliches Betragen in Wort und Geberde, Herr Rittmeister," sagte ich, „setzt mich wirklich in Erstaunen, es bekundet Ihre schöne Seele und flößt mir eine unbegrenzte Hochachtung gegen Sie ein. Ich bin Ihnen fremd, Sie sehen mich, wie mich dünkt, zum ersten Mal im Leben? womit habe ich ein solches Entgegenkommen verdient? ein Entgegenkommen, mit welchem derjenige zufrieden sein könnte, der Ihnen Proben der Freundschaft bestanden." — „Sie sind ein Deutscher! ich sah Ihnen dieses sogleich an, und ich liebe meine Landsleute, es sind in der Regel ehrliche Kerle!" — „Aber es herrscht auch im Menschen eine geheime Neigung, fuhr er fort, die uns unwillkürlich antreibt, an Dem Theil zu nehmen, was sonst einen andern angeht, und das ist mit Ihnen der Fall!" — „Sie setzen mich wirklich in Erstaunen, Herr Rittmeister! Sie sprechen, so ich nicht irre, von der Zusammenstimmung verborgener Eigenschaften zweier oder mehrerer Seelen? Müssen aber solche Eigenschaften sich nicht vorher in Handlungen zeigen, damit sie von außen auf die Seele einwirken können? Im andern Fall könnte wohl die natürliche Gefühlsübereinstimmung Statt haben; doch das Mitgefühl gegen einen Andern noch nicht. — Und wenn auch Lavaters System allgemein gültig wäre und ich in meiner Gesichtsbildung das Gepräge jener Eigenschaften trüge — Sie haben mich ja in der Ferne so freundlich gegrüßt!" — „Erzählen Sie da, was Sie wollen!" rief der Graf lächelnd aus, „in mir aber steigt der Wunsch auf, Sie näher kennen zu lernen. Vor allen Dingen sagen Sie mir nun, was führte Sie eigentlich hierher? und warum wollen Sie mir das Vergnügen machen, mich zu besuchen? denn daß Sie mich besuchen wollten,

oder daß Sie wenigstens nach mir fragten, das sah ich an der Geberde meines Offiziers, Ihres Begleiters." — Jetzt erzählte ich ihm so kurz als möglich, was mit mir geschehen war. „Ich dächte wenn Sie Postpferde nähmen und ihnen nachsetzten?" sagte er, indem er der Meinung war, daß die Kibitken des Herrn Röhr doch schon voraus sein könnten. — „Und dadurch das Ding viel schlimmer machen, als es wirklich ist, Herr Rittmeister," sagte ich. — „Wie so? der Mann wird Sie doch nicht belogen haben, was könnte ihm dies nützen?" — „Herr Röhr und seine Frau sind ja noch zurück," antwortete ich, „ich verließ sie beide am Stadtthor und die Straße ist ja nicht so breit, daß sie mir am hellen Tage vorbeifahren könnten, ohne sie gewahr zu werden. Oder giebt es etwa einen Nebenweg, den sie einschlagen könnten?" — „Sie haben Recht!" sagte der Graf, sich aus einem tiefen Nachdenken emporrichtend, der Mann sammt seinen Kibitken ist gewiß noch in der Nähe von St. Petersburg, aber sie werden ohne Zweifel bald hier vorbeipassiren, das Wetter und die Straße sind ja herrlich und die ganze Nacht bleibts hell,*) das macht ihnen Lust zum Fahren. Erwarten Sie also Ihre Reisegesellschaft hier! Sie müssen sich aber einen Standpunkt wählen, von wo aus Sie einen Jeden, der den einen oder den andern Weg passirt, ins Auge fassen können; und diesen Ort finden Sie in meiner Wohnung. Sehen Sie dort den Balcon an meinem Gastzimmer? Vermittelst seiner hohen freien Lage können Sie nicht nur Alles ringsumher betrachten, sondern er gewährt auch dem Auge eine Aussicht in die weite Ferne!" Indem der Rittmeister diese Worte sprach, drehete er sich um und zeigte mit der Hand auf die Straße gen St. Petersburg hin. „Sehen Sie, da kommt Ihre Reisegesellschaft," sagte er lebhaft, „sehen Sie dort in der Ferne die Fuhrwerke?" — Ich richtete mein Auge dahin und sah etwas, den Kibitken Aehnliches. — „Nun kommen Sie schnell mit mir nach Hause," fuhr er fort, „der Thee wird fertig sein und auch ein Gläschen Punsch wird Ihnen wohlthun, wenn Sie die Nacht durchfahren müssen. Unterdessen schreibe ich ein Paar Zeilen an meinen Onkel, der in Nowgorod wohnt. Der brave Alte wird Sie gewiß gut aufnehmen, wenn

---

*) Bekanntlich sind die Sommernächte in St. Petersburg und seiner Umgegend so hell, daß man ohne Licht die ganze Nacht hindurch lesen kann, zumal bei freundlichem Wetter.

Sie ihm das Schreiben von mir überbringen." Ich bedankte mich herzlich für diese Freundschaft; machte aber die Bemerkung, daß jene Fuhrwerke die nämlichen sein möchten, die ich früher sah und welche mich immer weiter von St. Petersburg lockten. „Sie können dadurch, daß Sie auf meinem Balcon ein wenig warten, gewiß nichts verlieren, es mögen Ihre Kibitken sein oder nicht! Sie sind doch ohne Zweifel müde? und da ruhen Sie dann ein wenig aus. Kommen Sie nur mit!" Und so ging ich mit ihm. In seiner Wohnung angekommen, befahl der Graf seinen Dienern sogleich den Thee zu reichen. Wir setzten uns auf den Balcon, und hier sah ich die Aussage des Rittmeisters, die hohe freie Lage betreffend, vollkommen bestätigt. Die Fuhrwerke kamen immer näher und näher, mein Auge ruhte fast unverwandt auf ihnen. Wir mochten keine 15 Minuten auf dem Balcon gesessen haben, als ich mich in der Mitte einer Menge Offiziere befand, von welchen einer nach dem andern sich hier eingefunden hatte, es waren mehr Deutsche und Finnländer, als Russen.

„Sie haben sich schon weit in der Welt umgesehen," sagte der Rittmeister, „und gewiß schon manches Abenteuer bestanden! erzählen Sie uns doch etwas! Nicht wahr, meine Herren, Sie schenken unserm lieben Gast Ihre ganze Aufmerksamkeit?" Dies wurde einstimmig bejaht. Ich erfüllte seinen Wunsch. Aber wie mir schien, wollte es mit dem Erzählen nicht so recht gehen, jedoch wurde viel gelacht und dabei viel Thee und Punsch getrunken. Ich trank nur ein Glas, man war bescheiden, mich nicht zu nöthigen, als ich mehr zu trinken abgelehnt hatte. Endlich fuhren die Kibitken, die mir der Rittmeister vorhin gezeigt hatte, vorüber; aber es waren nicht die, welche ich suchte. Von jetzt an fuhren beständig solche und andere Fuhrwerke hier vorbei: auf Kibitken folgten vier- und sechsspännige Gallawagen und auf diese wieder Kibitken, aber das, was ich zu erspähen dachte, sah ich nicht! „Was ist die Ursache dieser lebhaften Passage?"*) fragte ich. — „So was ist hier im Sommer nichts Neues!" antwortete der Graf, „aber vielleicht kommt der Kaiser." — „Werden Sie hierüber nicht vorher in Kenntniß gesetzt?" — „Gewöhnlich, aber zuweilen erscheint Se. Majestät auch plötzlich, ohne ihn vermuthet zu haben."

---

*) Bekanntlich existirte damals die Eisenbahn von St. Petersburg nach Zarskoje Seló noch nicht.

Meine Uhr zeigte mir, daß Mitternacht vorbei war, als die letzten Kibitken, welche ich in dieser Nacht sah, vorüberfuhren. „Obgleich mir nichts leichter scheint," hub der Rittmeister, unser einige Minuten langes Schweigen unterbrechend, an, „als daß Sie Ihre Kibitken wieder finden können, die unmöglich weit von hier sind, so sagt mir doch ein seltsames Gefühl, es sei auch eben so schwer. Sie sehen mich mit einem erstaunungsvollen Lächeln an und denken vielleicht: die Kibitken sind ja keine verlorenen Stecknadeln, die man auf einem solchen Wege schwerlich wiederfindet? ich selbst muß lächeln über den sonderbaren Gedanken, der in mir aufsteigt, aber eins, dem andern widersprechende Gefühl beherrscht mich, wenn ich an die sonderbare Handlungsweise des Herrn Röhr denke, und so wünsche ich fast, daß Sie mit diesem Manne nicht reisen möchten, wenn Sie ihn auch wieder finden sollten. Ei, da richte ich einen Menschen, ohne daß ich hinlängliche Beweise habe, ihn anzuklagen. Sie, mein Lieber, haben vielleicht eben so viel Schuld als er, weil Sie sich zuerst von den Kibitken entfernt haben. Doch Sie werden Ihre Wagen wiederfinden und mitreisen, denn Ihr Paß ist ja einmal nach Kiew gerichtet. Was sollten Sie jetzt in St. Petersburg machen, wo die abscheuliche Cholera schon einen fürchterlichen Anfang gemacht hat, wie ich heute erfuhr. Schon der Gedanke an diese entsetzliche Seuche ist der Natur des Menschen furchtbar. Wenn Sie Herrn Röhr nicht wiederfänden und Sie Ihren schon nach Kiew gerichteten Paß wieder gegen einen Aufenthaltsschein vertauschen müßten, um wieder in St. Petersburg zu bleiben, welche Umstände! welche Schwierigkeiten vielleicht in dieser argen Zeit! Ihre lebendige Einbildungskraft, die ich an Ihnen bemerkt habe, sähe vielleicht in der seltsamen Trennung von Ihren Effekten und von Ihrer Reisegesellschaft eine schlimme Vorbedeutung, und dieses könnte schädlich auf Ihr physisches Ich einwirken; denn Vorsicht und Furchtlosigkeit scheinen mir die besten Wege zu sein, dieser abscheulichen Krankheit zu entgehen." — „Ich glaube an Gott und an den Erlöser der Welt," antwortete ich, „und willige in seine heiligen Absichten ein, was er auch mit mir beschlossen haben möge." „Recht so, keine Feigheit, sondern festes Vertrauen auf Gott ziemt dem Manne!" sagte der Graf. „Am Ende muß ich selber lachen über das komische Bild, das ich von den verlorenen Kibitken, von Paß, Cholera und Einbildungskraft malte. Das wäre ja der Geier, wenn wir die Kibitken nicht wiederfinden sollten! Wir wollen noch ein wenig war-

ten, sie müssen sich bald zeigen! und kommen sie nicht bald, dann wollen wir zu andern Maaßregeln greifen ...," fügte er hinzu.

„Sie nehmen es mir aber nicht übel, fuhr er fort, wenn ich Ihnen noch etwas sage, das ich nicht unterdrücken kann?" — „Sagen Sie Alles, Herr Graf, was Sie auf dem Herzen haben! denn ich bin überzeugt, daß es lehrreich für mich sein wird. — „Ihre schmeichelhafte und doch so herzliche Meinung, die Sie von mir haben, Ihr Glauben an Gott und Tugend flößen mir Muth ein, es Ihnen zu sagen. Nun, so hören Sie mich gefälligst an. Es ist geschehen, und Sie an Ihren Fehler, den Sie unstreitig dadurch begingen, daß Sie in jenem kritischen Augenblicke noch zu Ihren Freunden fuhren, zu erinnern, könnte Ihnen nichts nützen, da es die Sache nicht ungeschehen machen kann; im Gegentheil, es könnte Ihnen zum Vorwurf gereichen und Ihnen Wunden schlagen, wenn Sie deren noch keine fühlen. Ich will Ihnen diesen großen Fehler nicht zum Vorwurfe machen; aber der Vernünftige wird immer aus seinen eigenen begangenen und Anderer Fehler Nutzen zu ziehen wissen, wenn man ihn auf eine überzeugende und doch schonungsvolle Art darauf aufmerksam macht. Ihr Fortgehen in jenem bedenklichen Augenblicke war der größte Fehler, den Sie begehen konnten. Könnte er nicht über Ihr ganzes zukünftiges Schicksal entscheiden? Es ist mir entfallen, welcher Schriftsteller den Ersten Fehler des Menschen — aus welchem sich eine Menge der widerwärtigsten Verhältnisse entwickeln können — mit dem Ersten Anstoße eines Baches vergleicht. Und dieses Bild, möge es nimmer auf Ihr Schicksal anwendbar sein! — Wie der Bach durch den Ersten Anstoß eine andere Richtung, und endlich den krummen oder schlangenförmigen Lauf annahm, also nahm Ihre schon vorgezeichnete Reise eine andere Richtung; und zwar einzig und allein durch jenen Fehler, den Sie begangen haben. Ich aber wünsche es eben so sehr, als ich es hoffe, daß dieser Fehler nicht die Wirkung, wie der erste Anstoß des Baches, habe. Allein das, was wir Schicksal nennen, treibt oft mit dem Menschen ein grauses Spiel, ohne daß wir dadurch Ursache hätten, an der Liebe Gottes gegen die Menschen zu zweifeln, oder gar an eine absolute Nothwendigkeit zu glauben, wie der Mohamedaner — und leider, viele Christen! denn es geschieht im Grunde doch nichts, ohne daß es durch irgend eine Handlung veranlaßt worden wäre. Daß Herr Röhr Sie vorausschickte, ohne wie es scheint, selber zu wissen, wo seine Kibitken

find und Sie, in der Hoffnung, dieselben zu erreichen, immer weiter vorwärts schreiten, und zwar drei Meilen weit, das ist allerdings auffallend; allein Sie werden doch zugeben, daß Sie dies durch Ihren Abschiedsbesuch veranlaßt haben?" —

„Das könnte freilich nur ein Thor leugnen," antwortete ich, „aber wer weiß, Herr Graf, wenn die Trennung von Herrn Röhr wirklich Statt findet, und zwar durch meinen angeblichen Hauptfehler, ob sie nicht zu meinem Heile gereicht? Ich wenigstens habe diese feste Zuversicht!"

„Da haben Sie einen ganz sonderbaren Glauben!" rief der Graf lebhaft aus, „auf diese Weise ließen sich ja alle Fehler des Menschen, ohne Ausnahme, entschuldigen!" — „Alle Fehler? nein Herr Graf, nicht alle lassen sich auf diese Weise entschuldigen. Die Handlungen, ja das bloße Wollen des Menschen wird gelobt, verabscheut, belohnt und bestraft, sobald es vollkommen erwiesen ist, was der Wille des Menschen eigentlich zum Ziele hatte. Oft scheint dem Edeln eine Idee, welche durch sein Wirken in die That übergehen kann, überaus wohlthätig für gewisse Zwecke zu sein, ist aber oft grade das Gegentheil. Möge nun diese Sache durch die Vorsehung oder wie Sie wollen, durch andere Ursachen an ihrer Entstehung verhindert werden, oder möge sie wirklich durch das Streben des Edeln, obgleich mit entgegengesetztem Erfolg, zu Stande kommen, so kann ihm dies bei Gott, der weiter nichts als unsere gute Absicht verlangt, nur zum Wohl gereichen, denn diejenigen allein werden selig gepriesen, die eines guten Willens sind, und eben deswegen, weil das Gelingen nicht von uns abhängt. Es wird täglich die Erfahrung gemacht, daß Mancher, dem es an allen möglichen Mitteln und Kenntnissen zu einer Sache, die er ins Leben treten lassen will, nicht gebricht, doch seinen Zweck verfehlt, ungeachtet er Mittel und Kenntnisse vernunftgemäß anwendete. — Umgekehrt sieht man Manchen ohne alle zur Erreichung seines Zweckes erforderlichen Kenntnisse und dem natürlichen Gange der Sache gänzlich entgegen handeln, und siehe da! es gelingt ihm, was er beabsichtigt hatte, gelingt ihm, zum Erstaunen der Sachverständigen! Aus solchen Fällen mag wohl das Sprichwort entstanden sein: Er hat mehr Glück als Verstand. So wird es wohl klar, daß das Gelingen nicht von uns abhängt, und es hängt eben deswegen nicht von uns ab, weil der Verstand des Menschen in vielen Stücken zu ohnmächtig ist, um vorher zu

entscheiden, ob eine Sache, die ihm gut und nützlich für gewisse Zwecke scheint, es auch in ihren Folgen ist. Dem Christen gilt also der gute Wille: Alles!" —

„Ich verstehe," bemerkte der Rittmeister, „aber was hatten Sie zum Ziele, als Sie Ihre Effekten und Ihre Reisegesellschaft plötzlich verließen, da man Ihnen doch sagte, daß bald fortgefahren würde? Ihren Freunden von Ihrer bevorstehenden Reise Nachricht zu geben? Konnte dies in einem so bedenklichen Moment nicht durch einige Zeilen geschehen? zumal man Sie in den Stand setzen wollte, dies bewerkstelligen zu können." — „Ich würde mit Ihnen übereinstimmen, Herr Graf, wenn ich die volle Gewißheit von der unfehlbaren Überlieferung des Schreibens gehabt hätte. Durch meine Erfahrungen und die Umstände der Dinge hatte ich Ursache, einen Zweifel darein zu setzen. Ich bin wohl weit entfernt, gegen die gewiß aufrichtige Bereitwilligkeit jener Dame ein Mißtrauen zu hegen; allein sie selbst konnte das Schreiben doch nicht eigenhändig überliefern — sondern sie hätte es durch andere Hände befördern müssen.*) Bedenken Sie, Herr Graf, das Gerücht von der Cholera in St. Petersburg hatte in jener Gesellschaft einen panischen Schrecken verursacht, man dachte an nichts weiter, als ans Fortfahren, ihre glühende Sehnsucht nach der Ferne war in ihren Mienen, in jedem ihrer Worte bemerkbar. Mein Schreiben würde also fremden Händen anvertraut worden sein. Es befindet sich aber Jemand unter meinen Theuern, dem mein plötzliches Verschwinden in einer so schlimmen Zeit unbeschreiblich traurige Stunden verursacht hätte. Solche Stunden möchte ich jener schönen Seele um keinen Preis der Welt verursachen. Nur derjenige, der nie von schönen Seelen geliebt wurde, der also auch zu keiner Gegenliebe verpflichtet ist, sie zu erwiedern, könnte den Grund meines Verfahrens verwerfen. Er mag es thun! Ein Jeder handele nach seinem Willen. Mich dünkt, wer die Liebe und Sorgfalt, mit der man ihm begegnet, nicht zu würdigen versteht, verdient auch nicht, daß er mit solcher Sorgfalt behandelt werde. Sie sehen, Herr Graf, daß mein Zweck aus guten Beweggründen hervorging, und daß er auch meiner Aufopferung würdig ist. Dies ist mein Trost, der mich hoffentlich aufrecht erhalten wird, möge

*) Bekanntlich existirte damals die Stadtpost in St. Petersburg noch nicht.

mein Schicksal sich gestalten, wie es wolle. Ich blieb auch dem Grundsatze, den ich bei allen meinen Handlungen nicht aus dem Auge zu verlieren strebe, getreu, nämlich, ich that Alles, was in meinen Kräften stand: ich gab dem Fiaker, der mich zu meiner Lieben fuhr, mehr, als er verlangte, damit er sein Pferd schneller als gewöhnlich antrieb; ich hielt mich bei meinen Freunden nicht länger als drei Minuten auf; auch würde ich mich am Stadtthore keinen Augenblick von Herrn Röhr entfernt haben, weil jetzt kein Umstand mehr vorhanden war, der mich hätte dazu bewegen können. Da es aber der Wunsch dieses Mannes war, sei es aus welchem Grunde es wolle, mich zu entfernen, und ich gleichsam aus Bescheidenheit seiner Aussage Glauben beimessen mußte: so habe ich die feste Zuversicht, daß die Trennung von ihm und seiner Familie, wenn sie Statt findet, nur zu meinem Heil gereichen wird." — „Aus Ihrer Schilderung sehe ich," versetzte der Graf lächelnd, „daß Ihr Glaube sich mit der gesunden Vernunft nicht gut vertragen kann, und daß das Wort Zufall in dem Wörterbuche Ihres Lebens nicht existirt; warum mußte Sie denn die Vorsehung mit Herrn Röhr bekannt machen, wenn seine Gesellschaft Ihnen nicht zum Heil gereichen kann, warum Sie mit ihm einig werden lassen, zusammen zu reisen, um Sie bald darauf wieder auf eine so seltsame Art von ihm zu trennen? Widerspricht das nicht den Eigenschaften der Allwissenheit und Unabänderlichkeit Gottes?" — „Hierauf könnte ich Ihnen, Herr Rittmeister, Manches antworten. Allein es würde mich zu weit führen, indem ich mit Zuversicht an das Gebet glaube, und das ist kein Gegenstand, über den man mit einem so rüstigen und jungen Kriegsmanne wie Sie sind, sprechen könnte. Überdies fühle ich in mir auch gar nicht die Kraft, Sie von der Wahrheit desselben zu überzeugen. Das will ich den Lehrern und Predigern des Evangeliums überlassen!" sagte ich schließlich. — „Erlauben Sie mir," versetzte lebhaft der Graf, Ihnen bemerken zu dürfen, daß, was diesen Punkt betrifft, Sie sich sehr in mir irren; denn dieser Gegenstand ist viel zu heilig und erhaben, als daß der Kriegsmann sich seiner schämen sollte. Und fürs Andere sind grade Sie es, dessen Meinung ich darüber vernehmen möchte, denn Alles, was Sie bisher sagten, wenn ich Ihnen auch zum Theil widersprach, interessirte mich mehr, als Sie vielleicht je ahnen werden.

„Da es Ihnen nun gleichgültig sein kann, sich mit mir, bis wir der Kibitken ansichtig werden, über diesen oder jenen Gegenstand zu

unterhalten, so hoffe ich, daß sie meine Bitte erfüllen, wodurch Sie mir eine wirkliche Freundschaft erweisen werden," sagte er. Lange lehnte ich seine Bitte freundlich von mir; allein er brachte mich am Ende doch dazu; es schien ihm in Ernst außerordentlich viel daran gelegen zu sein.

„Sie bemerkten, Herr Graf," sagte ich, „es widerspräche der Allwissenheit und Unabänderlichkeit Gottes, daß er mich diesen Mann finden und mit ihm einig werden ließ, mit ihm zu reisen, um später, wenn seine Gesellschaft zu meinem Heile nicht gereichen kann, mich auf eine so auffallende Art wieder von ihm zu trennen, vorausgesetzt, daß die Trennung Statt finden wird?" Allerdings! versetzte der Graf, denn ist's nach Ihrem Glauben nicht so, als habe Gott, da er Sie mit dem Manne zusammenführte, nicht gewußt, ob sie gut oder schlecht mit ihm reisen würden, sondern er habe es erst später erfahren, daß seine Gesellschaft für Sie nichts taugt, und daß er daher gleich Anstalt traf, Sie wieder von ihm zu trennen? — wir nehmen den Fall an, das dieses letztere geschieht, — aber lassen Sie Ihre Glaubensgründe hören, schloß der Graf mit außerordentlicher Spannung.

„Der Erlöser der Welt," sagte ich, „versichert uns mit Ja und Amen! daß wir Alles, um was wir in seinem Namen den Vater bitten, empfangen werden. Im Gegensatz muß es demnach heißen, daß wir es nicht erhalten werden, wenn wir nicht so bitten. Das ganze menschliche Leben beweis't uns zwar deutlich, daß der Vater im Himmel weiß, was wir bedürfen, und daß er es uns auch giebt, ohne daß wir ihn eigentlich darum bitten, wie wir das an Menschen bestätigt finden, die vielleicht niemals den Vater im Namen Jesu gebeten haben; allein jener Ausspruch ist nun einmal durch Christum geschehen, folglich muß er auch seine Bedeutung haben, und es muß Fälle im Leben geben, wo wir irgend Etwas, das uns Noth thut, nur dann erhalten, wenn wir den Vater im Namen seines eingeborenen Sohnes darum bitten. — Wie aber, wenn ich beim ersten Entschluß zu reisen, den Vater nicht um das, was zu einer solchen Reise heilsam ist, gebeten hätte? — so würde mich Gott auch meiner eigenen Kraft haben überlassen können; denn es heißt nun einmal: Bittet, so werdet ihr empfangen; und so konnte mich Verderben treffen; denn der Erschaffene vermag aus eigenen Kräften dem Verderben nicht zu widerstehen, wie wir das an den gefallenen Engeln, von welchen die heilige Schrift so

viel spricht, deutlich sehen: sie wollten durch eigene Kräfte tüchtig sein, ließen von Gott ab, und so sich selbst überlassen, stürzten sie in's Verderben, ohne daß Rache oder Zorn Gottes, welche Eigenschaften wir wohl in Gott nicht suchen können, dabei bethätigt waren. Wie aber, wenn ich, nachdem ich die Bekanntschaft des Herrn Röhr gemacht hatte und mit ihm zu reisen einig geworden war, den Vater wirklich im Namen seines Sohnes um das Heil zu meiner Reise gebeten hätte? denn auch die, welche in der elften Stunde kamen, wurden der Gnade theilhaftig — so konnte Gott in diesem Falle kraft seiner Allwissenheit und Allmacht, und zufolge der Versicherung seines eingeborenen Sohnes, meiner Reise, wenn sie in jener Gesellschaft mir nicht zum Heil gereichen kann, eine andere Richtung geben. Wahrhaftig, das Gebet ist die erste Pflicht des Christen! durch das Gebet vermögen wir viel, durch Unterlassung desselben, nichts! Aber Sie lächeln, Herr Graf?" Durchaus nicht! sagte er. Es fällt mir dabei ein, was Kant vom Gebet sagt, nämlich, es sei Bedürfniß der Schwäche, denn was soll ein bloß erklärtes Wünschen gegen ein Wesen, daß keine Erklärung der innern Gesinnungen des Wünschenden bedarf? — „Aber was hat denn Kant, was haben alle Philosophen vor und nach ihm über die geoffenbarte Religion bewiesen? Nichts! Ihre Systeme oder vielmehr ihre Irrthümer sind zusammengestürzt, oder sie werden durch andere Irrthümer dieser Art noch ihren Sturz erleiden. Was wußte Kant von dem Dasein Gottes? Weiter nichts, als daß es sich nicht leugnen läßt; — das aber kein erschaffener Verstand zu ergründen vermag. Wie unnütz war es doch, daß dieser Philosoph mit vielem Aufwand großen Scharfsinnes bewies, daß er nur das wußte: daß er nichts wußte. — Die wilden Völker, welche uns die Geschichte aufweist, wußten mehr, als Kant zu wissen äußerte: sie hatten das Bewußtsein von der Existenz eines höheren Wesens, das wir Gott nennen. Woher nur dies Bewußtsein, das man bei den rohesten Völkern, und sonst auch auf allen Stufen der Cultur des menschlichen Geistes, zu allen Zeiten findet, da doch ein objektives Wissen von Gottes Dasein, wie Kant lehrt, nicht möglich ist? — Also muß die Idee des Menschen von der wirklichen Existenz Gottes, eine Mitgift von Gott, herrühren oder sie muß dem Menschen durch die Offenbarung des wirklich daseienden Gottes verliehen sein. In der bloßen Idee von dem nothwendigen Dasein eines Wesens, das wir Gott nennen, liegt noch kein hinlänglicher Trost für

den so unzähligen Leiden unterworfenen Menschen, weil wir dadurch noch nicht wissen, ob dies Wesen: Geist, Person, frei, heilig — Gott ist. — Wie nichts ohne Ursache geschieht, so geschieht auch nichts ohne Zweck. Unsere Leiden auf Erden müssen auch nothwendig einen Zweck haben. — Die Offenbarung Gottes gibt uns die zuversichtliche Hoffnung, daß wir durch die Leiden, denen wir, so lange wir auf Erden leben, unterworfen sind, unendlich glücklicher werden können, als wir es würden, wenn wir denselben nicht unterworfen wären; denn da der herzenprüfende und nierendurchsuchende, von Ewigkeit bis zu Ewigkeit schauende Gott wußte, daß wir, zufolge unseres Abfalles von ihm, leiden und sterben müssen: so ward dieses Abfallen die Quelle nie endender Seligkeit für uns, indem Gott in der Person des Sohnes uns wieder mit sich zu versöhnen und ewig mit sich zu vereinigen beschloß. Aber doch nur unter den Bedingungen, die der Heiland allen Menschen macht — sie sind jedem in den christlichen Lehren Unterrichteten bekannt. Nach diesen Bedingungen zu leben, fällt dem an die Sinnenwelt geketteten Menschen so außerordentlich schwer. Es ist dies als eine Strafe zu betrachten, welche der Mensch durch sein freiwilliges Abfallen von Gott, sich selber auferlegt hat.

Ja, aus unserm Abfallen von Gott entsprangen unsere Leiden; es entsprang mit ihnen aber auch die Quelle ewiger Seligkeit für uns. Doch der Wille ist frei, und der Mensch hat vor sich: Leben und Tod, was er will wird ihm gegeben, und die Lehren Christi sind zu vergleichen mit dem Wegweiser an einer Straße, der uns den Weg wohl zeigt, aber Niemanden zwingt ihn zu gehen.

Wem Christus der Gekreuzigte zur Erlösung der Menschen ein Hirngespinnst schwachköpfiger Thoren, ein Unverstand oder gar ein aberwitziges Märchen ist, der weist die Glückseligkeit, an welcher er Theil nehmen könnte, wenn er nur wollte, aus Ueberklugheit von sich, und ihm geschieht, wie er will! Und wer Christum, in dem alle Creatur ihren Anfang nahm, zum bloßen Tugend- und Sittenlehrer, der uns nur für diese Welt Weisheit lehren wollte, herab würdiget, der weist ebenfalls die Glückseligkeit, aus freier Wahl von sich, weil er nur in diesem Leben und für dies arme Scheinleben auf Christum hoffet.

Aus unserm Abfallen von Gott, entsprangen unsere Leiden. — Ohne Schmerzen sind uns keine Freuden denkbar. Je größer der Schmerz, desto größer die Freude, die ihm folgt. Wie groß müssen

demnach auch unsere Leiden auf Erden sein, denen eine nie endende, alle Trübsal überwiegende Herrlichkeit folgt! Und so sehen wir denn das menschliche Elend hienieden überall und in tausend Formen. Aber uns zum Troste und zur Stärkung offenbart Christus uns den ewigen Rathschluß Gottes. Wie gütig ist dieser Gott, den er uns lehrt! Wir können ihm unsere Leiden klagen, können zu ihm beten, daß er uns stärken möge in der unvermeidlichen Trübsal. Jesus Christus, gegen den alle Licht verbreitenden Philosophen Nacht sind, hat uns das Gebet als die erste Pflicht des Christen anbefohlen, und hat uns durch sein Beispiel gelehrt, wie wir beten sollen. Was meinen Sie, Herr Graf, in welcher Lehre dürften wir wohl die Wahrheit zu suchen haben; in Kant's oder in Christi Lehre?" — „Das ist eine Frage, die sich wohl von selbst beantwortet," versetzte der Graf, Kant ist ja auch keineswegs der Lehre des Evangeliums entgegen. Es kommt vor allen Dingen darauf an, wie wir den Geist des Gebetes auffassen. Das Evangelium, sagt Kant, fordert uns auf, den Vorsatz zum guten Lebenswandel nicht nur zu fassen, sondern ihn auch in Thätigkeit übergehen zu lassen, und dieser Vorsatz, mit dem Bewußtsein unserer Gebrechlichkeit verbunden, enthält einen beständigen Wunsch, ein würdiges Glied im Reiche Gottes zu sein; also keine eigentliche Bitte um Etwas, das uns Gott nach seiner Weisheit auch wohl verweigern könnte; sondern einen Wunsch, der, wenn er thätig ist, seinen Gegenstand: ein Gott wohlgefälliger Mensch zu werden, von selbst hervorbringt. Dieser Begriff vom Gebet ist vernünftig, er macht uns den Geist desselben klar, und diesen Geist scheint uns Christus zu lehren, als er befahl: im Geiste und in der Wahrheit zu beten. — „Gegen das Gebet," sagte ich, „wie gegen andere Pflichten des Christen sträubt sich der hochmüthige Verstand, weil es ihn zum Gehorsam gegen Gott auffordert, weil es ihn an sein Nichts erinnert. Daher kömmt es denn auch, daß ein Jeder sich so gern sein eigenes System macht, das so ganz seinem Geschmacke entsprechend ist. Alles im Evangelium Enthaltene, was zu seinem System paßt, das nimmt er an, was nicht dazu paßt, das sucht er durch scharfsinnige Grübeleien zu verdrehen, daß es passe, oder wenn das nicht möglich ist, so verwirft er es. Stürze dich hinab, so sprach einst der Versucher, denn es steht geschrieben: Gott hat seinen Engeln befohlen, sie sollen dich auf den Händen tragen, damit du mit deinem Fuß an

keinen Stein stoßest. Also hat der Widersacher den Geist der heiligen Schrift verdreht und ihn nach seinem Sinne und zu seinen bösen Absichten ausgelegt; so verdreht er den Sinn der heiligen Schrift auch noch heutzutage, und so wird er bis in die spätesten Zeiten dem Geist des Evangeliums eine falsche Deutung zu geben suchen.

Du aber, wenn du betest, sprach der Erlöser, so gehe in deine Kammer und bete zu deinem himmlischen Vater. — — Jesus Christus ging noch ein wenig vorwärts, fiel auf sein Angesicht und sprach: mein Vater, wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch vorüber; doch nicht wie ich will, sondern wie Du willst. — — Darauf ging er zum zweiten Mal zu beten. — — In diesen Tagen ging Jesus hinaus auf den Berg, um zu beten, und übernachtete im Gebete zu Gott. — Betet, daß dies nicht im Winter oder am Sabbath geschehe. Matth. 24, 30.

Ich glaube, das sind der Beweise genug, die uns von Kant's falscher Auffassung des Gebets überzeugen können! — Wenn je das Gemüth eines Menschen durch die Betrachtung der tiefen Weisheit Gottes in die dahin sinkende Stimmung, die Kant Gebet nennt, sich versetzte, so war es das Gemüth des Gottmenschen; aber dieser lehrt uns durch sein Beispiel, daß das, was Kant Gebet nennt, bei weitem nicht das Gebet ausmacht. Wenn je ein Mensch war, der das Bedürfniß der Schwäche nicht fühlte, so war es ebenfalls der Gottmensch, der von Ewigkeit her Eins mit dem Vater war.

Jesus Christus hat in seinem Leben auf Erden mehr gethan, als einen bloßen Vorsatz zum guten Lebenswandel gefaßt und diesen in Thätigkeit übergehen lassen; und wenn, wie Kant sagt, hierin das Gebet besteht, so setzte Jesus Christus sein Gebet ohne Unterlaß fort: und dennoch hatte er bestimmte Stunden, in welchen er an gewisse Orte ging, und allda mit Worten und Seufzern zu beten, wie die angeführten Stellen aus dem Evangelium beweisen. Es ist auffallend, daß Kant behaupten konnte: der Lehrer des Evangeliums habe den Geist des Gebets in einen bloß herzlichen Wunsch: Gott in allem unserm Thun und Lassen wohlgefällig zu werden, gesetzt. Allerdings ist dies ein sehr schöner Wunsch, zumal, wenn er in die That übergeht; aber warum will man behaupten, daß das Gebet keine eigentliche Bitte um Etwas enthalte, da das Gebet Christi doch so deutlich für diese Wahrheit spricht?" — Nun ich bin überzeugt, sagte der Graf, daß Sie die Begriffe, welche sich die gesunde Vernunft von

der Gottheit macht, einem unbedingten Fürwahrhalten nicht aufopfern werden, und in sofern halten Sie auch die Eigenschaften des allmächtigen und allwissenden Schöpfers grenzlos d. i. unendlich? — „Allerdings! wenn Gott unendlich ist, müssen seine Eigenschaften es auch sein!“ — Gut, sagte der Graf, so ist der Beschluß Gottes grenzlos, also unabänderlich?“ — „Allerdings!“ stimmte ich bei. Wie soll nun der Mensch Gott um Etwas bitten, das er ihm nach seiner Absicht nicht zu geben beschlossen hat? denn Gottes Beschluß ist ja unabänderlich! Umgekehrt, wozu hat der Mensch erst nöthig, um Etwas zu bitten, das Gott ihm nach seiner Liebe und Allwissenheit zu geben beschlossen hat, und sein Beschluß ja unabänderlich ist? Schließlich will ich Ihnen, Herr Graf, hierauf folgendes bemerken: „Das Gebet Jesu Christi am Oelberge: Vater, wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch vorüber; doch nicht wie ich will, sondern wie Du willst; die Ermahnung Christi an seine Jünger, daß sie bitten möchten, damit das Kommende nicht im Winter oder am Sabbath geschehe; das Vater Unser, und überhaupt viele Stellen in der heiligen Schrift, beweisen, daß es Dinge gibt, die wir nur dann erhalten, wenn wir darum bitten. Wenn Gott unser Gebet nun nicht erhört, rührt es vielleicht daher, daß wir ihn nicht im Namen Jesu gebeten haben; denn er erhört unser Gebet nur dann, wenn wir ihn, wie Christus uns lehrt, bitten, wie das ganze Evangelium beweiset; aber um im Namen Jesu wahrhaft zu beten, müssen wir an Christum, als an unsern Gott und Erlöser glauben. Erhört Gott unser Gebet nicht, so rührt es auch vielleicht daher, daß wir ihn um Etwas bitten, das er uns nach seiner Allwissenheit nicht geben will, weil es vielleicht zu unserem eigenen Schaden gereichte, daher ist unser Gebet auch nur dann Gott wohlgefällig, wenn wir es endigen mit dem Schlusse des Gebetes Christi am Oelberge: „Nicht wie ich will, sondern wie Du willst.“ Dies Geheimniß des Gebetes kann der erschaffene Verstand nicht begreifen, weil es in einem offenbaren Widerspruche mit sich selbst zu stehen scheint; weil es dem Verstande verborgen und nur den wahrhaft Demüthigen geoffenbaret ist. Der von Ewigkeit zu Ewigkeit schauende Gott wußte ja, daß er des Kelches nicht überhoben werden konnte, indem er ihn zu trinken selber angeordnet hatte; und dennoch betete er: „Wenn Du willst, so gehe dieser Kelch vorüber, u. s. w.“ Möchten wir doch das ganze Thun und Leben Christi auf Erden als das betrachten, was Gott damit beabsich-

tigt hat, nämlich als ein Beispiel, das Jeder bis zu dem Grade nachahmen soll, als es ihm vermittelst der Gnade möglich ist, auf daß wir zeitlich und ewig glücklich werden. Wie die ganze Lehre Christi uns Licht über unser Seyn und Werden gibt, so gibt uns auch das Gebet, besonders das am Oelberge, die Gewißheit, daß der Wille Gottes kein absoluter, sondern ein bedingter Wille ist, d. h., daß uns Gott Dinge gibt, wenn wir ihn darum bitten; denn was hat die Weltweisheit dagegen einzuwenden, wenn wir annehmen, daß Gott unter der Bedingung unseres Gebetes, uns Gnade zu verleihen, und durch Unterlassung des Gebets uns dieselben nicht zu verleihen, beschlossen hat?

Somit muß, Herr Graf, der Grund, den Sie für den unabänderlichen Beschluß Gottes, der in der That nur ein bedingter ist, von selbst weichen.

Wahrhaftig, wir würden uns so mancher Leiden überheben, wenn wir diese Hauptpflicht des Christen besser übten! wenn wir uns von den falschen Begriffen Gelehrter und Nichtgelehrter nicht verblenden ließen, sondern das Beispiel Jesu Christi zur einzigen Richtschnur unserer Gesinnungen und Handlungen machten! Glückselig ist der Mensch, rief der Graf lebhaft aus, der dies thun kann und thut! Glückselig preise ich auch Sie, wenn Sie die Ueberzeugung haben und Sie Ihr Leben darnach einrichten. Fürwahr, sie kann, wenn sie in Handlungen sich kund gibt, den Menschen nimmer sinken lassen, sie wird ihn in allen Widerwärtigkeiten des Lebens aufrecht erhalten! —

Es war schon Ein Uhr vorbei, als der Rittmeister von meiner mißlichen Lage wieder zu sprechen anfing. Der letzte Offizier entfernte sich, mir eine gute Nacht und eine glückliche Reise wünschend.

Ich bedaure jetzt sehr, sagte der Graf, daß ich eben so unartig als leichtsinnig gegen Sie gehandelt habe! —

„Wie so, Herr Graf," sagte ich, seine Hand erfassend und sie herzlich drückend, „haben Sie denn unartig und leichtsinnig gegen mich gehandelt? Sie sind mir mit so viel Liebe und Güte entgegen gekommen, daß ich Sie ewig dankbar verehren werde." Ich muß erröthen, dieses aus Ihrem Munde zu vernehmen, sagte er und wiederholte: ja ich habe leichtsinnig gegen Sie gehandelt! ich bin Ursache, daß Sie hier in meinem Hause verweilend, so viel von der kostbaren Zeit verloren haben! Ich hätte gleich anfangs ganz anders zu Werke gehen müssen! Aber unser Gespräch, dessen ich mich ewig erinnern werde, und die

Hoffnung, daß Ihre Kibitken vorbeifahren würden, ließen meinen Vorsatz in die That nicht übergehen. Ich wollte nämlich schon vor zwei Stunden einen meiner Kürassire auf den Weg nach St. Petersburg schicken, damit er Erkundigungen über die beherzten Kibitken einzöge, und auf diese Weise hätten alle Zweifel: ob sie wirklich schon voraus oder noch zurück seien, gehoben werden können. — Sind Ihre Effekten von großem Werthe? ... Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich Ihnen dieselben ersetzen dürfte! ...

„Meine Effekten, gütigster Herr Graf," sagte ich, „sind von sehr geringem Werthe. Aber ich bin fest überzeugt, daß ich sie wieder erhalten werde; denn die Kibitken können ja unmöglich voraus sein. Ich werde sie wiederfinden." Aber er bestand darauf, sie mir ersetzen zu dürfen. Ich konnte mich der Thränen nicht erwehren, welche die Theilnahme dieses edlen Mannes aus meinem Auge drängte. Er hatte schon eine volle Börse zur Hand genommen, legte sie aber, auf ein Paar Worte, die ich zu ihm sagte, wieder bei Seite und sah mich eine Weile schweigend an. — „Nun," rief er nach einer Pause wieder lächelnd aus, „ich kenne noch ein Mittel, meinen begangenen Fehler wieder gut zu machen! Aber ich wünsche, daß Sie gegen meinen Vorschlag nichts einwenden werden!" — „Ich werde auf keinen Fall etwas dagegen einzuwenden haben," sagte ich. — „So hören Sie ihn gefälligst an: Die Wohnung jenes Mannes, den Sie in der Equipage bei Herrn Röhr am Moskauer Thore sahen, der aber, wie Sie sagen, nicht mitreist, sondern seinen Freund nur eine Strecke begleitete, der also gewiß weiß, wo Herr Röhr mit seinen Kibitken geblieben ist, die Wohnung dieses Mannes wissen Sie ja, da Sie ihn im Hause seines Freundes gesehen haben." — Ich bejahete dies. — „Gut! ich lasse sogleich meine Kalesche anspannen, Sie setzen sich hinein und fahren zu ihm selbst; schläft er, so wecken Sie ihn auf, ohne viel Complimente zu machen, und fragen ihn nachdrücklich, wo denn der ganze Bettel geblieben ist. — Hat Herr Röhr Sie wohl berichtet, d. h. sind die Kibitken wirklich schon voraus, so kommen Sie schnell hierher zurück, und in diesem Falle werden Postpferde für Sie bereit stehen, und müßten Sie vier, fünf und mehr Stationen zu machen haben, um Ihre Reisegesellschaft zu erreichen: so werden Sie durch meine Empfehlung in den Stand gesetzt sein, Ihre Eile ununterbrochen fortsetzen zu können. Ist aber der ganze Troß noch in St. Petersburg oder in der Nähe, so

setzen Sie sich in Ihre Kibitke, oder Sie thun, was Ihnen gut dünkt. Wie gefällt Ihnen mein Vorschlag?" — „Herr Graf," sagte ich, „Sie geben mir auf's Neue einen Beweis Ihrer schönen Seele! Einen besseren Rath und bessere Hülfe könnte ich in meiner Lage nicht wünschen. Gott segne Sie dafür!" —

Es vergingen keine sechs Minuten, da stand eine prachtvolle Equipage mit zwei stolzen Rossen vor der Thüre des Rittmeisters. Jetzt dankte ich ihm; nicht ohne Thränen schied ich von ihm — — ich sah ihn nimmer wieder.

Ich setzte mich ein, und im schnellen Trabe flohen die stolzen Rosse auf der prachtvollen Straße nach St. Petersburg hin. Müdigkeit, der genossene Thee und das Glas Punsch nöthigten mich gegen meinen Willen in einen festen Schlummer, aus dem ich erst durch den Zuruf der Wache am Thor verscheucht wurde. Ich hörte von meinem Kutscher den Namen des Grafen und Rittmeisters nennen, und ohne dem wachehabenden Offizier gemeldet zu werden, fuhr ich wieder in die Residenzstadt St. Petersburg. Der Mann, dem ich diesen nächtlichen Besuch zu machen hatte, wohnte auf Wasilij-Ostrow, ich mußte also über den Newastrom. Die Nachtzeit wird hier im Sommer großentheils zum Passiren der Schiffe, welche aus der See kommen und in See gehen, benutzt; es waren drei Joche der Isaaks-Brücke abgefahren, ich konnte also nicht über die Newa. — Seitdem wurde hier die schöne Brücke aus Stein und Eisen über die Newa gebaut. — Die Nachen, welche hier in der Nähe gewöhnlich zur Überfahrt bereit am Ufer standen, waren größtentheils jenseits des Stromes, und denen, die sich diesseits befanden, fehlten die Fährleute. Ich und mein Kutscher riefen so oft und laut, als wir es vermochten, daß sich irgend ein Fährman zeige; aber Niemand, sowohl diesseit als jenseit hörte oder wollte uns hören. Es war schon eine Viertelstunde verstrichen, ohne daß sich Jemand sehen ließ, der mich hätte übersetzen wollen. In dieser peinlichen Lage kam mir doch der edle Rittmeister nicht aus dem Sinn: wenn er seine Equipage oder seinen Kutscher früher nöthig hätte, als es diese Fahrt gestattet? dachte ich, vielleicht mit unnützer Sorgfalt, — und es wurde ein Gefühl in mir herrschend, das mich unwillkürlich antrieb, den Kutscher mit seiner Equipage zurückzuschicken, da er mich doch nicht in die Wohnung jenes Mannes fahren konnte. — Indem ich so diesem Gedanken nachhing, erblickte ich in der Nähe mehrere Iswoschtschike, welche

sich den nächtlichen Fahrten gewidmet hatten. Von diesen wird mich Einer nach Zarskoje Selô fahren, wenn es nöthig ist, dachte ich. Ich folgte meinem Gefühl und machte dem Kutscher des Rittmeisters begreiflich, daß er zu seinem Herrn zurückfahren möchte, indem ich auf die schlafenden Iswoschtschiks zeigte, daß die mich schon fahren würden .... Der Kutscher besann sich gar nicht lang; er rief noch einige Male recht laut, daß es irgend Jemand hören möchte, und dann fuhr er seines Weges. — Es war noch eine Viertelstunde vergangen, und ich hatte noch immer keine Aussicht, über die Newa gesetzt zu werden. Ich hatte mich schon ganz heiser gerufen; aber Niemand hörte. Endlich wollte ich Gewalt gebrauchen und einen der Nachen losbinden, die zu meinem Ärger sehr fest an das Ufer gebunden waren, um mich allein über den Strom zu wagen. Ich schrie noch einige Male. Plötzlich sah ich, daß jenseits ein Kopf sich in einem Nachen emporhob. Ich wiederholte meinen Ruf, und bald sah ich, wie der ganze Mensch sich aufrichtete. Der Mann stieß endlich das Fahrzeug vom Ufer und ruderte .... alle seine Bewegungen schienen auf Tag- oder Nachtlohn berechnet zu sein, wie denn das auch der Fall war. Himmel! die Paar Minuten, die der Mann zu dieser Überfahrt brauchte, schienen für mich eine halbe Ewigkeit zu sein. Endlich war ich übergesetzt, ich zahlte vor Freude viel mehr als nöthig war. Jetzt suchte ich diesem Manne verständlich zu machen, er möge doch so lange auf dieser Stelle bleiben, bis ich wieder zurückkäme, was bald geschähe, oder er möge wenigstens jenseits nicht schlafen. — Allein der Bursche verstand mich nicht oder wollte mich nicht verstehen, wie ich leider! bei meiner Zurückkunft erfahren mußte.

Ich kam in das Haus jenes Mannes; er war da und schlief; ich erinnerte mich der Worte des Rittmeisters und klopfte ohne viel Complimente zu machen, heftig an die Thür seines Schlafzimmers. Bald öffnete er selbst. Mein Gott! was wollen Sie hier? rief er erstaunt aus, als er mich sah. Ich will Sie fragen, wo Herr Röhr mit seinen Kibitken ist, war meine Antwort, wie Sie wissen, hat er mich gegen Zarskoje Selô geschickt, mit der Versicherung, daß seine Kibitken schon voraus seien und daß ich sie einholen sollte; ich aber sah keine Spur von ihnen und so gerieth ich denn bis vor Zarskoje, wo ich von 9 Uhr Abends bis nach Mitternacht auf der Lauer stand, von allerlei Gedanken gequält, denn nichts von der ganzen Reisegesellschaft zeigte sich mir. Ja! .... die sind Alle auf der deutschen Colonie (etwa eine Meile von

St. Petersburg) über Nacht geblieben, stammelte er. Folglich waren die Kibitken, als mich Herr Röhr voransschickte, noch gar nicht zur Stadt hinaus, wie ich auch behauptete! und nun ist es offenbar, daß er mich belogen hat! sagte ich. Ja!... das war seine Zerstreuung schuld!... ich glaube, daß er damals gar nicht wußte, was er mit Ihnen sprach..." — Ich hoffe doch, daß er den Verstand nicht verloren hat? — Das wohl nicht! aber ich kann Ihnen versichern, daß er gewiß keine böse Absicht hatte, als er Sie, eigentlich gegen seinen Willen, voransschickte. Er konnte sich späterhin über diesen Fehler gar nicht beruhigen. Eilen Sie doch recht schnell nach der Colonie! im achten Hause linker Hand sind sie geblieben. Aber eilen Sie doch! Herr Röhr hegt um Sie die größten Sorgen! — Jetzt eilte ich so sehr, als ich es vermochte. Ich kam wieder an die Brücke, es gingen noch fortwährend Schiffe durch, es war auch wieder kein Fährmann zu sehen, jener Bursche lag wieder im Nachen und schlief und zwar jenseit, als ob er es mir zum Schabernack gethan hätte.

Der Schlaf und der warme Ofen gehören vorzüglich zu dem, was der gemeine Russe keinen Augenblick versäumt, wenn er es genießen kann. Es verging abermals eine Viertelstunde, ehe ich übergesetzt war.

Die Grenzbesetzung.

Gleich an der Brücke, neben der Statue Peter des Großen, die wir bereits schon kennen gelernt, sah ich einige Iswoschtschiks. Zu dem Einen, der das beste Pferd zu haben schien, sagte ich: „Colonie!" — „Tolko tuda!" — „Tolko!" — „Poltinik!" (einen halben Rubel Silber.) Ich setzte mich auf und nöthigte ihn schnell zu fahren. Das Pferd lief so ziemlich. Auf der Colonie angekommen ging ich sogleich in das achte Haus linker Hand, es war das Rechte — aber Herr Röhr und seine Familie, die vor dem Worte: Cholera und vor dem Gedanken, daß ihre Reise verhindert werden könnte — zitterten, hatten sich schon in der zweiten Stunde des jungen Tages auf und davon gemacht. Hatten sie die Ursache so frühe aufzubrechen? . . .

Herr Röhr vermuthete Sie in irgend einem Wirthshause an der Straße, sagten mir die Colonisten, eilen Sie doch recht sehr! er ist über die Maaßen unruhig, daß er Sie gestern gegen seinen Willen

voraus schickte. Er sagt oft: dem jungen Manne ist gewiß ein Unglück begegnet! doch tröstet er sich damit, daß er Sie in einem Wirthshause an dieser Straße finden würde. Eilen Sie doch recht sehr! — Der Iswoschtschik, der das deutsche Gespräch, von welchem er kein Wort verstand, mit anhörte, merkte doch gut, daß es noch etwas über den Poltinik zu verdienen geben könnte, daher fragte er die Colonisten, wo er mich hin fahren sollte. Ei, so fahre den Herrn bis zu den Kibitken! war die Antwort. Ich setzte mich wieder auf und es ging auf dem Wege nach Zarskoje Seló immer vorwärts.

Der dieses Weges kundige Leser wird vielleicht erstaunend fragen: wie war dies denn möglich? . . . . Und ich versichere ihm, daß es auch so, wie ich es erzähle, geschehen ist! . . . ich fuhr auf dem Weg nach Zarskoje immer vorwärts. — Noch ehe ich auf die Colonie kam, hielten mich auf demselben Wege Kosaken an, die mich in die Wachstube zu ihrem Offizier nöthigten, welchem ich meinen Paß vorzeigen mußte. Es schienen von Seiten der Regierung außerordentlich strenge Maßregeln getroffen gewesen zu sein.

Ich kam endlich an jene Anhöhe, die sich vielleicht acht oder neun Werst von Zarskoje Seló befindet und über welche diese Landstraße führt. Ich muß gestehen, daß ich zusammenbebte, als ich diese Anhöhe, welche ich schon gestern gegen Abend passirte, jetzt mit Gensdarmen besetzt sah, die mich unerbittlich zurückwiesen. — Während ich eine Weile in Gedanken versunken dastand, kam der Offizier, ein Deutscher, der das Commando hier hatte, herbei und sagte zu mir: „Wir haben den strengsten Befehl, Keinen, möge er sein wer er wolle, passiren zu lassen! Der Offizier sprach dies in einem Tone, den ich mein Leben lang nicht vergessen werde. Jedoch erzählte ich ihm mit wenig Worten mein Schicksal und fügte hinzu, daß ich erst vor drei oder vier Stunden aus Zarskoje gefahren sei. Da hätten Sie lieber in Zarskoje bleiben sollen! antwortete er; oder wären Sie eine viertel Stunde früher gekommen, hätten Sie passiren können; denn wir haben erst seit einigen Minuten unser Standquartier hier genommen; aber seit dem Augenblicke dürfen wir Niemanden passiren lassen, und wer sich widersetzt, den schießen wir ohne Weiteres nieder, die Karabiner meiner Soldaten sind scharf geladen! — —

Erlauben Sie mir noch eine Frage, Herr Lieutenant: war gestern schon diese strenge Ordre bekannt? . . . . .

Das weiß ich nicht, antwortete der Gensd'arme, vermuthet mögen sie Viele haben, daher fuhren auch Manche nach Zärskoje. —

Das war also die Ursache der gestrigen lebhaften Passage, dachte ich, der Offizier warnte mich nochmals mit den furchtbaren Worten: daß die Karabiner seiner Soldaten scharf geladen wären, worauf er sich entfernte.

Nun blieb mir nichts übrig, als nach St. Petersburg zurückzukehren ..... Seltsames Schicksal! dachte ich, also auch von den Postpferden, die mir der liebe Rittmeister so großmüthig angeboten, kann ich keinen Gebrauch machen. Wäre ich meinem Gefühle nicht gefolgt, und hätte seinen Kutscher so lange an der Brücke warten lassen, bis ich zweimal über die Newa gesetzt worden wäre, seine Großmuth hätte ihm theuer zu stehen kommen können: er hätte Kutscher und Equipage auf kürzere oder längere Zeit entbehren müssen. Vielleicht aber wäre der Kutscher schneller gefahren, als der Iswoschtschik, und eine viertel Stunde entschied ja für Alles, wie der Gensd'arme sagte... Daß ich an der Brücke den Kutscher mit der Equipage fortschickte, das war also der zweite Anstoß des Baches, der ohne den ersten nicht geschehen wäre. Wie viel Anstöße mag es wohl noch bis Kiew geben? ..... Wären Sie eine viertel Stunde früher gekommen, sagte der Gensd'arme, dann hätten Sie passiren können. Das ist jener Kerl schuld, der zum ersten und zweiten Mal so lange in dem Nachen schlief .. . . . .

Wahrhaftig! fein ist das Gewebe der Seidenwürmer, aber das Gewebe menschlicher Schicksale ist viel feiner noch! In den Schauspielen stehen die Personen hinter den Coulissen und treten auf, wenn es der Dichter haben will. Bei dem Lesen so vieler Romane kommt es einem vor, als ob der Verfasser das Schicksal seiner Helden unter seinem Oberbefehl habe, und wie er commandirt, rücken die geheimnißvollen Schicksalsmächte gegen den unglücklichen Helden heran: fechten — tragen den Sieg über ihn davon oder sie ziehen sich zurück — rücken wieder vor, unterhandeln — und lassen ihn am Ende siegen oder erliegen! Folglich hat der gebildete Leser eine gerechte Ursache, an so Manchem, das doch wirklich geschehen ist, zu zweifeln. Ich aber kann ihm versichern, daß der Gang meines Schicksals, so wie ich ihn hier erzähle, keine Dichtung, sondern Wahrheit ist.

Der Weg führte mich abermals über die deutsche Colonie. In jenes Haus, wo Herr Röhr eingekehrt war, ging ich nicht mehr; warum,

weiß ich selber nicht. Aber ich begegnete einigen Colonisten, die ich fragte, ob denn kein anderer Weg auf die Straße nach Moskau und nach Kiew führe. Ich wüßte wohl einen Weg, sagte ein junger Bauer, aber ich fürchte, daß, wenn man uns ertappte, wir Beide niedergeschossen würden! — Ich mag Ihnen diesen Weg auch gar nicht zeigen, da Sie es doch vielleicht wagen möchten, sich durchzupfuschen, und wenn Sie dabei erschossen würden, hätte ich es auf der Seele. Er sprach's und ging mit wichtiger Miene seines Weges. So possierlich mir auch dieser Mensch Anfangs vorkam, so dünkte mich am Ende doch, daß das, was er sagte, gar nicht so lächerlich sei. Ich war nicht mehr weit vom Stadtthor entfernt, als mir ein verabschiedeter Oberst begegnete, den ich schon früher einmal gesehen und gesprochen hatte.

„Schon so früh spazieren gewesen?" fragte er mich lächelnd. Ich erzählte ihm mit wenig Worten, was mein frühes Spazierengehen für eine Bewandtniß habe. Kommen Sie mit mir, sagte er, ich werde der Wache befehlen, daß man Sie passiren läßt. Ich wollte ihn von dem schlechten Erfolg überzeugen, den eine solche Unternehmung haben müsse; allein er bestand darauf, daß er befehlen wolle.

Trotz meiner peinlichen Lage mußte ich über den Hochdünkel dieses Mannes lächeln, wie man über einen Oberst lächeln würde, der sich anschicken wollte, mit seinem Regiment einem ganzen feindlichen Armee-Corps eine vollständige Niederlage beizubringen. Ich ging jedoch mit ihm.

Wir kamen an die Anhöhe. Die Wache wieß Jeden ohne Ausnahme zurück. Der Offizier trat wieder hervor, und der Oberst erzählte ihm mein Schicksal, sein Befehl war bald in Bitte übergegangen, aber es half Alles nichts! Und wenn der Feldmarschall käme, er müßte zurück! versetzte der Offizier.

Man sah die Cholera Anfangs als ein der Pest nahe verwandtes Wesen an; daher suchte man den Sommersitz der Kaiserlichen Familie, Zarskoje Seló, sorgfältig abzuschließen. —

„Giebt es denn keinen andern Weg, auf welchem ich die Reise nach Kiew antreten könnte?" fragte ich in Gegenwart der Herren.

So viel ich weiß, sagte der Oberst, giebt es keinen andern. Der Offizier entfernte sich schweigend, als ob er meine Frage gar nicht gehört hätte.

Der Oberst bot mir nun ein Zimmer in seiner Sommerwohnung

an, die nicht weit von hier lag. Was wollen Sie jetzt in St. Petersburg machen! sagte er. Die Cholera oder die Ansicht darüber kann schon in den ersten Tagen eine andere Wendung nehmen, und die Absperrung dieses Weges dem Verkehr wieder öffnen. In meiner Wohnung, die hier so nahe liegt, sind Sie früher davon in Kenntniß gesetzt, als wenn Sie in St. Petersburg wohnten. Ein solches Anerbieten abzulehnen wäre in meiner Lage eine Thorheit gewesen, daher nahm ich es gleich an und ging mit ihm. Er räumte mir ein schönes Zimmer ein, das an ein großes Lustwäldchen grenzte. Ich machte ihm ein Präsent, für welches er mich wohl einige Wochen gut hätte bewirthen können.

Drei Tage lebte ich hier. Ich trieb mich fast beständig in dem schattenreichen Gehölze umher. In die Espen schnitt ich den theuern Namen: Amalia; mit ihr vertrieb ich mir die Zeit in der süßen Einsamkeit. Viel tausend herzliche Seufzer schickte ich ihr, der Entfernten; wie selig waren meine Träume, in denen nur sie allein lebte!

Am dritten Abend meines hiesigen Aufenthalts besuchte ich jeden Ort, wo ich gesessen und selig geträumt; — aber es war eine Veränderung in meinem Innern vorgegangen: es wurde mir so bange, so schwül, so unbeschreiblich unheimlich in diesem sonst so freundlichen und schattenreichen Lustwäldchen. Furchtbare Ahnungen, die aber auf kein bestimmtes Object deuteten, das ich zu fürchten hätte, machten mir den Ort meiner süßen Träume zu einem Orte der Schrecken. Ich konnte mir gar keinen Grund angeben von dem, was meine Seele so mit Furcht erfüllte.

O Mensch, spreche deiner Seele keine Ahnungen ab, sei auf deiner Hut, wenn du ihre Annäherungen fühlst, unterdrücke sie nicht frevelhaft oder aus Überklugheit: denn dein Ich ist ein Abgrund, den du selber nicht zu ergründen vermagst! Konnte meine widerwärtige Lage, die der Leser kennt, die Ursache dieser entsetzlichen Furcht sein, die am dritten Abend meines Hierseins so gewaltig auf mich eindrang? Nein! und abermal nein! Die drückende Angst, o, sie war nichts, als eine dunkle Warnung vor dem Gewitter anderer Art, das an dem Horizonte meines Schicksals aufgezogen war: aufdaß ich einen andern Zufluchtsort suche, ehe es sein entsetzliches Element niederschmettere! In Moskau löste sich mir das Räthsel, der Leser soll es erfahren.

Am vierten Tage trieb mich diese unsichtbare Gewalt in aller

Frühe zu jener Anhöhe hin. Die Wache wies Jeden, wie früher, unerbittlich zurück. Die Unmöglichkeit, durchzukommen, stand mit schrecklicher Gewißheit vor mir. Wohin jetzt? .... Vor mir Felsenscheitel, die kein Adler zu überflügeln vermochte — zur Seite ein Abgrund, der mich zu verschlingen drohte — hinter mir — ach, der sturmbewegten Stadt war ich nahe genug, um es zu vernehmen, wie Seuche und Raserei ihre Opfer dort würgten. Fast zehntausend Menschen erlagen ihnen in so kurzer Zeit!

O du Genius des Lichtes! ich flehe dich an: lasse das Bild meines Erlösers, eine Morgenröthe aufgehen über meinem mächtigen Schicksale! Lasse den verschwundenen Stern wieder leuchten, wie einst den Weisen, in dem schaurigen Dunkel meines Glaubens! —

So seufzte ich einsam und wandte meine Schritte wieder gen St. Petersburg, ohne zu wissen, wo ich hingehen sollte.

Der Ausweg.

Auf dem Wege begegnete ich wieder einigen deutschen Colonisten, und während ich Einem meine Lage mit wenig Worten schilderte, trat ein großer, hagerer Mann, mit einem recht gescheidten Gesichte, herzu und sagte:

„Was zum Kuckuk kann Sie denn das kümmern, daß man Sie nicht nach Zarskoje Seló läßt! hier unten, linker Hand, das ist ja der alte Moskauer Weg, der nach jener Ferne führt, wo Sie hin wollen, und den alle Fuhrleute fahren, denn auf ihm ist's näher, als über Zarskoje. Nur die Post und Leute, welche die Merkwürdigkeiten dieser Stadt sehen wollen, fahren über Zärskoje.“

Diesen Weg, sagte ich, habe ich jedesmal im Vorbeigehen gesehen, da ich aber keinen Menschen und kein Fuhrwerk auf ihm sah, dachte ich nicht anders, als daß auch er nach Zärskoje führe. „Nun da kommen Sie mir vor wie ein Mann, den ich kannte, der seine Brille suchte, die er auf der Nase hatte,“ sagte der gescheidte Colonist und lachte laut auf. — Folglich bin ich nicht der Einzige, der Etwas suchte, das er in der Hand oder auf der Nase hat, sagte ich. Lachen Sie nur! ich bin hier ein Fremdling, und so viele Colonisten und andere Leute ich auch fragte, ob denn kein anderer Weg als über

Zärskoje sei, den ich von hier aus gehen könnte, so konnte mich doch Keiner auf diesen Weg aufmerksam machen.

Hatten denn diese Leute alle ein ledernes Gehänse im Magen? Aber aus solchen Fällen mag das Sprichwort entstanden sein: „Wenn sich Etwas machen soll, so macht es sich, und sollten auch die Steine auf der Straße dazu beitragen," sagte der Colonist.

Sie sind ein sehr kluger und erfahrener Mann, bemerkte ich. Diese Worte schienen ihm wohlzuthun, und er fuhr in belehrendem Tone fort: „Daß Sie kein Fuhrwerk auf diesem Wege sahen, darf Sie gar nicht befremden, denn ich selber habe, seit es in St. Petersburg drunter und drüber geht, dergleichen nicht darauf gesehen, es scheint, als ob sich Keiner aus dem Hause wage, geschweige denn auf die Reise, so viel Angst verbreitet die Cholera. Fuhrwerke, die aus Moskau und anderen Städten jener Gegend kommen, können auch nur in gewissen Zeiträumen hier vorbeipassiren, denn in einer Kreisstadt, nicht gar weit von hier, muß Alles, was von daher kommt, Quarantaine halten. Es ist Ihnen ja doch nicht unbekannt, daß die Cholera in Moskau, Charkow, Kiew und anderen Städten tüchtig gewirthschaftet hat, und daß sie auch noch in jenen Gegenden ihr Wesen treibt? Sie sind ja blutjung und sehen aus, wie ein rechter Springinsfeld, der ausreißen kann, wie Schafleder, wenn es Noth thut! ... Nehmen Sie mir meine heitere Laune nicht übel; denn ich will mit dem Allen nichts weiter sagen, als daß Sie ein hübsches Kerlchen sind, das auch zu marschiren versteht, wenn es gerade sein muß. Warten Sie daher nicht, bis Sie eine Fahrgelegenheit finden, sondern machen Sie sich schnell davon, ehe vielleicht noch dieser Weg mit Wache besetzt wird, also daß auch die aus St. Petersburg Kommenden Quarantaine halten müssen; noch ist dieser Weg nicht versperrt, aber wer kann's wissen, ob es noch lange so bleibt, Alle haben ja den Kopf verloren.

Ich reichte dem gescheidten Alten die Hand und dankte ihm für seinen Rath. „Keinen Augenblick will ich Sie länger aufhalten, denn jede Minute, die Sie den ganzen Tag hindurch vor sich haben, ist kostbar für Sie. Behüte Sie Gott!" sagte er, und so schieden wir von einander.

Jetzt zog ich, auf Gott und meine Füße vertrauend, mit gewaltigen Schritten in die weite, blaue Ferne hinaus. Paß und Geldbörse,

die der Reisende nie zu seinen Effekten legen soll, befanden sich glücklicherweise bei mir.

Ich mochte etwa zwei deutsche Meilen auf diesem Wege zurückgelegt haben, als mir das hochgelegene Zarskoje Seló zur Rechten sichtbar wurde. Zwei Bauern, die auf dem Felde waren, sprachen mit einander, und während ich diese Leute ansah, zeigte der Eine mit der Hand nach Zárskoje — ich gab meinem Auge dieselbe Richtung. Was sah ich? — Soldaten, die mit starken Schritten sich dem alten Moskauer Wege zu nahen schienen; ihre Waffen blitzten in der Morgensonne, wie das Element an Gewittertagen. Pfeilgeschwind floh ich auf meiner Bahn dahin, nichts Anderes erwartend, als den Zuruf von Stimmen, dem Donner gleich, der den Wanderer auf offener Straße mit Schrecken erfüllt.

Als Zárskoje Seló und die mir Angst erregende Erscheinung gänzlich meinem Blicke verschwunden waren, gewahrte ich durch die mir nahe stehende Werstsäule, daß ich in einer Stunde mehr als eine deutsche Meile zurückgelegt hatte. Jetzt athmete ich wieder freier, die Luft schien mir leicht, wie nach einem Gewitter; und ich setzte auf obige Art meinen Weg fort, bis der glühende Strahl der Mittagssonne mich nöthigte, im Schatten eines Baumes neue Kräfte zu sammeln.

Keine halbe Stunde hatte ich hier geruhet, als es mich wieder vorwärts trieb. Der Sonnenstrahl senkte sich so glühend herab, daß an diesem Tage die schwarze, glänzende Seide meines Hutes sich in's Falbe verlor.

Grimmig, wie die Kälte in den strengsten Winternächten, so ist auch hier die Hitze in den Tagen des Sommers.

Also zu Fuß soll die Reise gemacht werden, sagte ich zu mir selbst, mehr als 200 deutsche Meilen liegen vor mir, die wollen zurückgelegt sein. — Aber es wird sich vielleicht noch eine Fahrgelegenheit finden, und findet sich keine, was in dieser argen Zeit wohl möglich ist, je nun! ist doch Seume nach Syrakus spaziert! und ich bin vielleicht noch viel schnellfüßiger, als Seume damals war. Findet sich aber eine Fahrgelegenheit, so benutze ich sie, und der sonderliche Seume mag das Vergnügen allein gehabt haben, so weit zu spazieren.

Mit heiterm Sinn zog ich den ganzen Tag vorwärts.

Es sank Hesper, und sein verglimmend Licht mahnte mich, ein Nachtlager zu suchen. Eine Werstsäule that mir jetzt kund, daß ich

heute 72 Werst, also über 10 deutsche Meilen zurückgelegt hatte. Ein guter Anfang! dachte ich, wenn das täglich so geht, wirst du bald in Kiew sein.

Ich kehrte in einem Wirthshause ein. Den russischen Herbergsleuten an der Straße von St. Petersburg nach Moskau ist es gar nichts Neues, Ausländer in ihren Häusern zu sehen, die schlecht oder gar nicht russisch sprechen. Ein Jeder, und wenn er auch etwas zerlumpt aussieht, wird hier mit vieler Höflichkeit empfangen.

In der That! der gemeine Russe nimmt Jeden mit solcher Hochachtung auf, daß man erstaunen muß, wenn man bedenkt, wie die Wirthsleute in anderen Ländern einen armen Reisenden erst von Kopf bis zu Fuß betrachten, ob der Mensch auch Etwas zu verzehren habe. Wahrhaftig! ich sah viele Länder und ihre Nationen; aber solche Gastfreundschaft, wie in Rußland, fand ich bei keinem einzigen Volke. Was man in dieser Beziehung vom russischen Bauern sagen kann, kann man auch vom gebildeten russischen Edelmanne sagen. Seine Gastfreundschaft, seine Artigkeit, Zuvorkommenheit und Geschmeidigkeit können den Ausländer, der daran noch nicht gewöhnt ist, in Erstaunen setzen und ihn ganz beschämt machen. — Nur im Auslande gefällt der russische Adel mir nicht. Hier spielt er gern den Großen und Reichen, und läßt sich, auf seine Kosten — so gern einen Grafen oder „Excellenz" schelten — eine Schwachheit, zu der ihn oft weder seine Geburt noch sein Rang berechtigt. Die Fürsten lassen sich in den Hôtels und in den Fremdenlisten „Durchlaucht" nennen, obgleich nur die allerwenigsten dazu berechtigt sind, denn die meisten haben nur, wie alle russische Grafen, den Titel: „Erlaucht", Sijätelstwo. Durchlaucht aber heißt Swétlostj.

Ein russischer Annalist erzählt, den alten Russen sei, wenn sie einen Gast hatten, den sie aus eigenen Mitteln nicht bewirthen konnten, das Stehlen erlaubt gewesen, um ihm aufwarten zu können.

Seit der Glanzperiode des Freistaates Nowgorod, die im vierzehnten und in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts Statt fand, ist der gemeine Russe so sehr an den Deutschen gewöhnt, daß er jeden Ausländer für einen solchen hält. Sobald Einer nicht russisch versteht, sei er nun ein Franzose, Spanier, Italiener, Däne, Holländer u. s. w., so sagt er: on Njeméz, d. h., er ist ein Deutscher, ein

nicht (russisch) Verstehender, und wenn man will, so bedeutet das Wort auch einen Stummen.

Als ich in die Herberge trat, wies man mich mit vieler Höflichkeit in die Gaststube, wo sich zu meiner größten Freude, außer dem Wirth, Niemand befand. Nach einigen Geberden, die ich machte, wußte man gleich, was ich wollte, ungeachtet ich ein Njeméz im ganzen Umfange des Wortes war. Man brachte Fleisch, Brot, Erbsen und eine Flasche Branntwein. Das geht ja besser, als ich's mir vorgestellt hatte, dachte ich, aß, und versuchte auch ein Gläschen des russischen Weines.

Nach der Mahlzeit gab man mir zu verstehen, ob ich Stroh zum Lager haben wollte; denn ein anderes weiches Lager findet man nur in den Posthäusern und in den Städten, selten in solchen Herbergen. Die wohlhabenden russischen Bauern, zu denen auch diese Art Wirthsleute an den Hauptlandstraßen gehören, schlafen in der Regel auf einem großen Federpfühl; sie sind aber auch nicht selten bereit, einem Njeméz ihr Bett auf die Nacht zu überlassen, wie mir dies schon oft angeboten wurde; für sich lassen sie dann einen Schafpelz ausbreiten, auf welchem sie schlafen.

Ich gab zu verstehen, daß ich kein Stroh haben wolle, und zeigte auf die große Bank, die sich, wie in allen Wirthshäusern dieser Art, ringsum an die Wand anschloß. Ich bezahlte meinen Wirth, er entfernte sich. Nun war ich allein, zog Frack und Stiefeln aus; beides diente mir zum Kopfkissen. Ich lag auf der Bank, das harte Lager mit dem ungewöhnlichen Kopfkissen wollte meinem ermatteten Körper gar nicht behagen. Die ungeheuere Müdigkeit fing an mit aller Gewalt thätig zu werden, so daß ich wohl auch auf einem bequemen Bette nicht gleich hätte einschlafen können. Jetzt dachte ich nach über Alles, was mir seit vier Tagen begegnet war.

Es ist in der That seltsam, Alle waren mit Blindheit geschlagen! Dinge, die kein Mensch ahnen konnte, traten mir in den Weg, um es zu verhindern, mit jener Familie zu reisen. Der gescheidte Colonist hat Recht, wenn sich Etwas machen soll, so macht es sich, und sollten auch die Steine auf der Straße mit dazu beitragen. Alle waren mit Blindheit geschlagen: Herr Röhr schickt mich voraus, seine Kibitken einzuholen, ungeachtet sie noch in der Stadt waren; der Rittmeister sammt seinen Offizieren, der Oberst und überhaupt Keiner von

Allen, die ich fragte, konnten mich auf den alten Moskauer Weg aufmerksam machen! Ja, das heißt: den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen! Ferner: mußte ich in der Equipage gegen meinen Willen schlafen, daß Herr Röhr, ohne ihn gewahr werden zu können, mit seinen Kibitken mir vorüberfahren konnte; und er fuhr mir wirklich vorüber, während ich in der Kalesche schlief, wie ich späterhin erfuhr. Ferner: die Joche der Isaaksbrücke mußten abgefahren sein; der Kerl mußte zum ersten und zweiten Mal in dem Nachen so fest schlafen, daß beinahe eine Stunde verstrich, um zwei Mal über die Newa gesetzt zu werden. Zárskoje Seló mußte abgesperrt sein, um von dem großmüthigen Anerbieten des Rittmeisters, die Postpferde betreffend, keinen Gebrauch machen zu können; und endlich mußte ich erst nach mehr als dreimal vierundzwanzig Stunden auf den alten Moskauer Weg aufmerksam gemacht werden, damit Herr Röhr mit seinen Kibitken allzuweit voraus sei, um ihn einholen zu können! Welcher theoretische, welcher praktische Philosoph wäre im Stande, mir begreiflich zu machen, daß dieses Alles ein Spiel des Zufalls sei! Ich soll nun einmal mit jenen Leuten nicht reisen! Und wären Räder an den Kibitken gebrochen, oder nöthigte ein anderes Hinderniß Herrn Röhr, irgendwo Halt zu machen, und ich träfe ihn wieder an: so würde ich, diesem Wink der Vorsehung folgend, die Leute allein reisen lassen! so rief ich laut aus, daß mein Wirth wohl geglaubt haben mochte, ich läge in schweren Träumen, denn er öffnete die Thür, blieb einige Augenblicke stehen und sah mich mit etwas finsterer Miene an. Die Ursache hiervon wurde mir erst späterhin begreiflich. Ich lag nämlich mit den Füßen gegenüber seinem Winkel-Altar, wie ihn jeder Russe, minder oder mehr mit Heiligenbildern und einer brennenden Lampe geschmückt, in seinem Schlaf- und Gastzimmer hat. Der Ausländer muß sich nie mit den Füßen, sondern mit dem Kopfe gegen die Heiligenbilder legen, wenn er den Rechtgläubigen nicht beleidigen will.

Ich hatte mir in dieser Nacht vorgenommen, mit Herrn Röhr, im Fall ich ihn noch auf dem Wege anträfe, nicht zu reisen. Endlich schlief ich fest ein und erwachte am frühen Morgen. Ich machte mich auf, um weiter zu ziehen. Zuerst begab ich mich in die Küche, mich nach Wasser umsehend. Da hing das originelle Waschgeschirr, ein Gefäß, das Eine, zuweilen auch Zwei Zuben oder Schnautzen hat und einer großen Theekanne nicht unähnlich ist, an einem Stricke,

es war voll Wasser. Unter ihm stand ein Eimer, der das beim Waschen nebenbei fließende Wasser aufnehmen soll, was aber nur beim bloßen Händewaschen geschehen kann, denn bückt man das Gefäß an dem Stricke, damit man beide Hände voll Wasser erhält, um das Gesicht zu waschen, so hängt ja das Gefäß senkrecht unter dem Eimer und läßt nicht zu, daß man den Kopf über denselben hält. In einer russischen Bauernküche sieht es daher ziemlich naß aus. Und warum hat der Bauer solches Waschgeschirr? Weil das Tauchen in's Wasser nur bei der heil. Taufe üblich ist; ein Tauchen der Hände in ein Waschbecken wäre also eine Sünde. Daß der Edelmann und die höheren Classen von Bürgern sich nach der gewöhnlichen Methode waschen, versteht sich von selbst! Jene ist nur für die Bauern.

Es war noch vor Sonnenaufgang. Alles war so still und hehr, als ich heraus trat. Ich nahm meinen Salis aus der Tasche und las den Morgenpsalm: „Der Erdkreis feiert noch im Dämmerschein" u. s. w. O, wie innig empfand ich mit dem Dichter H. Marggraff die Größe und Nähe des Allmächtigen! Er sagt von ihm:

Gott ist so groß,
Daß ihm die weite Erde nicht zu weit ist,
Daß ihm der breite unbegrenzte Schooß
Des ganzen All's und Weltalls nicht zu breit ist,
Er ist so klein,
Daß in das Herz des Menschen eingelassen,
Ihn dieser kleine, kleine Herzensschrein
Vermag in seiner Ganzheit zu umfassen.

Der wunderliche gelehrte Kauz.

Es war gegen Mittag, als ich etwas einer Kibitke Ähnliches in der Ferne erblickte. Ich verdoppelte meine Schritte und herangekommen, sah ich ein jämmerliches Fuhrwerk: ein Pferd, so mager, daß man ihm, während es sich wie die Schnecke im Sande vorwärts bewegte, die Rippen im Leibe hätte zählen können, zog die Kibitke, deren Räder und ganzer Bau in solchem Zustande waren, daß man mit jedem Augenblicke den Zusammensturz dieses Fuhrwerks erwarten konnte. Ein Mann, etwa 30 Jahre mochte er gezählt haben, ein Tuch sorg-

sam um die Ohren gebunden, eine Frau, die etwas älter war, und ein Mädchen von ungefähr 12 Jahren saßen in der Kibitke. Alle drei machten sehr sauere Mienen. Neben der Kibitke ging ein Mann, auf deutsche Art gekleidet, der wohl schon ziemlich über den Stillstand des menschlichen Lebens hinaus war, und der einen zehnjährigen Knaben an der Hand führte. Ich sah ihn anfangs für einen Schneider an, der in der prachtvollen Residenz wohl aus der Mode gekommen sein mochte, und sich deswegen sein Brot in irgend einer Gouvernementsstadt des russischen Reiches suchen wollte. Wo geht die Reise hin? fragte ich ihn. — Ach, du gerechter Gott! nach Orel soll sie gehen, rief er schmerzlich aus. — Da haben wir ja ziemlich einen Weg, sagte ich, ich gehe nach Kiew! — Nach Kiew? staunte er, und sah mich mit etwas großen Augen an, doch nicht in diesem Zustande?... Sie haben ja einen spahnneuen Frack an und einen Hut nach der neuesten Mode, und das Pfefferröhrchen ist ja ein Spazierstöckchen und kein Reisestab auf einer so großen Reise!

Nun, wie Sie es haben wollen; wenn Sie meinen, daß ich in solchem Zustande nicht nach Kiew reisen könnte, so denke ich dahin zu spazieren, sagte ich lächelnd.

Ein schöner Spaziergang! rief er aus. Wollen Sie etwa den Seume nachahmen? Da haben Sie keine günstige Zeit und auch das Land nicht gewählt, wo man sich ein so sonderliches Vergnügen machen sollte. Hier in Rußland müssen Sie viele Meilen weit gehen, ehe Sie ein Dorf antreffen, und was finden Sie da jetzt in der Fastenzeit? — Wasser, Brot, Kartoffeln, Grütze, Schnaps; freilich sind das Mittel, die Einen gerade nicht verhungern lassen, aber man will doch auch zuweilen eine kräftige Nahrung genießen, wenn man auf einem so großen Spaziergange begriffen ist. Rußland ist das Land nicht, wo man sich ein Vergnügen solcher Art machen könnte. Daher glaube ich, daß demselben eine andere Ursache zum Grunde liegen muß, als bloße Sonderlichkeit. — Sie irren sich nicht, mein Lieber, sagte ich, mein Spazierengehen ist eine Folge seltsamer Umstände, die mich von meiner Reisegesellschaft und meinen übrigen Habseligkeiten trennten, ohne daß ich weiß, wo sie sich befinden. — Jetzt erzählte ich ihm Alles, was mir seit den fünf Tagen begegnet war. Ach, du mein gerechter Himmel! rief er aus, da vergesse ich ja einen Augenblick meine Lage, die so traurig ist, daß sich ein Stein er-

barmen möchte! Mich ließ man auch nicht nach Zárskoje, wodurch wir alle Sechs in die drückendste Noth versetzt wurden..... Aber wo ist denn der Sechste? fragte ich, da ich nur fünf Personen sehe. — Rechnen Sie denn das Pferd nicht mit? das verlangt mehr als wir alle Fünf! bemerkte er. — Ja, so! ... —

Aber Sie lächeln, daß ich es mit in die Zahl aufnehme. Es fehlt dem Pferde nichts, als daß es den Gedanken Ich fassen könnte, so müßte ich es ausspannen und als unsern Gesellschafter betrachten, der da billiger Weise verlangen könnte, daß, wenn er eine Strecke weit gezogen hätte, wir auch so lange eingespannt sein müßten. — Wie kommen Sie zu den Kant'schen Ideen hier in Rußland, wo nicht einmal der Mensch den Gedanken Ich fassen kann? unterbrach ich ihn. — Er wird ihn schon fassen lernen, sagte er, nur Geduld, die Zeit wird auch kommen.

Es waren also dringende Geschäfte, die Sie in Zárskoje hätten verrichten sollen? fragte ich, ihn wieder an sein herbes Loos erinnernd, da ich merkte, daß er in die Lehre vom Ich nicht tiefer eingehen wollte. — Ja, höchst nothwendige Geschäfte! sagte er. Wenn es Ihnen nicht lästig fiele, würde ich Ihnen den traurigen Gang meines Schicksals erzählen. —

Erzählen Sie, armer Mann, ich werde es mit Theilnahme anhören. — Er begann die Einleitung in seine Geschichte damit, daß er mit großer Weitläufigkeit bemerkte, wie es Künstler und Handwerker gäbe, die in ihren reiferen Jahren viel von dem Zutrauen ihrer bisherigen Kunden und Gönner verlören — was schlechtweg wohl so viel heißen sollte, als daß dieselben in ihren älteren Jahren eben so gut aus der Mode kämen, wie die Luxusartikel, die sie verfertigen. Daß der wunderliche Kauz auch zu denselben gehörte, fügte er hinzu, ohne indeß sein Fach zu nennen. Darauf schilderte er die goldene Zeit, welche nach Beendigung des ersten französischen Krieges mit den Russen für Geschäftsleute aller Art in St. Petersburg herrschte, und die er, leider, allzuwenig benutzt hätte. Die russischen Offiziere und die Civilisten vom Adel, welche mit der Armee in Westeuropa waren, hatten den Pariser, Wiener und Berliner Luxus und das dortige Leben mit all seiner Behaglich- und Bequemlichkeit durch eigene Anschauung kennen gelernt — es überstieg bei Vielen die höchsten Vorstellungen, die sie sich in Rußland davon gemacht hatten. In's Vaterland zurückge-

kehrt wollte nun Jeder, der vermögend dazu war, sein Haus so einrichten und sein Leben so genießen.

„Das war eine Zeit," sagte der Mann in seiner Schilderung, „ein glorioses Schauspiel war es, wie es wohl schwerlich je wieder in der Residenz an der Newa aufgeführt werden wird! Kauf- und Handelsleute, Gelehrte, Künstler, Handwerker, Tagelöhner, kurz Jeder, der nur arbeiten konnte und wollte, fand Beschäftigung in Überfluß. Und mit welchen ungeheueren Preisen wurde die Arbeit bezahlt! Die Meister gaben nicht selten ihren Gesellen zu 100 Rubel Trinkgeld, damit sie nur arbeiten möchten. Viele meines Faches wurden so reich, daß sie vor lauter Übermuth nicht wußten, was sie mit ihrem Gelde anfangen sollten; sie gingen nach Deutschland und kauften sich den Baronstitel. Diese goldene Zeit, in der ich schon etablirt, aber nicht verheirathet war, floh langsam, aber sie floh dahin, ohne für mich materiellen Vortheil hinterlassen zu haben, und zwar durch meine Sucht, Bücher und immer wieder neue Bücher zu kaufen und dieselben zu studiren. Statt meinen Wirkungskreis, den mir Gott angewiesen, zu erweitern, vernachlässigte ich ihn durch diese thörichte Leidenschaft. Was ist der Privatgelehrte, der kein Vermögen hat? Ein armes Geschöpf, das mitunter vom Hunger geplagt wird. Aber was soll am Ende aus dem Laien werden, der durch unnützes Lesen und Studiren noch sein Geschäft vernachlässigt? — Ich habe es erfahren! Die Ausländer strömten in Massen nach dem gesegneten St. Petersburg. Alles hat sein Ziel! Das Schauspiel war schon zu Ende und dennoch strömten mehr und mehr Ausländer herbei, durch die ich mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt wurde. Ich heirathete und bekam bald zahlreiche Familie, die in dem Grade mehr kostete, als die Kinder heranwuchsen. Aber ich wurde älter und verlor das Zutrauen derer, die neue Luxusgegenstände verfertigt haben wollten, ja, sogar das meiner bisherigen Gönner und alten Kunden — das ist unser Loos! Zu spät beschloß ich, St. Petersburg zu verlassen, um meine Existenz in einer Gouvernementsstadt zu begründen, wo es an guten ausländischen Arbeitskräften noch immer fehlt, zu spät, sage ich, weil ich schon in Armuth gerathen war, als ich mit diesem Gedanken umging. Ich konnte nicht in den Besitz der Summe gelangen, um mit meiner Familie die Reise zu machen. Man hofft zwar immer, selbst in der drückendsten Armuth, aber es wird in der Regel mit den Um-

ständen schlimmer. Doch endlich trafen mehrere Zufälle zusammen, durch die mein Plan ausführbar wurde. Ich erhielt nämlich eine feine Arbeit, an der ich ein hübsches Stück Geld verdiente so, daß ich meine Schulden bezahlte und dennoch einen Rest davon übrig behielt; dann war gerade dieses Pferd sammt der Kibitke billig zu haben, ich kaufte Beides für 42 Rubel B. (armer Mann, dachte ich, das Pferd sieht auch nach 42 R. B. [13 Thlr. 6 Sgr.] aus); und endlich wurden bei meiner Frau, die eine geschickte Putzmacherin ist, zwei Damenhüte für 50 Rubel B. bestellt, zu welchen sie das ganze Material, wie man es wünschte, vorräthig hatte.

Die Schulden sind bezahlt, ein Fuhrwerk ist angeschafft und die beiden Hüte sollen das Reisegeld liefern; so dachte ich und ließ einen Paß für uns ausfertigen. Als die Hüte fix und fertig waren, machten wir uns auf die Reise: zu unserm Unglück aber ließ man uns nicht nach Zárskoje Seló, wo die Herrschaft wohnt, welche die Hüte bestellt hat. Wo sollten wir hin? Nach St. Petersburg zurück? Das ging nicht! Wir müssen also die Reise, die wir begonnen, fortsetzen. Nun haben wir zwar die Hüte bei uns, aber keinen Groschen Geld. Gestern Abend fand meine Frau zu unser Aller Freude einen Rubel B. in ihrem Ridicule, von dem sie gar nicht wußte, daß sie ihn hatte. Nun kehrten wir ein; ich verlangte für 60 Kopeken Hafer und Heu für's Pferd und für 40 Kopeken Milch und Brot für uns. Am andern Morgen heute in aller Frühe, verlangte der Wirth 1 Rubel und 60 Kopeken, weil das Pferd mehr Futter und wir mehr Essen, als wir begehrt, erhalten hätten. Lieber Freund, sagte ich, durchsuche alle unsere Taschen und auch unsere Kiste, stülpe die Kibitke um und um! und findest du einen einzigen Groschen, so soll sie sammt dem Pferde dein sein. Aus dieser Versicherung wurde es dem Manne begreiflich, daß es schlecht um unsere Finanzen bestellt sein müsse. Fahrt mit Gott! sagte er. Nun haben wir noch über 1000 Werst zu machen und haben keinen Groschen Geld.“ —

„Armer Mann,“ sagte ich, ihm gerührt die Hand drückend, „wenn ich Ihnen auch eine Unterstützung gewähre, so werden Sie doch nicht weit damit ausreichen. Der Unglückliche trifft in der Regel unter denen einen Mitleidigen, die am wenigsten zu geben haben. Aber nehmen Sie es an, so wenig es auch ist, denn es ist doch mehr werth als ein bloßes: „Sie thun mir leid! aber ich kann Ihnen nicht helfen.

Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück auf Ihrer Reise!“ Mit solchen Redensarten und Wünschen suchen die Reichen nicht selten ihr hartes Herz vor den Armen zu verschließen, dem sie manchmal mit einer Kleinigkeit Geld aus großer Noth helfen könnten. Es sei ihr Grundsatz, sagen Viele, dem sie treu bleiben müßten, wahrscheinlich damit ihr Herz ja nicht vom Mitleid bewegt werde, was ein Paar Groschen kosten könnte. Aber es ist Einer, der ihre Hartherzigkeit aufzeichnet; er hat es selbst gesagt und wir glauben ihm, denn er ist seinen Worten treu. Mögen diese Lieblosen auch darüber lachen: sie werden am Ende auch darüber weinen. — Der arme Mann war bis zu Thränen gerührt. Ja, sagte er, Der es aufzeichnen wird, hat Sie in dieser Stunde zu uns geführt, um uns in unserm gräßlichen Hunger zu erquicken und uns zu trösten, daß wir Glauben behalten. — Vertrauen Sie auf Ihn, Er wird Sie nicht verlassen! sagte ich. Welcher Mensch war in seinem Leben nicht in einer harten Lage, aus der er fast keinen Ausweg sah! denn ach, wie mannichfaltig sind unsere Leiden! Wie Mancher war in seinem Leben in einer Gefahr, aus der ihn, nach menschlichen Ansichten, kein Erschaffener zu retten vermochte; aber wie unendlich verschieden sind unsere Ansichten und Mittel von denen des Allmächtigen!

Wie Viele haben in ihrem Leben aus dem Kelche unsäglicher Leiden getrunken, und siehe da! als die Noth am größten und die Schmerzen am heftigsten waren, kam Hilfe von Oben, dem Vater der Barmherzigkeit. Vertrauen Sie auf Ihn! Er wird den Gläubigen nicht verlassen! Die Zeit einer schweren Prüfung ist für Sie gekommen, sie wird auch mit Gottes Gnade wieder vorübergehen. Das Sprichwort: „Ist die Noth am größten, ist die Hilfe am nächsten,“ ist aus der Erfahrung gegriffen. —

Ja, sagte er mit bewegter Stimme, über das Sprichwort: „Noth lehrt beten,“ habe ich heute recht viel nachgedacht. Ach, wie langmüthig ist doch Gott! Wenn es uns wohl geht, denken wir in der Regel wenig an ihn. Wie trocken ist unser Gebet, wenn wir keine Hauptsorgen haben! und wie selten ist in diesem Falle sogar das trockene Gebet! Wahrhaftig, wir würden nie inbrünstig beten können, wenn es uns die Noth nicht lehrte. Ich habe heute recht viel an den ehrwürdigen Paul Gerhard und an sein schönes Lied: „Befiehl du deine Wege u. s. w.“ gedacht. — Also kennen Sie auch die Leidensgeschichte dieses frommen Mannes? fragte ich ihn. —

Wie sollte ich sie nicht kennen! Aber wie man in der Regel nur dann erst den ganzen und schönen Werth der Gesundheit kennen lernt, wenn man hoffnungslos darnieder liegt, also nimmt man auch gewöhnlich dann erst wahren Antheil an dem Leiden unseres Nächsten, wenn man selber vor Noth nicht weiß, wo aus noch ein, oder wenn man seine eigenen überstandenen Leiden sich recht lebhaft vorstellen kann. O, das Leiden macht auch eine Stufe in der Schöpfung der harmonischen Vollkommenheit aus, denn nichts ist schöner und rührender, als die Güte im Leiden, und die allerschönste Freude des Lebens ist ein treuer Gefährte des Mitleids. Und kann, ohne selber zu leiden oder gelitten zu haben, ein treuer Gefährte des Mitleids sein? —

Es scheint, sagte ich, als ob Gott uns so mancherlei Leiden zuschicke, um uns zu lehren und beständig zu erinnern, daß diese arme Erde, der Wohnort aller Trübsal, unsere wahre Heimath nicht ist; daß die Welt einem Betrüger gleicht, der viel verspricht und wenig hält, und wir uns deswegen sehnen möchten nach Gott und seinen Wohnungen, die er für uns bereitet hat. Glückselig ist daher der Mensch, dessen Erziehung und Handlungen auf die wahre Religion gegründet sind; denn es giebt unvermeidlich heftige Schläge des Schicksals im Leben, die nur durch die Verheißungen des Erlösers ertragen werden können; eine natürliche Geduld und Entsagung ertragen sie nicht, ohne die Seele zu erniedrigen, ertragen sie nicht, so viele Beispiele man auch gegen diese Wahrheit aufzustellen sich bemühet. Vertrauen Sie, armer Mann, fest auf Gott! er ist noch immer derselbe Allgütige, der den von allen Menschen verlassenen Paul Gerhard, so wie alle Leidenden vor ihm und nach ihm, aus großer Noth geholfen hat, und der auch Sie aus Ihrer Noth erlösen wird. Aber unterlassen Sie in der Zeit der schweren Prüfung nicht, Ihre Kräfte mit denen des Allmächtigen vereint wirken zu lassen! d. h., thun Sie Alles, ungeachtet Ihrer gegenwärtigen Ohnmacht, in natürlichen Mitteln, was Sie vermögen, und Gott wird mithelfen. So steht es z. B. in Ihrer Macht: die Räder Ihres Fuhrwerks, so oft Sie an ein Wasser kommen, zu begießen. Thun Sie es nicht, so thut es auch Gott deswegen nicht, weil eine solche Handlung von Ihnen verrichtet werden kann; denn die Kräfte der Geschöpfe müssen, wo sie etwas vermögen, den Kräften des Allmächtigen vorhergehen. Als Gott den Lazarus auferweckte, sprach er: „Hebet den Stein weg,“ als er den Mann

mit der lahmen Hand heilte, sprach er: „Strecke deine Hand aus.“ Da er den Todten auferwecken konnte, hätte er ja auch durch einen einzigen Wink den Stein vom Grabe schaffen können; allein das that er nicht, weil es die Menschen vermochten. Der Mann war noch fähig, seine Hand auszustrecken, daher mußte er es thun, da in diesen Stücken die Kräfte der Geschöpfe den Kräften des Allmächtigen vorhergehen müssen. Welch eine unerschöpfliche Tiefe der evangelischen Moral! Aber Sie denken vielleicht, fuhr ich fort, wenn es Regen giebt, so hat ja Gott ohne meine eigene Mitwirkung das Werk vollbracht. Wenn er aber nach seiner Weisheit noch lange keinen Regen giebt, so wird Ihr Fuhrwerk in dieser schrecklichen Hitze bald zusammenstürzen. Sehen Sie nicht, in welchem Zustande Ihre Kibitke sich befindet? —

Ach ja! ich seh' es wohl. Daß ich doch so gar übel d'ran bin! seufzte er tief auf. Ich hatte noch einen Eimer aus Eisenblech, den ich aber vor einigen Stunden verkaufen mußte; das arme Pferd zog seit vier Uhr und war ganz entkräftet: ich kaufte Hafer und Heu für das Geld. —

Jetzt richtete ich wieder mein Auge auf das Pferd und die Kibitke und auf die Drei, die darin saßen, und dachte: die könnten es dem armen Thiere doch auch leichter machen und bei so schönem Wetter ein wenig zu Fuße gehen. Ja, das gequälte Thier flößte mir so viel Mitleid ein, daß ich es auf einige Stunden den Gedanken Ich hätte fassen lassen, wenn ich es im Stande gewesen wäre. Wem die ferneren Äußerungen dieses armen nothleidenden Mannes etwas wunderbar vorkommen möchten, der bedenke, daß uns oft Dinge wunderbar erscheinen, die doch im Grunde ganz natürlich und einfach sind; das Wunderbare dieser wird uns klar, sobald die optische Täuschung schwindet oder die befangene Einbildungskraft uns verläßt, indem der Schein des Wunderbaren gewöhnlich nur eine Folge dieser letztern ist; das Wunderbare, die fernere Rede dieses armen Mannes, wird uns begreiflich, wenn wir bedenken, wie groß die Macht gewisser Neigungen ist, die den Menschen oft unwillkürlich beherrschen, die Macht einer Neigung, über welche uns der Mann schon sein Geständniß abgelegt hat. Selbst in unseren Schwachheiten herrscht eine Kraft, durch welche wir die ganze Größe unsers Leidens, wenn auch nur auf Augenblicke, was jedoch schon ein großer Gewinn ist, unseren äußeren und inneren Sinnen zu entrücken vermögen.

Wer ist denn der Mann da in der Kibitke mit der Ohrenbinde? fragte ich leise. — Es ist mein Schwager, ein Mensch, der die deutsche, französische und russische Sprache von Grund aus versteht, folglich recht anständig leben könnte; den aber seine Liederlichkeit ganz und gar heruntergebracht hat; ich nahm ihn aus Mitleid mit, auf daß er nicht vor Hunger umkomme. —

Jetzt näherte ich mich der Kibitke. Der Mann sah sehr elend aus. Sind Sie krank? fragte ich ihn. Sie sehen ja so leidend aus. — Ja, sagte er mit finsterer Miene, meine Krankheit rührt einzig und allein daher, daß ich in zwei Tagen nichts gegessen habe! — Gütiger Gott! dachte ich, der nimmt seinen armen Schwager mit, um ihn vor dem Hungertode zu sichern, und kann ihm seit zwei Tagen nichts zu essen geben. Nun, so kaufen Sie sich doch Etwas zu essen .... sagte ich, und ging wieder zu dem Alten.

Ist es erlaubt zu fragen, wo Sie heute über Nacht geblieben sind? fragte er mich. Ich bezeichnete ihm das Dorf.

Ei, da sind Sie gut gegangen! ich möchte mit Ihnen nicht um die Wette gehen! versetzte er. — Ja, sagte ich, die Noth lehrt Alles: Beten, Marschiren, ohne Bett schlafen.

Aus seiner Erzählung schien hervor zu gehen, daß ich mich in meiner Meinung über sein eigentliches Fach nicht geirrt hatte, dennoch war ich einige Male im Begriff ihn zu fragen; allein er ließ mir gar keine Zeit dazu, so sehr war er im Eifer zu erzählen. Mit der größten Behutsamkeit suchte er alle grammatischen Fehler, die man im Sprechen leicht begeht, zu vermeiden oder sie sogleich zu verbessern. Er bewies eine ausgebreitete Belesenheit und sprach über manchen Gegenstand mit viel Verstand. Galt es, irgend einen Begriff zu verdeutlichen, eine Aufgabe, nach der er zu haschen schien, so wurde seine Sprache schwülstig, was mir Anfangs Vergnügen machte, späterhin aber zum Ekel wurde. Endlich gewann ich einen Augenblick Zeit und fragte ihn, welches Geschäft er in St. Petersburg betrieben habe und was denn sein Beruf sei. „Herrenkleiderverfertiger!“ sagte er mit einer Miene, wie er sie zu machen pflegte, wenn er einen Begriff zu verdeutlichen suchte.

Wozu diese Umschweife? sagte ich, oder wollen Sie dadurch Ihrem Fache eine schönere Benennung geben? Wo sollten aber unsere Schriftsteller am Ende all' das Papier hernehmen, wenn sie aus drei-

sylbigen Wörtern achtsylbige machen wollten? Also ein Herrenschneider sind Sie oder schlechtweg ein Schneider? —

Höchst sonderbar! sagte er, daß man selbst von gebildeten Leuten diese unlogische Bezeichnung für Männer unseres Faches hören muß! Das Wort Schneider, wenn man Einen unserer Kunst damit bezeichnen will, ist kein klarer Begriff — denn nach den logischen Principien ist ein Jeder, der mit einem schneidenden Werkzeuge Körper zertheilt, ein Schneider, daher: Steinschneider, Bretterschneider, Leistenschneider, Stempelschneider u. s. w. Alle genannte Subjecte sind Schneider; aber die Producte ihrer Wirkung sind verschieden in ihrer Art. Sprechen wir ein Urtheil über dieselben in der Art, wie sie sich beschäftigen, so kommt einem Jeden nur Ein Prädicat zu, das Prädicat ist bei Allen eins und dasselbe, nämlich: schneiden; aber ihre Objecte sind ganz verschieden in ihrer Art, nämlich: Stein, Stempel u. s. w.; daher müssen auch die Objecte als Bestimmungswörter dienen, wenn wir die Subjecte von einander unterscheiden wollen. Sie sehen also hieraus, was das Wort Schneider mit dem Bestimmungsworte Herren für ein auffallendes Subject sein müßte! — Sie verstehen ja das Wort meisterhaft zu definiren, sagte ich; aber was sollte man denn für ein Wort statt seiner gebrauchen, da Sie zugeben müssen, daß das Wort Herrenkleiderverfertiger viel zu schwerfällig ist. Ich wollte es aller Welt beweisen, bemerkte er, daß das schon ziemlich gebräuchliche Wort: Kleiderkünstler, nöthigenfalls auch mit den Bestimmungswörtern: Herren, Damen, unserm Fache entsprechend ist. „Sie wären also im Stande, die Herren Schneider zu Künstlern zu erheben?“— „Warum denn nicht? Es ist in der That nichts weniger als künstlerisch, den mißgeschaffenen Kindern der Menschheit, den verunstalteten Schöpfungen der plastischen Natur — denjenigen, die weder dem Bildhauer, Maler, noch dem Dichter, ich meine im ästhetischen Sinne, zum Muster dienen können: krummen, verwachsenen Personen, eine gute Façon zu geben!“ —

Welch' ein angenehmer und lehrreicher Dialog! dachte ich. Diese Unterredung war am Ende in eine akademische Vorlesung übergegangen, ich war nichts als Zuhörer und wagte meinen Docenten gar nicht zu unterbrechen; denn das wäre eben so unweislich als grausam gewesen; unweislich, weil er vielleicht durch meine Fragen veranlaßt worden wäre, seinen gelehrten Vortrag abzubrechen; grausam, weil es

schon ein großer Gewinn für den Unglücklichen ist, wenn er auch nur einen Augenblick sein Schicksal vergißt.

Sie werden in Orel gewiß recht gute Geschäfte machen, sagte ich endlich, denn ein Mann, der so viele und mannichfaltige Kenntnisse besitzt wie Sie, und der mit so vielem Verstande über Gegenstände, die gar nicht sein Fach betreffen, sprechen kann, der muß auch ohne Zweifel seine Kunst, für welche ihn die Vorsehung bestimmt hat, meisterhaft verstehen. Diese gute Meinung, die ich von ihm hatte, gefiel ihm sehr, er machte eine vergnügte Miene dazu.

Ich hätte ihm noch gern länger zugehört, denn ich sah, wie er während seines Erzählens und Schilderns so ganz sein hartes Schicksal vergessen hatte; allein es war mir am Ende doch unmöglich, ihn länger anzuhören. Ich verließ also diese bedaurenswerthe Gesellschaft, legte noch 6 Werst schnellen Schrittes zurück und kehrte in einem Dorfe ein, um ein Mittagsmahl zu mir zu nehmen. Aber zu meinem großen Leidwesen mußte ich hier wahrnehmen, daß die heil. Apostelfasten, welche stark zwei Wochen dauerten, heute begonnen hatten. In dem ganzen Dorfe war keine Butter, keine Milch noch Eier für Geld zu haben. Ich sollte mit der Bauernkost vorlieb nehmen, die aus einer Wassersuppe, gekochter Hirse und getrockneten, in Hanföl gebratenen Pilsen bestand. — Suppe und Hirse werden mit kaltem Hanföl gewürzt. Ich hätte vor Hunger umkommen, aber diese Kost nicht verspeisen können. Der Duft des ranzigen Oels trieb mich schon zur Stube hinaus. Ich ließ mir Kortoffeln kochen. Später gerieth ich zweimal zu Altgläubigen, die mich barsch zurückwiesen und mich einen Sünder schalten, daß ich Butter oder Milch kaufen wollte. Im Allgemeinen aber ist der russische Bauer zu gut von Natur, als daß er schimpfen sollte, wenn er einen Njemez das Fastengebot übertreten sieht.

Der Braunschweiger.

Ich mochte hier, wo ich meine Kartoffeln mit Salz und Brot verzehrte, eine Stunde geruhet haben, als ich im Begriff war, wieder aufzubrechen. Da sprach eine tiefe Baßstimme zum Fenster herein: „Endlich! endlich! habe ich Sie eingeholt!“ Wer sind Sie? fragte ich den kleinen, in schäbigen Kleidern vor mir stehenden Mann. „Ich bin

ein Braunschweiger, meines Faches ein Tuchmacher, mein Name ist Schorse und reise nach Moskau. Ein Colonist, derselbe, der Ihnen den alten Moskauer Weg zeigte, erzählte mir Ihr seltsames Geschick und fügte hinzu: Reisen Sie mit dem jungen Manne, Ihre Gesellschaft wird ihm angenehm und auch nützlich sein, da Sie russisch sprechen und dieses Weges kundig sind. Also könnte ich, wenn es Ihnen gefällig wäre, einige Tage mit Ihnen reisen, bis wir an den Weg kommen, der nach Smolensk führt, wo wir uns dann wieder trennen müßten; denn über Smolensk ist der nächste Weg nach Kiew; über Moskau mögen es wohl 30 Meilen um sein. Vergebens habe ich seit gestern und heute mein Marschirtalent aufgeboten, Sie einzuholen, ungeachtet Sie kaum eine Werst voraus waren. Ich und der lange hagere Colonist, wir sahen, und wie dieser sich ausdrückte, daß Sie ausrissen wie Schafleder. Ich habe die Nacht wenig geschlafen, da ich es durchsetzen wollte, Sie einzuholen, und das ist mir nun nach vieler Anstrengung gelungen. Es wäre mir aber vielleicht nicht gelungen, hätte Sie der arme Schneider nicht so lange aufgehalten." —

Hat Ihnen der arme Mann sein Leiden geklagt? fragte ich.

Ja, er hat mir mehr erzählt, als ich erzählt haben wollte, indem mein einziges Streben war, Sie einzuholen, und ich eben deswegen nicht viel Zeit hatte, ihn anzuhören. Er hat mir auch gesagt, daß er seinen liederlichen Schwager aus lauter Barmherzigkeit mit auf die Reise nahm, um ihn vor dem Hungertode zu sichern, ungeachtet er sammt seinem hungrigen Gaul selber nichts zu beißen hat! sagte der Braunschweiger und fuhr fort: Der Geier hat Lust, all seinen gelehrten Kram lange anzuhören! ich wollte ihn im Vorbeigehen nur fragen, ob Sie weit voraus wären und so hielt er mich mit seiner Geschwätzigkeit fest, erzählte mir sein Mißgeschick und sprach am Ende über Dogmatik und Aesthetik. Die Schneider sehen sich doch in allen Ländern ähnlich, nicht bloß, was ihre Hasenfüßigkeit betrifft, sondern auch in der Salbung ihres Vortrags. So hörte ich einmal einen Franzosen über ein Beinkleid, das er gefertigt, eine förmliche Rede halten, als ob es ein bedeutendes Kunstwerk gewesen wäre; aber er sprach doch nur über eben dieses Beinkleid, während jener Deutsche allerlei gelehrt klingendes Zeug zusammenschwatzte, denn er verlor sich allmählich aus den verschiedenen Dogmen in das Gebiet der Geschmackslehre und sprach am Ende von dem Unterschiede, den man zwischen Anmuth und Grazie

es war voll Wasser. Unter ihm stand ein Eimer, der das beim Waschen nebenbei fließende Wasser aufnehmen soll, was aber nur beim bloßen Händewaschen geschehen kann, denn bückt man das Gefäß an dem Stricke, damit man beide Hände voll Wasser erhält, um das Gesicht zu waschen, so hängt ja das Gefäß senkrecht unter dem Eimer und läßt nicht zu, daß man den Kopf über denselben hält. In einer russischen Bauernküche sieht es daher ziemlich naß aus. Und warum hat der Bauer solches Waschgeschirr? Weil das Tauchen in's Wasser nur bei der heil. Taufe üblich ist; ein Tauchen der Hände in ein Waschbecken wäre also eine Sünde. Daß der Edelmann und die höheren Classen von Bürgern sich nach der gewöhnlichen Methode waschen, versteht sich von selbst! Jene ist nur für die Bauern.

Es war noch vor Sonnenaufgang. Alles war so still und hehr, als ich heraus trat. Ich nahm meinen Salis aus der Tasche und las den Morgenpsalm: „Der Erdkreis feiert noch im Dämmerschein" u. s. w. O, wie innig empfand ich mit dem Dichter H. Marggraff die Größe und Nähe des Allmächtigen! Er sagt von ihm:

Gott ist so groß,
Daß ihm die weite Erde nicht zu weit ist,
Daß ihm der breite unbegrenzte Schooß
Des ganzen All's und Weltalls nicht zu breit ist,
Er ist so klein,
Daß in das Herz des Menschen eingelassen,
Ihn dieser kleine, kleine Herzensschrein
Vermag in seiner Ganzheit zu umfassen.

Der wunderliche gelehrte Kauz.

Es war gegen Mittag, als ich etwas einer Kibitke Ähnliches in der Ferne erblickte. Ich verdoppelte meine Schritte und herangekommen, sah ich ein jämmerliches Fuhrwerk: ein Pferd, so mager, daß man ihm, während es sich wie die Schnecke im Sande vorwärts bewegte, die Rippen im Leibe hätte zählen können, zog die Kibitke, deren Räder und ganzer Bau in solchem Zustande waren, daß man mit jedem Augenblicke den Zusammensturz dieses Fuhrwerks erwarten konnte. Ein Mann, etwa 30 Jahre mochte er gezählt haben, ein Tuch sorg-

sam um die Ohren gebunden, eine Frau, die etwas älter war, und ein Mädchen von ungefähr 12 Jahren saßen in der Kibitke. Alle drei machten sehr sauere Mienen. Neben der Kibitke ging ein Mann, auf deutsche Art gekleidet, der wohl schon ziemlich über den Stillstand des menschlichen Lebens hinaus war, und der einen zehnjährigen Knaben an der Hand führte. Ich sah ihn anfangs für einen Schneider an, der in der prachtvollen Residenz wohl aus der Mode gekommen sein mochte, und sich deswegen sein Brot in irgend einer Gouvernementsstadt des russischen Reiches suchen wollte. Wo geht die Reise hin? fragte ich ihn. — Ach, du gerechter Gott! nach Orel soll sie gehen, rief er schmerzlich aus. — Da haben wir ja ziemlich einen Weg, sagte ich, ich gehe nach Kiew! — Nach Kiew? staunte er, und sah mich mit etwas großen Augen an, doch nicht in diesem Zustande?... Sie haben ja einen spahnneuen Frack an und einen Hut nach der neuesten Mode, und das Pfefferröhrchen ist ja ein Spazierstöckchen und kein Reisestab auf einer so großen Reise!

Nun, wie Sie es haben wollen; wenn Sie meinen, daß ich in solchem Zustande nicht nach Kiew reisen könnte, so denke ich dahin zu spazieren, sagte ich lächelnd.

Ein schöner Spaziergang! rief er aus. Wollen Sie etwa den Seume nachahmen? Da haben Sie keine günstige Zeit und auch das Land nicht gewählt, wo man sich ein so sonderliches Vergnügen machen sollte. Hier in Rußland müssen Sie viele Meilen weit gehen, ehe Sie ein Dorf antreffen, und was finden Sie da jetzt in der Fastenzeit? — Wasser, Brot, Kartoffeln, Grütze, Schnaps; freilich sind das Mittel, die Einen gerade nicht verhungern lassen, aber man will doch auch zuweilen eine kräftige Nahrung genießen, wenn man auf einem so großen Spaziergange begriffen ist. Rußland ist das Land nicht, wo man sich ein Vergnügen solcher Art machen könnte. Daher glaube ich, daß demselben eine andere Ursache zum Grunde liegen muß, als bloße Sonderlichkeit. — Sie irren sich nicht, mein Lieber, sagte ich, mein Spazierengehen ist eine Folge seltsamer Umstände, die mich von meiner Reisegesellschaft und meinen übrigen Habseligkeiten trennten, ohne daß ich weiß, wo sie sich befinden. — Jetzt erzählte ich ihm Alles, was mir seit den fünf Tagen begegnet war. Ach, du mein gerechter Himmel! rief er aus, da vergesse ich ja einen Augenblick meine Lage, die so traurig ist, daß sich ein Stein er-

barmen möchte! Mich ließ man auch nicht nach Zärskoje, wodurch wir alle Sechs in die drückendste Noth versetzt wurden..... Aber wo ist denn der Sechste? fragte ich, da ich nur fünf Personen sehe. — Rechnen Sie denn das Pferd nicht mit? das verlangt mehr als wir alle Fünf! bemerkte er. — Ja, so! ... —

Aber Sie lächeln, daß ich es mit in die Zahl aufnehme. Es fehlt dem Pferde nichts, als daß es den Gedanken Ich fassen könnte, so müßte ich es ausspannen und als unsern Gesellschafter betrachten, der da billiger Weise verlangen könnte, daß, wenn er eine Strecke weit gezogen hätte, wir auch so lange eingespannt sein müßten. — Wie kommen Sie zu den Kant'schen Ideen hier in Rußland, wo nicht einmal der Mensch den Gedanken Ich fassen kann? unterbrach ich ihn. — Er wird ihn schon fassen lernen, sagte er, nur Geduld, die Zeit wird auch kommen.

Es waren also dringende Geschäfte, die Sie in Zárskoje hätten verrichten sollen? fragte ich, ihn wieder an sein herbes Loos erinnernd, da ich merkte, daß er in die Lehre vom Ich nicht tiefer eingehen wollte. — Ja, höchst nothwendige Geschäfte! sagte er. Wenn es Ihnen nicht lästig fiele, würde ich Ihnen den traurigen Gang meines Schicksals erzählen. —

Erzählen Sie, armer Mann, ich werde es mit Theilnahme anhören. — Er begann die Einleitung in seine Geschichte damit, daß er mit großer Weitläufigkeit bemerkte, wie es Künstler und Handwerker gäbe, die in ihren reiferen Jahren viel von dem Zutrauen ihrer bisherigen Kunden und Gönner verlören — was schlechtweg wohl so viel heißen sollte, als daß dieselben in ihren älteren Jahren eben so gut aus der Mode kämen, wie die Luxusartikel, die sie verfertigen. Daß der wunderliche Kauz auch zu denselben gehörte, fügte er hinzu, ohne indeß sein Fach zu nennen. Darauf schilderte er die goldene Zeit, welche nach Beendigung des ersten französischen Krieges mit den Russen für Geschäftsleute aller Art in St. Petersburg herrschte, und die er, leider, allzuwenig benutzt hätte. Die russischen Offiziere und die Civilisten vom Adel, welche mit der Armee in Westeuropa waren, hatten den Pariser, Wiener und Berliner Luxus und das dortige Leben mit all seiner Behaglich- und Bequemlichkeit durch eigene Anschauung kennen gelernt — es überstieg bei Vielen die höchsten Vorstellungen, die sie sich in Rußland davon gemacht hatten. In's Vaterland zurückge-

kehrt wollte nun Jeder, der vermögend dazu war, sein Haus so einrichten und sein Leben so genießen.

„Das war eine Zeit," sagte der Mann in seiner Schilderung, „ein glorioses Schauspiel war es, wie es wohl schwerlich je wieder in der Residenz an der Newa aufgeführt werden wird! Kauf- und Handelsleute, Gelehrte, Künstler, Handwerker, Tagelöhner, kurz Jeder, der nur arbeiten konnte und wollte, fand Beschäftigung in Überfluß. Und mit welchen ungeheueren Preisen wurde die Arbeit bezahlt! Die Meister gaben nicht selten ihren Gesellen zu 100 Rubel Trinkgeld, damit sie nur arbeiten möchten. Viele meines Faches wurden so reich, daß sie vor lauter Übermuth nicht wußten, was sie mit ihrem Gelde anfangen sollten; sie gingen nach Deutschland und kauften sich den Baronstitel. Diese goldene Zeit, in der ich schon etablirt, aber nicht verheirathet war, floh langsam, aber sie floh dahin, ohne für mich materiellen Vortheil hinterlassen zu haben, und zwar durch meine Sucht, Bücher und immer wieder neue Bücher zu kaufen und dieselben zu studiren. Statt meinen Wirkungskreis, den mir Gott angewiesen, zu erweitern, vernachlässigte ich ihn durch diese thörichte Leidenschaft. Was ist der Privatgelehrte, der kein Vermögen hat? Ein armes Geschöpf, das mitunter vom Hunger geplagt wird. Aber was soll am Ende aus dem Laien werden, der durch unnützes Lesen und Studiren noch sein Geschäft vernachlässigt? — Ich habe es erfahren! Die Ausländer strömten in Massen nach dem gesegneten St. Petersburg. Alles hat sein Ziel! Das Schauspiel war schon zu Ende und dennoch strömten mehr und mehr Ausländer herbei, durch die ich mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt wurde. Ich heirathete und bekam bald zahlreiche Familie, die in dem Grade mehr kostete, als die Kinder heranwuchsen. Aber ich wurde älter und verlor das Zutrauen derer, die neue Luxusgegenstände verfertigt haben wollten, ja, sogar das meiner bisherigen Gönner und alten Kunden — das ist unser Loos! Zu spät beschloß ich, St. Petersburg zu verlassen, um meine Existenz in einer Gouvernementsstadt zu begründen, wo es an guten ausländischen Arbeitskräften noch immer fehlt, zu spät, sage ich, weil ich schon in Armuth gerathen war, als ich mit diesem Gedanken umging. Ich konnte nicht in den Besitz der Summe gelangen, um mit meiner Familie die Reise zu machen. Man hofft zwar immer, selbst in der drückendsten Armuth, aber es wird in der Regel mit den Um-

ständen schlimmer. Doch endlich trafen mehrere Zufälle zusammen, durch die mein Plan ausführbar wurde. Ich erhielt nämlich eine feine Arbeit, an der ich ein hübsches Stück Geld verdiente so, daß ich meine Schulden bezahlte und dennoch einen Rest davon übrig behielt; dann war gerade dieses Pferd sammt der Kibitke billig zu haben, ich kaufte Beides für 42 Rubel B. (armer Mann, dachte ich, das Pferd sieht auch nach 42 R. B. [13 Thlr. 6 Sgr.] aus); und endlich wurden bei meiner Frau, die eine geschickte Putzmacherin ist, zwei Damenhüte für 50 Rubel B. bestellt, zu welchen sie das ganze Material, wie man es wünschte, vorräthig hatte.

Die Schulden sind bezahlt, ein Fuhrwerk ist angeschafft und die beiden Hüte sollen das Reisegeld liefern; so dachte ich und ließ einen Paß für uns ausfertigen. Als die Hüte fix und fertig waren, machten wir uns auf die Reise: zu unserm Unglück aber ließ man uns nicht nach Zárskoje Seló, wo die Herrschaft wohnt, welche die Hüte bestellt hat. Wo sollten wir hin? Nach St. Petersburg zurück? Das ging nicht! Wir müssen also die Reise, die wir begonnen, fortsetzen. Nun haben wir zwar die Hüte bei uns, aber keinen Groschen Geld. Gestern Abend fand meine Frau zu unser Aller Freude einen Rubel B. in ihrem Ridicule, von dem sie gar nicht wußte, daß sie ihn hatte. Nun kehrten wir ein; ich verlangte für 60 Kopeken Hafer und Heu für's Pferd und für 40 Kopeken Milch und Brot für uns. Am andern Morgen heute in aller Frühe, verlangte der Wirth 1 Rubel und 60 Kopeken, weil das Pferd mehr Futter und wir mehr Essen, als wir begehrt, erhalten hätten. Lieber Freund, sagte ich, durchsuche alle unsere Taschen und auch unsere Kiste, stülpe die Kibitke um und um! und findest du einen einzigen Groschen, so soll sie sammt dem Pferde dein sein. Aus dieser Versicherung wurde es dem Manne begreiflich, daß es schlecht um unsere Finanzen bestellt sein müsse. Fahrt mit Gott! sagte er. Nun haben wir noch über 1000 Werst zu machen und haben keinen Groschen Geld." —

„Armer Mann," sagte ich, ihm gerührt die Hand drückend, „wenn ich Ihnen auch eine Unterstützung gewähre, so werden Sie doch nicht weit damit ausreichen. Der Unglückliche trifft in der Regel unter denen einen Mitleidigen, die am wenigsten zu geben haben. Aber nehmen Sie es an, so wenig es auch ist, denn es ist doch mehr werth als ein bloßes: „Sie thun mir leid! aber ich kann Ihnen nicht helfen.

Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück auf Ihrer Reise!" Mit solchen Redensarten und Wünschen suchen die Reichen nicht selten ihr hartes Herz vor den Armen zu verschließen, dem sie manchmal mit einer Kleinigkeit Geld aus großer Noth helfen könnten. Es sei ihr Grundsatz, sagen Viele, dem sie treu bleiben müßten, wahrscheinlich damit ihr Herz ja nicht vom Mitleid bewegt werde, was ein Paar Groschen kosten könnte. Aber es ist Einer, der ihre Hartherzigkeit aufzeichnet; er hat es selbst gesagt und wir glauben ihm, denn er ist seinen Worten treu. Mögen diese Lieblosen auch darüber lachen: sie werden am Ende auch darüber weinen. — Der arme Mann war bis zu Thränen gerührt. Ja, sagte er, Der es aufzeichnen wird, hat Sie in dieser Stunde zu uns geführt, um uns in unserm gräßlichen Hunger zu erquicken und uns zu trösten, daß wir Glauben behalten. — Vertrauen Sie auf Ihn, Er wird Sie nicht verlassen! sagte ich. Welcher Mensch war in seinem Leben nicht in einer harten Lage, aus der er fast keinen Ausweg sah! denn ach, wie mannichfaltig sind unsere Leiden! Wie Mancher war in seinem Leben in einer Gefahr, aus der ihn, nach menschlichen Ansichten, kein Erschaffener zu retten vermochte; aber wie unendlich verschieden sind unsere Ansichten und Mittel von denen des Allmächtigen!

Wie Viele haben in ihrem Leben aus dem Kelche unsäglicher Leiden getrunken, und siehe da! als die Noth am größten und die Schmerzen am heftigsten waren, kam Hilfe von Oben, dem Vater der Barmherzigkeit. Vertrauen Sie auf Ihn! Er wird den Gläubigen nicht verlassen! Die Zeit einer schweren Prüfung ist für Sie gekommen, sie wird auch mit Gottes Gnade wieder vorübergehen. Das Sprichwort: „Ist die Noth am größten, ist die Hilfe am nächsten," ist aus der Erfahrung gegriffen. —

Ja, sagte er mit bewegter Stimme, über das Sprichwort: „Noth lehrt beten," habe ich heute recht viel nachgedacht. Ach, wie langmüthig ist doch Gott! Wenn es uns wohl geht, denken wir in der Regel wenig an ihn. Wie trocken ist unser Gebet, wenn wir keine Hauptsorgen haben! und wie selten ist in diesem Falle sogar das trockene Gebet! Wahrhaftig, wir würden nie inbrünstig beten können, wenn es uns die Noth nicht lehrte. Ich habe heute recht viel an den ehrwürdigen Paul Gerhard und an sein schönes Lied: „Befiehl du deine Wege u. s. w." gedacht. — Also kennen Sie auch die Leidensgeschichte dieses frommen Mannes? fragte ich ihn. —

Wie sollte ich sie nicht kennen! Aber wie man in der Regel nur dann erst den ganzen und schönen Werth der Gesundheit kennen lernt, wenn man hoffnungslos darnieder liegt, also nimmt man auch gewöhnlich dann erst wahren Antheil an dem Leiden unseres Nächsten, wenn man selber vor Noth nicht weiß, wo aus noch ein, oder wenn man seine eigenen überstandenen Leiden sich recht lebhaft vorstellen kann. O, das Leiden macht auch eine Stufe in der Schöpfung der harmonischen Vollkommenheit aus, denn nichts ist schöner und rührender, als die Güte im Leiden, und die allerschönste Freude des Lebens ist ein treuer Gefährte des Mitleids. Und kann, ohne selber zu leiden oder gelitten zu haben, ein treuer Gefährte des Mitleids sein? —

Es scheint, sagte ich, als ob Gott uns so mancherlei Leiden zuschicke, um uns zu lehren und beständig zu erinnern, daß diese arme Erde, der Wohnort aller Trübsal, unsere wahre Heimath nicht ist; daß die Welt einem Betrüger gleicht, der viel verspricht und wenig hält, und wir uns deswegen sehnen möchten nach Gott und seinen Wohnungen, die er für uns bereitet hat. Glückselig ist daher der Mensch, dessen Erziehung und Handlungen auf die wahre Religion gegründet sind; denn es giebt unvermeidlich heftige Schläge des Schicksals im Leben, die nur durch die Verheißungen des Erlösers ertragen werden können; eine natürliche Geduld und Entsagung ertragen sie nicht, ohne die Seele zu erniedrigen, ertragen sie nicht, so viele Beispiele man auch gegen diese Wahrheit aufzustellen sich bemühet. Vertrauen Sie, armer Mann, fest auf Gott! er ist noch immer derselbe Allgütige, der den von allen Menschen verlassenen Paul Gerhard, so wie alle Leidenden vor ihm und nach ihm, aus großer Noth geholfen hat, und der auch Sie aus Ihrer Noth erlösen wird. Aber unterlassen Sie in der Zeit der schweren Prüfung nicht, Ihre Kräfte mit denen des Allmächtigen vereint wirken zu lassen! d. h., thun Sie Alles, ungeachtet Ihrer gegenwärtigen Ohnmacht, in natürlichen Mitteln, was Sie vermögen, und Gott wird mithelfen. So steht es z. B. in Ihrer Macht: die Räder Ihres Fuhrwerks, so oft Sie an ein Wasser kommen, zu begießen. Thun Sie es nicht, so thut es auch Gott deswegen nicht, weil eine solche Handlung von Ihnen verrichtet werden kann; denn die Kräfte der Geschöpfe müssen, wo sie etwas vermögen, den Kräften des Allmächtigen vorhergehen. Als Gott den Lazarus auferweckte, sprach er: „Hebet den Stein weg," als er den Mann

mit der lahmen Hand heilte, sprach er: „Strecke deine Hand aus.“ Da er den Todten auferwecken konnte, hätte er ja auch durch einen einzigen Wink den Stein vom Grabe schaffen können; allein das that er nicht, weil es die Menschen vermochten. Der Mann war noch fähig, seine Hand auszustrecken, daher mußte er es thun, da in diesen Stücken die Kräfte der Geschöpfe den Kräften des Allmächtigen vorhergehen müssen. Welch eine unerschöpfliche Tiefe der evangelischen Moral! Aber Sie denken vielleicht, fuhr ich fort, wenn es Regen giebt, so hat ja Gott ohne meine eigene Mitwirkung das Werk vollbracht. Wenn er aber nach seiner Weisheit noch lange keinen Regen giebt, so wird Ihr Fuhrwerk in dieser schrecklichen Hitze bald zusammenstürzen. Sehen Sie nicht, in welchem Zustande Ihre Kibitke sich befindet? —

Ach ja! ich seh' es wohl. Daß ich doch so gar übel d'ran bin! seufzte er tief auf. Ich hatte noch einen Eimer aus Eisenblech, den ich aber vor einigen Stunden verkaufen mußte; das arme Pferd zog seit vier Uhr und war ganz entkräftet: ich kaufte Hafer und Heu für das Geld. —

Jetzt richtete ich wieder mein Auge auf das Pferd und die Kibitke und auf die Drei, die darin saßen, und dachte: die könnten es dem armen Thiere doch auch leichter machen und bei so schönem Wetter ein wenig zu Fuße gehen. Ja, das gequälte Thier flößte mir so viel Mitleid ein, daß ich es auf einige Stunden den Gedanken Ich hätte fassen lassen, wenn ich es im Stande gewesen wäre. Wem die ferneren Äußerungen dieses armen nothleidenden Mannes etwas wunderbar vorkommen möchten, der bedenke, daß uns oft Dinge wunderbar erscheinen, die doch im Grunde ganz natürlich und einfach sind; das Wunderbare dieser wird uns klar, sobald die optische Täuschung schwindet oder die befangene Einbildungskraft uns verläßt, indem der Schein des Wunderbaren gewöhnlich nur eine Folge dieser letztern ist; das Wunderbare, die fernere Rede dieses armen Mannes, wird uns begreiflich, wenn wir bedenken, wie groß die Macht gewisser Neigungen ist, die den Menschen oft unwillkürlich beherrschen, die Macht einer Neigung, über welche uns der Mann schon sein Geständniß abgelegt hat. Selbst in unseren Schwachheiten herrscht eine Kraft, durch welche wir die ganze Größe unsers Leidens, wenn auch nur auf Augenblicke, was jedoch schon ein großer Gewinn ist, unseren äußeren und inneren Sinnen zu entrücken vermögen.

Wer ist denn der Mann da in der Kibitke mit der Ohrenbinde? fragte ich leise. — Es ist mein Schwager, ein Mensch, der die deutsche, französische und russische Sprache von Grund aus versteht, folglich recht anständig leben könnte; den aber seine Liederlichkeit ganz und gar heruntergebracht hat; ich nahm ihn aus Mitleid mit, auf daß er nicht vor Hunger umkomme. —

Jetzt näherte ich mich der Kibitke. Der Mann sah sehr elend aus. Sind Sie krank? fragte ich ihn. Sie sehen ja so leidend aus. — Ja, sagte er mit finsterer Miene, meine Krankheit rührt einzig und allein daher, daß ich in zwei Tagen nichts gegessen habe! — Gütiger Gott! dachte ich, der nimmt seinen armen Schwager mit, um ihn vor dem Hungertode zu sichern, und kann ihm seit zwei Tagen nichts zu essen geben. Nun, so kaufen Sie sich doch Etwas zu essen .... sagte ich, und ging wieder zu dem Alten.

Ist es erlaubt zu fragen, wo Sie heute über Nacht geblieben sind? fragte er mich. Ich bezeichnete ihm das Dorf.

Ei, da sind Sie gut gegangen! ich möchte mit Ihnen nicht um die Wette gehen! versetzte er. — Ja, sagte ich, die Noth lehrt Alles: Beten, Marschiren, ohne Bett schlafen.

Aus seiner Erzählung schien hervor zu gehen, daß ich mich in meiner Meinung über sein eigentliches Fach nicht geirrt hatte, dennoch war ich einige Male im Begriff ihn zu fragen; allein er ließ mir gar keine Zeit dazu, so sehr war er im Eifer zu erzählen. Mit der größten Behutsamkeit suchte er alle grammatischen Fehler, die man im Sprechen leicht begeht, zu vermeiden oder sie sogleich zu verbessern. Er bewies eine ausgebreitete Belesenheit und sprach über manchen Gegenstand mit viel Verstand. Galt es, irgend einen Begriff zu verdeutlichen, eine Aufgabe, nach der er zu haschen schien, so wurde seine Sprache schwülstig, was mir Anfangs Vergnügen machte, späterhin aber zum Ekel wurde. Endlich gewann ich einen Augenblick Zeit und fragte ihn, welches Geschäft er in St. Petersburg betrieben habe und was denn sein Beruf sei. „Herrenkleiderverfertiger!“ sagte er mit einer Miene, wie er sie zu machen pflegte, wenn er einen Begriff zu verdeutlichen suchte.

Wozu diese Umschweife? sagte ich, oder wollen Sie dadurch Ihrem Fache eine schönere Benennung geben? Wo sollten aber unsere Schriftsteller am Ende all' das Papier hernehmen, wenn sie aus drei-

sylbigen Wörtern achtsylbige machen wollten? Also ein Herrenschneider sind Sie oder schlechtweg ein Schneider? —

Höchst sonderbar! sagte er, daß man selbst von gebildeten Leuten diese unlogische Bezeichnung für Männer unseres Faches hören muß! Das Wort Schneider, wenn man Einen unserer Kunst damit bezeichnen will, ist kein klarer Begriff — denn nach den logischen Principien ist ein Jeder, der mit einem schneidenden Werkzeuge Körper zertheilt, ein Schneider, daher: Steinschneider, Bretterschneider, Leistenschneider, Stempelschneider u. s. w. Alle genannte Subjecte sind Schneider; aber die Producte ihrer Wirkung sind verschieden in ihrer Art. Sprechen wir ein Urtheil über dieselben in der Art, wie sie sich beschäftigen, so kommt einem Jeden nur Ein Prädicat zu, das Prädicat ist bei Allen eins und dasselbe, nämlich: schneiden; aber ihre Objecte sind ganz verschieden in ihrer Art, nämlich: Stein, Stempel u. s. w.; daher müssen auch die Objecte als Bestimmungswörter dienen, wenn wir die Subjecte von einander unterscheiden wollen. Sie sehen also hieraus, was das Wort Schneider mit dem Bestimmungsworte Herren für ein auffallendes Subject sein müßte! — Sie verstehen ja das Wort meisterhaft zu definiren, sagte ich; aber was sollte man denn für ein Wort statt seiner gebrauchen, da Sie zugeben müssen, daß das Wort Herrenkleiderverfertiger viel zu schwerfällig ist. Ich wollte es aller Welt beweisen, bemerkte er, daß das schon ziemlich gebräuchliche Wort: Kleiderkünstler, nöthigenfalls auch mit den Bestimmungswörtern: Herren, Damen, unserm Fache entsprechend ist. „Sie wären also im Stande, die Herren Schneider zu Künstlern zu erheben?“— „Warum denn nicht? Es ist in der That nichts weniger als künstlerisch, den mißgeschaffenen Kindern der Menschheit, den verunstalteten Schöpfungen der plastischen Natur — denjenigen, die weder dem Bildhauer, Maler, noch dem Dichter, ich meine im ästhetischen Sinne, zum Muster dienen können: krummen, verwachsenen Personen, eine gute Façon zu geben!“ —

Welch' ein angenehmer und lehrreicher Dialog! dachte ich. Diese Unterredung war am Ende in eine akademische Vorlesung übergegangen, ich war nichts als Zuhörer und wagte meinen Docenten gar nicht zu unterbrechen; denn das wäre eben so unweislich als grausam gewesen; unweislich, weil er vielleicht durch meine Fragen veranlaßt worden wäre, seinen gelehrten Vortrag abzubrechen; grausam, weil es

schon ein großer Gewinn für den Unglücklichen ist, wenn er auch nur einen Augenblick sein Schicksal vergißt.

Sie werden in Orel gewiß recht gute Geschäfte machen, sagte ich endlich, denn ein Mann, der so viele und mannichfaltige Kenntnisse besitzt wie Sie, und der mit so vielem Verstande über Gegenstände, die gar nicht sein Fach betreffen, sprechen kann, der muß auch ohne Zweifel seine Kunst, für welche ihn die Vorsehung bestimmt hat, meisterhaft verstehen. Diese gute Meinung, die ich von ihm hatte, gefiel ihm sehr, er machte eine vergnügte Miene dazu.

Ich hätte ihm noch gern länger zugehört, denn ich sah, wie er während seines Erzählens und Schilderns so ganz sein hartes Schicksal vergessen hatte; allein es war mir am Ende doch unmöglich, ihn länger anzuhören. Ich verließ also diese bedaurenswerthe Gesellschaft, legte noch 6 Werst schnellen Schrittes zurück und kehrte in einem Dorfe ein, um ein Mittagsmahl zu mir zu nehmen. Aber zu meinem großen Leidwesen mußte ich hier wahrnehmen, daß die heil. Apostelfasten, welche stark zwei Wochen dauerten, heute begonnen hatten. In dem ganzen Dorfe war keine Butter, keine Milch noch Eier für Geld zu haben. Ich sollte mit der Bauernkost vorlieb nehmen, die aus einer Wassersuppe, gekochter Hirse und getrockneten, in Hanföl gebratenen Pilzen bestand. — Suppe und Hirse werden mit kaltem Hanföl gewürzt. Ich hätte vor Hunger umkommen, aber diese Kost nicht verspeisen können. Der Duft des ranzigen Oels trieb mich schon zur Stube hinaus. Ich ließ mir Kortoffeln kochen. Später gerieth ich zweimal zu Altgläubigen, die mich barsch zurückwiesen und mich einen Sünder schalten, daß ich Butter oder Milch kaufen wollte. Im Allgemeinen aber ist der russische Bauer zu gut von Natur, als daß er schimpfen sollte, wenn er einen Njeméz das Fastengebot übertreten sieht.

Der Braunschweiger.

Ich mochte hier, wo ich meine Kartoffeln mit Salz und Brot verzehrte, eine Stunde geruhet haben, als ich im Begriff war, wieder aufzubrechen. Da sprach eine tiefe Baßstimme zum Fenster herein: „Endlich! endlich! habe ich Sie eingeholt!“ Wer sind Sie? fragte ich den kleinen, in schäbigen Kleidern vor mir stehenden Mann. „Ich bin

ein Braunschweiger, meines Faches ein Tuchmacher, mein Name ist Schorse und reise nach Moskau. Ein Colonist, derselbe, der Ihnen den alten Moskauer Weg zeigte, erzählte mir Ihr seltsames Geschick und fügte hinzu: Reisen Sie mit dem jungen Manne, Ihre Gesellschaft wird ihm angenehm und auch nützlich sein, da Sie russisch sprechen und dieses Weges kundig sind. Also könnte ich, wenn es Ihnen gefällig wäre, einige Tage mit Ihnen reisen, bis wir an den Weg kommen, der nach Smolensk führt, wo wir uns dann wieder trennen müßten; denn über Smolensk ist der nächste Weg nach Kiew; über Moskau mögen es wohl 30 Meilen um sein. Vergebens habe ich seit gestern und heute mein Marschirtalent aufgeboten, Sie einzuholen, ungeachtet Sie kaum eine Werst voraus waren. Ich und der lange hagere Colonist, wir sahen, und wie dieser sich ausdrückte, daß Sie ausrissen wie Schafleder. Ich habe die Nacht wenig geschlafen, da ich es durchsetzen wollte, Sie einzuholen, und das ist mir nun nach vieler Anstrengung gelungen. Es wäre mir aber vielleicht nicht gelungen, hätte Sie der arme Schneider nicht so lange aufgehalten." —

Hat Ihnen der arme Mann sein Leiden geklagt? fragte ich.

Ja, er hat mir mehr erzählt, als ich erzählt haben wollte, indem mein einziges Streben war, Sie einzuholen, und ich eben deswegen nicht viel Zeit hatte, ihn anzuhören. Er hat mir auch gesagt, daß er seinen liederlichen Schwager aus lauter Barmherzigkeit mit auf die Reise nahm, um ihn vor dem Hungertode zu sichern, ungeachtet er sammt seinem hungrigen Gaul selber nichts zu beißen hat! sagte der Braunschweiger und fuhr fort: Der Geier hat Lust, all seinen gelehrten Kram lange anzuhören! ich wollte ihn im Vorbeigehen nur fragen, ob Sie weit voraus wären und so hielt er mich mit seiner Geschwätzigkeit fest, erzählte mir sein Mißgeschick und sprach am Ende über Dogmatik und Aesthetik. Die Schneider sehen sich doch in allen Ländern ähnlich, nicht bloß, was ihre Hasenfüßigkeit betrifft, sondern auch in der Salbung ihres Vortrags. So hörte ich einmal einen Franzosen über ein Beinkleid, das er gefertigt, eine förmliche Rede halten, als ob es ein bedeutendes Kunstwerk gewesen wäre; aber er sprach doch nur über eben dieses Beinkleid, während jener Deutsche allerlei gelehrt klingendes Zeug zusammenschwatzte, denn er verlor sich allmählich aus den verschiedenen Dogmen in das Gebiet der Geschmackslehre und sprach am Ende von dem Unterschiede, den man zwischen Anmuth und Grazie

machen müßte. Als ich seines gelehrten Krams übersatt war, ärgerte ich mich sehr, daß ich durch ihn, wenigstens eine Stunde Zeit verlor und Sie wieder einen solchen Vorsprung gewonnen haben mochten, daß ich nicht hoffen konnte, Sie heute einzuholen. Das Ding wurmte mir im Kopfe! Warte, dachte ich, ich will Dir aber auch eine Posse spielen, über die Du dich ärgern sollst! Und so führte ich sie auch aus." — Sind Sie denn so leichtsinnig oder boshaft, daß Sie es vermochten, sich über diesen armen unglücklichen Mann noch lustig zu machen? fragte ich ihn mit etwas böser Miene.

„Die Hand aufs Herz!" versetzte der Braunschweiger, „ich bin theilnehmend gegen Jeden, der Theilnahme verdient! aber der gelehrte Kauz da... nun, er verdient auch Mitleid, denn er ist unglücklich! aber er hat mich, eigentlich gegen meinen Willen, zu dieser Posse selbst veranlaßt; denn da er fast über alle Künste und Wissenschaften sprach, nur nicht über Mechanik, die mein Lieblingsfach ist, so wollte ich ihm Stoff geben, am Ende auch Etwas über diese Kunst zu sagen und das geschah dadurch, daß ich meinen Hut, der mich auf dem Kopfe genirte, irgendwo hinhing. Darin bestand die ganze Posse, eine Lection, die ich ihm bloß durch meine Bewegung, ohne irgend eine Frage, gab. Aber Sie hätten das Gesicht dieses gelehrten Schneiderleins sehen sollen, Sie hätten lachen müssen, und wären Sie auch noch so ernst gestimmt gewesen", sagte der Braunschweiger mit einem satyrischen Lächeln, das mich in der That selbst zum Lachen brachte. Und wohin hingen Sie Ihren Hut? fragte ich ihn.

Sie errathen es nicht! So will ich es Ihnen sagen. Ich trabte nämlich neben dem gelehrten Kauz vorwärts, wir hielten gleichen Schritt mit dem ausgehungerten Gaul, denn das arme Thier bedurfte einer steten Aufmunterung, sonst blieb es stehen mit seiner schweren Last. Das vorherige rasche Marschiren in der entsetzlichen Hitze brachte mich jetzt in den Zustand, daß mir fortwährend das Wasser in Strömen vom Gesichte rann; in der Rechten hielt ich mein Schnupftuch, in der Linken meinen Stock und Hut; mein Felleisen aber ist eben so schwer, als unbequem zu tragen, es drückte mich fast zu Boden, daher lüftete ich es dann und wann mit beiden Händen in die Höhe, wobei mich der Hut, den ich unmöglich auf dem Kopfe tragen konnte, sehr genirte und deshalb sah ich mich um, ihn irgendwo aufzuhängen. So ließ ich dieserwegen meinen Blick umher gleiten. — Da schienen mir die Hüftknochen

des dürren Gauls, ein prächtiges Zapfenbrett zu sein und so hing ich ihn auf seinen linken Hüftknochen. Der Schneider sah mir schweigend zu, als ob er in der That auch etwas über Mechanik sagen oder doch vorher erst sehen wollte, wie lange wohl das Ding an dem originellen Zapfenbrette hängen bleiben könnte. Der Hut blieb sechs Schritt weit hängen. Da fiel er herunter. Ich wollte ihn wieder aufhängen, aber der Schneider sagte pathetisch: „Packen Sie sich fort! Sie, mit Ihrem Handwerksburschenwitze!" Und so nahm ich denn wieder Reißaus. Das ist ein Gäulchen! ein würdiges Nebenstück zu jenen sieben magern Kühen Ägyptens! Wenn die Meinung der alten Philosophen von der Seelenwanderung Wahrheit ist, so behüte mich mein Schicksal, daß ich ja nicht in den Gaul eines so gelehrten Schneiders fahre! Ich führe noch lieber in das Schoßhündchen eines hübschen gefühlvollen Fräuleins, sagte der Braunschweiger. Er war ein höchst origineller Bursche, aber sein Betragen gegen mich war überaus zuvorkommend, nie sprach er unanständig in meiner Gegenwart. Er war dieser Straße kundig, und war auch in Moskau, wo er viele Jahre gelebt, sehr bekannt. Er wußte Tausende der interessantesten Anekdoten zu erzählen; er hatte einen großen Theil der besten Schriften unserer Literatur gelesen und konnte augenblicklich die interessantesten Stellen daraus anführen; er sprach ein ausgezeichnet schönes Deutsch; sprach auch ziemlich gut französisch, und wie mir schien, geläufig russisch. Dieses Alles, und besondes, daß er russisch sprach, schien mir den Mann auf meiner Reise unentbehrlich zu machen. Er trug ein altes Felleisen und einen Knotenstock. Ich klagte ihm, daß ich mich an die russischen Fastenspeisen nicht gewöhnen könnte, da doch anderes Essen in dieser Zeit und auf diesem Wege nicht zu haben sei. „Nichts weiter," sagte er lächelnd, „solch einer Plage können Sie sich überheben, wenn Ihre Casse sich nur in keinem Fastenzustand befindet! Ich erinnere mich eines Verses, geschrieben auf einem Wirthshausschilde im Schwabenlande: „Das Lamm ist ein geduldig Thier, und wen es hungert und durstet, komme zu mir." Ich kehrte ein und hätte für Geld: Schinken, Braten, guten Wein u. dgl. m. erhalten können. Obgleich nun die Posthäuser auf der Straße von St. Petersburg nach Moskau, deren es wohl noch zwanzig geben mag, keine solche Aushängeschilder haben, so können Sie doch hier Alles eben so gut, und vielleicht noch besser haben, als beim Wirth zum geduldigen Lamme.

Unter solchen, für mich trostreichen Gesprächen, erreichten wir ein Posthaus. Wir kehrten ein, ich fand seine Aussage bestätigt. An den Wänden der mit prächtigen Möbeln verzierten Zimmer hingen Preisverzeichnisse in russischer, deutscher und französischer Sprache. Was mich aber am meisten überraschte, war, daß der Wirth sowohl, als die Aufwärter, geborne Deutsche waren. Wo hat der Deutsche sich nicht eingeschlichen! dachte ich, wo hat er nicht Wurzel gefaßt! In einem fremden Lande, wo es an Eingebornen, zu einer solchen Wirthschaft geschickt, doch gar nicht fehlt, weiß er die Erlaubniß der Obrigkeit zu erlangen, um in Kronsgebäuden — dieselben sind Eigenthum der Regierung — Wirthschaft zu treiben! weiß sich die Zufriedenheit der Reisenden zu erwerben, und die der Obrigkeit mit ihm, fortdauern zu lassen, trotz dem Neide der Eingebornen! Was ist es denn eigentlich, das den Deutschen in manchen fremden Ländern so beliebt, so achtbar, ja, so unentbehrlich macht? Es sind Fleiß, Geschicklichkeit, Reinlichkeit, Geduld, unverbrüchliche Ordnung und Treue! Eigenschaften, die dem geborenen Deutschen in der Regel eigenthümlich sind.

Ich ließ für mich und meinen armen Freund ein Mittagsessen auftragen, das sehr preiswürdig war.

Eine schöne Entdeckung! dachte ich und benutzte sie bis Moskau.

Groß-Nowgorod und die Gründung der russischen Monarchie.

Es war an einem freundlichen Nachmittage gegen 5 Uhr, als ich mit meinem Gefährten in Nowgorod (nicht zu verwechseln mit Nischnij-Nowgorod) ankam. Da es so schönes Wetter und noch so früh war, konnte Herr Schorse mich nicht bewegen, hier über Nacht zu bleiben. Bedenken Sie doch, sagte er, es sind noch 25 Werst bis zur nächsten Poststation, einer kleinen Kreisstadt. Auch finden wir bis dahin kein einziges Dorf, ja, nicht einmal ein Haus, wo wir einkehren könnten. Ich bin so müde, daß ich's Ihnen nicht sagen kann! Sind Sie denn gar nicht müde? —

Ich begreife heute noch nicht, wie es möglich war, daß ich gegen diesen armen Menschen, der mich mit so vieler Aufmerksamkeit behandelte, so grausam sein konnte. Genug, alle seine Vorstellungen und Bitten waren umsonst! nichts konnte mich bewegen, hier über Nacht zu bleiben. Nun so gönnen Sie mir wenigstens zwei Stunden Ruhe,

darauf mag's, wenn's einmal sein soll, weiter gehen, bat er mich. Zwei Stunden, sagte ich, will ich auf Sie warten und wenn Sie dann mitgehen wollen, wird es mir lieb sein. Jetzt legte er sich auf eine Bank, sein Felleisen diente ihm als Kopfkissen. Ich saß neben ihm. 25 Werst! es ist wahrlich zu viel für unsere ermüdete Knochen! ist eine Tagreise für Manchen! . . . so brummte er vor sich hin. Ich bin 40 Jahre alt, fuhr er fort, habe unter den Braunschweiger Jägern gedient, habe einen Theil von Frankreich und ganz Deutschland durchreist und habe überall Denjenigen gesucht, der sich mit mir im Marschiren hätte messen wollen... endlich finde ich ihn in Rußland... Aber Sie sollen ihren Mann auch an mir finden. Ich darf nicht unterlassen, Ihnen zu bemerken, daß uns auf diesem 25 Werst langen Wege von der rechten Seite eine feuchte Luft aus Sümpfen, und von der Linken nichts besseres von dem Kanal her anwehen wird, der sich von hieraus bis nach jener Kreisstadt und weiter zieht. Die Nacht ist feucht und kühl . . wir befinden uns dann zwischen keinen zwei Feuern... Ihr Frack ist kein Pelz... die Cholera ist nicht weit und am liebsten in sumpfigen feuchten Gegenden, solche Vorstellungen machte er mir.

Ruhen Sie 2 Stunden aus, sagte ich. Unterdessen gehe ich, die Stadt ein wenig in Augenschein zu nehmen. Doch nicht in Ernst? fragte er. In allem Ernste! sagte ich. Wenn Sie Lust haben mitzugehen, so machen Sie sich bereit. Gehorsamer Diener! rief er aus und drehete sich ein Paar mal auf seinem Lager herum. In zwei Stunden bin ich wieder hier, sagte ich und ging zur Thür hinaus. Ich fuhr in einer Droschke zuerst nach der Kirche zur heil. Sophie, die zu sehen, ich vor Neugierde brannte. Sie ist nach dem Muster der Sophienkirche in Constantinopel erbaut worden, ist viereckig, hat eine große hohe vergoldete Kuppel, die von vier kleinern umgeben ist. In ihrem Innern ist sie mit einer Menge von Heiligenbildern, von denen die meisten den Stempel eines hohen Alterthums tragen, reichlich ausgeschmückt; 12 kolossale Säulen tragen das Gewölbe. Diese Kirche, an die sich so viele geschichtliche Erinnerungen knüpfen, wurde schon im elften Jahrhundert erbaut, sie ist wohl die älteste in ganz Rußland. Im J. 1054, in welchem Jaroßlaw der Große starb, wurde sie eingeweiht. Hier war es, wo jener schlechte Mensch, Namens Peter, die falsche Beweisschrift hinter einem Heiligenbilde versteckte, wodurch, nach dem Zeugnisse der Annalisten, 60,000 Menschen den schauderhaftesten

Tod fanden. Dieser Peter, wegen seiner schlechten Streiche in Nowgorod bestraft, wollte sich an der ganzen Stadt rächen. Er verfaßte einen Brief, verrätherischen Inhalts an den König von Polen und versah ihn mit den Unterschriften des Erzbischofs und einiger hohen Würdenträger von Nowgorod, welche so täuschend nachgemacht waren, daß man nicht anders glauben konnte, als jene Männer hätten sie eigenhändig unterzeichnet. Dieses falsche Document versteckte er hinter ein Heiligenbild, eilte zum Zaren Iwan dem Schrecklichen nach Moskau und gab an, die Nowgoroder wollten das Vaterland an Polen verrathen. Dieser eilte nun mit seiner Leibgarde, die aus lauter Henkersknechten bestand, im Dezember d. Js. 1569 aus Moskau hierher und hielt das schreckliche Blutgericht. So erzählt Karamsin. Nach andern wollten die Nowgoroder ihre Stadt wirklich an Polen verrathen.

Die Zeit erlaubte mir diesmal nicht, alle historischen Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen, aber Alles, was ich in Nowgorod sah, erfüllte mich mit Wehmuth. Die Stadt, wahrscheinlich im fünften, nach andern im sechsten Jahrhundert und nach Strykowßkij schon vor Christi Geburt erbaut, ist von ihrer stolzen Höhe, auf der sie sechs Jahrhunderte hindurch gestanden, so tief herab gesunken, daß sie heutzutage kaum noch einen Schatten ihrer frühern Herrlichkeit zeigt. Und die Urenkel der vielleicht allzu übermüthigen Bürger! . . .

Wenn uns schon beim Anblick der Ruinen einst herrlicher Gebäude, die eine Geschichte haben, tiefe Wehmuth ergreift, wenn beim Erblassen eines glanz- und ruhmerfüllten Lebens unser Gefühl schmerzlich berührt wird, um wieviel schmerzlicher muß unser Herz betroffen werden beim Anblick eines in Knechtschaft versunkenen Volkes, dessen Väter einst frei waren, wie der Aar, der hoch in den Wolken des Himmels sein Nest baut. Ja, frei waren einst die Slawen, sagt Karamsin, als sie von Osten nach Westen zogen, um sich im Raume der Welt neue Wohnsitze zu suchen, frei waren sie, wie die Adler, die in den Wüsten der verlassenen Gebiete über ihren Häuptern kreisten.

In solchen Betrachtungen versunken, stand ich vor der Riesenmauer, welche die Stadt Nowgorod umschließt und auf der sich seine hochherzigen Bewohner einst zum Kampfe gegen die Mongolen rüsteten; — stand ich vor dem einstmaligen Hofe Jarosslaw des Großen, wo er dem freien Volke würdige Gesetze gab; durchwandelte ich die Gefilde an der Newa, wo Alexander Newßkij die Schweden und Litthauer

schlug und den liefländischen Rittern Bedingungen vorschrieb; stand ich am Wolkow, an der Schelona und ließ den Blick schweifen auf den Ilmensee, von wo Nowgorod einst seine Handelsschiffe nach Lübeck, seine Karawanen nach Constantinopel und durch dicke Urwälder nach Sibirien sandte, um mit deutschen, griechischen und asiatischen Waaren in die Heimath zurückzukehren!

Als der hanseatische Bund im J. 1250 gegründet wurde und ihm 70 Städte beitraten, trat auch Nowgorod bei. Die Deutschen brachten dem Freistaate Tücher, Getreide, Salz, Häringe und empfingen dafür Pelzwerk, Hanf, Flachs, Honig, Talg, Wachs. Wie blühend war damals sein Handel, wie mächtig sein Kriegsheer, denn er stellte nebst dem Fußvolk auch 30,000 Reiter in's Feld; wie zahlreich waren seine Einwohner, man schätzte sie auf 400,000. Was Wunder denn, daß dieser mächtige Staat sich jenen berühmten Wahlspruch beilegte, mit dem sein Heer in's Schlachtgewühl stürtzte: „Ochto moschet stoiati protiv Bocho dai Welik Nowgorod?" (Wer vermag etwas gegen Gott und Groß-Nowgorod?) Seltsam ist es, daß die Leibeigenen aus dem Nowgorod'schen noch immer einen gewissen Stolz darin suchen, daß sie aus diesem Gebiete herstammen. Mit Stolz sagt ein solcher immer: Ja Nowgorodskoi! (Ich bin ein Nowgoroder!) — Ueber keinen Gegenstand in der Geschichte ist so viel gestritten worden, als über die Abstammung und Herkunft der Slawen. Man hält die alten Sarmaten für ihre Stammältern. Da aber die Geschichtschreiber des classischen Alterthums alle Völker, welche das nördliche Europa und Asien bewohnten, Sarmaten zu nennen pflegten, so sieht man daraus, daß ihre Werke den neuern Geschichtsforschern nur Stoff zu Vermuthungen über die wahre Abstammung der Slawen darbieten. Tacitus theilt die Sarmaten in zwei Stämme, in Roxolanen und Jasyken oder Jasiggen. In diesem letztern ist die Wurzel rein slawonisch. Jasyk heißt noch heutzutage bei den Russen und bei andern Slawen, wenn diese das Wort auch anders schreiben, Zunge, Sprache, und in dem Namen Roxolanen will man die Russen oder Rossen erkennen. Dies letztere ist nicht so wahrscheinlich, als das erstere, denn man kann die Jasyken als die Stammältern der Slawen betrachten. Der gelehrte Schaffarik bestreitet aber auch dies, indem er behauptet, die Alten hätten die Vorfahren der Slawen, weder Sarmaten noch Skythen, sondern Serben oder Wenden genannt. Wie Jornandes, ein gothischer Geschichtsschreiber aus dem

6. Jahrh. berichtet, müssen die Wenden schon im Anfange unserer Zeitrechnung in einem Theile des heutigen Rußlands ihre Wohnsitze gehabt haben. Sie wurden von dem mächtigen Gothenkönige Hermanrich gänzlich besiegt. Ueberhaupt war das heutige Rußland der Tummelplatz der Weltstürmer, die nach dem ermatteten Römerreiche zogen. Aber woher nun der Name Slawen, da er mit den Namen der Völker, welche für ihre Stammältern gehalten werden, mit den Sarmaten, Wenden, Jasiggen, Roxolanen, Anten, Serben u. s. w. nicht die geringste Aehnlichkeit hat? Das ist eine Frage, über die eben so viel gestritten wurde, als über die Abstammung der Slawen. Einige Gelehrte, unter denen auch Karamsin, leiten ihn von Sláwa, d. h. Ruhm, Glanz, Ansehen, Ehre, Herrlichkeit, ab. Die Slawen müssen demnach Männer mit solchen Eigenschaften sein. Andere dagegen leiten ihn von Slòwo, das Wort, die Rede, ab. — Nach dieser Wortableitung nannten die Slawen sich Männer des Wortes und der Rede, während sie alle westeuropäische Nichtslawen: Njemzi, d. h. Stummen, nannten, worauf Viele, unter denen auch der russ. Schriftsteller Iwan Golowin, sich etwas zu Gute thuen, denn dieser sagt in seinem Werke: „Rußland unter Nikolai I." mit Salbung: „Die Slawen nennen sich Männer des Ruhmes und der Rede, während sie die Deutschen Stummen nennen."

Wenn auch der Name Njeméz einen Stummen bedeutet, indem er von nemy, stumm, abgeleitet zu sein scheint, so gereicht dies den Slawen doch eben so wenig zur Ehre, wie den Deutschen zur Unehre. Denn Herr Golowin und seine Landsleute sind reicher an andern Dingen, als an Thaten, voll Ruhm, Glanz, Herrlichkeit, Lob, Ehre; und daß wir Deutschen Stumme seien, müssen sie sich selber weiß machen, eine andere Nation glaubt es ihnen nicht. Es ging wohl mit dem „Njeméz" wie in der Türkei mit dem Namen Franke; denn ein jeder Nichtorientale wurde und wird noch im Orient „Franke" genannt. Nur auffallend ist es, daß, als man in Rußland anfing, die Westeuropäer dadurch zu unterscheiden, daß man sie mit ihrem Völkernamen bezeichnete und den Franzosen Franzus, den Italiener Italijánez, den Engländer Anglitschánin u. s. w. nannte, man das sonderbare Wort Njeméz allein zur Bezeichnung des Deutschen beibehielt, da es doch nicht die geringste Aehnlichkeit mit irgend Etwas aus unserm ganzen deutschen Nationalcharakter, und auch nicht mit unserm Ländernamen hat, den die Russen in ihre Schriftsprache aufgenommen haben, nämlich Germanija.

Njemèz und Germanija! welch ein Mißklang, gegen den: „Franzus und Franzija, Italiánez und Italija u. s. w." wahre Harmonie sind! Wie ganz anders würde das Wort Germanéz klingen, das der Russe auch in seiner Sprache hat; aber er gebraucht es nur, um die uralten Deutschen damit zu bezeichnen. Doch warum hat man den Ländernamen Germanija für Deutschland, wenn man den Deutschen, der dieses Germanija bewohnt, nicht Germanéz nennen kann, aufgenommen? Man sieht hieraus, daß die Logik und der Geschmack der russ. Grammatiker keine andere Nation zur Nachahmung reizen können. Wir würden über dieses Wort nicht so viel gesagt haben, wenn es von den Russen nicht auch zugleich mit einem gewissen Spötteln ausgesprochen würde. Wörter, welche ein Gebrechen bezeichnen, als: Stummer, Krummer, Lahmer, Buckel pflegt man, wenn man sich dabei ein solches Individuum anschaulich macht, entweder mit Mitleid oder — größtentheils — mit Spott auszusprechen. Denn wer das Unglück hat, hat auch den Spott. Dies harmonirt nun freilich nicht mit dem, was wir auf S. 247. über die Höflichkeit der Russen gegen die Deutschen sagten. Was hierauf geantwortet werden kann, ist, daß man oft artig gegen den ist, der Etwas verfertigt oder verkauft, was bei keinem Andern so schön und solide zu erhalten ist, wenn man ihn auch sonst verachtet. Wehe den Deutschen und überhaupt den Ausländern in Rußland, wenn es einmal durch die Reibungen der altrussischen mit der neurussischen Partei oder durch andere nimmer ruhenden Köpfe zu einem etwas anhaltenden Durcheinander käme! Die Deutschen wären die Ersten, welche vom russ. Pöbel geplündert werden würden, wären das erste Wild, das man sich zur Hetze auserköre! — Endlich ist noch über den Namen Njemèz zu sagen, daß er wohl dadurch entstanden ist, daß die Deutschen aus allen Völkern des Abendlandes die Ersten waren, die mit den Slawen Handelsgeschäfte machten und da sie mit ihnen nicht sprechen konnten, nannte man sie Njemzi. Auch die Türken und Ungarn haben dies Wort von den Slawen entlehnt. Schließlich aber müssen wir noch der Meinung anderer Gelehrten hier erwähnen, nach welcher das Wort Slave von dem altdeutschen Slavan, d. i. schweigen, abgeleitet ist; denn da die Slawen schwiegen, als sie von den Deutschen angeredet wurden, erhielten sie diesen Namen. Es sind demnach Männer des Schweigens. — Wie dem nun auch sein mag, Jener Jornandes ist der Erste gewesen, der dieses Volk unter dem Namen Slawen in die Geschichte ein-

führte. Nach Karamsin waren es byzantische Schriftsteller, welche der Slawen zuerst erwähnten — doch vor dem 6. Jahrh. gewiß nicht!

Dieser russ. Geschichtschreiber behauptet auch, „daß die slawischen Völker, ansäßig vom baltischen bis zum adriatischen Meere, von der Elbe bis nach Asien, durch ihre Kopfzahl, wie durch ihre persönliche Tapferkeit, mächtig genug gewesen wären, um ganz Europa zu beherrschen; daß sie aber, machtlos durch getheilte Kraft und Streitigkeiten ihre Unabhängigkeit fast überall verloren hätten. Eins jedoch von diesen Völkern, die Russen, durch Drangsale erprobt, setzt jetzt, durch seine Macht und Größe, die Welt in Erstaunen. Alle andern, welche ihre Wohnsitze in Deutschland, Illyrien und Mösien behielten, gehorchen fremden Herrschern, und einige verlernten sogar die Sprache ihres Volkes."

Von allen Stämmen dieser großen Volksfamilien sind zwei derselben die interessanteste für unsere Erzählung. Der eine Stamm sind die alten Anwohner des Ilmensees und des Wolkow, welche den Staat Nowgorod gründeten und baltige Slawen, auch Slowéjenen, von Slówo abgeleitet, genannt wurden; der andere, die Gründer des Staates Kiew, welche unter dem Namen Poljänen (Polen, Laichen) bekannt sind. Sonst bewohnten auch noch viele andere slawischen Stämme das heutige Rußland, die verschiedene Namen hatten.

Neben den baltischen Slowjénen wohnten finnische Stämme, deren große Volksfamilie sich auf der ungeheuren Strecke von der Newa bis zum Ende der Lena, tief in Asien, verbreitet hatte und noch verbreitet ist. Daher sind die Finnen nach den Russen, auch noch heutzutage das zahlreichste Volk in ganz Rußland. Wie die Slawen, hatten auch sie verschiedene Namen z. B. Esthen, Liven, Ischoren, Karelier, Permer u. s. w. — Von andern Nationen umgeben und ihnen unterthänig, sagt Karamsin, verloren die Slawen die Einheit ihrer Sprache, und es entstanden im Verlauf der Zeit verschiedene Mundarten derselben, von denen folgende die bedeutendsten sind.

I. Die russische, die ausgebildetste von allen übrigen und die am wenigsten mit fremden Wörtern vermischte;

II. die polnische, vermischt mit vielen deutschen und lateinischen Wörtern;

III. Die tschechische in Böhmen und Mähren; sie ist dem Dialecte der altrussischen Bibelübersetzung am ähnlichsten und steht in der Mitte zwischen der polnischen und kroatischen Sprache; der in Un-

garn übliche Dialect wird der slawakische genannt und ist nur in der Aussprache von der tschechischen unterschieden;

IV. die illyrsche, d. i. die bulgarische, bosnische, serbische, slawonische und dalmatische;

V. die kroatische, der windischen in Steiermark am ähnlichsten, aber auch ähnlich den Mundarten in der Lausitz, im Kasubischen und Buchawischen. — In Meißen, Brandenburg, Pommern, im Mecklenburgischen und auch im Lüneburgischen war vor Zeiten die slawonische Sprache Volkssprache. Die Böhmen und Polen, welche sich zur römisch-katholischen Kirche bekennen, nahmen das lateinische Alphabet an, mit Hintansetzung des vom Papste Johann VIII. den Aposteln der Slawen, Cyrillus und Methodius gestatteten, vom Papste Johann XIII. aber strenge verbotenen cyrillischen oder slawonischen.

Aber wo kamen die Russen her? und wie ging es zu, daß sie ein Volk und ein Staat wurden? Darüber haben die Gelehrten sich ebenfalls viel gestritten, und sind noch im Streite, obgleich einige Autoritäten, wie Schlözer, Müller, Karamsin und Schaffarik bis zur Ueberzeugung bewiesen haben, daß die Erzählung Nestors hierüber Wahrheit ist. Und wie ist dieses Reich seitdem herangewachsen! es ist eins der größten, die jemals existirt haben! es umfaßt einen Flächenraum von 400,536 Q. M., wovon das Großfürstenthum Finnland 6800, das Königreich Polen 2319, und das eigentliche Rußland, sowohl das europäische als asiatische, mit Einschluß der den Russen unterthänigen Kirgiskasakischen Horden und der nordamerikanischen Besitzungen, 3,91417 Q. M. einnimmt. Ein kolossales Land! Was war das Reich der Römer, in seinem höchsten Glanz an Umfang, gegen diesen Staat! einen Staat, dessen Zusammensetzung, sähen wir sie nicht in der Wirklichkeit, uns fabelhaft vorkommen müßte; denn ist es nicht wunderbar, daß man Länder, welche durch die ewigen Grenzen der Natur: durch unermeßliche Wüsten, undurchdringliche Wälder, eisige und glühende Himmelsstriche geschieden sind, wie Astrachan und Lappland, wie Sibirien und Besarabien, mit dem eigentlichen Russenreiche zu einem Ganzen verschmelzen konnte? Aber wie klein ist seine Volkszahl! sie beträgt 66,102,154 Köpfe, wovon auf Finnland 1,412315, auf das Königreich Polen 4,851639 und auf das übrige Rußland 59,838200 kommen. Obgleich diese Zahlen von dem Statistiker Arsenjew schon

vor einigen Jahren angegeben wurden, so zweifeln wir doch, daß heutzutage die Kopfzahl größer ist. — Aber wie entstand das Russenreich? — Die meisten slawischen Stämme wurden in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung von andern Völkern unterjocht, durch die Gothen, Hunnen, Awaren, Chasaren; nur die baltischen Slowjénen lebten einige Zeit unabhängig und in einer Art demokratischen Verfassung. Da kamen fremde Eroberer, Normanen, übers Meer herüber und belegten die Slowjénen mit Tribut. In dieser Zeit und später hatten die Skandinavier sich allen Küstenstrichen furchtbar gemacht. In England wurden sie Dänen, in Frankreich Normanen und in Rußland Waräger, genannt. Sie beraubten nicht allein die Seestädte, sondern drangen auf den Strömen auch tiefer ins Land ein und plünderten, z. B. Köln, Paris, Hamburg. Zwei Jahre hatten sie die Slowjénen mit einem leichten Tribut belegt, als diese sammt ihren Nachbaren sich einigten und die fremden Zwingherren wieder übers Meer zurückjagten. Jetzt aber entstand unter den Slowjénen und Finnen eine große Anarchie; alle wollten befehlen, keiner wollte gehorchen, es gab unter ihnen keine Sicherheit des Eigenthums und keine Gerechtigkeit mehr. Da rieth Gostomysl, ein von allen geachteter Greis, sich aus den tapfersten Warägern einen Herrscher zu wählen, soll das schöne Reich der Slowjénen nicht in Anarchie untergehen. Diesem Rathe zufolge wurde eine Gesandtschaft, in der sich auch Finnen befanden, zu den Skandinaviern geschickt, die zu den Tapfersten, nach Nestor, also sprach: Unser Land ist groß und gesegnet, wir haben alles in Ueberfluß; nur Ordnung und Gerechtigkeit fehlen uns; kommt daher zu uns und seid unsere Fürsten, und herrscht über uns! — Kurze, kräftige Worte! Drei Brüder aus dem Stamme Roß oder Ruß, Namens Rurik, Sineus und Truwor, entweder durch ihr Geschlecht, ihre Tapferkeit oder ihre Reichthümer berühmt, nahmen es an, über Männer zu herrschen, die zwar für ihre Freiheit zu kämpfen, aber die erkämpfte nicht zu bewahren verstanden. Von zahlreichen Waffengefährten umgeben, verließen sie (862) ihr Vaterland auf immer und zogen als Fürsten zu den Slowjénen und Finnen. Im Jahre 1862 wird daher Rußland die tausendjährige Gründung seine Reiches feiern. Nach allen Anstalten zu urtheilen, welche gegenwärtig schon getroffen sind, wird das ein Fest geben, großartig, wie Rußland noch keins erlebt hat. Rurik schlug seinen Herrschersitz am Ladoga-See, Sineus am weißen

See, Truwor in Isborsk auf. Bald aber starben beide letztern. Rurik zog ihr Land ein und schlug seine Residenz in Nowgorod auf. Sein Reich bestand aus den heutigen Gouvernements Nowgorod, St. Petersburg, Pskow und der Provinz Esthland. Rurik führte bald das Feudalsystem ein. Seine Landsleute erhielten die höchsten Ehrenstellen; aus ihnen hatte er sich auch seine Leibwache gebildet, kurz, die Waräger spielten die Herren in ihrem neuen Vaterlande. Die einheimischen Großen aber hetzten bald das gemeine Volk gegen den Herrscher auf. Es entstand ein heftiger Aufruhr: der Kniäs Wiädim stand an der Spitze. Aber Rurik, umgeben von seiner starken Leibgarde, zog ihm entgegen und erschlug ihn mit eigener Faust. Der Aufruhr war bald gedämpft. Der Herrscher zog nun den Strick der Despotie noch straffer an. Nowgorod belegte er mit einer Abgabe von 2 Zentner Silbers jährlich. — Zwei Normänner, Namens Oskold und Dir, die mit Rurik in's Land gekommen waren, zogen an der Spitze vieler ihrer Landsleute gegen Constantinopel, um Beute zu machen. Als sie an die Ufer des Dniepr kamen, erblickten sie das hochgelegene Kiew, damals noch ein Städtchen. Seine slawischen Einwohner, die Poljänen, zahlten den Chasaren Tribut. Oskold und Dir schlugen die Chasaren, eroberten Kiew und herrschten als Fürsten darin. Viele Normänner zogen nun hieher, und so vermischten sich die Skandinavier, sowohl im Nowgorod'schen als im Kiew'schen mit den Slawen, und nannten sich nach Rurik's Familiennamen: Rossen oder Russen. Nestor sagt: diesen Namen gaben uns die Waräger, denn früher hießen wir Slawen. Oskold und Dir waren die ersten russischen Fürsten, welche einen Feldzug nach Constantinopel unternahmen, der aber ungünstig für sie ausfiel, denn das Meer tobte fürchterlich und verschlang viele ihrer Fahrzeuge. Nach der Tradition sollen Oskold und Dir damals in Constantinopel das Christenthum angenommen haben. Rurik setzte, da sein Sohn Igor noch sehr klein war, seinen Neffen Oleg zum Regenten ein und starb im J. 879, nachdem er 17 Jahre regiert hatte. Oleg mochte sich unter den freiheitsliebenden, zu Aufständen geneigten Nowgorodern nicht heimisch gefühlt haben; denn er zog mit Igor und an der Spitze eines starken Heeres tief ins Land ein, eroberte Smolensk und darauf Kiew, wo er Oskold und Dir meuchelmörderisch umbringen ließ. Kiew gefiel ihm so sehr, daß er hier sein Hoflager machte und ausrief: Du sollst von nun an sein die Mutter aller russischen Städte!

Nachdem er sich ringsumher alle andern noch unabhängigen Volksstämme unterworfen, und den Thron seines Mündels in Kiew befestigt hatte, zog er an der Spitze eines gewaltigen Heeres gegen Constantinopel und erzwang von dem griechischen Kaiser einen für sich eben so vortheilhaften, als für Byzanz schmählichen Frieden. Er nagelte, zum Zeichen des Sieges der Russen, seinen Schild auf eins der Thore und zog mit reicher Beute nach Kiew zurück. Er unterwarf sich nach und nach noch viele Gebiete, auch Podolien, Wolhynien und selbst Galizien. So wurde Rußland schon im 10. Jahrhundert ein mächtiger Staat. Oleg vermählte seinen Neffen Igor mit Olga, einer armen Warägerin, die aber ein Ideal von Schönheit und von so gebildetem Geiste war, daß sie von den Russen: die Weiseste der Sterblichen, genannt wurde. — Oleg starb (912), nachdem er 33 Jahre regiert hatte. Ihm folgte nun Igor in der Regierung. Auch er unternahm zwei Feldzüge gegen Constantinopel, wovon nur der letztere günstig für die Russen ausfiel, doch bei weitem nicht so wie der Oleg's. Die Vornehmsten der Waräger standen in so hohem Ansehen, daß der Großfürst keinen Frieden ohne ihre Einwilligung unterzeichnen konnte. Auch mußte er mit ihnen die Beute theilen. Einmal sagte Igor zu seiner Leibgarde: Laßt uns auf Tribut ausgehen, d. h. die Abgaben der Unterthanen auf keine freundliche Weise eintreiben. Sie gingen zu den Derewjern, die Oleg unterworfen hatten, und plünderten sie. Igor, ein habsüchtiger Fürst, schickte die meisten seiner Begleiter nach Hause, damit die noch übrige Beute für ihn und die wenigen, die er bei sich behielt, sein sollte. Die Derewjer aber, ergrimmt, daß man noch mehr Tribut von ihnen verlangte, ermordeten den Fürsten sammt seinen paar Begleitern auf eine grausame Weise (945). Jetzt führte Olga, da ihr Sohn Swiätoßlaw noch klein war, die Regentschaft. Sie rächte ihres Mannes Tod auf eine schauderhafte Art an den Derewjern. Darauf durchreiste sie die Provinzen und zeigte sich als eine populäre und weise Regentin: sie verbesserte da, wo es zu verbessern gab, sie brachte da Ordnung zu Stande, wo Unordnung geherrscht. Endlich, nachdem sie 10 Jahre regiert hatte, übergab sie die Regierung ihrem Sohne Swiätoßlaw, ging nach Constantinopel und ließ sich taufen, wobei sie den Namen Helena erhielt. Nach Kiew zurückgekehrt, wollte sie auch ihren Sohn bewegen, das Christenthum anzunehmen. Dieser aber erwiederte, daß seine Kriegsleute ihn auslachten, wenn er eine andere Religion annehmen

würde, und so blieb er Heide. Doch duldete er die Christen in Kiew, welche hier schon eine Kirche hatten. Der höchste unter den Göttern der alten Russen war Perun, bei ihnen der Gott des Himmels und der Erde. In Kiew hatte er seine Bildsäule auf dem „heiligen Hügel", nahe am Palaste des Fürsten; zu Nowgorod am Ufer des Flusses Wolkow. Sie war hölzern, hatte aber einen silbernen Kopf mit goldenem Schnurbart. Um sie herum standen die Götzenbilder der kleineren Gottheiten, z. B. des Daschbog, Stribog, Woloß u. a. Einige Feste zu Ehren der alten Gottheiten werden noch heutzutage vom gemeinen Volke fröhlich begangen, am 24. Juni, am 2. Juli, am 1. Sonntage nach Christi Himmelfahrt und an andern Tagen. Daß jene Götzenbilder nicht mit Namen genannt werden, dafür haben die Popen gesorgt; doch hört man dabei noch manche heidnische Namen. Die Mädchen und heirathslustigen Wittwen fragen ihr Schicksal, ob sie bald Männer erhalten würden u. dgl. m. Diese Feste werden unter allerlei Spielen und Nationalgesängen, — hier und da auf dem Kirchhofe, und auch Nachts begangen. — In St. Petersburg wohnt ihnen manchmal der Kaiser und andere Glieder seines Hauses auf kurze Zeit bei.

Swiätoßlaw war einer der abgehärtesten Kriegsmänner, die es je gegeben; er lebte nur für den Krieg und dachte nur an's Erobern fremder Länder. Im Lager hatte er weder Bett noch Zelt, die Decke seines Pferdes war sein Bett, der Sattel sein Kopfkissen. Seine Speise bestand aus Pferdefleisch oder Wild, das er auf glühenden Kohlen röstete. Nachdem er die ihm zunächst erreichbaren fremden Völker, unter denen auch die Chasaren, theils unterworfen, theils besiegt hatte, schloß er ein Bündniß mit dem griechischen Kaiser und rückte, 967, an die Donau vor, um das Königreich der Bulgaren, das damals unabhängig war, später aber zu wiederholten Malen eine Beute der Griechen wurde, zu erobern. Er drang auch bis in die Hauptstadt vor und wurde Herr des Landes. Allein der Kaiser sah mit Neid und Sorge auf diesen gefährlichen Nachbarn, daher erklärte er ihm den Krieg. Swiätoßlaw hatte jetzt um so mehr Ursache, mit seinem Kriegsheere heimzukehren, als die Petschenegen, ein wilder Türkenstamm, Kiew und das Leben Olga's bedroheten. So zog er heim. Das Leben an der Donau in der Nähe des schwarzen Meeres und Constantinopels gefiel ihm unendlich besser, als das in dem trüben engen Kiew. Daher beschloß er nach dem Tode seiner Mutter (969), seine Residenz

am rechten Ufer der Donau zu nehmen. In die Herrschaft des russ. Reiches setzte er seine drei Söhne: Jaropolk erhielt Kiew, Oleg das Land der Derewjer und Wladimir Nowgorod. Darauf zog er wieder gegen die Bulgaren, besiegte sie zum zweiten Male und bedrohete selbst Constantinopel. Aber sein Heer war am Ende ganz aufgerieben und so sah er sich genöthigt, abermals nach Kiew zurückzukehren. Auf dem Wege dahin, an den Dnjeperschnellen, überfielen ihn aber die Petschenegen und erschlugen ihn sammt dem Rest seiner Leibgarde. Der Chan dieser Barbaren ließ seinen Schädel in Gold und Silber einfassen und zu einem Pokal einrichten, aus dem er trank. Karamsin nennt Swiätoßlaw den Alexander des Norden. Jetzt kam es zwischen den Brüdern zum Kriege. Der älteste siegte und Oleg verlor sein Leben, Wladimir, der dritte, aber floh über's Meer zu den Normannen. — Das war die Folge der ersten Zerstückelung des Reiches, die später wiederholt und so viele Drangsale über Rußland brachte! Jaropolk führte nun zwei Jahre lang die Alleinherrschaft. Da kehrte Wladimir mit einer Menge tapferer Norweger zurück, entflammte die Nowgororder zum Kriege gegen seinen Bruder, schlug ihn, und ließ ihn in Kiew ermorden. Wladimir nahm das Christenthum an, wie wir auf S. 89 gesehen haben. Wild und grausam wie er als Heide war, wurde er als Christ sanft wie eine Taube, und ein liebreicher Vater aller Armen. Nie bewirthete er seine Großen, ohne der Armen thätig zu gedenken, denn auch für sie war jedesmal der Tisch in seinem Palaste gedeckt. Damit aber auch die Kranken und Schwachen, die nicht erscheinen konnten, nicht ausgeschlossen blieben, ließ er Fleisch, Fische, Brot, Gemüse, Meth und Kwaß in den Straßen umher führen und fragen: „Wo sind Kranke, Schwache und Nothleidende, damit sie Speise erhalten?“ Selig! rief er immer aus, sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Er schaffte auch die Todesstrafe ab, die er indeß, auf den dringendsten Rath der geistlichen und weltlichen Behörden wieder einführte. Unter seiner Regierung erhob Rußland sich zu einer ungeheuren Macht. In allen seinen Kriegen war er glücklich und eroberte viel fremdes Land. Aber zum Unglück für das Reich, theilte auch er das Land unter seine elf oder zwölf Söhne, die zwar unter dem ältesten, als dem Großfürsten, nach Lehnsrecht stehen sollten, was aber nicht oder doch nur immer auf kurze Zeit geschah. Unter diesen zwölfen machte sich Swiätopolk, der eigentlich

nur Wladimirs Neffe war, durch sein schlechtes Herz und einen dreifachen Brudermord in der russischen Geschichte sehr berüchtigt. Er war der Sohn des ermordeten Jaropolk. In den gräßlichen Bruderkriegen trug endlich Jaroßlaw, ein Sohn Wladimir's, der bei der Theilung Nowgorod erhalten hatte, den Sieg über alle andere davon und machte sich zum Alleinherrscher von ganz Rußland. Wladimir starb 1015, nachdem er 35 Jahre regiert hatte. Sein Leichnam wurde in der Zehendkirche zu Kiew beigesetzt.

Eine, in ihren Folgen höchst wichtige Begebenheit trug sich in diesem Bruderkriege in Nowgorod zu. Rurick und Wladimir hatten viele Skandinavier mit in's Land gebracht, und viele waren auch so gekommen, weil sie gute Aufnahme fanden. Diese gewaltigen Haudegen waren aber nicht gekommen, um zu gehorchen, sondern um zu befehlen. Der Fürst machte sie auch zu den ersten Beamten im Staate, sie bildeten den hohen Rath.

Lange hatten die geborenen Nowgoroder mit Neid und Verdruß auf sie gesehen, und ihnen Rache geschworen. Endlich im Jahre 1018, wie der Chronist erzählt, rotteten sich die Nowgoroder in Massen zusammen und erschlugen fast die ganze Leibwache Jarosslaw's.

Das war grade zu der Zeit, als der Brudermörder Swiätopolk, der sich des großfürstlichen Thrones bemächtigt hatte, von Kiew aus im Begriffe war, gegen Nowgorod zu ziehen, um auch noch Jarosslaw aus dem Wege zu räumen. Um so schmerzlicher mußte diesem der Verlust seiner Leibwache sein, auf deren Treue und Tapferkeit er sich verlassen konnte. Außer sich vor Zorn und Wuth, beschloß er ihren Tod zu rächen.. Er lud alle Großen, die den Aufstand geleitet hatten, freundlich zu sich in seine Burg ein, um sie zu bewirthen. Sie gingen in die Falle; er ließ sie alle ermorden. Kaum war das geschehen, so erhielt er Kunde von der Absicht jenes Bösewichts. Was sollte er jetzt anfangen? die Nowgoroder waren empört über den Meuchelmord an so vielen ihrer Mitbürger. Doch die Analen der Republiken, sagt Karamsin, zeigen uns gewöhnlich die kräftige Wirkung menschlicher Leidenschaften, Ausbrüche des Edelmuthes und nicht selten den rührenden Triumph der Tugend inmitten der Empörungen und Verwirrungen, die einer Volksherrschaft eigenthümlich sind. Jarosslaw wollte entfliehen zu den Skandinaviern; aber das Volk, entrüstet über den Brudermörder Swiätopolk, eilte ihm nach und sprach: „Du hast

unsere Brüder zwar getödtet, aber wir verzeihen Dir und sind alle bereit, mit Dir zu ziehen gegen den Brudermörder. Hast du kein Geld, nimm alles was wir haben!" und damit zerhieben sie das Fahrzeug, auf dem er entfliehen wollte. An der Spitze eines starken Heeres, zog nun Jarosslaw seinem Bruder entgegen, schlug ihn und zog siegreich in Kiew ein, wo er so große Kriegssteuer erhob, daß jeder aus seinem Heer ein Pfund Silbers erhielt. Swiätopolk war zu seinem Schwiegervater Bolislaw, dem Könige von Ungarn geflohen. Dieser setzte ihn wieder auf den Thron von Kiew; ärndtete aber den abscheulichsten Undank dafür, denn Bösewichter kennen keine Dankbarkeit. Jarosslaw vertrieb ihn zum zweitenmale aus Kiew, und diesmal kam der Schändliche auf der Flucht um. Jetzt machte sich der Sieger zum Alleinherrscher von ganz Rußland. Zuerst vernichtete er die Macht der Petschenegen, der gefährlichen Feinde Rußlands, und darauf begann er sich groß als Staatsmann zu zeigen. Er erhob Kiew zu einem solchen Glanze, daß man es das zweite Constantinopel nannte. Er gründete auch viele neue Städte, und für das Aufblühen der Cultur that er außerordentlich viel. Selbst übersetzte er mehrere theologische Schriften in's Slawonische. Er verstand, wie der Annalist sagt, fünf oder sechs Sprachen. Den Nowgorodern aber gab er aus Dankbarkeit seinen siebenzehnjährigen Sohn zum Statthalter und verlieh ihnen die ausgedehntesten Freiheiten (1026), in Folge dessen dieser Staat sich zu einer Republik ausbildete. Nowgorod hatte zwar bis zu seinem Untergange (1478) einen fürstlichen Statthalter, der aber ohne Einwilligung des Senats und des Volkes nichts beschließen durfte. So groß Jarosslaw auch als Gesetzgeber und Staatsmann war, beging er doch auch denselben Fehler, den sein Vater und Großvater begangen hatten, denn auch er theilte das Reich unter seine fünf Söhne. Issjässlaw, der ältere, erhielt den großfürstlichen Thron von Kiew, die andern sollten unter ihm stehen nach Lehnsrecht. Kurz vor seinem Tode ermahnte er seine Söhne, dem ältern zu gehorchen und in Eintracht mit ihm zu leben. Er starb 1054, nachdem er 35 Jahre als Großfürst regiert hatte. Sein Leichnam wurde in einen marmornen Sarg gelegt und in der Sophienkirche zu Kiew, die er auch selbst erbaut hatte, beigesetzt. Noch heutzutage wallfahret das fromme russ. Volk zu seinen heil. Gebeinen. Nach Jarosslaw's Tode geht Rußland mit raschen Schritten der tiefsten Erniedrigung entgegen, Bruderkriege bre-

chen aus, die das Land drei Jahrhunderte hindurch verheeren. Sein Sohn und Nachfolger auf dem Großfürstlichen Throne, Isjässlaw I., wird von seinen Brüdern vertrieben und gelangte nur durch fremde Mächte wieder auf seinen Thron. Rußland wankt in seinen Grundfesten und geht während dieser 3 Jahrhunderte seiner Auflösung entgegen! ja, seine Einheit wird sogar in der Idee vernichtet, denn schon Andreas, ein Fürst von Susdal, legte sich zugleich mit Isjässlaw III. Davidowitsch, den Titel eines Großfürsten von Westrußland bei und wählt sich Wladimir an der Kliasma zu seiner Residenz, während Isjässlaw, ohnmächtig auf dem Großfürstlichen Throne zu Kiew saß. Dieser letztere regierte nur zwei Jahre, von 1157 bis 1159. Sein Nebenbuhler Andreas kam 1175 durch Meuchelmord um. Noch in dem darauf folgenden Jahrhundert verlor auch das ehrwürdige Kiew seinen Metropolitansitz, den Jarosslaw eingeführt, denn der Metropolit Maximus zog im J. 1299 mit seinem ganzen Clerus nach Wladimir an der Kliasma. Die Geschichte dieser drei Jahrhunderte ist ein Chaos, in das noch kein Geschichtsforscher helles Licht und Ordnung zu bringen vermochte. Kurz, die Bruderkriege, die das Land verheerten und die nationale Kraft spalteten, machten es den Mongolen leicht, in das uneinige ermattete Reich einzubrechen, und ganz Rußland mit einem schmählichen Tribut zu belegen. Nur allein der Freistaat Nowgorod empfand nichts von diesem Elend. Er war durch innere Einigkeit und seinen Handel so reich, so blühend und mächtig geworden, daß selbst die Mongolen, nachdem sie fast alle russischen Hauptstädte in Asche gelegt hatten, es nicht wagten, ihn anzugreifen.

Nowgorod's Verfassung wurde auf folgende Weise gehandhabt.

Es hatte einen Namestnik, einen Prinzen von Geblüt, der Statthalter des Großfürsten und Oberbefehlshaber des freistaatlichen Heeres war; ferner einen Posadnik oder, wie es scheint, auch mehrere zu gleicher Zeit, die in ihrem Amte ungefähr das waren, was die Consule bei den Römern, oder auch die Bürgermeister in den deutschen freien Städten sind; ferner einen Tausendmann oder Volkstribunen, der die Handlungen des Statthalters und der Posadniks zu überwachen hatte. Vielleicht stand er auch im Kriege an der Spitze von tausend Mann, oder sein Amt im Staate dehnte sich über so viel Mann aus, daher sein Name. Aus den Grundbesitzern erster Classe wurden die Bojaren erwählt, eine Würde, mit der man in andern russischen Staaten den

höchsten Adel bezeichnete; denen folgten im Ansehen die Kaufleute und ihnen das Volk. Diese Republik war Anfangs nur wie ein Leibgedinge des Großfürsten und wie ein Staat im Staate zu betrachten; bei dem Verfall des Großfürstlichen Ansehens aber entwickelte sie immer mehr und mehr ihre republikanische Form, und ihre Verfassung war am Ende rein demokratisch. Sie blieb zwar in einem gewissen Verhältnisse zum Großfürsten; aber es trennten sich die beiden hohen Würden: Nowgorod hatte in der Person des Fürsten den fürstlichen Statthalter, in der der Posadnicks aber die Oberhäupter der Republik. Dieser Freistaat hatte auch eine Art von Geschworenengericht, wie Karamsin sagt; denn in den Jarosslaw'schen Gesetzen steht geschrieben, daß der Ankläger bei jedem Gerichtshandel mit dem Beklagten zur Untersuchung von 12 Bürgern erscheine, Geschwornen, die jeden Rechtshandel nach ihrem Gewissen erwägen mußten.

Nowgorod verdankte seine Unabhängigkeit, seine Macht und seinen Handel, mit dem es sich so unermeßliche Reichthümer erworben, nur dem Freibrief Jarosslaw's, auf den es sich auch immer berief, wenn irgend ein Großfürst seine Rechte antasten wollte. Das schmähliche Joch, das die Mongolen den Russen auferlegt hatten, war für Nowgorod sehr günstig, denn da dieser Staat davon verschont blieb und er später durch reiche Geschenke — anders nannte er den Tribut nicht, den er gab — sich mit den Chanen abfand, so fehlte auch den russischen Großfürsten die Macht, seine Unabhängigkeit anzutasten: allein eben dieses Joch war es doch auch, das dem Freistaate den Untergang bereitete. Denn die fremden Zwingherren konnten nicht eher aus dem Lande vertrieben werden, als bis Rußland sich einigte und kräftigte und alle seine Fürstenthümer wieder unter Ein Szepter gebracht worden waren. Vergebens trachteten fast alle Großfürsten während zweier Jahrhunderte hindurch, dieses Werk zu Stande bringen. Endlich gelang es dem Fürsten von Moskau, Johann Wassiljewitsch, mit dem Beinamen Górdij; er brach die Macht der Mongolen, vernichtete aber auch 1478 diesen Freistaat.

Seit dem sank Nowgorod immer tiefer und tiefer von seiner stolzen Höhe herab, und ist heutzutage eine Gouvernementsstadt mit 16000 Einwohnern, die in der Zeit ihres Glanzes, deren 400,000 gehabt haben soll.

Ich kutschirte fast zwei Stunden in Nowgorod umher. Mein

Iswoschtschik, dem ich nur die Namen der Plätze, Kirchen, Gebäude u. s. w. nannte, fuhr mich so geschickt und vortheilhaft, daß ich noch heutzutage darüber erstaunen muß. Wo in der Welt giebt es aber auch Lohnkutscher, die einen mit so viel Freundlichkeit, Geduld und Geschicklichkeit fahren, wie die Russischen? Welch einen ungeheuren Abstecher machen die Berliner Fiacre in jeder Hinsicht gegen dieselben! Die wollen die Nummer des Hauses wissen, selbst dann, wenn man nach alten, berühmten, fast allgemein bekannten Häusern fragt. Ich sah nie einen Berliner Fiacre, der eine freundliche Miene gegen seinen Fahrgast machte, selbst dann nicht, wann er auch ein Trinkgeld erhielt.

Jetzt wollen wir den Leser wieder zu dem guten Braunschweiger führen. Er lag noch auf derselben Bank. Nun, haben Sie ausgeruht? fragte ich ihn. „So ziemlich!" So lassen Sie etwas zu essen geben. — Während des Essens machte er mir nochmals Vorstellungen, mich zu bewegen, in Nowgorod über Nacht zu bleiben, allein es half Alles nichts, ich konnte mich nicht dazu entschließen.

Nun, wenn's einmal sein muß, ist's Zeit, daß wir uns auf den Weg machen, sagte er. Und so brachen wir auf. 15 Werst wurden schnellen Schrittes zurückgelegt; aber jetzt drang die ungeheure Müdigkeit mit Gewalt auf uns ein; kein Obdach war zu sehen; die Erde war naß vom Thaue, die Luft wehete feucht von Sumpf und Canal uns an. Ich weiß mich keiner Nacht zu erinnern, die mir so lang und schrecklich vorkam, als eben diese. Der Braunschweiger sah mich zuweilen mit einem erzwungenen Lächeln an.

Ich bot meine letzten Kräfte auf, ihm meine ungeheure Müdigkeit und Ungeduld zu verbergen. Es wurden noch ein Paar Werst zurückgelegt, und jetzt sah ich, daß er eine finstere Miene machte, die mich mit Recht beschuldigte, daß ich allein Schuld an diesen fast unerträglichen Strapazen sei. Es schien mir, als ob sein schweres Felleisen ihn bald niederdrücken würde. Sie sind wohl recht müde, Herr Schorse? sagte ich, unser langes Schweigen unterbrechend. O ja, versetzte er, ich bin wohl recht müde! aber verstellen Sie sich nur so viel Sie können... ich sehe doch, daß Sie nicht minder müde sind. Ja, ja, mein Herr! wenn wir uns die Cholera recht bald in den Magen schaffen wollen, müssen wir oft solche Nächte durchmarschiren! Es weht uns ja eine allerliebste Luft von beiden Seiten an! auf der Erde ist's, wie Sie wohl empfinden, weich und zart zu gehen. Wenn man müde ist, muß

man sich setzen oder legen. Aber wo sollen wir das thun? in dem bethauten Schilf? Da könnte uns ein Schläfchen wohl recht erquicken! Haben Sie Lust dazu? die Nacht ist noch lang und bis zu jener Kreisstadt ist's noch weit! Noch 8 Werst! freilich, eine Kleinigkeit für einen Mann, der 60 bis 70 Werst täglich zu machen im Stande ist!

Herr Schorse, ich bin für meinen Eigensinn hinlänglich bestraft! nur Sie thun mir von Herzen leid, daß Sie sich meiner Hartnäckigkeit halber dieser ungeheuren Beschwerde unterworfen haben. Es ist die langweiligste und schrecklichste Nacht meines Lebens! ich vergehe vor Müdigkeit und Ungeduld! Noch 8 Werst!... eine jede scheint mir jetzt lang wie die Ewigkeit, und doch ist es unmöglich, daß wir in dieser moorastigen Gegend ausruhen könnten!

Nun, nun! geduldeu Sie sich noch ein wenig, sagte er, wir kommen bald an ein neues Haus, das der Vollendung nahe sein muß, man baute daran, als ich vor 2 Monaten hier durch reiste, da können wir doch besser ausruhen, als auf der feuchten Erde. Es muß Ihnen abscheulich schaurig sein in dem feinen Frack!

Wir konnten Beide fast nicht mehr gehen, als wir an das Haus kamen, das schon Fenster und Dielen hatte; wir legten uns nieder. Ich war für meinen Eigensinn bestraft. Ein heftiges Frösteln an allen Gliedern schien die Annäherung eines bösartigen Fiebers zu verkünden. Ich konnte keine halbe Stunde hier aushalten. Wir machten uns wieder auf den Weg. Endlich wurde uns das Städtchen sichtbar. Wir erschraken nicht wenig, als wir auf der Brücke den Schlagbaum, der ziemlich in der Stadt war, mit Soldaten besetzt sahen. Der Braunschweiger erkundigte sich, was dies zu bedeuten habe. Hier muß Alles, was aus Moskau und der dortigen Gegend kommt, Quarantaine halten, war der Bescheid. Wir wurden zu unsrer großen Freude über die Grenze gelassen. Gleich hinter derselben sahen wir das Schild eines russ. Traiteurs; bei ihm kehrten wir ein — es war mir viel zu weit nach dem Posthause zu gehen, obgleich es ziemlich in der Nähe stand — und erhielten Kaffee und ein genießbares Fastenessen, das man auf mein Verlangen mit reinem Baumöl zubereitete. Bedient wurden wir von einem russ. Kellner in seiner Nationaltracht, die der gemüthliche Philosoph, Herr v. Harthausen, so hübsch und niedlich findet, während sie meinem Geschmacke durchaus nicht zusagt; denn wenn mir solche Burschen in ihrer hübschen Tracht, die nur in einem Hemde, einem Paar Hosen

und Stiefeln besteht — das Hemd über den Hosen und die Enden dieser in den Stiefeln — das Essen auftrugen, konnte ich vor Ekel nichts genießen. Das ging mir sehr oft so, zumal in den vornehmern Gasthöfen oder Restaurationen, wo nur weißfarbige Hemden und schwarzsammetene Hosen getragen werden. Der Teufel hatte mir früher in den Kopf gesetzt, ich sei ein Stück von einem Philosophen, bis der Ekel, den mir diese niedliche Tracht einflößte, mich mit einem Male von meiner fixen Idee curirte. — Ich aß ein wenig, dann legte ich mich nieder. Der Braunschweiger aber verfügte sich in die Küche, wo er mit den Köchen plauderte, und die Fischpasteten, deren beständig gebacken wurden, in Augenschein nahm. Der scheint mir gar nicht so müde zu sein, dachte ich. Nach einer Weile kam er wieder herein, stellte sich vor mich und sagte: Wir haben eine abscheuliche Nacht verlebt, und zwar durch ihren Eigensinn; allein ich bin Ihnen großen Dank dafür schuldig. Ich sah ihn schweigend an, seine Worte schienen mir von einem ironischen Lächeln begleitet zu sein. In allem Ernst! fuhr er fort, ich bin Ihnen großen Dank schuldig! es wird nämlich versichert, daß man mit jeder Minute den Befehl erwartet, auch alle aus St. Petersburg Kommenden der Quarantaine zu unterwerfen, denn Alles hat ja den Kopf verloren! Wären wir diese Nacht nicht durchmarschirt, so hätte uns das Loos treffen können. Ich aber habe keinen Groschen Geld, folglich hätte ich in dem Quarantainenhause verhungern können! Nun das hätte ich doch nicht geduldet, sagte ich. — Das nächtliche Marschiren hatte keine schlimme Folgen für meine Gesundheit, denn nach 5 Stunden Ruhe fühlte ich mich wieder wohl.

Ich reiste noch einige Tage in Gesellschaft dieses Mannes und habe in dieser Zeit mehr russisch von ihm gelernt, als in St. Petersburg in einem ganzen Jahre.

Wie ganz anders, als in dieser Zeit, mochte wohl die Hauptstraße Rußlands einige Tage vor und nach einer Krönung ausgesehen haben! (Seit Errichtung der Eisenbahn ist es auch ziemlich öde auf ihr. Doch bei starkem Schneefall wird sie wieder lebendig.) Keine Diligencen noch ein anderes Fuhrwerk kamen mir Tage lang vor Augen, außer einigen alten Kibitken; die Posthäuser waren fast beständig leer, es wollte sich keine Fahrgelegenheit für mich finden; ich habe mich aber auch wenig darum bekümmert, denn Herr Schorse war mir so lieb geworden, daß ich mich glücklich in seiner Gesellschaft fühlte und daher

beschloß ich auch, nicht über Smolensk, sondern über Moskau nach Kiew zu reisen.

Eines Tages, als ich und mein armer Freund in einem Posthause zu Mittag speiste, sagte er zu mir: Ich müßte allzu unverschämt sein, wenn ich Ihnen nicht bemerken würde, daß es Ihnen doch zu theuer zu stehen kommen möchte, wenn Sie mich auf diese Art bis Moskau frei halten wollten. Freilich kenne ich weder Ihre Casse, noch Ihre sonstigen Mittel; allein wie mich dünkt, müssen Sie mit Ihrem Gelde sparsam umgehen. Sie haben noch eine große Reise vor sich. Was würden sie anfangen, wenn Ihre Casse leer würde! Unser Einer schlägt sich auf einem hundert Meilen weiten Wege ohne einen Groschen durch — Sie scheinen zu solchen Haudegen nicht zu gehören. Ich habe einen russischen Magen und danke Gott, wenn er mir nur Fastenessen giebt! Wie gesagt: ich müßte allzu unverschämt sein, wenn ich noch einmal mit Ihnen in ein Posthaus einkehren würde. Nun so lassen Sie sich in den Herbergen jedesmal Fastenessen auf meine Rechnung geben! Dies wird meine Casse wohl noch ertragen, sagte ich. Auch dieses Anerbieten ist nichts weniger als großmüthig, antwortete er, ich will es annehmen; doch nur unter der Bedingung, daß Sie mir auf Ehre versichern, Sie seien vollkommen im Stande dazu. Ich gab ihm diese Versicherung. Am andern Tage nahm ich wieder meine Einkehr in einem Posthause, mein armer Gefährte aber in einem Bauernwirthshause, das sich ganz in der Nähe befand. Das Essen wollte mir gar nicht schmecken, mir ward wehmüthig zu Muthe, denn ich hatte mich seit den Paar Tagen so sehr an diesen Mann gewöhnt, daß es mir war, als könne ich gar nicht essen und reisen ohne ihn. Seine immerwährend heitere Laune, seine Höflichkeit gegen mich, sein in der That feiner Witz, seine Erzählungen aus dem letzten Feldzuge, den er als Braunschweiger Jäger mitgemacht hatte, und endlich sein ausgezeichneter Appetit, wodurch er auch den meinigen beförderte: dies Alles machte mir den Mann interessant und lieb. Nach dem Essen ging ich zu ihm in das Bauernwirthshaus. Er war gerade mit einer großen Schüssel voll Erbsen beschäftigt, ein Krug mit Hanföl stand vor ihm, den er aber nicht anrührte. Sie haben ja doch keinen russischen Magen, sagte ich, auf das Fastenöl deutend. Obgleich der russische Bauer, antwortete er, in der Regel seine Fastenspeisen in purem Wasser kocht — dieselben also weder gesalzen noch geschmalzen sind, so kann ich solche Speisen

doch dann nur mit Hanföl essen, wenn es recht frisch ist. Frisches Hanföl aber ist beim gemeinen Russen gewöhnlich das, was wir Ringeltauben nennen. Das Oel ist mir zu fett und zu stark von Geruch. Ich würze das Essen reichlich mit Salz. —

Es kam nun bald die Zeit, daß ich nicht nur allein essen, sondern auch allein reisen sollte. Als ich eines Nachmittags nach gepflogener Ruhe mich, wie gewöhnlich, zum Marschiren anschickte, sagte er: Ihre Gesellschaft war mir die angenehmste, die ich auf allen meinen Reisen genossen habe; allein der ewige Jude mag mit Ihnen reisen! ich vermag es nicht mehr. Bisher wollte ich Ihnen meine Schwäche nicht zeigen; jetzt aber muß ich Ihnen gestehen, daß ich mich fühle, wie ein Geräderter sich fühlt, ehe er den eigentlichen Todesstreich empfängt, das ist genug gesagt. Wir haben täglich 60 bis 65 Werst zurückgelegt; nun aber ist die Zeit gekommen, daß ich Gott danke, wenn ich deren 25 bis 30 zurücklegen kann! Ich will Ihnen dies gern glauben, Herr Schorse, sagte ich, würde ich Ihren warmen Rock und Ihr Felleisen tragen müssen, und Sie, leicht wie ich, daher gingen, so würde ich wohl auch in dieselbe Klage ausbrechen. So lieb und werth Sie mir nun auch geworden sind, und so sehr ich es wünschte, daß Sie mit mir bis nach Moskau reisen möchten, so ist es mir doch unmöglich, mich mit 30 Werst täglich zu begnügen; Sie wissen, ich habe Ursache, so schnell als möglich nach Kiew zu eilen. Ich fühle das recht gut, erwiederte er, und will Ihnen keine Vorstellungen machen, Sie etwa zu bewegen, noch ferner mit mir zu reisen; denn solche Vorstellungen würde ich Ihnen meines eignen Vortheils halber machen, wenigstens würde es doch so scheinen, und das sei fern von mir! Ich verehre Sie so hoch, daß ich mich um keinen Preis zu einer so niedrigen Handlung herabsetzen möchte. Reisen Sie recht glücklich! Sie werden, so lange mein dankbares Herz schlägt, freundlich darin leben! Wenn Gott die Wünsche meines Herzens erhört, werden Sie ewig glücklich sein. Das ist gegenwärtig Alles, womit Ihnen der arme Tuchmacher seine Dankbarkeit beweisen kann. — Sie sind mir gar keinen Dank schuldig, Herr Schorse, sagte ich, sondern Sie haben meinerseits auf Dankbarkeit zu rechnen. Sollte sich aber Jemand früher oder später für eine Gefälligkeit, die ich ihm erwiesen, mir zum Danke verpflichtet halten, so wünschte ich keinen schönern Lohn, als eben solchen.

Ich sah ihn an, seine Lippen bebten und sein feuchtes Auge rührte

auch mich bis zu Thränen. Wie mir so mancher Umstand auf dieser Reise merkwürdig bleiben wird, so wird es auch der, daß mir ein unbekanntes Etwas, die fernere Gesellschaft dieses Mannes gegen meinen Willen nicht nur gleichgiltig machte, sondern mich auch plötzlich antrieb, ihn, der mir noch vor einer Stunde unentbehrlich auf meiner Reise zu sein schien, sobald als möglich zu verlassen! Sonderbar ist es, daß mir der Mann gerade in dem Augenblicke gleichgiltig wurde, als er mir versicherte, seine Kräfte erlaubten es nicht, ferner mit mir zu reisen, — es war die höchste Zeit, ihn zu verlassen, sollte ich einer abscheulichen Schmach überhoben bleiben. — Ich hatte in Moskau einen wirklichen Freund, den ich in St. Petersburg kennen gelernt und bei dem ich zu wohnen beschloß, als mir der Gedanke in den Sinn kam, nicht über Smolensk nach Kiew zu gehen. Der Braunschweiger, dem das Haus meines Freundes bekannt war, versprach mich zu besuchen, im Fall ich bei seiner Ankunft noch in Moskau wäre. Er hielt Wort. So trinken Sie noch eine Flasche auf unser baldiges frohes Wiedersehn! sagte ich. Darauf schieden wir von einander.

Ich mochte zwei Werst schnellen Schrittes zurückgelegt haben, als mehrere Kosaken mir begegneten, die mich scharf ins Auge faßten. Ich ging ihnen langsamen, aber sichern Schrittes vorüber, es schien, als ob sie mich anreden wollten; allein sie thaten es zu meiner größten Freude, nicht! —

Die Mongolen und ihre Herrschaft in Rußland.

Eines Nachmittags kam ich in Twer an. Nachdem ich ein wenig ausgeruht hatte, ging ich die Stadt, welche etwa 74 Meilen von St. Petersburg und 25 Meilen von Moskau entfernt liegt und historisch merkwürdig ist, in Augenschein zu nehmen. Twer und sein Gebiet erinnert uns ganz besonders an die tiefste Erniedrigung, die Rußland je erlebt hat, nämlich an seine Unterjochung durch die Mongolen, an das schauderhafteste Wüthen dieser Barbaren und an die gräßlichen Todesurtheile, welche ihre Chane in den Zelten auf den Steppen Asiens, wohin sie die russischen Fürsten vor Gericht forderten, über diese aussprachen und an ihnen vollstrecken ließen; zugleich aber auch an die unseligen Zwistigkeiten der russischen Theilfürsten, welche doch, nach Jarosslaw's mündlicher Ermahnung und kraft seines Testamentes dem

Großfürsten untergeordnet sein sollten, statt dessen aber ihn befehdeten, und wenn er umgekommen war, sich theils wie Räuber, theils wie Uebermüthige und Ränkesüchtige um seinen Thron mit einander stritten. Auf diese Weise dauerten die Bruderkriege selbst während der schmählichen Knechtschaft, wo doch Einigkeit mehr als je Noth gethan hätte, ununterbrochen fort. Der schwächere der streitenden russischen Fürsten suchte den stärkern beim Chan zu verleumden und brachte es vermittels reicher Geschenke dahin, daß dieser ihm ein Heer von Barbaren gab, um seinen Feind zu schlagen, mithin auch das eigene Vaterland zu verwüsten. Wie lehrreich ist doch die russische Geschichte für jede Nation, der es an Einheit gebricht! Und wäre ein Volk auch noch so mächtig, ohne solide Einheit muß es am Ende untergehen!

Die Mongolen, ein Volk von der gelben Race, durchschwärmten nach Nomadenweise die Heidenländer der jetzigen chinesischen Tatarei. Dieser wilde, in einzelnen Horden lebende Stamm nährte sich von der Jagd, der Viehzucht und vom Raube, und stand unter der Botmäßigkeit der im nördlichen China herrschenden mindischen Tataren. Ein Chan dieses Volkes, Jesugai Bahadur, eroberte im 12. Jahrhundert mehrere benachbarte Gebiete und machte sich am Ende durch seine Siege furchtbar. Bei seinem frühzeitigen Tode hinterließ er einen dreizehnjährigen Sohn, Namens Tämutschin und 40000 ihm unterthänige Familien oder Lehnsleute. Nachdem dieser die meisten Horden seiner Nation sich unterworfen hatte, trat ein Seher zu ihm in's Zelt und erklärte ihm: „Der Höchste im Himmel hat mir offenbart, daß er Dich, Tämutschin, zum Herrscher der Erde, von ihrem Aufgange bis zu ihrem Niedergange erkoren hat, und daß Du dieserhalben heißen sollst, Dschingis Chan (d. i. König aller Könige)." — Bald wurde er der Schrecken Asiens, ein zweiter Alexander, der Reiche stürzte und gründete. Nachdem er auch die Naimannen, Kirgisen, Iguren und andere Völker sich unterworfen hatte, begann er im J. 1210 die Eroberung China's, die unter seinen Nachfolgern vollendet wurde.

Er besiegte den Sultan von Khowaresmien, Mahommed II., und eroberte seine Hauptstadt Samarkand. Dann unterwarf er sich ganz Persien, drang in Indien siegreich ein, mußte aber von hier aus wieder umkehren, weil seine Soldaten ihm nicht mehr weiter folgen wollten. Seinem ältesten Sohne Tschutschei übertrug er die Eroberung des Chanats Kaptschak, eines Steppenlandes zwischen dem Ural und der

Wolga. Als dies Land erobert war, machte der Vater dem Sohne ein Geschenk damit, behielt sich aber immer die oberste Gewalt darüber vor. Tschutschei herrschte nun hier als Chan, starb aber bald, und Dschingischan ernannte seinen Enkel Batü, den Sohn des Verstorbenen, zu dessen Nachfolger. Dschingischan gab zwei seinen vornehmsten Feldherrn den Befehl, mit einem großen Heere bis an die Mündungen der Wolga, wo heutzutage Astrachan steht, und von hieraus bis zum Asow'schen Meere und in die Krim vorzubringen. Die listigen Mongolen täuschten die Polowzer, durch deren Gebiet sie mußten und gelangten an das vorgezeichnete Ziel. Als diese letzteren ihren Irrthum einsahen, wagten sie ein Treffen, wurden aber von den Mongolen schwer geschlagen und bis an den Dnjépr zurückgeworfen. Die Polowzer, ein Stamm der Türken, lebten mit ihren Nachbaren, den Russen, in beständigem Kriege; jetzt aber suchten sie deren Verbindung, um gemeinschaftlich den furchtbaren Feind wieder nach Asien zurück zu treiben. Ihr Chan begab sich nach Galitsch, wo der russische Fürst Mstisslaw herrschte, und schilderte ihm die Gefahr. Auf Einladung dieses Letztern, erschienen auch viele Fürsten in Kiew, um über diese Angelegenheit zu berathschlagen und alle waren am Ende einig, daß mittelst einer großen Streitmacht dem Vorrücken des Feindes Schranken gesetzt werden müßten. Bald stand auch ein großes Heer schlachtfertig am Dnjépr, angeführt von dem Großfürsten von Kiew und von den Fürsten von Tschernigow, Wladimir in Wolhynien, Galitsch, Smolensk u. a. Der Großfürst von Wladimir an der Kliasma, Georg II., Wssewolodowitsch, wies den Aufruf an ihn, hochmüthig von sich. Das russische Heer wäre ohne Zweifel diesem Haufen Mongolen gewachsen gewesen, aber es war keine Einheit, kein Zusammenhang in ihm. Die Bruderkriege hatten damals schon fast 2 Jahrh. gedauert, und die Theilfürsten in gegenseitigem Hasse erhalten. Wenn das Heer eines Fürsten über eine Abtheilung des Feindes siegte, sah der andere Fürst dies, statt sich darüber zu freuen, mit Neid und Mißgunst an. Doch beim ersten Anlauf ging es gut, die Popen hatten das ganze Heer gegen die Feinde des Kreuzes begeistert und die Mongolen wurden bis an den Don zurückgeworfen. Weiter aber wichen sie nicht, sondern stellten sich mit gewohnter Schnelligkeit in Schlachtordnung auf. Die Russen griffen sie an und schlugen sich tapfer; allein es herrschte ja keine Einheit unter den Fürsten, die ihre Eifersüchteleien und Gehässigkeit gegen ein-

ander selbst in dieser großen Gefahr nicht vergaßen, und sich daher schlecht unterstützten. Die Folge davon war, daß die Russen schwer auf's Haupt geschlagen wurden. Sechs Fürsten, unter denen auch der Großfürst von Kiew, verloren ihr Leben dabei. Das war die in der russischen Geschichte so merkwürdige Schlacht an der Kalka (1223). Die Kalka, ein Fluß, der sich in dem heutigen Gouvernement Taganrog befand, ist seit lange in ein Sandmeer verwandelt. Die Mongolen unterwarfen sich die Krim und drangen bis nach Groß-Bulgarien vor. Da verschwanden sie plötzlich nach Asien zurück. Das russische Volk freute sich, daß diese Barbaren, „böse und grausam wie die Teufel," wieder so schnell verschwanden, als sie gekommen waren. Darauf setzten die russischen Fürsten die Bruderkriege wieder fort, die bis zum J. 1478 bald heftiger, bald gelinder geführt wurden.

Dschingis Chan starb, noch ehe er die chinesische Tatarei, ein Ziel, nach dem er unablässig strebte, ganz erobert hatte (1227). Da sein ältester Sohn Tschutschei, Batüs Vater, ein Paar Monate vor ihm gestorben war, so wurde sein zweiter Sohn Ogotai zum Oberhaupte erwählt. Dieser eroberte ganz China, schickte auch ein großes Heer nach Kaptschak, um Groß-Bulgarien zu erobern, und ein Paar Jahre später sandte er seinen Neffen Batü mit 300,000 Mann nach Rußland. Dieser raubgierige Mongol erschien auch bald an der Wolga. Durch die dichtesten Wälder hatten die Barbaren sich einen Weg gebahnt und waren zuerst in dem südlichen Theile des Gouvernements Rjäsan eingebrochen. Batü schickte ein Weib als Gesandtin zu den in dieser Gegend regierenden Fürsten, um ihnen den Frieden unter der Bedingung anzubieten, daß sie ihm den Zehenten von ihrem Hab und Gut gäben. Die Fürsten wiesen das Weib mit dem Bescheid ab, daß sie nichts gäben, setzten Alles in Vertheidigungszustand und eilten nach Wladimir an der Kliasma, wo sie dem Großfürsten Georg die große Gefahr schilderten, in die das Vaterland gerathen war, und ihn um Hilfe anflehten. Allein dieser wollte nichts davon wissen; er wies die Fürsten ab, wie er jene abgewiesen hatte, die ihren Tod an der Kalka fanden. Unterdessen nahm Batü die Hauptstadt Rjäsan mit Sturm und verheerte Alles darin mit Feuer und Schwert. Darauf zog er nach Moskau und legte auch diese, damals noch junge Stadt, in Asche, während einer seiner Heerführer auch die Stadt Susdal und Alles was darin war mit Feuer und Schwert verheerte. So ging es auch der Hauptstadt Tscher-

nigow. Endlich gingen dem hochmüthigen Georg die Augen auf. Er bat Twer und Nowgorod um Hilfe, und stellte sein Heer schnell auf den Kriegsfuß. Aber noch schneller waren die Mongolen herbeigeeilt und belagerten die Hauptstadt, in welcher sich seine Gemahlin, sein Sohn, andere Fürsten und Fürstinnen befanden; er selber war draußen und stellte sein Heer in Schlachtordnung. Bald ging auch diese Stadt in Flammen auf und was nicht vom Feuer verzehrt wurde, fiel unter den Schwertern der Barbaren. Da wagte der Großfürst eine Schlacht, es war die entscheidende am Sitj, einem Flusse im Gouvernement Twer (1238), die Russen wurden schwer aufs Haupt geschlagen. Wie konnten sie auch über den dreimal stärkeren Feind den Sieg davon tragen! Der Großfürst, mehrere andere Fürsten und fast alle seine Bojaren fielen in dieser Schlacht. Unübersehbar war die Menge der erschlagenen Russen. Nach einigen Tagen wurde auch die Stadt Torschok, die der Republik Nowgorod gehörte, in Asche gelegt. Aber nicht allein diese genannten Städte, sondern hundert andere, minder bedeutenden, wurden dem Erdboden gleichgemacht. Jede Gegend, durch welche diese Barbaren zogen, wurde verwüstet wie von einem ungeheuren Schwarm Heuschrecken. Endlich ging Batü mit dem Plane um, auch die Republik Nowgorod mit ihren vielen Reichthümern zu erobern. Er machte sich mit seinem Heer auf den Weg dahin, aber ungefähr 100 Werst von der Hauptstadt blieb er stehen und besann sich, ob er diesen Kampf wagen sollte, — er wagte ihn nicht — aus welcher Ursache, ist nicht bekannt geworden; wahrscheinlich aber fürchtete er, sein Heer würde in dieser Gegend, die voller Sümpfe und Moräste war und es zum Theil noch ist, aufgerieben werden. So kehrte er wieder um und nach dem Don zurück. Noch war Kiew verschont geblieben, aber im J. 1240 erlitt es das Schicksal Rjäsan's und Wladimir's. Bald zog Batü mit seinem Alles verwüstenden Heere durch Galizien nach Ungarn und schickte einen Theil seiner Horde nach Polen, das damals auch schon seit 100 Jahren in Theilfürstenthümer zerfallen, ohne Einigkeit war. Nachdem Krakau in Asche gelegt, wurden auch Breslau und andere Städte von den Barbaren verwüstet. Die ganze abendländische Christenheit gerieth in Schrecken, wie einst beim Vordringen der Sarazenen in Spanien.

Papst Innocenz IV. predigte einen Kreuzzug gegen diese neuen Feinde der Christenheit, und Kaiser Friedrich II. forderte alle christlichen

Mächte wider sie auf. Er war in Italien, als Bela, König von Ungarn, ihn um Hilfe anflehte. Die Mongolen zogen jetzt gegen Liegnitz. Hier wurden sie erwartet vom Hochmeister des deutschen Ordens, dem Markgrafen von Mähren und anderen Fürsten von Polen und Schlesien, welche in der Eile ein Heer von 30000 Mann zusammengebracht hatten. Die Barbaren hatten es hier zum ersten Male mit der abendländischen Ritterschaft zu thun, die ganz geharnischt und im Schwingen der furchtbaren Schlachtschwerter, Aexten und Streitkolben geübt war, während die Feinde ohne Harnisch mit Schilden von Weidenholz oder geflochtenen Ruthen, scharfen Pfeilen, Schwertern und Lanzen, die Widerhaken hatten, bewaffnet waren. Was den Mongolen so oft den Sieg verschaffte, war erstens die ungeheure Masse ihres Heeres, dann die geschickte Art, den Feind gleich vor der Schlacht anzugreifen, nämlich durch einen Hagel von Pfeilen und Wurfspießen, wodurch sie gleich Anfangs Verwirrung und Verderben anrichteten, drittens, daß ihre Heerführer den Kampf aus der Ferne durch Zeichen leiteten und so dem Heer immer erhalten blieben, und endlich, daß es ihnen zwar erlaubt war, in großen Haufen sich zurückzuziehen, nicht aber in kleinen, die, wie der einzelne Flüchtling, den Tod erlitten. Aber im Handgemenge mußten die Mongolen mit ihren hölzernen Schilden gegen die abendländische Ritterschaft einen schweren Kampf zu bestehen gehabt haben! Doch trugen sie den Sieg davon. Die Hauptursache hiervon war wohl die ungeheure Masse ihres Heeres und Dschingischans Geist, der in ihnen lebte. — Die Schlacht fand am 9. April 1241, nahe bei Liegnitz statt — nicht im April d. Js. 1249, wie auf S. 98 irrthümlich angegeben ist. Dieser Sieg hatte die Mongolen aber auch dergestalt geschwächt, daß sie in ihrer genommenen Richtung nicht weiter vordringen konnten. Ihr Oberhaupt führte den Rest des Heeres nach Mähren, um sich in Ungarn mit Batu zu vereinigen. — Nachdem die Barbaren bis nach Cataro, ja bis in die Gegend von Wien vorgedrungen waren, erhielt Batu die Nachricht von dem Tode des Großchans Ogotai. Bei der Wahl eines neuen Herrschers durfte er nicht fehlen. Er zog mit dem ganzen Heer in sein Chanat Kaptschak zurück. Zum Großchan wurde Gajuk, ein Sohn Ogotais, ernannt. Batu kehrte nach der Wahl wieder in sein Chanat zurück, wo er seine Herrschaft über Rußland, über Taurien und den Kaukasus befestigte. Er belegte ganz Rußland, Nowgorod ausgenommen, mit einem Tribut. Seinem

siegreichen Heere gab er den Namen „Goldene Horde." Sonst hieß auch das Zelt des Großchans, dessen Pfeiler mit Goldblech beschlagen waren, „Goldene Horde". Horde oder Orde bedeutet eigentlich einen Haufen Kriegsvolk, oder einen Volksstamm dieser Race. — Im Jahre 1247 berief er alle russ. Fürsten zu sich nach Sarai, seiner Hauptstadt, die er auf einer Insel der Achtuba, in der Gegend von Astrachan erbaute. Alle sahen sich von ihm wie seine Vasallen behandelt. Ehe sie beim Chan zur Audienz gelangen konnten, mußten sie, um gereinigt vor ihm zu erscheinen, zwischen zwei Feuern hindurch gehen, und sich darauf vor einem aus Filz und Seidenzeug gemachten Götzen, der am Zelt des Herrschers stand, demüthig verbeugen. Der Stammvater der Fürsten Wolkonßkij, Michail von Tschernigow, weigerte sich, durch diese Feuer hindurch zu gehen und sich vor dem Götzen zu verbeugen. Er erlitt den Tod dadurch, wurde aber von der russ. Kirche heilig gesprochen. Der berühmte Alexander Newßkij, den Batû hochachtete, brachte es jedoch dahin, daß die russ. Fürsten dieser Demüthigung überhoben wurden. Er veranlaßte aber auch Nowgorod, dem Chan Tribut zu zahlen. Die Republikaner nannten diesen Tribut ein Geschenk, das sie gäben. — Die Mongolen glaubten an Gott, den Schöpfer des Weltalls, der die Menschen nach ihren Verdiensten belohne; aber ihren Götzen, aus Filz und Seidenzeug gemacht, brachten sie Opfer, indem sie dieselben für Beschützer ihres Viehes hielten; sie beten die Sonne an, das Feuer und den Mond, den sie den großen König nannten, und beugten die Kniee, indem sie das Gesicht gen Süden richteten. Aber Berkai-Chan nahm die Mohammedanische Religion an, und sein Beispiel war für einen großen Theil der Mongolen, Gesetz. Dadurch wurde das Unglück der unterjochten Russen größer, als es bisher gewesen; denn jenes Volk, früher wirklich tolerant, zeichnete sich nunmehr durch Feuereifer für die Göttlichkeit des Korans aus. Roman, Fürst von Rjäsan, der unvorsichtiger Weise mit Verachtung von dem Koran sprach, ward das erste Opfer dieses Feuereifers.

Ihr Cyclus bestand aus 12 Jahren, von denen jedes den Namen eines Thiers hatte. Das erste Jahr hieß: Maus, das zweite, Ochse, das dritte, Lux u. s. w.; Hase, Krokodil, Schlange, Pferd, Schaf, Affe, Huhn, Hund, Schwein. Nachdem nun die russ. Fürsten ihr eigenes Land vom Chan als Lehn erhalten, kehrten sie in ihre Heimath zurück. Jetzt hätte Einigkeit vor allem andern Noth gethan, um den Feind

wieder aus dem Lande zu jagen, denn das Reich Dschingis ging bald durch Mord und Verrath seiner Auflösung entgegen. Allein die Fürsten gefielen sich in den alten Rivalitäten und wollten lieber den Chan, als Einen aus ihrem Stamme zum Oberhaupte haben. Dieses sowohl, als die List der Mongolen, die darin bestand, daß sie der russ. Geistlichkeit alle erdenklichen Freiheiten bewilligten, wodurch diese sich sehr behaglich fühlte und das Volk, welches einen bedeutenden Kopfzins entrichten mußte, tröstete: „Das harte Joch sei eine Folge schwerer Sünden, weshalb man es in Geduld tragen müsse, bis Gott wieder davon frei mache," waren es hauptsächlich, daß die Mongolen ihre Herrschaft von 1238 bis 1480 fest begründeten. Wir theilen hier einen Jarlück oder Freibrief mit, den der Chan Usbek, schon Mohammedaner, zum Vortheil der russ. Geistlichkeit in seinem ganzen Lande bekannt machen ließ. Er lautet nach Karamsin also:

„Durch des Allerhöchsten und unsterblichen Gottes Willen und Kraft, durch seine Größe und Gnade, Usbeks Befehl an alle großen, mittleren, und niederen Fürsten, Feldherrn, Schriftkundigen, Basskäken, (tatarische Steuereinnehmer,) Schreiber, durchreisende Gesandten, Falkeniren und Jäger in allen unsern Lagern und Ländern, die durch des unsterblichen Gottes Macht in unserer Gewalt stehen und in denen unser Wort herrscht: Es thue Niemand in Rußland der Hauptkirche, dem Metropoliten und seinen Leuten, den Archimandriten, Prälaten und Priestern u. s. w. ein Leid an! Ihre Städte, Gauen, Dörfer, Länder, Jagdbezirke, Bienenstöcke, Wiesen, Wälder, Weinberge, Gärten, Mühlen und Meiereien sollen frei sein von allen Abgaben und Zöllen; denn Alles dieses ist Gottes! Und diese Männer helfen uns durch Gebet und verschaffen unsrem Heere Stärke. Sie sollen daher lediglich unter der Gerichtsbarkeit des Metropoliten stehen, gemäß ihrer alten Satzungen und zufolge der Befehle früherer Chane, Unserer Vorgänger in der Horde. Der Metropolit soll ein ruhiges und stilles Leben führen, damit er mit frommem Herzen und ohne Sorgen und Kummer zu Gott für uns und unsre Kinder beten könne. Wer der Geistlichkeit Etwas abnimmt, zahlt das Dreifache; wer es wagt, den russ. Glauben zu tadeln, wer Kirchen, Klöster und Kapellen verunglimpft, soll des Todes sein!

Geschrieben im Hasenjahre und ersten Herbstmonate am vierten Tage nach Abnahme des Mondes u. s. w."

Mit dem Volk machten sie es anders. Jeder, selbst der höchste Bojar, mußte ein Kopfgeld zahlen. Gewinnsüchtige Ausländer pachteten in der Folge diese Kopfsteuer und entrichteten das Geld im Voraus. Dadurch aber wurde der Leidenskelch der armen Russen bis zum letzten Tropfen voll. Denn diese schändlichen Pächter trieben nun die Steuer unter der größten Bedrückung ein. Die russ. Fürsten mußten ihnen ihre Leibwache mitgeben, damit sie von dem oft in Wuth gerathnen Volke nicht erschlagen wurden. Wer nicht zahlen konnte, wurde von den Pächtern fortgeschleppt und in die Sklaverei verkauft. Batü starb 1255. Ihm folgten als Chan seine zwei Söhne, Einer nach dem Andern, und als diese bald starben, erhielt Batüs Bruder das Chanat, derselbe Berkai, der sich zum Islam bekehrte und bis zum J. 1266 regierte. Das Reich des Großchans ging immer mehr und mehr seiner Auflösung entgegen. Fürsten und Statthalter zertheilten es, und Timur, genannt Tamerlan, Sohn eines kleinen Fürsten der Horde von Dschagatai, den wir schon auf S. 59 sahen, machte ihm ein Ende, indem er sich zum Herren der ganzen Welt ausrufen ließ (1371) und, ein zweiter Dschingis, auch Alles eroberte, wo seine Waffen thätig waren. Er gerieth mit dem Chan von Kaptschak, Tochthamüsch, in Streit, eine mörderische Schlacht fand Statt, Timur blieb Sieger, aber er benutzte diesen Sieg nicht weiter, sondern kehrte in seine Hauptstadt Samarkand zurück. Es kam zwischen Beiden noch zu zwei Schlachten, in der letzten, (1395), wurden die Kaptschaker fast ganz aufgerieben, ihr Chan floh nach Groß-Bulgarien, wo er sich vor Angst versteckte. Timur plünderte jetzt Sarai und Astrachan, wo unermeßliche Schätze aufgehäuft waren und durchzog mit seinem Heere Rußland. Nach einigen Geschichtschreibern soll er auf diesem Zuge Moskau in Asche gelegt haben, nach Andern nicht. Wie dem auch sei, er kehrte bald wieder in seine Hauptstadt zurück. Nachdem er ein Reich, groß wie das Alexanders von Makedonien, erobert hatte, starb er (1404). Man nimmt an, daß Timurs Reich bis 1470 bestand. Von dieser Zeit an wurde es von den kleinen Emirs und Statthaltern zerstückelt, ohne daß es je wieder Zusammenhang erhalten. Wie sehr die russ. Theilfürsten selbst während ihrer Unterjochung sich in ihren alten Eifersüchteleien und ihrer gegenseitigen Gehässigkeit, zumal gegen den Großfürsten, gefielen, das macht uns die Geschichte des unglücklichen Michails von Twer, in dessen einstmaliger Hauptstadt der Leser sich jetzt befindet, klar.

Bei den alten Russen und zwar bis zur letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts, war die Thronfolge anders, als sie seitdem ist, denn die Krone gehörte immer dem Ältesten im Geschlechte, d. h. der ältere Bruder folgte dem Bruder in der Regierung, nicht der älteste Sohn, den wir heutzutage Kronprinz nennen, dem Vater. Dieses Gesetz gab aber oft Anlaß zu den blutigsten Bruderkriegen. Als im Jahre 1304 der Großfürstliche Thron erledigt war, stritten zwei Fürsten sich um ihn: Michail von Twer und Georg von Moskau, der erstere mit größerem Recht, denn Michail war Georg's Oheim, folglich im Geschlechte der Älteste; sein Recht war unbestreitbar. Die Bojaren eilten nach Twer, um ihn als Großfürsten von Wladimir zu bewillkommnen. Georg aber protestirte dagegen, und so reisten beide Zänker zum Chan Tochta, um ihm den Streit zur Entscheidung vorzutragen; verließen aber Rußland in Uneinigkeit und Aufruhr, denn einige Fürsten hatten sich für Michail, und andere für Georg erklärt. Michail trug indeß den Sieg davon und kehrte mit dem Bestätigungsschreiben des Chans in sein Fürstenthum Twer zurück. Nun kam es zwischen den Moskowitern und Twerern zum Kriege. Da starb der Chan Tochta und sein Sohn Usbek, derselbe, der jenen Jarlik kund thun ließ, folgte ihm in der Regierung. Michail mußte also wieder in die Horde reisen, um auch die Bestätigung des neuen Chans zu erhalten. Hier angekommen, behielt ihn dieser zwei Jahre bei sich, was schon ein schlimmes Zeichen für ihn war, und schlimme Folgen für das Land hatte. Denn die Schweden fielen unterdessen in Karelien ein und tödteten viele Russen, und die benachbarten Städte murrten über das lange Ausbleiben des Herrschers. Georg benutzte dieses Alles und brachte es sogar dahin, daß Nowgorod ihn als seinen fürstlichen Statthalter anerkannte, den es, trotz seiner republikanischen Regierung, immer hatte.

Chan Usbek berief den Usurpator in die Horde. Michail trug auch diesmal den Sieg über seinen Nebenbuhler davon, noch ehe dieser in der Horde angekommen war und kehrte, von vielen Edeln aus dem mongolischen Heere begleitet, nach Twer zurück. Hier angekommen, erklärte er den Nowgorodern den Krieg, denn ihm, als dem Großfürsten, gehörte ihr Thron, der viel Geld eintrug. — Doch bald versöhnte er sich mit ihnen und ward ihr Statthalter. Georg war aber mit einer Menge von kostbaren Geschenken in der Horde angekommen, was dem Chan so sehr gefiel, daß er ihm seine Lieblings-

schwester zur Gemahlin gab, welche in der Taufe den Namen Agafia erhielt. Jetzt war der Untergang Michails beschlossen. Georg kehrte mit einem großen Mongolen-Heere, an dessen Spitze ein entschiedener Feind Michail's, Namens Kawgady, stand, nach Rußland zurück und fiel in das Twerische Gebiet ein. Sei Großfürst, wenn es der Chan haben will, nur lasse mich in Ruhe mein Erbtheil Twer beherrschen, ließ Michail ihm sagen. Allein Georg antwortete damit, daß er mehrere Städte und Dörfer dieses Gebietes verwüstete.

Da hielt Michail einen Rath. Die Bojaren wie die Geistlichkeit riethen ihm, das Schwert der Gerechtigkeit gegen Georg zu führen. An der Spitze seines Heeres traf Michail mit dem Feinde sechs Meilen vor Twer zusammen. Der Großfürst schien den Tod im Gewühl der Schlacht gegen den überlegenen Feind zu suchen, sein Helm wie sein Brustharnisch waren zerschlagen; doch er selbst blieb unversehrt und trieb den Feind in die Flucht. Georg's Gemahlin, seinen Bruder Boris und Kawgady, nahm er nebst vielen Andern, gefangen. Die drei Hauptpersonen behandelte der Großfürst mit einer ihrem Stande gebührenden Achtung, ja, er bewirthete sie sogar wie Freunde. Diese Großmuth schien den Mongolenfeldherrn zu rühren, denn er sagte: Wir haben dem Befehle des Chans zuwider gehandelt, der nicht gewollt, daß wir in die Twerischen Lande einfallen sollten. Der Fürst von Moskau allein ist schuld an diesem Frevel. — Großmüthig entließ Michail ihn mit reichen Geschenken für Usbek. Und dieser Schändliche wurde bald darauf der Mörder des edeln Fürsten! Nun schloß Michail mit Georg Frieden. In dem Vertrage wird dieser letztere, Großfürst genannt, weil er den Bestätigungsbrief für diese höchste Würde vom Chan mitgebracht hatte.

Unglücklicher Weise starb Georg's Gemahlin plötzlich und es ging das Gerücht, welches Fürst Georg selbst verbreitet hatte: Michail habe sie vergiftet. Jener reiste mit Kawgady sogleich in die Horde zum Chan. Michail, der auch dahin berufen wurde, zögerte mit der Abreise. Endlich machte auch er sich auf den Weg, begleitet von seinen zwei Söhnen und vielen Bojaren. Mehrere Widerwärtigkeiten, die ihm auf der Reise begegneten, schienen eingetreten zu sein, ihn zur Rückreise zu bewegen. Aber vergebens bemüheten die Seinigen sich, daß er diese Zeichen des Himmels beherzigen möge, sein unerbittliches Schicksal trieb ihn in die Horde. Wir allein können die Ungläubigen

nicht besiegen, der Chan fordert mich und ich willfahre seinem Befehle, sagte er und eilte dem Verderben entgegen.

Er traf mit Usbek am Kaspischen Meere, am Ausfluß des Don, zusammen und überreichte ihm und seiner Gemahlin reiche Geschenke. Einige Wochen darauf befahl der Chan den Streit zwischen den beiden Fürsten zu schlichten. Das Gericht war aus Michail's persönlichen Feinden, unter denen sich auch der schändliche Kawgady befand, zusammengesetzt. Der Prozeß erinnerte an den des Sokrates mit den Sophisten. Der unglückliche Michail ward gebunden vor Gericht geführt und allerlei Verbrechen angeklagt, zu denen auch das gerechnet wurde, daß er das Schwert gegen den Gesandten der Mongolen geführt hätte. Ich habe das Schwert nur gegen Feinde gezogen, die in mein Land eingefallen waren, um es zu verheeren, antwortete der Fürst. Dann wurde er angeklagt, die Gemahlin Georg's und Schwester des Chans, vergiftet zu haben u. dgl. Verläumdungen mehr. Alle Rechtfertigungsgründe verwarfen die boshaften Richter, und überlieferten den unglücklichen Fürsten der Wache, die ihn in schwere Ketten legte. Unterdessen zog Usbek auf die Jagd, begleitet von seinem ganzen Hofstaate und allen fremden Gesandten, die sich damals in der Horde befanden. Dieser Lieblingszeitvertreib der Chane dauerte in der Regel einen oder zwei Monate, und beurkundete auf eine außerordentliche Weise ihre Größe; einige hunderttausend Menschen, von denen jeder sein bestes Kleid an hatte und auf seinem besten Rosse saß, waren dabei thätig. Auf unzähligen Frachtwagen führten die Kaufleute Waaren aus Indien und Griechenland herbei. Überfluß und Lustbarkeit herrschte in den geräuschvollen unübersehbaren Lagern, und die öden Steppen schienen Straßen volkreicher Städte geworden zu sein. Der unglückliche Fürst Michail wurde enggeschlossen, und mit einem schweren Klotze um den Hals belastet, auf dieser Jagd mit herum geschleppt. Des Nachts band man dem so schwer Gefesselten auch noch die Hände auf den Rücken. Nachdem er so lange gepeinigt worden war, traten eines Tages die Henkersknechte in sein Zelt, warfen ihn zu Boden, traten ihn mit Füßen und schnitten dem Lebendigen das Herz aus dem Leibe. Seine Kleider wie all sein Hab und Gut von geringerem Werthe gab man dem außerhalb des Zeltes harrenden Volke preis. Georg und der schändliche Kawgady standen an der Spitze ihrer Leibwache, welche die Menge Volkes in Schranken hielt.

So mußte der edle unschuldige Fürst, für die Unbesonnenheiten, Thorheiten und Schlechtigkeiten seiner Vorfahren büßen! —

Die russische Kirche erkannte Michail von Twer als einen Märtyrer an und sprach ihn heilig. Er erlitt den Tod im Jahre 1319. Seine sterblichen Ueberreste ruhen in der Kathedrale zu Twer. —

Chan Usbek war ein eifriger Verehrer des Koran und man rühmte auch sonst seine Gerechtigkeitsliebe, die er aber an dem unglücklichen Fürsten nicht bewiesen hat. Gewiß ist indeß, daß der schändliche Kawgady ihn verwirrte und nicht eher ruhete, als bis er das schreckliche Todesurtheil unterzeichnet hatte.

Doch gab es wohl Stunden, in denen er seine Ungerechtigkeit einsehen und die Bestätigung des schauderhaften Todesurtheils bereuen mochte. Denn Dimitrij, der älteste Sohn Michails, wurde bald nach seines Vaters Tode vom Chan zum Großfürsten ernannt. Georg eilte daher wieder in die Horde, um ihm die Gunst Usbeks zu entziehen. Er traf den jungen Großfürsten hier im Zelte. Diesem war, als ob der Geist seines Vaters ihn umschwebe, und ihn zur Rache antreibe. Er stieß dem Verräther das Schwert in die Brust, Georg sank entseelt nieder. Da dieses in der Horde vor den Augen des Chans geschah, brachten des Großfürsten Feinde es leicht dahin, daß Usbek das Todesurtheil über ihn aussprach.

Dimitrij, 27 Jahr alt, wurde nun im Zelte der Chans enthauptet. Darauf verlieh er dem andern Sohne Michails, Namens Alexander, den großfürstlichen Titel. Allein noch im selben Jahr (1327), erschien in Twer Djudens Schewkal, ein Geschwisterkind des Chans, als Gesandter mit einem zahllosen Gefolge von Mongolen, welche die Einwohner beraubten und plünderten. Die unglücklichen Twerer glaubten nun desto leichter dem Gerücht, das in Umlauf war, zufolge dessen die Feinde mit der Absicht gekommen seien, alle Russen sammt ihren Fürsten zur Annahme des Islams zu zwingen und Djudens Schewkal auf den großfürstlichen Thron zu setzen. Alexander glaubte selbst an das Gerücht. Der Chan will mich und mein ganzes Geschlecht vertilgen, sagte er in einer feierlichen Versammlung zum Volke, aber die Zeit der Rache ist da! Am andern Tage (15. August 1327) zog der Großfürst an der Spitze seines Heeres den Mongolen entgegen. Es entstand ein entsetzliches Blutbad. Von beiden Seiten wurde mit beispielloser Erbitterung vom Sonnenaufgang bis in die dunkle Nacht ge-

mordet. Der Mongolenprinz flüchtete sich mit seiner Leibwache in die feste Burg des seligen Michail, aber Alexander ließ sie in Asche legen. So hatten alle Mongolen, die hieher gekommen, mit Ausnahme der wenigen, die sich durch die Flucht retteten, ihren Tod gefunden. Als der Chan von dieser Niederlage seines Heeres Kunde erhielt, überfiel ihn Schrecken und Sorge, denn er glaubte, ganz Rußland sei im Aufstande gegen ihn begriffen.

Listig, wie die Mongolen von jeher waren, berief Usbek den Fürsten von Moskau, Johann Danjilowitsch zu sich in die Horde, und bot ihm den großfürstlichen Titel unter der Bedingung an, daß er die Twerer züchtige, und den nunmehrigen abgesetzten Alexander bewege, sich in der Horde vor Gericht zu stellen. Der Fürst von Moskau nahm diese Bedingung an, und zog an der Spitze seines eigenen Heeres, unterstützt durch 50000 Mongolen, gegen das Fürstenthum Twer. Auf dem Wege stieß auch noch Johann, ein susdalischer Fürst und treuer Diener des Chans, mit seinem Heer zu den Moskowitern und Mongolen. Twer und sein Gebiet wurde verwüstet und seine Einwohner durch Feuer und Schwert niedergemacht. Alexander war nach Pskow, der Hauptstadt des Freistaates gleichen Namens, geflüchtet, wo die Republikaner ihn freundlich empfingen und schwuren, ihn mit ihrem Leben zu schützen. Pskow war eine Republik, doch nicht so bedeutend wie Nowgorod. Olga, die aus dieser Stadt gebürtig war, hatte ihr große Privilegien verliehen, wodurch dieselbe sich zum Freistaat machte. Nach jenem Werke der Verwüstung eilte der Großfürst mit dem jüngsten Bruder Alexanders, Namens Constantin, in die Horde. Usbek war voll der äußersten Freude. Er überhäufte Johann mit Gunstbezeugungen für diese Treue und Ergebenheit und belehnte Constantin mit dem twerischen Gebiete, dem alten Erbe seiner Ahnen. Nun verlangte aber der Chan vom Großfürsten, auch der andern Bedingung nachzukommen, nämlich den unglücklichen Alexander in die Horde zu treiben, wo er sich vor Gericht stellen sollte. Dieser aber befand sich in dem befestigten Pskow, woraus er nicht leicht zu vertreiben war, da die Republikaner für ihn das Äußerste zu wagen geschworen hatten. Der Großfürst drohete, den ganzen Freistaat zu verwüsten, wenn die Pskower den geächteten Fürsten nicht ausweisen würden. Die Republikaner aber antworteten ihm, er möge nur kommen, und so rüsteten sie sich schon zum Kampfe. Allein Johann vermied den Krieg.

Da geschah Etwas, das bisher in Rußland unerhört war. Auf Verlangen des Großfürsten sprach der Metropolit Theognost, ein herrschsüchtiger und habgieriger Kirchenhirt, den Bannfluch über Alexander und über alle Einwohner Pskow's aus. Das war eine Folge der klugen Politik der Chane, welche die Geistlichkeit mit so vieler Achtung behandelten und ihnen die ausgedehntesten Freiheiten verliehen. Aber auch des Bannfluches spotteten die Pskower. Doch Alexander sprach zu ihnen: Nicht um meines Wohles wegen ruhe der Fluch auf meinen Freunden und Brüdern; deshalb verlasse ich Eure Stadt und spreche Euch somit von dem Eide los, mit dem Ihr Euer Leben für mich zu lassen gelobtet. Darauf reiste er nach Litthauen, wo Johann Gedimin herrschte, der ihn liebevoll aufnahm. Der Metropolit mußte damit zufrieden sein und nahm den Bannfluch von den Pskowern wieder zurück.

Obgleich nun Alexander bei Gedimin eine überaus freundliche Aufnahme gefunden hatte, so konnte er es in der Fremde doch nicht lange aushalten, denn er liebte sein Vaterland zu sehr. Daher beschloß er, sich auf Leben und Tod in der Horde zu stellen und reiste zum Chan. Demüthig, aber würdig, wie es dem Manne geziemt, sprach er mit Usbek über Alles, was nöthig war. Der schreckliche Chan fühlte Mitleid mit dem jungen Fürsten und sprach mit ihm sanftmüthig und herablassend. Darauf wandte er sich zu den Großen seines Hofes und sagte mit Zufriedenheit: Es wird dem Fürsten Alexander seiner Unterwürfigkeit wegen, die Todesstrafe erlassen.

Nachdem der Chan ihn mit Beweisen seines Wohlwollens überhäuft und ihn auch wieder mit dem Fürstenthum Twer belehnt hatte, kehrte Alexander, voll der äußersten Freude in seine Hauptstadt zurück, die sich unter seiner Sorgfalt und Thätigkeit bald wieder aus der Asche erhob. Er genoß nun eines süßen Friedens, der aber, leider, nur von allzu kurzer Dauer war. Denn Johann, der Großfürst von Moskau, strebte mit List und Gewalt, alle russischen Fürstenthümer unter Ein Szepter zu vereinigen. Er setzte an mehreren Orten Beamten ein, welche das Volk, wie auch die Bojaren und andere Vornehmen außerordentlich drückten. Bald wurden viele lauten Klagen, namentlich im Gebiete Rostow, hörbar. Die Fürsten, in Gefahr, ihre Souverainität zu verlieren, benutzten die Unzufriedenheit des Volkes und verbündeten sich mit einander, um der im Wachsen begriffenen Gewalt Johanns Einhalt zu thun. Alexander und selbst Johanns Schwiegersohn, der

Fürst Jarosslaw, waren unter den Verbündeten. Da raffte der Großfürst eine Menge kostbarer Geschenke zusammen und eilte damit, begleitet von seinen zwei jungen Söhnen in die Horde, wo er bei Usbek die Fürsten verschwärzte und ihre Verbindung als ein Werk bezeichnete, vermittels dessen sie die Oberherrschaft des Chans in ganz Rußland zu vernichten trachteten. Diese aber, sagte er, indem er seine zwei Söhne dem Chan vorstellte, erziehe ich als deine zukünftige treuen und zuverlässigen Diener. Johann hatte ja dem Chan schon die sichersten Beweise seiner Unterthänigkeit und Ergebenheit dadurch gegeben, daß er Twer verwüstet. Der leichtgläubige, in Weichlichkeit schwelgende Usbek, durch die Menge kostbarer Geschenke erfreut und die feierlichen Schwüre Johanns bethört, gerieth in Angst und Zorn über die verbündeten Fürsten. Er überhäufte den Großfürsten mit Gunstbezeugungen aller Art, und befahl den Theilfürsten, sich unverzüglich bei ihm in der Horde zu stellen; doch ließ er sie seines ganzen Wohlwollens versichern. Johann reiste sogleich wieder nach Moskau zurück. Die meisten Fürsten gehorchten dem Befehl des Chans sogleich; Alexander aber zögerte mit der Abreise, denn seine Gemahlin, alle seine Anverwandten und das ganze Twerische Volk hatten ihn beschworen, dem Befehle des Chans nicht zu willfahren. Da kam ein zweiter Befehl Usbeks, dem konnte der junge Fürst nicht widerstehen. Ich ziehe hin, mag mit mir geschehen, was Gott beschlossen hat, sagte er und machte sich mit seinem Söhnchen Féodor und begleitet von mehreren Fürsten und vielen seiner Bojaren auf den Weg. Die Natur selbst schien ihn zu warnen, denn als er sich in seinem Schiffe befand, erhob sich ein heftiger Wind, der ihn, trotz aller Anstrengung der Ruderknechte, zurück an das heimathliche Ufer trieb. Ich muß der Pflicht gehorchen, die des Landes Ruhe erheischt, gab er den Bojoren zur Antwort, die ihn beschworen, zurück zu kehren. Im Jahr 1339 kam er in der Horde an. Einen Monat darauf wurde er (am 28. Oktbr.) nebst seinem Söhnchen Féodor enthauptet und sein ganzer Körper in lauter kleine Stücke zerlegt. Auch andere aus seinem Gefolge, wie auch einige jener verbündeten Fürsten, erlitten einen schauderhaften Tod. Die verstümmelten Ueberreste des unglücklichen Fürsten und seines Sohnes wurden nach Rußland gebracht. Als sie in Wladimir ankamen, hielt der Metropolit Theognost, derselbe, der Alexander dafür, daß er nicht in die Horde ziehen wollte, in den Bann gethan hatte, unter großem

Gepränge, die Todtenmesse über sie. Von hieraus wurden die Gebeine nach Twer gebracht und in der Kathedrale daselbst neben den Leichnamen Mechails und Dimitrij's beigesetzt. So endigten die Fürsten von Twer, geliebt und beweint von allen ihren Zeitgenossen. Kein Chan hat so viel russische Herrscher hinrichten lassen, als Usbek. Er hat sich übrigens ein solches Ansehen unter seinem Volke zu geben gewußt, daß sich dieses, seinem Namen zu Ehren, „Usbeken" nannte. Als ihre Herrschaft in Rußland zu Ende ging, zogen die Usbeken in die freie Tatarei, wo ihre Nachkommen noch heutzutage das herrschende Volk sind. Man gab diesem Stammlande der Tataren das Beiwort Freie, um es von der großen Tatarei, die von China abhängig ist, zu unterscheiden. Der Chan Usbek starb im Jahre 1341. Er war Zeitgenoß und Freund des Papstes Benedict XII., der da hoffte, ihn zur Annahme des Christenthums zu bewegen. Diesem Papste hatte Usbek auch vergönnt, den römisch-katholischen Glauben in den Ländern am schwarzen Meere, besonders in dem der Jassen, einzuführen, allein Usbek, ein eifriger Verehrer des Koran, duldete die Christen nur aus kluger Politik. Johann Danijlowitsch herrschte nun einige Zeit in Frieden, da allen Fürsten vom Chane strenge befohlen war, dem Herrscher von Moskau zu gehorchen. Es wird von ihm erzählt, daß er überall einen Beutel voll Geld mit sich führte, um den Armen Wohlthaten zu spenden, wodurch er den Beinamen: „Kalita" erhielt, welches Wort Beutel, Tasche, Tornister bedeutet. Er ließ auch oft die Armen in seine Burg bescheiden, wo er sie speiste. Kurz vor seinem Tode vertauschte er den Purpurmantel mit einem Klosterkleide, denn so war der russ. Fürsten alte Sitte, und starb plötzlich als Mönch im J. 1340.

Unter seinen Nachfolgern sind bemerkenswerth, Dimitrie IV., Johannowitsch Donskoi (1363—1389) und jener Johann III. mit dem Beinamen „der Stolze". Dimitri verweigerte dem Chan Mamai den Tribut, wodurch es zwischen den Russen und Mongolen zu jener blutigen Schlacht am Don (1380) kam, in welcher die Russen das mongolische Heer aufs Haupt schlugen. Nach den Annalisten sollen mehr als 200,000 Erschlagene das Schlachtfeld bedeckt haben. Der Fürst erhielt den Beinamen „Donskoi". Dieser Sieg, so hoch und herrlich er auch in der russ. Geschichte aufgezeichnet ist, entschied für der Russen Freiheit nicht; denn Tochtamüsch, ein Nachkommen Dschingis, wurde an Stelle des Chans Mamai, der für unfähig erklärt und gestürzt

worden, das Oberhaupt von Kaptschak, und zog an der Spitze eines zahllosen Heeres nach Moskau, das nun abermals mit Feuer und Schwert verwüstet wurde. Mehrere Theilfürsten, welche den Dimitrij in jener Schlacht unterstützt hatten, suchten jetzt wieder die Gnade des Chans, und der Großfürst, darüber entmuthigt, bewilligte auch wieder den Tribut, der auch von seinen Nachfolgern entrichtet wurde, bis Johann der Stolze ihn aufs Neue dem Chan Achmet verweigerte. Wenn die Stunde eines Menschen nahe ist, so scheint Alles beizutragen, um sie zu beschleunigen. Bei einem Kranken z. B. ist der genialste Arzt mit Blindheit geschlagen, oder derjenige der oft geholfen hat, ist in der Stunde der Gefahr nicht zu Hause oder ist selbst krank, es muß ein anderer Arzt gerufen werden, der aber begeht einen Fehler um den andern, und der Kranke stirbt. So geht es mit Allen, deren Stunde gekommen ist; kleine Ursachen haben dann große Wirkungen, ein Ritt, ein falscher Trunk, ein Fall auf ebener Erde haben den Tod zur Folge. Wenn die Stunde eines Menschen noch nicht nahe ist, so tritt Alles entgegengesetzt auf. Ein Kranker z. B. findet in der Zeit der Gefahr einen talentvollen erfahrenen Arzt, der ihn auf das Gewissenhafteste behandelt und heilt, oder wenn die Kunst ihm das Leben schon abgesprochen, so räth man ihm, sich an ein altes Weib, an einen Quacksalber, an einen Wunderdoctor zu wenden und er wird geheilt, zum Erstaunen der Kunstverständigen; ein Zimmermann fällt vom Gerüste, ein Kind aus dem zweiten Stockwerk auf die Straße und kommt mit einigen, oft ganz unbedeutenden Verletzungen des Körpers davon. So geht es auch mit allen großen Weltereignissen! die kleinste Ursache hat dann eine große Wirkung zur Folge, die vermögend ist, ganze Reiche und Dynastien zu stürzen, was die kolossalste materielle und geistige Kraft bisher nicht vermochte zur Zeit als die Stunde für so große Ereignisse noch in der Ferne dämmerte. Als die Stunde der Erlösung des russ. Volkes gekommen war, bedurfte es keines so großen und blutigen Sieges, wie jener am Don, um das Mongolenjoch abzuwerfen, die bloße Annahme einer von Achmet dem Großfürsten Johann gebotenen Schlacht war entscheidend genug. — Johann verweigerte den Tribut. Um die Russen dafür zu züchtigen, und seines Sieges desto gewisser zu sein, schloß der Chan ein Bündniß mit Litthauen, dann stellte er am Ufer der Ugra, im Kalugaischen, ein großes Heer auf. Die Russen standen diesseit des Flusses und vereitelten mit ihren Feuer-

gewehren, dem Feinde damals noch etwas Neues und Furchtbares, den Uebergang. Zwei Wochen waren so vergangen. Da befahl Achmet seiner besten Reiterei, durch List oder Gewalt über den Strom zu setzen, es möge gehen wie es wolle. Allein der Feind hatte großen Respect vor den Feuergewehren, und die Russen stellten sich außerordentlich geschickt, ihnen den Uebergang zu verwehren. Jetzt fing Achmet an zu rasen und zu toben und drohete alle Städte Rußlands in Aschenhaufen zu verwandeln, sobald das litthauische Heer zu dem seinigen gestoßen sein würde. Allein kein Litthauer ließ sich sehen. Endlich trat Kälte ein und der Fluß fror zu. Darauf hatte der Chan gewartet. Johann gerieth jetzt in solche Angst, daß er sein Heer nach Kremnez zurückzog, wo er, im Fall der Noth, eine Schlacht zu wagen beschloß. Alle Bojaren entsetzten sich darüber und ihr Kriegsvolk wurde von solchem Schrecken befallen, daß dieses Zurückziehen eine förmliche Flucht genannt werden konnte. Der Feind wird uns in den Rücken fallen! schrien Alle und ihre Angst steigerte sich. Da geschah ein Wunder, erzählt der Annalist. Denn als die Mongolen das linke Ufer der Ugra von den Russen plötzlich verlassen sahen, glaubten sie, der Feind wolle sie durch List in ein Netz ziehen, und von einer außerordentlichen Furcht ergriffen, nahm Achmet mit seinen Barbaren auch die Flucht. So flohen zwei Heere, eins vor dem andern, ohne verfolgt zu werden. Die Mongolen zogen in ihre Heimath zurück. Unterwegs aber verwüsteten sie noch 12 litthauische Städte aus Rache, daß Casimir's Heer nicht zu ihnen gestoßen war. Als nun Achmet mit reicher Beute aus Litthauen zog, verfolgte ihn Iwak, Fürst der schibanischen und tjumenischen Hordenlager, der mit den Russen gern in Friede lebte, um ihm die reiche Beute zu entreißen. Am kleinen Donez, in der Nähe von Asow, wo Achmet überwintern wollte, wurde er von Iwak in seinem Zelte sammt seinen Frauen und Töchtern ermordet. Der schibanische Fürst schrieb an Johann: „Deine Feinde liegen im Grabe. Ich bin Dein Freund.“

In diesem Schreiben nannte er sich Ibrahim, Sohn Schiban-Zars. Schibanen und Nogaien, tatarische Stämme, nomadisirten neben einander, waren aber getrennt. Die erstern führten ihren Namen von Schiban, Battü's Bruder, der zur Zeit in Sibirien sein Hordenlager hatte. Sonst nennen sich die schibanischen Tataren auch Nogaien. Damit war die Macht der Mongolen in Rußland für immerdar gebrochen. Sie machten zwar noch öfter, bis zum Ende des 16. Jahr-

hunderts Verheerungszüge und legten das so oft verwüstete Moskau in Asche; allein sie mußten sich immer wieder aus dem Lande machen, und am Ende kamen die Chanate von Kasan, Astrachan, Sibirien, und unter Katharina II. auch das der Krimm in die Gewalt der Russen, nachdem diese 50 Chanen als ihren Oberherren gehorcht hatten.

Wer Geld genug hat, hat auch Muth und Weisheit, sein Land zum Wohl des Volkes zu regieren, wenn es ihm nur darum zu thun ist, und er die Arbeit nicht scheut. Johann hatte, wie die Annalisten erzählen, 300 Fuhren Gold aus Nowgorod nach Moskau führen lassen. Nachdem er diese Republik und auch alle Theilfürstenthümer unter den moskowitschen Scepter gebracht, und die Mongolen aus dem Lande vertrieben hatte, suchte er die Freundschaft Stephan's, des Wojewoden der Wallachei, des Kaisers Maximilian, der Könige von Ungarn und Dänemark, des liefländischen Heermeisters, Walther von Plettenberg u. s. w. um auch seinen andern Feind, den Großfürsten von Litthauen und König von Polen, dessen Vorfahren die Städte Kiew, Smolensk, Tschernigow, Polotsk und andere, den Russen entrissen, angreifen zu können, was er denn auch mit glänzendem Erfolge that. Er heirathete auch die byzantinische Prinzessin Sophie, wodurch er gar Erbe des untergegangenen griechischen Kaiserreiches ward. In Folge dessen nahm er den kaiserlich-byzantinischen Doppeladler an, den er mit dem russ. Wappen, dem heil. Georg, der den Lindwurm durchbohrt, vereinigte. Er nannte sich Großfürst und Herr aller Reußen, wie sich bisher Keiner genannt hatte. Er erhob die Untheilbarkeit des Landes zum Reichsgesetz, und führte die Thronfolge nach der Erstgeburt ein, kurz, er zeigte sich wirklich groß als Staatsmann. Hätte Karamsin auch die Geschichte Peter des Großen geschrieben, er hätte ihn nicht so groß, wie Johann III. dargestellt. Die neuesten russ. Geschichtschreiber sind ganz der Meinung Karamsin's, einer von ihnen sagt: Alles, was bisher Rußland zerrissen, was ihm mit neuem Unglück drohete, das Theilungssystem, das Joch der Mongolen und die Bedrängung des moskowitischen Staates durch das litthauische Haus Gedimin's, alles dies brach ohne lästigen Kampf wie von selbst zusammen, einzig durch die weitschauende Staatsklugheit Johann III. mit dem Beinamen „der Stolze“ und auch „der Große.“ Übrigens war dieser Fürst auch ein Tyrann, er ließ die höchsten Würdenträger des Staates wie der Kirche, wenn sie sich eines kleinen Verbrechens schuldig machten, mit der furchtbaren Knute züch-

tigen; er führte den Handkuß als Zeichen seiner höchsten Gnade ein; an seinem Hofe, den er glänzen ließ, als wäre er der erste Kaiser, herrschte die strengste Etiquette, und die unterworfenen Theilfürsten krochen vor ihm im Staube. Die Russen halten ihn auch deshalb für groß, weil er, treu den alten Gebräuchen und nationalen Sitten, bei der Umgestaltung des Reiches sich weiter keiner ausländischen Formen bediente und das ausländische Element nicht einführte, wie es Peter der Große gethan, was man diesem nie vergessen wird. Wir haben hier noch zu bemerken, daß wir die Unterjocher der Russen: „Mongolen" nennen, während sie von andern Schriftstellern Tataren genannt werden. Daß dies letztere geschieht, rührt wohl daher, weil die russ. Analisten sie immer Tataren nennen. Mongolen und Tataren sind zwei von einander ganz verschiedene Völker, sogar von verschiedener Race. Tschingischan und alle seine Nachfolger, auch die Chane von Kaptschak, waren echte Mongolen; sie eroberten aber fast alle Länder der Tataren und so machten diese letzteren die Mehrzahl in den mongolischen Heeren aus. Auf allen Eroberungszügen wurden von ihren Feldherren die Tataren vorausgeschickt, um die Schrecken ihrer Annäherung zu verkünden, und so hieß es, die Tataren kommen. Einige Schriftsteller nennen sie in ihren Schriften bald Tataren, bald Mongolen. — Das gemeine Volk der Chanate von Kaptschak, Kasan und Astrachan bestand auch aus lauter Tataren, zum Theil auch die Feldherren, nur die Chane waren in der Regel Mongolen.

XII.
Moskau und viel Merkwürdiges.

Twer ist die einzige Stadt zwischen St. Petersburg und Moskau, welche ganz nahe an der Eisenbahn liegt. Nowgorod und Torschok liegen mehrere Meilen davon entfernt. Im Winter kann sie, des vielen Schnees wegen, nicht immer benutzt werden. Man fährt in 30 Stunden von St. Petersburg nach Moskau.

Als ich mich in Twer recht umsehen wollte, ließ ich mich hier über die Wolga setzen. Dieser größte Fluß Europa's entspringt auf der Waldai-Höhe aus dem kleinen See Stersch, an den Grenzen der beiden Gouvernements Twer und Nowgorod und ergießt sich, nach einem Laufe von fast 500 Meilen in vielen Mündungen in's kaspische Meer.

An das jenseitige Ufer gekommen und einige Schritte vorwärts gethan, gewahrte ich hier eine Menge Volkes aus der untersten Schichte der Gesellschaft, welches einige Unglückliche auf das Schauderhafteste mißhandelte. Ich konnte nicht beistehen, und eilte daher augenblicklich in meinen Nachen zurück, der zum Glücke noch am Ufer hielt, und ließ mich eiligst wieder auf die andere Seite fahren. Hier erfuhr ich nun, daß drüben die Cholera schrecklich wüthete.

Ich eilte zur Stadt hinaus, ohne mich um die Ursache der Wuth des Pöbels zu erkundigen. Endlich kam ich am elften Tage meiner Reise in Moskau an. Gnädiger Himmel! wie schlug mein Herz vor Freude und Hoffnung, als ich durch das Thor dieser Stadt eingegangen war! Hier fand ich meinen Freund, der mich liebt, wie ich geliebt sein mag. Mit Freude nahm er mich in seinem Hause auf, wo ich mich einige Wochen lang von meinen mühseligen Strapazen erholte.

Und so wären wir denn in Moskau, in der alten Zaren- und Bojarenstadt, in der heiligen Moskwa, vor der jeder rechtgläubige Christ, der Bauer, der Fuhrmann, der Kaufmann, wie der Edelmann den Hut zieht und sich dreimal bekreuzt, sobald er ihrer Thürme in der Ferne ansichtig wird, was er dann wiederholt, wenn er an einem der Thore angelangt ist und in die Stadt eingeht oder einfährt.

Welche geschichtliche Erinnerungen knüpfen sich an diesen Ort! Neuere Chronisten nennen Moskau das dritte Rom und behaupten, daß es nie ein viertes geben könnte. Karamsin bemerkt: Nowgorod ist die Wiege der russischen Monarchie, Kiew die Wiege des Christenthums in Rußland; aber in Moskau wurde der Glaube und das russische Vaterland gerettet. —

Rurik machte Nowgorod zur russischen Residenz, Oleg aber Kiew, Andreas die Stadt Wladimir, Georg Moskau, Peter der Große St. Petersburg. Rußlands Fürsten und Kaiser hatten also fünf Residenzstädte gehabt, von denen die drei ersteren zu Gouvernementsstädten herabgesunken sind.

Es ist zu bedauern, sagt Karamsin, daß die gleichzeitigen Annalisten den für Moskau denkwürdigen Beginn dieser Stadt zu bezeichnen unterließen, wahrscheinlich, weil sie nicht voraussehen konnten, daß ein so unbedeutendes, im entfernten susdalischen Land gelegenes Städtchen mit der Zeit die Hauptstadt des ausgedehntesten Reiches der Welt

werden sollte. Das susdalische Fürstenthum bestand aus den heutigen Gouvernements: Jarosslaw, Kostroma, Wladimir, Moskau und einem Theile von Nowgorod, Kaluga und Twer.

Zum Glücke aber weiß man doch wenigstens, daß Moskau im Jahr 1147 vorhanden war. Alles andere aber, was man sonst über die Gründung dieser Stadt sagt, ist, nach Karamsin, ganz unzuverlässig. Im J. 1367 wurde hier der erste fürstliche Pallast aus Stein gebaut. Es war eine alte Sitte der Russen, nicht nur die Gebäude, mit weniger Ausnahme, sondern auch sogar die Mauern der Städte aus Holz, d. h. mit quer über einander gelegten Balken zu bauen. Daher darf der Reisende, der gern alte Gebäude oder Ruinen aus der Vorzeit sehen will, nicht nach Rußland gehen; er findet deren hier nur äußerst wenige und diese wenige rühren nur aus der mittelalterlichen Zeit her. In den Dörfern wie auch in den Städten werden noch heutzutage die meisten Häuser aus eben solchen übereinander gelegten Tannenstämmen aufgeführt. Der General-Feldmarschall, Graf Sacken in Kiew und der Civil- und Stellvertretende Kriegs-Gouverneur zu Charkow, wie auch viele reiche Gutsherren in ihren Dörfern bewohnten noch vor Jahren hölzerne Gebäude.

Von dem einst so unbedeutenden, kaum bekannten Städtchen Moskau erzählt man folgendes.

Ein reicher Bojar, Namens Stephan Iwanowitsch Kutschko, hatte in der ganzen Umgegend und im Städtchen selbst große Besitzungen. Georg, ein regierender Fürst, den man auch als den Gründer Moskau's betrachtet, drang mit seinem Heer in die Besitzungen Kutschko's ein, ließ ihn ermorden und vermählte dessen bildschöne Tochter seinem Sohne Andreas, der im susdalischen Wladimir herrschte.

Wie der Dom zu Speyer unzählige Male zerstört und immer wieder aufgebaut wurde, bis er endlich, prachtvoller denn je, sich aus seinem Schutte erhoben hat, so unzählige Male wurde auch Moskau verwüstet und immer wieder aufgebaut und gehört nun zu den größten und schönsten Städten Europas. Die zwei merkwürdigsten Feuerbrände, von denen diese Stadt heimgesucht worden ist, waren der im J. 1571 und 1812. Die beiden Chanate, welche Batü gegründet mit den Hauptstädten gleichen Namens, Kasan und Astrachan, wurden unter der Regierung Johann des Schrecklichen von den Russen erobert, jenes 1552, dieses 1554. Aber der Chan der Krim war noch ein

mächtiger Feind Rußlands. Auf den Rath Sultan Selim's rückte dieser, Dewlet-Girai genannt, mit einem Heer von 100,000 Krimtataren und andern auf Moskau los. An der Spitze seiner Strelzi oder Opritschniks, dieser berüchtigten Bande, zog Zar Johann dem Chan entgegen, nahm aber eiligst die Flucht, als er das ungeheure Heer der Tataren erblickte und floh nach Rostow, wo er sich versteckte. Beim Anrücken der Feinde verließen die russischen Bauern ihre Dörfer und flüchteten sich in die Zarenstadt, wo eine schreckliche Verwirrung entstand. Am 24. Mai 1571 erschien der Chan mit seiner wilden Horde vor Moskau und steckte die Vorstädte in Brand, in denen die meisten jener Flüchtlinge Rettung gesucht hatten. Die hölzernen Häuser loderten an zehn Stellen in Flammen auf. In einer Viertelstunde hatte das Feuermeer, getragen von einem Wirbelwinde, der dazu kam, sich unter furchtbarem Getöse von einem bis zum andern Ende der Stadt ergossen. In der schrecklichen Verwirrung hatten die Moskowiter nur noch so viel Zeit und Besinnung, die Thore des Kremls zu schließen. Kreml ist mit Festung so ziemlich gleich bedeutend. Fast jede alte russische Stadt hatte ihren Kreml. Der zu Moskau war damals schon von einer starken steinernen Mauer umgeben. Wer sich in diesem letzten Zufluchtsorte der Russen befand, war gerettet, wer sich außerhalb desselben befand, kam um. Man ließ auch Keinen mehr herein. Die Tataren wollten die Vorstädte plündern, aber Viele fanden dabei ihren Tod in den Flammen. Der Chan entsetzte sich über dieses ungeheure Gluthmeer und zog sich in aller Eile nach dem unfern gelegenen Dorfe Kolomenßkij zurück. In Zeit von drei Stunden war von ganz Moskau nichts mehr zu sehen, als ein rauchender Aschenhaufen; nur der Kreml war verschont geblieben. Mehr als 150000 Russen waren in diesem Feuermeer umgekommen.

Als Napoleon in Moskau eingerückt war, harrte er am Kreml, umgeben von seiner Garde, der Bojaren und des Stadtraths, um aus ihren Händen die Schlüssel der Stadt zu empfangen; doch vergebens! es kam Niemand. Der Adel hatte sich größtentheils nach St. Petersburg und in andere Gegenden des Reichs geflüchtet; nur die Hefe des Volkes war zurückgeblieben. Mörder und allerlei Raubgesindel, deren Gefängnisse geöffnet wurden, schürten das Feuer noch heftiger an. Die Geschichte dieses Brandes ist zu bekannt, als daß wir eine Schilderung davon zu geben für nöthig fänden. Daß die Russen aus schlauer Po-

lich ihre Zarenstadt in Brand steckten, unterliegt keinem Zweifel mehr. Wir wollen nun noch über einige Denkmäler aus der ältern russischen Geschichte, die wir in Augenschein nahmen, einiges hier sagen. In der Mitte Moskau's, auf einer schönen Anhöhe, ragt der Kreml mit seiner 60 Fuß hohen Mauer umgeben, majestätisch empor. Diese Riesenmauer hat fünf Thore und viele hohe Thürme im mittelalterlichen Style erbaut; sein Umfang beträgt über eine Stunde Weges. Innerhalb dieser Mauer stehen prachtvolle Kirchen und Paläste, von denen der alte Zarenpalast, die Rüstkammer, die Mariä-Himmelfahrts-Kathedrale, die Michailskirche und der Palast des weiland Patriarchen Nikon mit allen ihren Schätzen, die sie enthalten, für uns die merkwürdigsten sind. Der Zarenpalast wurde von Johann III., im J. 1487 gegründet, er ist ein wunderliches unregelmäßiges und im gothischen Style erbautes Gebäude. Eine große Wendeltreppe führt bis oben in die Kuppeln, welche echt vergoldet sind. In der Rüstkammer befinden sich viele kostbare historisch merkwürdige Schätze, als: die Kronen der Königreiche Kasan, Astrachan, Sibirien, Grusien (Georgien) und anderer, viele Scepter, kostbare Gefäße, orientalische Pferdesättel und Schabraken mit Edelsteinen geschmückt, Thronsessel, Fahnen, Standarten und Kriegstrophäen mancherlei Art. Auch die Tragbahre, auf welcher der verwundete Schwedenkönig, Karl XII. in der Schlacht bei Poltáwa commandirte, wird hier aufbewahrt. Die Mariä-Himmelfahrts-Kirche wurde auch von Johann III. zu der Zeit erbaut, als er die unermeßlichen Reichthümer aus dem Freistaate Nowgorod nach Moskau hatte führen lassen. Der Bau begann im J. 1475. Majestätisch erhebt sich die echtvergoldete Kuppel mit ihrem glänzenden Kreuze. Ihr Inneres ist auf das Kostbarste ausgeschmückt und mit werthvollen Heiligenbildern fast überladen; das Bild der heiligen Mutter Gottes von Wladimir ist mit Juwelen verziert, von denen die größten Brillanten allein ihre Hunderttausend werth sind. Diesem Bilde gegenüber steht der Thron des Kaisers und der Stuhl des Metropoliten, denn die Monarchen Rußlands werden in dieser Kirche gekrönt. Einige Metropoliten und mehrere andere hohe Geistlichen aus der ältern Zeit haben ihre Gräber hier in den Gewölben längs der Mauer. Die St. Michailskirche rührt aus dem 14. Jahrhundert her und wurde zwei Jahre nach dem Tode Johann III. (1507) von einem ausländischen Architecten ganz vollendet. Die große stolze Kuppel, von vier kleinen umgeben, gewährt einen imposanten Anblick:

sie sind, wie die Kuppeln aller Prachtkirchen Rußlands, mit Kupfertafeln gedeckt, und im Feuer vergoldet. Das Innere dieser Kathedrale ist ebenfalls auf das Kostbarste ausgeschmückt. Auf den Seitenwänden erblickt man die Bildnisse der alten Zaren, welche alle sehr gut getroffen sein sollen. Die sterblichen Ueberreste des heil. Michail von Tschernigow, der sich vor den Götzen der Mongolen nicht beugen wollte, wie wir auf S. 348 gesehen, sind hier dem Volke zur Verehrung aufgestellt. Auch die Zaren, bis auf Peter den Großen, liegen in dieser Kirche begraben. In dem Palaste des ehemaligen Patriarchen Nikon, der die liturgischen Bücher reformirte, befindet sich die alte und berühmte Synodal-Bibliothek, die dem russ. Historiographen Karamsin und andern Geschichtsschreibern so viel Stoff zu ihren Werken lieferte. Großen Werth hat auch das alte griechische Manuscript von den Evangelisten, welches als das älteste betrachtet wird, das existirt. Auch die Werke des heil. Chrysostomus, Basilius und anderer Heiligen, so wie altslawonische Handschriften und eine alte Bibel werden hier aufbewahrt. Den Kreml umgiebt, in einem Halbkreise, ein Stadttheil, Kitaigorod (Chinesenstand) genannt. Hier befinden sich unzählige Kaufläden und Buden aller Art. Welch ein lebendiges Bild des Luxus und des Handels bietet sich dem Auge dar! Hier steht auf einem schönen freien Platze das Monument, ein Meisterwerk der neuen Kunst, welches Alexander den beiden Vaterlandsfreunden, dem Bürger Minin und dem Fürsten Poscharsskij errichten ließ. Diese beiden hochherzigen Männer sind in kolossaler Größe dargestellt, und ruhen auf einem granitenen fein polirten Fußgestelle, das mit erhabenem Bildwerk aus Bronze geschmückt ist. Sowohl die Basreliefs als auch die zwei Hauptfiguren sind ein Meisterwerk der neuern Modelir- und Cisilirkunst. Die Inschrift lautet: „Das dankbare Rußland dem Bürger Minin und dem Fürsten Poscharsskij.“ Von den Thaten beider Männer wird später noch die Rede sein.

Nicht weit von dem schönsten und höchsten Thurme Moskau's, Johann Welikij genannt, lag die weltberühmte Glocke, tief in der Erde. Sie wiegt über 400,000 Pfund und wurde unter der Regierung der Kaiserin Anna, 1734, gegossen, stürzte aber vom Thurme, blieb liegen und sank immer tiefer in die Erde. Eine Treppe führte zu ihr hinunter, sie lag etwas schief, daß man zu ihr hineingehen konnte. Ich machte auch einen Spaziergang unter ihrem Mantel herum, aber ich

konnte es nicht lange aushalten, das Athmen wurde mir schwer. Vergebens hatte schon Kaiser Alexander befohlen, das russische Wunderwerk aus seinem Grabe zu befreien, was lange für ein Werk der Unmöglkeit gehalten wurde. Da befahl Kaiser Nikolai, das Ahnenwunder von seinem Moderlager zu befreien, und die Aufgabe, so schwer sie auch war, wurde gelöst. Ein Dichter sagt darüber:

Erstanden, Heil! erstanden bist endlich Du
Vom hundertjähr'gen Erdschlaf, erhab'nes Werk
Auf Nikolaus Ruf erstanden,
Prangend vom schändenden Moderlager.
Erstanden bist Du, wie ich's geweissagt, als
Ein Tempel mich, Dein Riesengewölb' umfing,
Als Deine erz'nen Wände Staunen,
Mächtige Schauer durch's Herz mir sandten.

Seitdem ruhet diese Glocke, die größte in der Welt, auf Lagerhölzern neben der Riesenkanone, außerhalb des Zeughauses im Kreml. Dieses letztere Werk, ein würdiges Nebenstück der Glocke, wurde im 16. Jahrhundert gegossen. Aus der Glocke sprang ein großes Stück, als sie herabstürzte.

Iwan Iwanowitsch, der gemüthliche Russe.

Einen Besuch bei einem alten biedern Russen, zu dem mich mein Freund führte, kann ich nicht unterlassen, hier zu erzählen. Es war ein origineller, treuherziger und dabei sehr religiöser Mann, der seine Nationalsitte treu bewahrt hatte. Er hieß Iwan Iwanowitsch und mit dem Familiennamen Nowikow. Sein Haus war für jeden gebildeten Mann stets offen; ganz besonders gut aber nahm er jeden auf, der wie er, Iwan Iwanowitsch hieß. Mein Freund war sehr vertraut mit ihm, und der Alte war immer hoch erfreut, wenn er ihn besuchte. Als wir beide zu ihm kamen, und mein Freund mich ihm vorstellte und sich dabei den Spaß machte, indem er sagte, ich hieße Iwan Iwanowitsch, war der Alte voller Freude, zumal er so ziemlich deutsch sprach und mit mir sprechen konnte. Ich machte einen guten Eindruck auf ihn. Er führte mich in sein Cabinet, wo ich eine Menge Bücher, meistens wissenschaftliche, lauter theure Werke, unter denen viele mathematische, aufgestellt sah, und wo auch ein Klavier stand. Wie war ich überrascht, als ich mein geistliches Liedchen, von dem ich auf S. 261

sprach, von John Field in Musik gesetzt, auf dem Klavier aufgeschlagen, liegen sah! Meinem Versprechen gemäß theile ich es dem Leser hier mit.

Herr gehe nicht in's Gericht mit Deinem Knecht,
denn vor Dir ist kein Lebendiger gerecht. Ps. David's.
Durch seine Wunden sind wir geheilet worden. Jesaias 53, 4.

Ach, in jenen ernsten Stunden,
Wenn mein Herz im Tode bricht,
Nimm mich auf in Deine Wunden,
Christus! meine Zuversicht!
Geh' mit mir nicht in's Gericht!

Wo werd' ich der Sünd' entbunden
Da, wo Alles heilig ist?
Nur allein in Deinen Wunden!
Der Du mein Erlöser bist,
Sünderheiland Jesu Christ.

O, ich habe Gnad' gefunden,
Liegend auf dem Angesicht,
Fand sie nur in Deinen Wunden,
In dem Fleh'n: verstoß mich nicht!
Geh' mit mir nicht in's Gericht!

Als ich ihm nun sagte, daß ich der Verfasser dieses Liedes sei, da umarmte er mich und war voll der äußersten Freude, denn das Gedicht muß bei ihm in viel höherem Werthe gestanden haben, als es wol verdiente, so geberdete er sich gegen mich, so sprach er sich über dasselbe aus. Er ließ mir zu Ehren ein vortreffliches Mittagessen bereiten, wozu er mehrere seiner Freunde einlud; der Champagner floß dabei wie ein Strom. Als wir darauf nach Hause gingen, mußte ich ihm das Versprechen geben, ihn während meines Aufenthalts in Moskau noch recht oft zu besuchen. Das that ich denn auch noch einige Male und er freute sich dabei ganz außerordentlich. Als ich nach mehreren Jahren nach Moskau zurückkehrte, fragte ich meinen Freund, was der gute Alte mache. Er liebt mich noch immer wie früher, sagte er, und hat wohl hundertmal nach Dir gefragt. Aber mit dem „Iwan Iwanowitsch" ist es vorbei! fügte mein Freund lächelnd hinzu; doch

das geht Dich nichts an, sondern nur Leuten, die seine Gastfreundschaft mißbrauchten. Würdest Du ihn diesmal nicht besuchen, es thäte ihm sehr leid, weil Du einen überaus guten Eindruck auf ihn gemacht hast, und er Dich nicht als Iwan Iwanowitsch, sondern als einen gebildeten Mann und meinen Freund empfangen wird. — Aber so erkläre Dich doch deutlich über das drollige Ding! sagte ich neugierig. Ei nun, erwiederte mein Freund, es kamen so Viele zu ihm, die sich Iwan Iwanowitsch nannten, daß der Alte manchmal bedenklich den Kopf schüttelte, und als einmal Einer kam, der auch so hieß, dessen ganzes Thun und Wesen ihm aber gar nicht gefiel, sagte er, derb, wie er manchmal ist: „Jeder Hund heißt Iwan Iwanowitsch!“ Und seitdem will er von allen ihm Unbekannten, die sich so nennen, nichts mehr wissen. — Dergleichen kann aber auch nur in Rußland vorkommen, wo die Gastfreundschaft so groß ist, daß man sie erlebt haben muß, um sich einen Begriff davon zu machen, denn sie geht über alle Beschreibung.

Das Witsch, das man dem Taufnamen des Vaters anhängt, indem man ihm noch ein o vorsetzt, war ehedem eine hohe Würde in Rußland. Hat Jemand, wollen wir annehmen, den Taufnamen Stephan und sein Vater Karl, so nennt man ihn Stephan Karl- owitsch. Dem Taufnamen weiblichen Geschlechts hängt man statt des Witsch die Silbe owna oder ewna an, z. B. Anna Michail-owna. Das ungarische Fi und das hebräische Ben haben mit dem russ. Witsch eine und dieselbe Bedeutung. Diese alte russische Sitte bietet uns das vorzüglichste Hilfsmittel zur Umgehung der Etiquette in der Umgangssprache. Steht man in Rußland mit irgend Jemandem von Range auf gutem Fuße, so überhebt uns dieses keineswegs der Formalitäten hinsichtlich des Titelwesens und man wäre, existirte das Witsch oder Owna nicht, genöthigt, diese Personen mit Ew. Hochgeboren! Hochwohlgeboren! ja sogar mit: Ew. Wohlgeboren! anzureden, oder mit: Herr Staats-Rath, Herr Collegien-Rath, Herr Titular-Rath, welche letztere Art zu reden sich im Deutschen zwar leicht, im Russischen aber nicht ohne Zwang thun läßt, und weil die erstgenannte im Russischen viel üblicher ist, als die letztere, denn Ghosspodin Statskij Sowätnik (Herr Staatsrath) klingt im Russischen sehr gezwungen. Und die andere Redensart: Wasche Wuissokoblagorodije (Ew. Hochwohlgeboren) ist zwar die übliche, aber doch nur für das gemeine Volk und auch für die untersten Be-

amten, um ihre hohen Chefs anzureden; aber für einen Mann von Rang ist sie zu peinlich. Sobald aber Jemand den Generalmajors- oder Wirklichen Staatsraths-Rang erreicht hat, so muß Einer, der kleiner im Range steht, ihn mit: „Excellenz!" anreden. Das Witsch und Owna ist aber in der neuern Zeit so allgemein üblich geworden, daß selbst Bürgers- und Bauersleute es unter sich anzuwenden pflegen. Ein Diener unserer hohen Schule, ein verabschiedeter Unteroffizier, der auch auf Befehl des Directors oder Inspectors Ruthen austheilte, fand sich sehr gekränkt, wenn die Schüler ihn bloß mit seinem Taufnamen: Iwan! und nicht mit Iwan Stepanowitsch, anredeten. Gegen alle Schüler, die ihm diese Ehre nicht anthaten, hegte er eine kleine Rache, die er ausübte, wenn einer von ihnen Schläge erhielt, indem er dann desto tüchtiger d'rauf losschlug. Daß aber dieses Witsch in frühern Jahrhunderten eine hohe Würde war, sehen wir aus einem Zuge Johann des Schrecklichen. Der furchtbare Zar witterte nämlich, wie in fast allen Bojaren, so auch in seinem eigenen Sohne, Verrath und schlug ihn mit seinem eisernen Stabe auf den Kopf, daß der junge Mann zu Boden stürzte, in seinem Blute schwamm und am vierten Tage darauf starb. Als er den Stab gegen das Haupt seines Sohnes erhob, wollte Godunow, dessen wir schon öfter gedachten, den Streich abwehren und wurde dabei selbst schwer verwundet. Dieser hatte sich seitdem nicht vor dem Zaren sehen lassen, weil er bedeutend verletzt, darnieder lag. Aber eines Tages ging Johann selber zu ihm, und fand hier den Kaufmann Ströganow, der Kenntnisse in der Arzneikunde besaß und schon Manchen von schwerer Krankheit geheilt hatte; der verwundete Godunow war auch unter seiner Pflege. Ströganow hatte dem Kranken ein Haarseil gesetzt. In diesem Ding erblickte der schreckliche Zar ein neues prächtiges Marterwerkzeug, deren er schon so viele ausgegrübelt und in Anwendung gebracht hatte, daß er kein neues mehr ergrübeln konnte. Sogleich wollte er die Wirkung dieses Dinges sehen, und da er seinen Schwiegervater haßte, so befahl er Ströganow, diesem Mann, der völlig gesund war, ein Paar Haarseile auf der Brust und auf der Seite einzuziehen, was denn auch geschah. „Zeugte wohl ein solches Ausgrübeln von Mitteln zur Qual von einem gerührten und vom Vaterschmerze zerrissenen Herzen?" fragt Karamsin, indem er darüber eine Betrachtung anstellt, ob der Schmerz, dem sich der Zar nach dem Tode seines Sohnes hingegeben

schien, ein natürlicher gewesen sein könnte. Dem Kaufmann Stróganow aber ertheilte er dafür, daß er den Kranken behandelte und auch dem Schwiegervater des Zaren ein Paar Haarseile eingezogen, das Vorrecht, den Vaternamen oder das Witsch führen zu dürfen, ein Vorrecht, dessen sich damals nur die höchsten Würdenträger des Reiches erfreuen durften.

Durch jenen Sohnesmord brachte der Zar eine ungeheure Trübsal über Rußland. Er bestimmte nun Feodor, seinen andern Sohn, zum Herrscher Rußlands; dieser war zwar ein sehr herzensguter und frommer Mann, aber ohne irgend eine hervorragende Geistesfähigkeit. Wie einst Kaiser Honorinus sein größtes Vergnügen am Füttern des Federviehes fand, so bestand Feodor's größtes Vergnügen im Läuten, oder richtiger gesagt, im Anschlagen der Glocken — denn in Rußland wird nicht die Glocke, sondern nur der Klöppel in Bewegung gesetzt. Der Zar schuf aber einen Reichsrath aus 5 Bojaren, der dem Feodor in der Regierung beistehen sollte. Boris Godunow, derselbe, der den Hieb davon trug, war auch Mitglied desselben, und zwar das einflußreichste von allen, indem er auch zugleich der Schwager Feodor's war. Nach Johann des Schrecklichen Tod (1584), räumte Godunow die vier andern Reichsräthe allmählich bei Seite und regierte allein. Nun war aber noch ein Sohn Johann's von der siebenten Frau, Namens Dimitrij (Demetrius) vorhanden, der noch ein Kind war. Er wurde sammt seiner Mutter und seinen Hofleuten, wie Herr Murawijew sich naiv ausdrückt, zur Erziehung nach Uglitsch gethan — als ob man einen Thronerben zur Erziehung nach Sibirien thäte! Uglitsch liegt zwar nicht in Sibirien, aber es diente doch schon Manchem, z. B. Wassilij, dem Vater Johann's des Stolzen, dem man Thron und Augenlicht gewaltsam raubte, zum Verbannungsorte.

Nachdem dieser unglückliche Demetrius acht Jahr alt war, wurde er in Uglitsch ermordet. Andere ermordeten nun auch in aller Eile seine Mörder, damit die That in ewige Nacht versänke. Wehe nun diesen letzteren! die ebenfalls von dem Urheber gedungen waren, und großen Lohn erwarteten, statt dessen aber schnell vor Gericht gezogen, verurtheilt und hingerichtet wurden. Wie die Annalisten erzählen, welche den Godunow als den Urheber bezeichnen, ließ der schlaue Mann so viele Hinrichtungen und Einkerkerungen dieserwegen vornehmen, daß Uglitsch, damals eine volkreiche Stadt, fast öde wurde. Zar Feodor

starb 1598 und mit ihm erlosch das Geschlecht Rurik's in direkter oder männlicher Linie; denn jener hatte keine Söhne und sein Halbbruder Demetrius, der letzte Zweig Rurik's, war ja ermordet. Nicht Wenige, zumal die, welche sich von den Edeln und Bürgern der Republik Nowgorod abstammen lassen, betrachten das Erlöschen des Geschlechts Johann's des Schrecklichen, als eine nothwendige Strafe Gottes. Denn als Johann der Stolze, der Großvater dieses letzteren, sich Nowgorod unterworfen hatte, schwor er: Ruhm und Wohlstand diesen Bürgern und überhaupt seinem ganzen Volke zu bewahren, und bat Gott, jeden Eidbrüchigen zu strafen, sein Geschlecht zu vertilgen und einen neuen segensreichen Stamm auf Rußlands Thron, zum Heil der Menschheit zu erheben. So berichtet Karamsin. Daß beide Zaren nicht im Geiste dieses Schwures geherrscht haben, sagt uns die Geschichte. — Von weiblicher Seite standen jetzt zwei Geschlechter dem Throne am nächsten, die Románow, weil Johann des Schrecklichen erste Gemahlin, Anasthasia, die Mutter des erschlagenen Zarewitsch's, eine Románowa, war, und dann Godunow, Feodor's Schwager. Dieser letztere trug über jene den Sieg davon, denn er hatte ja während der ganzen Regierung Feodor's das Scepter geführt und Alles zu seiner Thronbesteigung vorbereitet. Die Románows und Alle, welche er fürchtete, ließ er theils umbringen, theils verbannen. Godunow war ein äußerst feiner, schlauer Mann, mit aufgeklärtem Geiste, der unter andern Verhältnissen gewiß einer der größten Herrscher Rußlands geworden wäre; denn die ersten zwei Jahre seiner siebenjährigen Regierung werden für den glücklichsten Zeitraum von Johann dem Stolzen an bis in's J. 1600 gehalten. Aber in den folgenden Jahren kamen Pest und Hungersnoth, die das Land verheerten, und 1603 erschien ein Bojarensohn, Namens Gregor Otrepjew, ein listiger, mehrerer Sprachen kundiger Bursche, der sich für den ermordeten Demetrius ausgab und auch viel Ähnlichkeit mit ihm hatte. Den Unzufriedenen war er willkommen und in Polen unter den Großen, fand er starken Anhang, ja, er verlobte sich sogar mit der Tochter des Wojewoden von Sandomir, mit Maria Mnischek.

Nach der Verlobung stellte der vornehme Mann, Mnischek, seinen zukünftigen Schwiegersohn dem Könige von Polen vor, und ein Legat des Papstes kam nach Krakau und hatte eine Unterredung mit dem vermeinten echten Thronerben Rußlands, wobei dieser den römisch-

katholischen Glauben annahm. Der Thronprätendent zog an der Spitze eines kleinen polnischen Heeres nach Rußland. Bald vereinigten sich mit ihm einige Schaaren Kosaken aus der Ukraine und vom Don. Zar Boris schickte ihm ein Heer entgegen, das ihn zwei Mal in die Flucht schlug. — Allein er hatte schon viele Anhänger unter den Großen in Moskau, die ihm den Einzug in die Zarenstadt erleichterten. Boris starb eines so plötzlichen Todes, daß er kaum Zeit hatte, sich in eine Mönchskute kleiden zu lassen. Sein Sohn Feodor folgte ihm in der Regierung; allein die Schaaren des Prätendenten erschienen bald in Moskau und erwürgten den jungen Zaren sammt seiner Mutter. Bald darauf zog der falsche Demetrius triumphirend in die Residenz ein. (30. Juni 1605.) Mit außerordentlicher Pracht folgte ihm seine Braut Maria, begleitet von ihrem Vater. Auch die Mutter des echten Demetrius, die Boris in ein Kloster eingeschlossen hatte, zog in Moskau ein, umarmte ihren angeblichen Sohn und schwor, er sei ihr leibliches Kind. Bald nach seinem Einzug wurde der Prätendent im Uspenßkij Sobor mit Maria Mnischek vermählt und gekrönt. Anfangs machte er sich durch eine weise und milde Regierung beim Volke beliebt, allein er vergaß alle Maßregeln der Klugheit. Er ließ die Katholiken und die Lutheraner, im Kreml ihren Gottesdienst halten, aß Kalbfleisch — eine Speise, die damals für unrein gehalten wurde und die bei den Altgläubigen noch heutzutage verabscheut wird. Kurz, der junge Zar lebte wie ein flotter, sorgloser Pole, der sich äußerst galant gegen Damen benahm, sich aber in die steife Etiquette des moskowitischen Hofes nicht fügen konnte. Den größten politischen Fehler aber beging er dadurch, daß er den Fürsten Schuißkij, von dem er wußte, daß es sein größter Feind war, nicht hinrichten ließ — er begnadigte ihn noch auf dem Blutgerüste; die alte Zarin bat flehentlich für sein Leben. Derselbe brachte nun bald einen Aufstand dadurch zu Stande, daß er fast alle Bauern von seinen Gütern nach Moskau kommen ließ. Diese tobten und lärmten, bald wurden die Haufen des Pöbels mächtig, Schuißkij, ein Kreuz in der einen, ein Schwert in der andern Hand, predigte, daß der Zar ein arger Betrüger sei: man sähe es an seinem ketzerischen Leben, das er führe. Dieser Aufstand kostete dem Zaren, nachdem er kaum 11 Monate regiert hatte, Thron und Leben; er erlitt einen qualvollen Tod. Seine Gemahlin kam mit dem Leben davon. Da sie aber bei dem zweiten Prätendenten, der bald

darauf erschien, auch eine große Rolle spielte, konnte sie einem gewaltsamen Tode nicht entgehen — den sie auch, im J. 1614 in russische Gefangenschaft gerathen, mittels Ertränkens, in einem Flusse, erlitt. Der Fürst Schuißkij wurde nun unter dem Namen: Wassilij V. Johannowitsch, zum Zaren gekrönt. Aber der schreckliche Aufstand dauerte fort, es kam der zweite Demetrius zum Vorschein, der sich für den erstern ausgab, indem er durch die Flucht den Händen der Mörder entkommen wäre, und da Maria Mnischek sich mit ihm vereinigte, fand er überall Glauben und großen Anhang. Die Polen und Aufständigen rückten wieder bis Moskau vor. Der Zar wußte sich keinen Rath, er rief die Hilfe der Schweden an. Diese kamen auch und schlugen die aufständischen Truppen auf mehreren Puncten. Allein der schwedische Heerführer Delagardi, wollte ein Pfand für die Kriegskosten und nahm einige befestigte Städte, unter denen auch Nowgorod, in Besitz. Die Einwohner ließ er schwören, einen der schwedischen Prinzen, sei es Gustav Adolph oder Philipp, zu ihrem Zaren zu wählen; denn Schuißkij, Wassilij V., war von den Polen gefangen genommen und in Warschau eingekerkert worden, wo er dem Thron entsagen mußte, weil König Sigismund selbst nach der Zarenkrone strebte. Moskau aber und viele Bojaren leisteten seinem Sohne Wladislaw den Huldigungseid. Auf diese Weise sah sich der falsche Demetrius, in der Geschichte: „der Dieb von Tuschino", genannt, von seinen polnischen Bundesgenossen verlassen und floh nach Kaluga, wo er ermordet wurde. Nach ihm traten noch zwei falsche Dimitrijs auf, die aber nur eine kurze Rolle spielten. Es läßt sich nicht denken, wie es zu dieser Zeit der Anarchie in Rußland ausgesehen haben muß! Die Polen herrschten in Moskau und in vielen andern Städten als die Herren des Reiches, zwei fremde Prinzen und ein König machten Ansprüche auf den Zarenthron; das russ. Volk war in Lauigkeit versunken, es rührte sich nicht und überließ es allein dem zarischen Heere, sich mit dem Feinde herum zu schlagen. Endlich, als schon Alles verloren schien und alle Theile des Reiches auseinander gerissen waren, erwachte das russ. Volk aus seiner Trägheit, angeregt durch jenen Minin, Fleischer und Bürger von Nischnij-Nowgorod, dessen Denkmal wir vorhin erwähnten. Dieser bot Alt und Jung auf, die Waffen zu ergreifen, er predigte den Reichen, ihre Häuser, und den Frauen, ihre Schmucksachen zu verkaufen, um das Vaterland zu retten, und seine feurigen Reden halfen.

Bald stand in Nischnij-Nowgorod ein mächtiges Heer auf den Beinen, der Fürst Poscharsskij und Minin führten es an, und die meisten Kosaken fielen von den Polen ab und halfen dieselben aus dem Lande vertreiben. Man schritt jetzt zur Wahl eines neuen Zaren, sie fiel auf den sechzehnjährigen Sohn Philarets, Michail Románow, der sich damals bei seiner Mutter befand, welche im Ipatjew-Kloster zu Kostroma als Nonne lebte; sein Vater, dem von Boris Godunow gewaltsam die Mönchstonsur aufgenöthigt worden, aber von dem ersten falschen Demetrius zum Metropoliten von Rostow ernannt wurde, befand sich auch unter den Gefangenen in Warschau. Doch endlich erhielt er seine Freiheit und kehrte nach Rußland zurück, wo er Patriarch wurde und mit seinem Sohne Michail gemeinschaftlich regierte. Der Stammvater dieser Románows, ein deutscher Ritter, kam im 14. Jahrhundert nach Rußland, wo er von Johann Kalita zum Bojaren erhoben wurde. Das Haus Románow in männlicher Linie ist schon mit Peter II., dem Sohne des unglücklichen Alexis, Sohnes Peter des Großen, ausgestorben, nachdem es dem Reiche sechs Zaren und zwei Zarinnen, Anna und Elisabeth, gegeben hatte.

Jener furchtbare Aufstand, wie auch der, den Pugaschew erregte, charakterisirt das russ. Volk von einer Seite auf das schärfste. Für wen stand es auf? Weder für einen Abenteurer, noch für einen fremden Fürsten, von dem es Verbesserungen seiner Zustände erwarten konnte, sondern einzig und allein für seinen rechtmäßigen Zaren. Die Großen hatten ja im ganzen Lande das Gerücht verbreitet, daß der Sohn Johanns des Schrecklichen, Demetrius, den Händen der Mörder — zwei Mal — entgangen und statt seiner ein anderer ermordet worden sei. Es erhob sich also in seinem Wahn für seinen rechtmäßigen Zaren, wie auch größtentheils bei Pugaschew, der sich für Peter III. ausgab, welcher ebenfalls den Händen der Mörder entgangen sein sollte.

In dieser Treue und Hingebung gegen seinen rechtmäßigen Zaren und in der Religiosität des russ. Volkes erblicken wir zwei Lebensprinzipien, durch welche es in der Weltgeschichte noch eine große Rolle spielen wird. Ob aber diese Rolle von großer Dauer sein wird, ist zu bezweifeln, oder die Russen müssen im Übrigen ihren Charakter sehr verändern, was geschehen kann, wenn sie nicht mehr so regiert zu werden brauchen, wie sie noch regiert werden müssen, kurz, wenn sie eine westeuropäische Bildung und Freiheit erlangt haben. Nun müssen wir

den Leser wieder zu dem geistreichen, gemüthlichen Iwan Iwanowitsch führen. Er war ein reicher, vielseitig gebildeter und dabei sehr religiöser Mann. Als ich ihn kennen lernte, zählte er schon über die siebzig, aber er war frisch und munter, wie ein lebensfroher Fünfziger. Seine heitern Launen, sein sorgenfreies Leben und seine weise Mäßigkeit in allen physischen Genüssen hatte sein noch Jugend strahlendes und von Natur schönes Gesicht vor Runzeln bewahrt und ihm jenen Zauber verliehen, dem selbst junge Frauen nicht widerstehen können. In seinem großen klaren Auge drückte sich die unbeschreibliche Gutmüthigkeit seines Herzens aus. Sein ganzes Thun und Wesen bekundete die feine Erziehung, die er genossen. Er war Hofmann von Natur, nicht durch Kunst. Und daher kam es wohl auch, daß er manchmal Einem, der etwas heuchelte, was ihm nicht eigenthümlich war oder der sich ungebührlich betrug, auf eine russisch derbe Art die Wahrheit sagte. In einer andern Beziehung aber sah ich nie einen Menschen, der so viel Gewalt über sich selbst hatte, als er. So blickte er z. B. mit stoischem Gleichmuth auf manche seiner Lieblingsspeisen und Getränke, ohne etwas davon zu kosten, weil er wußte, daß es ihm nicht wohl bekommen würde. Aber dabei unterließ er bei Tische nicht, seine schüchternen Gäste beständig aufzumuntern, damit sie nur recht wacker zugreifen möchten. Proschú pokórnäschij, Ghosspodá! Bitte gehorsamst, meine Herren! sagte er mit treuherzigem Kopfnicken und freute sich aufrichtig, wenn man bei Tische einen ausgezeichnet guten Appetit zu erkennen gab. Lud er Jemanden bei sich zur Tafel ein, so fügte er, nach alt russischer Sitte hinzu, man müsse aber vorlieb nehmen mit Dem, was Gott beschert hätte. Milosti prossim! milosti prossim! wir bitten gefälligst! sagte er bei der Einladung. Nun hatte aber der liebe Gott bei dieser Gelegenheit immer sieben bis acht Schüsseln voll der leckerhaftesten Speisen und neben andern guten alten Weinen auch einige Flaschen Champagner beschert. Seine Küche war täglich für sechs und mehr unverhoffte Gäste bestellt. Ehe man sich zu Tische setzte, gingen, nach russischer Sitte, zwei Diener mit dem Vorgerichte umher, das aus zweierlei Branntwein, zerlegtem Häring und Scheiben roher Zwiebeln bestand, und präsentirten es auf einem schönen Teller jedem der Gäste, dem Range nach. Zwiebeln und Häring waren immer mit ein wenig feinem Oel und Essig angemacht. Bei Tische saßen die Gäste auch dem Range nach. Iwan Iwanowitsch

hatte sich im Dienste seines Vaterlandes den Staatsraths-Rang oder die fünfte Classe erworben und so kam ihm damals das Prädicat „Hochgeboren“ zu. An seiner Tafel aber saß er immer neben denen, welche im Range die Kleinsten waren.

Er ließ zu jenem Mittagessen, daß er mir zu Ehren gab, sechs Mann Musikanten kommen, die da recht lustig aufspielten. Obgleich es nun nicht das erste Mal war, daß ich einem Festessen beiwohnte, so machte doch diesmal die Musik einen seltsamen Eindruck auf mich. Ich ließ dann und wann den Blick auf die Musikanten gleiten und wenn ich recht sah, so strich der Eine den Baß mit der linken Hand, aber doch so ernstlustig, wie es sich gehörte. Poschaluitje, kúschatje, Ghosspodá! Ich bitte, lassen Sie sich's wohlschmecken, meine Herren! munterte der treuherzige Alte seine Gäste auf, und unter der lustigen Musik erfüllte jeder seine Bitte. Wie bunt ist doch das Spiel des Lebens, dachte ich, die da oben streichen sich warm und müde, während man hier bei Tische zwar dasselbe thut, aber auf eine ganz verschiedene Weise. Als am Ende der Champagner erschien, brachte unser Wirth, nach üblicher Sitte, den ersten Toast aus auf die Gesundheit Sr. Majestät des Kaisers, und die Musik spielte die herzergreifende Hymne: Bósche Zar chranij! Gott behüte den Zaren! und ein Jeder stimmte ein. Das war in der That ein köstlicher Ohrenschmaus, der auch das Herz erquickte, zumal einige der Gäste schöne Stimmen hatten und nach den Regeln der Kunst sangen. Es war dabei gar nicht zu hören, daß der Eine den Baß mit der Linken strich.

Iwan Iwanowitsch war ein gelehrter Mathematiker. In seinen jüngern Jahren las er den Leibnitz, den er für den größten Gelehrten aller Nationen und aller Zeiten hielt, und auch manchen andern Philosophen im Original. Allen Respect vor dem großen Leibnitz! pflegte er zu sagen. Früher trug er auch auf einer Hochschule einige Zeit unentgeldlich Fortifikation vor, eine Wissenschaft, die bis zum Anfange der Dreißiger Jahre auf russ. Schulen gelehrt wurde. Seit dem aber ist diese Professur den Universitäten entzogen und in die Kriegsschulen übergeführt worden. Er las auch andere Schriftsteller in deutscher, französischer und englischer Sprache, ohne sich dabei eines Wörterbuches zu bedienen. Aber das Sprechen in diesen Sprachen fiel ihm überaus schwer, er stockte in der Rede, weil ihm die Wörter nicht immer einfielen. Daher unterhielt er sich auch ungern mit Jemandem in einer

fremden Sprache. Aber desto feiner und gewandter war er in der russischen Conversation, da floß seine Rede wie Honigseim. Hätte man seine Erzählungen, wie er sie aus dem Stegreif machte, unverändert niedergeschrieben, so hätte man ein interessantes Buch für Herz und Verstand gehabt. Nicht selten erzählte er auch allerlei komisches Zeug, aber immer gewürzt mit Bemerkungen, wie sie nur der feinste Menschenkenner machen kann. Wenn seine Zuhörer sich dann krank lachen wollten, blieb er dabei vollkommen ernst, wie ein echter Komiker, und das war dann vollends zum todtlachen. Ich bedauerte es eben so sehr, wie er, daß ich damals von seinen Erzählungen in russischer Sprache nichts genießen konnte. Lernen Sie russisch, sagte er freundlich zu mir. Wenn einmal die Bande der verhaßten Censur in unserm Lande gesprengt sind und die Morgenröthe eines neuen geistigen Lebens an dem Himmel wahrer Civilisation aufgegangen sein wird, dann wird auch unsere Sprache eine der berühmtesten der Welt werden. Sie hat einen guten Fond, ist daher auch der höchsten Vervollkommnung fähig. Bildsam, wie die deutsche Sprache, hat sie auch mit ihr das gemein, daß sie den Geist aller andern Sprachen in sich auffassen und ihn sich zu eigen machen kann. Wenn Sie nochmals nach Moskau kommen, müssen Sie so viel gelernt haben, um sich mit mir im Russischen zu unterhalten, bat er mich. Ich gab ihm das Versprechen. Als ich mehrere Jahre darauf wieder zu ihm kam, hatte ich wirklich so viel russisch gelernt. Er empfing mich auch diesmal mit so viel Liebe und Güte, daß ich es nicht beschreiben kann. Er hatte weder von seiner Gesundheit, noch von seiner frühern Heiterkeit etwas verloren, und doch gemahnte er mich, als ob eine Veränderung in ihm vorgegangen wäre.

Schon in unserer ersten Unterredung leuchtete es mir ein, daß er sich einige Zeit nur mit geistlichen Büchern befaßt haben mußte. Als ich bald darauf mit ihm in sein Cabinet ging, sah ich hier den Thomas von Kempis in dem alten Mönchlatein und auch eine russische Uebersetzung auf seinem Tische liegen. Daß er schon früher sehr religiös war, haben wir bereits erwähnt. Jetzt aber sagte er mir im Vertrauen, daß er der römisch-katholischen Kirche weit mehr zugethan sei, als der russischen. „Es geht mir nicht allein so“, sagte er, „denn Sie finden viele Leute dieser meiner Gesinnungen und Ueberzeugungen unter dem vornehmsten russ. Adel, besonders unter denen, die einmal im Auslande waren. Es ist ein trauriges Zeichen unsrer Verfassung, daß man das

nicht laut äußern darf." Wie er sich aber während des ganzen Nachmittags, den ich bei ihm zubrachte, gegen mich äußerte, so konnte er auch der protestantischen Kirche nicht abhold sein. Da es bezeichnend für Vieles ist, wollen wir aus dieser Unterhaltung einiges dem Leser hier mittheilen und dann auch eine der Anekdoten folgen lassen, die er mir am selben Abend erzählte.

Als wir in seinem Cabinet uns nebeneinander setzten und ich den Thomas von Kempis erblickte, sagte ich zu ihm, indem ich mit der Hand darauf wies: Das ist ein höchst lehrreiches Buch! — „Ich bin ganz Ihrer Meinung!" antwortete er, „und ich glaube, daß kein wahrer Weltweiser eine andere Meinung davon haben kann, denn das ist das Buch, vor welchem der große Leibnitz die höchste Hochachtung hatte. Es ist mir ein Räthsel," fuhr er fort, „wie jener Mönch zwischen den Mauern seines Klosters zu all der Weisheit und erstaunenswerthen Kenntnissen des menschlichen Herzens, die er in diesem Buche beurkundet, gelangen konnte."

„Wenn man das so bedenkt, kann man es Jenen nicht verargen, die da behaupten, das Buch rühre nicht von Einem Autor her, sondern alle Weisen des ganzen Klosters hätten daran gearbeitet. Und dennoch spricht die gleichmäßige Art des Gedankenvortrages, die tiefe heilige Einfalt, die mit der höchsten Weisheit Hand in Hand durch das ganze Buch hindurch geht, deutlich, daß es eben nur einen einzigen Autor zum Verfasser haben kann. Und um diesen weisen von Gott so hoch erleuchteten Mann stritten ja auch die Italiener und Franzosen mit den Deutschen, indem jede dieser Nationen ihn zum Landsmanne haben möchte. Papst Clemens XIV. behauptet fest, es sei ein Italiener gewesen; allein ohne Grund, denn nichts ist leichter zu beweisen, als daß der Verfasser der „vier Bücher von der Nachfolge Christi", ein echt deutscher Mönch gewesen ist. „Dem sei nun wie ihm wolle," fuhr der gemüthliche Alte fort, „es ist das Buch aller Bücher, ist, um mit Fontenelle zu reden, das vortrefflichste Buch, das je aus der Hand eines Menschen kam; denn das Evangelium kam nicht aus Menschenhänden.

Wenn man alt und erfahren ist, dann wird einem die hohe Weisheit, die im Gewande der tiefsten heiligen Einfalt auf jeder Seite dieses Buches steht, erst recht begreiflich. Wahrhaftig, er hat Recht und wird ewig Recht behalten, daß Alles und Alles Eitelkeit ist, außer Gott lieben. Und besäße man auch, wie König Salomon sie besessen, alle

Herrlichkeiten dieser Welt, sie sind vergänglich, vorübereilend, eitel! Eitel ist es auch, ein langes Leben zu wünschen und um ein frommes Leben wenig besorgt zu sein; seine Hoffnungen auf Dinge zu setzen, von denen der unwissendste Mensch weiß, daß sie, gleich dem Rauch, sich in Nichts auflösen und dabei um das, was vor allem andern Noth thut und ewigen Bestand hat, sich nicht zu bekümmern. Man sollte meinen, es sei unmöglich, daß der Mensch, zumal der verständige und gelehrte, seine Glückseligkeit in Dingen suchen könnte, von denen er weiß, daß sie ganz gewiß und ehe er sich's versieht, zu nichte werden, während er darüber das Allernothwendigste und ewig Bestehende versäumt. Und doch ist es so. Das kommt daher, weil wir keinen lebendigen Glauben haben und wir auch gar nicht darnach trachten, ihn zu erringen. Aber es giebt Menschen, die gar nicht nöthig haben zu glauben, indem sie die vollkommenste Gewißheit haben, daß, wenn sie dieser oder jener ihrer wilden Leidenschaften nur auf kurze Zeit die Zügel lassen, sie mit fort in den Abgrund des Verderbens gerissen werden. Und trotzdem thun sie es doch! thun es, manchmal einer flüchtig vorübereilenden Sinnenlust halber, und machen sich dadurch, nicht selten für ihr ganzes Leben, unglücklich. Ich kannte solcher Thoren nicht wenige. Als es geschehen war, saßen sie da, sich und ihren Angehörigen zur Sorge und Qual und beweinten ihre Thorheit; allein es war zu spät, geschehene Dinge können nicht ungeschehen gemacht werden. Und so wird es uns dereinst allen ergehen, die wir hienieden den Lastern fröhnen, die da sind: Geiz, Hochmuth, Eigensinn, Hartherzigkeit gegen die Armen und wie sie alle heißen; denn wir wissen recht gut, daß Gott kein Wohlgefallen daran haben kann, und daß sie nur zum Verderben führen können. Der Mensch glaubt nicht gern an das, was er nicht gern hat. An ein Unglück, das ihm bevorsteht, glaubt er entweder gar nicht oder doch nur sehr schwach, und sprächen auch viele Gründe dafür, daß es auf ihn anrücken und ihn unvermeidlich treffen werde, er glaubt noch nicht fest daran, denn er glaubt lieber, daß es doch vielleicht an ihm vorüberziehen könnte, ohne ihn zu treffen und so hascht er nach allerlei Beweisen, um jene Gründe wegzudemonstriren. So geht es uns auch mit dem Glauben an eine Vergeltung nach dem Tode, und zumal denen, die Ursache zu wünschen haben, daß sie nur ein Hirngespinst schwachköpfiger Thoren sei. Es gibt Männer der Wissenschaften, welche an die positive Religion nicht glauben können,

die aber doch edel genug sind, das Glaubensglück ihrer Nebenmenschen auf keine Weise zu stören. Wenn diese Männer von der einen Seite zu bedauern sind, so muß man sie doch auch von der andern schätzen und achten. Aber es gibt unter ihnen auch wahre Hochmuthsteufel, die da wähnen, daß nur sie allein die rechten Begriffe von der Gottheit hätten, und die sich in Wort und Schrift über das lustig machen, was uns doch das Heiligste im Leben sein soll, ohne daß dadurch für Forschung und Wissenschaft etwas gewonnen wird, Hochmüthige, die uns sogar handgreiflich machen wollen, wie Gott den Menschen von Natur hätte ausstatten müssen, wenn er ihn dereinst seines Glaubens und seiner Handlungen wegen vor Gericht ziehen wollte. Wie werden diese Ueberklugen dereinst vor dem großen Weltenschöpfer dastehen! Schlimmer, als manche freche unwissende Leute, die sich unter ihres Gleichen ein Ansehen zu geben verstehen, als wüßten sie Alles und manchmal dreist genug sind, sich in ein Examen zu wagen, wo sie aber von den hundert Fragen, die man ihnen vorlegt, keine einzige zu beantworten vermögen, schlimmer, schlimmer als diese werden sie einst vor Gott stehen!" sagte Iwan Iwanowisch und fuhr nach einer Weile fort: „Ich danke meinem Gott und Erlöser für seine Gnade, die er mir dadurch erwiesen, daß meine Wissenschaften mich nie veranlassen konnten, an der geoffenbarten Religion zu zweifeln, daß ich stetes mein Wissen Stückwerk achtete und seit meinem Burschen-Leben darnach trachtete, ein Christ zu werden — denn wir sind es, leider! größtentheils nur dem Namen nach — ferner, daß ich tröstete und ermahnte wo ich konnte und auch der Armen immer thätig gedachte. O, das ist ein köstliches Bewußtsein, ein starker Stab am Rande des Grabes! — Aber verstehen Sie mich auch deutlich, mein theurer junger Freund?" fragte er mich, indem er mit seiner Rechten meine Hand erfaßte und mit der Linken eine Thräne trocknete, die einige Minuten in seinem schönen großen Auge geglänzt hatte, „verstehen Sie mich auch deutlich? Nicht durch meine guten Werke, sondern durch die Gnade Gottes und seine grundlose Barmherzigkeit, hoffe ich selig zu werden! Mein Beichtvater, ein hiesiger Protopope, verargt mir diesen Glauben sehr, er sei lutherisch, sagt er, denn nur durch unsere guten Werke, durch das unblutige Opfer, das täglich in der Kirche für Lebende und Todte dargebracht wird, durch Beten und Fasten werden wir selig, behauptet er. Einmal sagte ich zu ihm, indem ich mich an den Ausspruch eines hoch-

erleuchteten Deutschen erinnerte: „Wenn wir durch unsere guten Werke in den Himmel kommen könnten, so möchte ich nicht hinein, denn so gäbe es da Streit, wie auf Erden, Jeder würde mehr Gutes gethan haben wollen, als der Andere; da wir aber nur durch die Gnade Gottes selig werden können, so hat sich Keiner zu rühmen." — Mein Beichtvater wurde über diese Aeußerung sehr aufgebracht und fragte mich in einem Tone, der nichts weniger als demüthig war: „Was sind denn das für Schätze, von denen Christus spricht, die wir sammeln sollen, und die weder von Dieben gestohlen, noch von den Motten verzehrt werden können? Sind es nicht die guten Werke, von denen der Evangelist sagt, wo er die Todten selig preist, die im Herrn sterben, daß sie uns nachfolgen bis über das Grab hinaus? — Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth! das hat Christus, der Herr, selbst gesagt." — Ja, mein theurer Otéz! (Vater) sagte ich, Sie haben Recht, der Glaube muß in Liebe thätig sein, muß in Handlungen sich zeigen, sonst ist er todt und kann uns nichts nützen; aber unserer guten Werke haben wir uns nicht zu rühmen, und können daher auch nicht hoffen, vermittelst ihrer den Himmel zu erwerben! — Und warum denn nicht? fragte mein Beichtvater kopfschüttelnd, Christus spricht sich ja so deutlich darüber aus. — Theurer Otéz, erwiederte ich, wenn Sie ihrem Knechte große Summen gäben, damit er sie unter die Armen vertheile, kurz, wenn Sie ihn mit allem möglichen versähen, daß er im Stande wäre, gute Werke zu verrichten, und er thäte es, hätte er sich derselben zu rühmen? und wäre er dadurch berechtigt, sich für besser zu halten, als andere, die Sie nicht in den Stand setzten, solche Werke zu verrichten? — Allerdings hätte er sich ihrer zu rühmen, denn er hätte ja seine Pflicht erfüllt, und er wäre auch in so fern besser als andere, weil er durch die That bewiesen, daß er ein treuer Knecht ist, was bei jenen andern noch immer in Frage stünde, behauptete mein Beichtvater fest. Aber Bätjuschka, fragte ich ihn, wenn Sie nun diese andern, die nicht in Ihren Interessen wirkten, sich also auch nicht als Ihre treuen Knechte bewährt hätten, dessen ungeachtet mit eben so viel Gunst und Gnade überhäuften, wie Jenen, könnte man Ihnen dieserhalben mit gerechtem Grunde einen Vorwurf machen? — Er schwieg, als wüßte er keine Antwort darauf. Nach einer Weile sagte er: In einer Hinsicht nicht, aber in einer andern wäre ich doch kein gerechter Mann. — Also war oder handelte jener Herr nicht ganz gerecht, als er seinen Arbeitern, die in der elften

Stunde kamen, denselben Lohn ertheilte, den er den andern gab, die des Tages Mühe und Hitze getragen hatten? Er schwieg. Vergessen Sie nicht, theurer Vater, fuhr ich fort, was der Apostel sagt, nämlich, Wenn wir auch Alles gethan hätten, seien wir doch unnütze Knechte. Wie sollte da einem der Muth nicht vergehen, durch seine guten Werke selig werden zu wollen! — Ei nun, versetzte der Otéz, wenn wir nur durch die Gnade Gottes und nicht durch gute Werke in den Himmel kommen können, so sehe ich nicht ein, warum man sich hienieden kasteit; denn so ist es ganz einerlei, ob wir die Tugend üben oder dem Laster fröhnen! — Das ist durchaus nicht einerlei, Bätjuschka, sagte ich, denn wer von Beiden hat dereinst die gegründetste Hoffnung auf die Gnade Gottes? — Allerdings der Tugendhafte, entgegnete er, aber nicht bloß Hoffnung auf Gnade, sondern auch auf Gerechtigkeit! Wenn unser Herr und Kaiser Allergnädigst geruht, einem den Adel zu verleihen, so hat das eigentlich nicht Se. Majestät gethan, sondern das Gesetz hat es gethan; und wem hat es das Gesetz*) gethan? Dem Verdienste! Sollte im Himmel nicht dieselbe Gerechtigkeit existiren? — Mein theuerster Otéz, sagte ich, indem ich mich an einen naiven Vergleich des deutschen Humoristen Claudius erinnerte, wenn Sie die Gerechtigkeit des Himmels mit der auf Erden vergleichen wollen, so sieht es schlimm aus, so schlimm, als wenn Sie die Sonne nach Ihrer alten Wanduhr stellen wollten. —

Ach, wie wird mir zu Muthe, fuhr der treuherzige Alte fort, wenn unsere Popen: Himmel und Erde, den Allmächtigen und die irdischen Herrscher, die Heiligen und Höflinge in ihren Gleichnissen mit einander verflechten! So trug mir derselbe Protopope noch am vergangenen Montage ein Gleichniß vor, nämlich das: wie der Kaiser die Bitte eines geringen Unterthans viel eher gewähre, wenn dieselbe durch Fürsprache seiner Minister oder Günstlinge unterstützt würde; also würde auch Gott unsere Bitte lieber erhören, wenn die Heiligen sie ihm vortragen und für uns mitbitten würden. Das einzige, was ich

*) In jedem andern Staate verleiht der Landesherr den Adel, in Rußland nicht, denn hier thut es das Gesetz, weil hier der Verdienstadel existirt, der in 14 Classen eingetheilt ist. In Rußland kann man sich mit Geld Orden erwerben, ohne daß dabei dem Gesetze zuwider gehandelt zu werden braucht; aber niemals eine der Adelsrangclassen, die können nur durch persönliche Dienstleistungen erworben werden.

dagegen einzuwenden habe, mein theurer Otéz, sagte ich, ist, daß unser Gesetz*) den Zutritt eines jeden schlichten Unterthanes zu Sr. Majestät dermaßen erschwert hat, daß es unter Millionen kaum Einem gelingt, ihm seine Bitte mündlich vorzutragen, weshalb denn auch die Fürsprache eines Ministers oder Höflings dem Bittenden nur erwünscht sein kann; daß aber dagegen Gott, der Herr, den Zutritt zu seinem Gnadenthrone keinem einzigen nicht nur nicht verboten, noch erschwert hat, sondern daß er, die ewige Liebe und Demuth, sogar vor der Thür eines jeden steht und anklopft, um eingelassen zu werden, damit wir ihm dann in unserm eignen Stübchen, ohne irgend einen Fürsprecher, unsere Bitte vortragen können, ja noch weit mehr, damit er uns das Schönste und Kostbarste von der Welt bereite; denn so spricht er: „Siehe! ich stehe vor der Thür und klopfe; wer meine Stimme hört und mir die Thür öffnet, zu dem gehe ich ein und halte Mahl mit ihm und er mit mir. Offenb. Joh. 3, v. 20. Ja, er treibt die Liebe und Demuth so weit, daß er uns nachgeht, wenn wir uns verirrt oder verloren haben, um uns aufzusuchen — und wenn er uns gefunden — uns an den schönsten und sichersten Ort zu tragen, im Fall wir uns dessen nicht weigern, denn er zwingt Keinen, er läßt Jedem seinen freien Willen. Bátjuschka, wie wollen Sie die grenzenlose Liebe und Langmuth mit der Härte und dem Hochmuthe sündhafter Menschen vergleichen? Denn sündhaft sind wir Alle! O, mein Heiland, ich erliege, erdrückt vor dem bloßen Gedanken deiner Liebe und Demuth gegen die Menschen, mein Geist verliert sich darin und ich vermag nichts klar zu begreifen, als daß sie ein Abgrund sind, den kein erschaffener Geist zu ergründen vermag! Würde die griechische Kirche im Dogma mit der katholischen übereinstimmen, daß die Seele des Menschen auch noch vor dem jüngsten Gerichte der seligen Anschauung Gottes fähig ist, alsdann würde ich mehr an die Fürbitte der Heiligen glauben, so nicht Heilige anrufen, die noch nicht der seligen Anschauung Gottes genießen, scheint mir im Widerspruche zu stehen mit dem Gebot, sie anzuflehen, bemerkte Iwan Iwanowitsch. Wenn der Mann Ihre freimüthigen Äußerungen dem Erzbischof mittheilte? sagte ich, Sie würden zur Strafe in ein Kloster eingesperrt werden! Das thut er nun doch nicht, denn

*) Daß der Kaiser öffentlich nicht angeredet werden darf, haben wir auf S. 152 gesehen, und verweisen den Leser darauf.

es ist sonst ein höchst achtbarer Mann, der erleuchtet und gelehrt genug ist, zu begreifen, daß, um Gott im Geiste und in der Wahrheit anzubeten, noch manches Bund Stricke nöthig ist, die Käufer und Verkäufer sammt ihren Wechseltischen und Waaren aus unsern Tempeln hinaus zu treiben. So lange er aber noch in seiner Risä (swjäschtschennitschesskaja Risa, Priesterrock) geht, wagt er nicht anders zu lehren und zu ermahnen.

So der treuherzige mir ewig unvergeßliche Iwan Iwanowitsch. Die Anekdote aber ist folgende:

Das unverhoffte Glück.

„Laßt uns um des Kaisers Bart spielen," sagt man in Deutschland, wenn man ein Spiel znm bloßen Zeitvertreib spielen will. In Rußland aber sagt man in solchem Falle: „Laßt uns auf Scheremetjews Rechnung spielen." — Scheremetjew soll vor Zeiten der reichste aller russischen Gutsbesitzer gewesen sein, und so mag denn auch sein Name Anlaß zu diesem Sprichwort gegeben haben. — Nun wollen wir den gemüthlichen Alten selbst erzählen lassen:

„Es war gegen Winter, als ich einmal eine Reise nach Poltáwa machte. Ein heftiges Schneegestöber überfiel mich auf dem Wege und nöthigte mich, auf der nächsten Poststation das Unwetter abzuwarten. Ich mochte eine Viertelstunde in dem elenden Stübchen des Stanzionüsmotritels (Poststationsaufsehers) gesessen haben, als ein anderer Reisender, ein junger Mann, angefahren kam, den das Schneegestöber ebenfalls hier zu verweilen nöthigte. Der junge Mann schien in der schönen Tugend, in der Geduld, noch nicht geübt zu sein, wie das bei jungen Leuten gewöhnlich der Fall ist. „Es ist zum Tollwerden! ich vergehe fast vor langer Weile," sagte er zu mir, als er kaum zehn Minuten hier gesessen hatte; „ich sollte so schnell als möglich nach St. Petersburg reisen, und nun hält mich das verwünschte Wetter in diesem elenden Stübchen gefangen." Man muß Gott für Alles danken, denn wer weiß, ob das für unsere Reise so ungünstige und für unser Gefühl so höchst unangenehme Wetter nicht zu unsrem Wohl von Gott angeordnet ist? bemerkte ich u. s. w. Jetzt erzählte ich ihm Manches aus meinem Leben, wo gerade dasjenige, das ich Anfangs als mein Unglück betrachtete, die Quelle meines Glückes war. Möchten wir doch niemals

den Glauben verlieren, daß Gott die ewige Liebe, Weisheit und Allmacht ist, dann würden wir in jedem Mißgeschicke unsers Lebens die Gewißheit haben, daß alles, was uns Widerwärtiges begegnet, vorausgesetzt, daß unser Wille gut ist, zu unserm Wohl gereicht, wo nicht für dieses Leben, doch ganz gewiß für jenes Leben, das hinter dem Grabe beginnt. Gott kann kein Stiefvater gegen diejenigen seiner Kinder sein, die da meinen, sie seien vor vielen andern die unglücklichsten. Er liebt uns Menschen in gleichem Maaße, und scheint auch Einer vor dem Andern viel glücklicher zu sein, so bleibt doch der alte Satz wahr: daß nur im Glauben und in der Ergebung zu Gott wahres Glück existirt."

Wenn Sie nahe am Verhungern wären, fiel mir der junge Mann in die Rede, und es käme Jemand, der mit seiner Moral Ihnen vordemonstriren wollte, daß dieser, Ihr bitterster Mangel, vielleicht die Quelle ihres Glückes sei, wie würden Sie das aufnehmen? Sie würden sagen: gebt mir zu essen, das ist mir lieber als alle Moral! Ein Aehnliches möchte ich Ihnen antworten ... Ich bin zwar dem Verhungern nicht nahe, aber daß mich das Galgenwetter hier fest gebannt hat, ist mir eben so peinlich, als es meinen Familienverhältnissen höchst nachtheilig ist. Wie sollte ich dafür dem lieben Gott danken, da ich besser weiß als ein Anderer, welche Eile meine Reise nach St. Petersburg erheischt! Im Gegentheil, ich würde ihm, wenn ich es im Stande wäre, den Prozeß machen, daß er das Schneegestöber herabgesendet, um mich in meinem Fluge zu hemmen. — Weit entfernt, über das trotzige Wesen dieses jungen Menschen aufgebracht zu sein, bedauerte ich ihn von Herzen, denn er schien mir sehr unglücklich zu sein, was er auch wirklich war, wie ich späterhin erfuhr, denn seine Familie hatte durch einen harten Schicksalsstreich ein großes Vermögen eingebüßt. Aber wollen wir uns nicht die Zeit ein wenig mit Kartenspielen vertreiben? fragte er mich nach einer Pause, das wäre mir die liebste Unterhaltung, denn wenn ich meinen Gedanken nachhänge, sterbe ich hier vor Ungeduld.

Also ein Spieler, dachte ich in meinem Sinne. Ein Feind alles Kartenspiels, lehnte ich seinen Vorschlag höflich, aber mit Bestimmtheit von mir. — Wir saßen darauf einige Minuten schweigend da, als ein dritter Passagier, ein freundlicher und einfach gekleideter Mann, den ich für den Haushofmeister einer vornehmen Herrschaft ansah, zu uns hereinkam. Ach, Gott, welch unfreundliches Wetter! sagte er, als er uns freundlich gegrüßt hatte. Er setzte sich neben uns, wir waren

uns einander ganz fremd. Schien mir der junge Mann unglücklich zu sein, so kam mir dieser dagegen recht glücklich vor. Mit Wohlgefallen betrachtete ich das freundliche, heitere Gesicht dieses Mannes; ein anmuthiges Lächeln bewegte seine schönen Lippen. Der ist gewiß im Stande, seinen Herrn, und wäre es auch ein alter Grillenfänger, angenehm zu unterhalten und zu erheitern, dachte ich bei mir selbst. Wir unterhielten uns über dies und jenes. Der Mann war sehr beredet, und in allem, was er sprach, lag viel Charakter. Aus den verschiedenen Fragen, die er auf eine bescheidene Art an den jungen Mann richtete, ging hervor, daß er dessen unglückliche Familie dem Namen nach kannte. Es trat ein kleines Schweigen zwischen uns ein, das durch den zudringlichen Kartenspieler unterbrochen wurde. Ist Ihnen vielleicht gefällig, eine Parthie zu machen? fragte der Spieler den Mann mit der lächelnden Miene; dieser Herr da mag nicht spielen, fügte er hinzu und deutete auf mich. Beim Kartenspiel vergeht die Zeit noch einmal so schnell, das Schneegestöber läßt noch nicht nach, und es ist in den Stürmen des Windes unmöglich, eine Werst weit zu fahren. Ist Ihnen gefällig, mit mir zu spielen?

Meinetwegen! aber wie hoch wollen Sie spielen? fragte der Mann mit der lächelnden Miene, und mir schien, daß der Zustand seiner Casse das Spielen weniger gestatte, als seine Gefälligkeit, den Wunsch des jungen Menschen zu erfüllen. O, mir ist es gar nicht um's Gewinnen zu thun! antwortete jener zu meinem größten Erstaunen; ich möchte nur zum bloßen Zeitvertreib spielen, im Fall Solches einiges Interesse für Sie hat: auf Scheremetjew's Rechnung!" —

Meinetwegen auch auf Scheremetjew's Rechnung! antwortete der freundliche Mann.

Der Stanzionüsmotritel, der das Gespräch mit anhörte, hatte schon die Karten bei der Hand; denn mit solchen, mir immer verhaßt gewesenen Gebetbüchern, die aus 52 Blättern bestehen, kann der Poststationsaufseher zu jeder Zeit aufwarten, die Karten gehen nie bei ihm aus, weil er, dem allgemeinen Gebrauche in Rußland zufolge, mehr als das Doppelte des Einkaufspreises dafür erhält. Das Spiel begann, und ungeachtet meines Widerwillens dagegen, konnte ich nicht unterlassen, mich neben den Mann mit der lächelnden Miene zu setzen und seine Karten anzuschauen. Schweigend sah ich dem Gang des Spiels zu.

Ich sah schon manchen Spieler am Kartentische, allein einen so gewandten und ruhigen, als dieser Mann war, nimmer. Er verlor Schlag für Schlag, aber nichts war im Stande, auch nur einen Augenblick sein Lächeln zu verscheuchen. Es ist wahr, es ging nur auf Scheremetjew's Rechnung; aber um desto mehr war die Geduld an diesem Manne, der doch ein ausgezeichneter Spieler zu sein schien, zu bewundern.

Die Herren mochten vielleicht eine Stunde gespielt haben, als der junge Mann mit Selbstgenügsamkeit ausrief: Wie viel hätten Sie, mein Herr, schon verloren, wenn wir, wie ich neulich spielte, den Point zu 25 Rubel machen würden! Dabei schrieb er die Points mit solcher Sorgfalt an, als ob es wirklich um Geld ginge. Haben Sie auch schon zu 25 Rubel den Point gespielt? fragte er eine Weile darauf. Ich spiele nie anders als zu 25 Rubel den Point! versetzte der Mann mit seinem unverwüstlichen Lächeln, jedoch mache ich dann eine Ausnahme von der Regel, wenn Jemand durchaus zu 50 Rubel den Point spielen will. Zu 50 Rubel den Point? staunte der glückliche Spieler und sah seinen Mann mit etwas großen Augen an. Ei, warum denn nicht? entgegnete dieser. — Nun, so wollen wir doch des Spaßes wegen so spielen, als ob es zu 50 Rubel den Point ginge; denn ich möchte nur sehen, wie viel ich heute gewinnen würde, wenn wir zu einem solchen enormen Preise spielten, indem die Glücksgöttin mir dann am holdesten ist, wenn es das wenigste Interesse für mich hat. Also zu 50 Rubel den Point! freilich nur auf Scheremetjew's Rechnung. — Wohlan, zu 50 Rubel den Point auf Scheremetjew's Rechnung, stimmte der freundliche Mann ein. Aus diesem Betragen des jungen Menschen ging deutlich hervor, daß er gar kein Spieler im eigentlichen Sinne des Wortes war, wie ich Anfangs glaubte, und er kam mir jetzt vor, wie ein dummer Knabe, der ein Glück darin findet, viel Nullen zu gewinnen. Was mich aber bei der Sache wunderte, war, daß der andere Herr, der doch ein ausgezeichneter Spieler zu sein schien, die Geduld nicht verlor. Endlich trat der Postknecht ein und sagte: Das Schneegestöber hat nachgelassen, meine Herren, man kann jetzt recht gut fahren. Befehlen Sie, vorzuspannen? — Ja, spann an! riefen wir alle Drei wie mit Einer Stimme, wir fahren sogleich! Ehe jedoch der glückliche Spieler vom Tische aufstand, rechnete er sorgfältig seine gewonnenen Points zusammen und sagte:

Mein Herr, ich habe nicht weniger als 12,000 Rubel gewonnen; man sollte meinen, es sei unmöglich, und doch in der That, es macht 12,000 Rubel aus! die muß nun Scheremetjew auszahlen! fügte er lächelnd hinzu. Der freundliche Mann ergriff sogleich seine Brieftasche, suchte eine Weile darin, darauf nahm er 2 Bankbillete heraus, eins zu 7000, das andere zu 5000, legte sie seinem Sieger auf den Tisch und sagte: Empfangen Sie Ihr Geld. Er sprach das mit einem so würdigen Ernste, daß alle Gedanken an Spaßmacherei in den Hintergrund traten und da ich sah, daß die Bankbillete echt und eben so gut wie klingende Münze waren, konnte ich gar nicht begreifen, was das Ding denn eigentlich zu bedeuten hätte. Dem jungen Manne ging es eben so. Er betrachtete das Geld wie ein Geizhals, und schien mit sich selbst zu kämpfen, ob er es einstecken oder liegen lassen sollte. Wenigstens bot er in diesem Momente einen höchst interessanten Gegenstand für den Psychologen dar. Vor Staunen fast außer sich, sagte er endlich mit bebender Stimme: Mein Herr, was soll ... Sie treiben Scherz mit mir! wir haben ja nur auf Scheremetjew's Rechnung .... wie kann ich das Geld annehmen, da Sie es an meiner Stelle auch nicht annehmen würden, wenn ich ... — Ganz recht! fiel ihm der Mann mit der lächelnden Miene in die Rede, wir spielten auf Scheremetjew's Rechnung; wenn ich aber diese Rechnung auszahlen will, so kommt Ihnen zu, Ihr Geld in Empfang zu nehmen, also bitte ich, es einzustecken! — Aber Sie treiben ja einen seltsamen Scherz mit mir! — Nein, ich rede in vollem Ernste: wir haben auf Scheremetjew's Rechnung gespielt und so wissen Sie denn: daß ich Scheremetjew bin! Es wäre beleidigend für mich, wenn Sie verhindern wollten, daß ich meine Rechnung auszahle. Scheremetjew ist nicht gewohnt, Rechnungen, die er auszuzahlen hat, auf die lange Bank zu schieben. —

Groß war jetzt mein Erstaunen, aber das des glücklichen Spielers war viel größer noch. Wir beide kannten den reichen Scheremetjew dem bloßen Namen nach, und er hatte sich uns auch nicht bis auf diesen Augenblick zu erkennen gegeben. Der junge Mann steckte vergnügt das Geld ein.

Also wieder ein schöner Ring in der Kette meiner Erfahrungen, dachte ich; wieder ein glänzender Beweis, wie Das, was unserm beschränkten Auge widerwärtig scheint, nicht selten die Quelle unsers

Wohles ausmacht. Der junge Mann wollte vor Unmuth über das unfreundliche Wetter vergehen, ja, er würde, hätte es in seiner Macht gestanden, dem lieben Gott den Prozeß gemacht haben, daß er das Schneegestöber hierher gesendet, und am Ende war es doch die einzige Ursache, die ihm auf eine so höchst seltsame Art zu 12,000 Rubeln verhalf und zwar zu einer Zeit, wo sie ihm mehr nützten, als zu einer andern das sechsfache, wie ich späterhin erfuhr. Möchten wir es doch zur wahren Herzensgewohnheit machen, wie der heil. Augustinus, der da bei allen Vorfällen, welcher Art sie auch sein mochten, sagte: „Man muß Gott für Alles danken!"

Wie Geschäfte in Rußland gemacht werden.

Moskau soll einst seiner großen weiblichen Schönheiten wegen sehr berühmt gewesen und soll es auch noch sein. Wir haben zwar in einigen Kreisen der vornehmen Welt und auf den verschiedenen Spazierplätzen, namentlich im Alexandergarten, unterhalb des Kreml, im Theater und an andern Orten, wo die elegante Welt zu erscheinen pflegt, manche recht hübsche Frauen gesehen, allein wahre Schönheiten nicht. Der Toiletten-Luxus ist hier eben so groß, als in irgend einer Hauptstadt Westeuropa's; aber es fehlt den Damen an Geschmack, mithin fehlt es ihnen an Allem, was zu einer guten Toilette gehört. Die Damen aus den höchsten Ständen machen allerdings eine Ausnahme hiervon, denn sie sind Französinnen in Sprache und Sitten und es scheint, als hätten sie, was dieses betrifft, keinen Tropfen russischen Blutes mehr in sich. Nichts ist für den feinen Geschmack und für das ästhetische Gefühl unerträglicher, als Damen in kostbaren Stoffen zu sehen, die von Schneiderinnen ohne Geschmack zu Kleidern gemacht sind, oder die in einer wirklich feinen Toilette sich steif und linkisch bewegen. Das ist namentlich bei den modernisirten Kaufmannsfrauen und Mädchen in Moskau der Fall. Und was die Frauen der dienenden Classe in dieser Stadt und Gegend anbetrifft, so sahen wir auch unter ihnen nur Alltagsgesichter. Die Bürgers- und Bauernweiber entstellen sich förmlich durch die Art, sich zu kleiden; denn das, was man Taille nennt, ist bei ihnen nicht zu sehen, indem sie ihre Röcke ganz dicht unter den Armen oberhalb des Busens zusammenbinden. Je beleibter ein solches Weibsbild ist, desto widerlicher ist seine Gestalt, durch diese

Art sich zu kleiden. Die Französinnen werden noch lange in Allem, was Toilette betrifft, nicht allein die Lehrmeisterinnen der Russinnen, sondern auch aller Damen der ganzen europäischen Modewelt bleiben. Denn in welchem Lande legen die Damen so viel Werth auf ein gutes Corset, als in Frankreich? und wo ist man im Stande, ein wahrhaft gutes Corset zu machen? Nur in Frankreich! Das Corset aber ist der Grund einer guten Toilette; auf das Corset gründet sich die Harmonie, die Anmuth, die zierliche Haltung einer Dame. Ein gutes Corset ersetzt nicht selten die Mängel eines Kleides — nur auf ein gutes Corset angemessen, kann die Schneiderin ein gut und elegant gemachtes Kleid liefern; aber nie wird die geschickteste Kleidermacherin über die Mängel eines Corsets triumphiren, so sagt die berühmte Vicomtesse von Renneville. Wenn wir dem Corset das Wort reden, so billigen wir keineswegs den Mißbrauch desselben, der auch nirgends größer ist, als eben in Frankreich, und der nicht nur die schlimmsten Folgen für die Gesundheit haben kann, sondern der auch die schönsten weiblichen Gestalten, nach unsern Schönheits-Begriffen, in seiner Art, eben so häßlich macht, als die moskowitischen Bürgers- und Bauernweiber mit ihren beispiellos dicken und kurzen Taillen!

Moskau, die alte Zarenstadt, ist zur Fabrikstadt geworden; der Adel besitzt die meisten Fabriken hierselbst. Deutsche, Franzosen und Engländer, welche man an die Spitze dieser neu errichteten Gewerksanstalten stellte, denn die Russen waren zu unwissend und in anderer Hinsicht zu untauglich dazu, wurden steinreiche Leute, zumal, wenn sie ihr Fach von Grund aus verstanden. Schönfärber, Tuchmacher, Kattundrucker und dergleichen erhielten viele Tausende für ihre Geheimmittel, die sie den Fabrikherren offenbarten. Gegenwärtig macht man in Moskau Fabrikate aus den verschiedenen Stoffen und in den schönsten Mustern und Formen; aber es fehlt den meisten, namentlich den Seidenstoffen, an innerem Gehalt. Keine Nation ist geschickter, als die Russen, im Anfertigen von Dingen, mit denen man das Auge bestechen kann, wie denn auch keine Nation geschickter ist im Vorzeigen ihrer Einrichtungen, Verhältnisse und Zustände von der besten Seite, als die russische, woraus hervorgeht, daß auch keine Nation geschickter im Betrügen sein kann. Die bemerkenswerthesten Fabriken und Manufacturen Rußlands sind: Tuch-, Seiden-, Leder-, Gewehr-,

Nadel- und andere Stahl- und Eisenwaaren-Fabriken. Die Zahl der verschiedenen Fabriken belief sich vor einigen Jahren auf 6855. Welch' eine winzige Zahl für das kolossale Reich! und die meisten derselben befinden sich noch in ihrer Kindheit. Welche großartige Geschäfte sind demnach in diesem Zweige in Rußland noch zu machen, zumal für den Deutschen, der einiges Capital besitzt, umsichtig ist und sich in den russischen Geist zu fügen versteht, was sehr leicht ist! Odessa war ein russischer Freihafen, der Zoll für ausländische Waaren bestand nur aus dem fünften Theil des sonst allgemeinen Zolles. Daher hatte dieser Hafen auch eine ungeheure Zufuhr von Waaren aus allen Gegenden der Welt, die hier ausgeschifft und im Kleinen wie im Großen verkauft wurden. Und weil der Schleichhandel hier stark betrieben wurde, war auch die Untersuchung der Effekten der Reisenden, die von hier weiter nach Rußland gingen, eine sehr peinliche. Seit dem Monat August 1857 hat Odessa sein Privilegium eingebüßt, und ist demnach kein Freihafen mehr. Die Pracht und Mode liebenden russischen Damen mögen keine Toilette aus einheimischen Fabrikaten und wollen auch nur von andern ausländischen Luxusgegenständen umgeben sein. Wir Deutsche haben die Schwachheit, die französischen und englischen Fabrikate unsern einheimischen vorzuziehen, selbst wenn sie schlechter sind als diese. Die Russen besitzen diese Schwachheit in einem weit höhern Grade als wir, aber sie haben auch mehr Grund dazu, weil es eben den meisten ihrer Fabrikate an innerem Gehalte fehlt. „Eto Nemézkaja rabóta! eto franzuskaja towára! eto anglijsskija Stúka!" (das ist deutsche Arbeit! das ist französische Waare! das ist ein englisches Stück!) so pflegen die Kaufleute ihre Waare anzupreisen. Was aber die russische Gold-, Silber- und Bronzearbeit betrifft, so ist sie hinsichtlich ihrer Gediegenheit, zumal die Bronze, der deutschen weit vorzuziehen. Aber die Lust zu immer neuen Luxus- und Modeproducten ist bei den vornehmen Russen eine wahre Krankheit, und da die russischen Künstler und Fabrikanten im Erfinden den Franzosen, Deutschen und Engländern weit nachstehen und gewissermaßen nur ihre Nachahmer sind, so werden die neuesten ausländischen Producte aller Art, selbst wenn sie wenig Werth haben, in Rußland immer gut bezahlt. Wir kannten einige solcher reichen Herren, die kaum den Tag erwarten konnten, um ihre Karossen anspannen zu lassen, und dann in die Magazine der deutschen und französischen Kaufleute zu fahren, wo sie fragten: Was

habt Ihr Neues? Jene sind auf solches Nachfragen vorbereitet; sie bringen manchmal wahre Lumpereien zum Vorschein, die aber modern sind und die Russen bezahlen sie ihnen gut. So wie diese Herren sich nach der Stunde sehnen, um sich in den verschiedenen Magazinen der Ausländer nach neuen Luxussachen umzusehen, so sehnten sich auch die meisten russischen Damen, denen es nicht vergönnt war, in's Ausland zu reisen, nach der Bade-Saison in Odessa, um sich echt ausländische Stoffe für ihre Toilette zu kaufen. Allerdings fehlt es in St. Petersburg, wo man das Kostbarste von allen Luxusgegenständen haben kann, keineswegs an echt ausländischen Seiden-, Wollen-, Mousselin- und andern Stoffen; aber der Zoll war hier so bedeutend höher und der Kaufmann nahm einen weit größeren Rabatt als in Odessa. Auch der Gedanke, daß man, trotz des hohen Preises, einheimische, statt ausländischer Waaren erhalten könnte, benimmt den Damen nicht selten die Lust zu einem übertriebenen Luxus. Sie sehnten sich daher nach Odessa. Aber der raffinirte Betrügungsgeist der Russen speculirt auf alle Weise! Und so wurden die Moskauer Fabrikate per Achse ein paar Hundert Meilen weit nach Odessa geschleppt, um sie hier als echt ausländische Waaren zu verkaufen, da sie ja, wie oben gesagt, ganz dazu geeignet waren, das Auge zu bestechen und den Betrügern kam nun noch der Umstand zu Hilfe, daß viele Käufer, die keine große Kenner von dem sind, was sie kauften, gar nicht zu glauben wagten, daß man hier — zu so hohen Preisen — Moskauer Stoffe haben könnte! Der begründete Widerwille aller vornehmen Russen, bei ihren Landsleuten Etwas zu kaufen, schützt sie indeß sehr oft vor dem Betruge, denn die deutschen und französischen Kaufleute sind in der Regel reeller, und die meisten in Odessa führten gar keine russischen Fabrikate dieser Art. Als wir in dieser Stadt lebten, war das Haus Wagner und Comp. seiner Reellität wegen sehr im Rufe.

Die Deutschen werden daher in Rußland noch so lange glänzende Geschäfte machen, bis die Russen ihren Charakter von der einen Seite veredelt haben. Was für ungeheure Geschäfte sind in diesem Lande, trotz der Concurrenz! mit modernen und gut verfertigten Fabrikaten noch immer zu machen! Man nehme Etwas dieser Art, was man wolle, es wird in Rußland schnell abgesetzt und gut bezahlt werden, wenn man sich nur geschickt dabei stellt und kein Filz im Geben ist, damit die Polizeileute und Andere einem keine Hindernisse in den Weg bringen.

In Berlin werden, allerdings nach Pariser Mustern — denn diese Weltstadt beherrscht nun einmal die Mode tyrannisch, Damenmäntel in den verschiedenen Formen mit solchem Geschmacke, solcher Geschicklichkeit und Eleganz angefertigt, daß das Auge des Kunstkenners nur mit Wohlgefallen darauf ruhen kann. Dieser Artikel hat seit einiger Zeit einen hohen Aufschwung genommen und wird unfehlbar eine solche Berühmtheit erlangen, daß selbst die Pariserinnen sich fertige Mäntel und Mantillen aus Berlin kommen lassen werden. Welche glänzende Geschäfte wären mit diesem Artikel in Rußland — auf den Weltmarkt nach Nischnij-Nowgorod geführt, zu machen! Mancher wird erschrecken vor den Unkosten, die ein so großer Transport verursacht. Wie sich die Spekulanten vor dem weiten Wege abschrecken lassen, beweist folgendes: Ein großer Möbelfabrikant in St. Petersburg kam auf den Einfall, fünfzig und einige Fuhren Möbeln auf jenen Weltmarkt zu führen. Welch ein Unternehmen! Schöne Möbel werden schon in St. Petersburg gut bezahlt; wie theuer müssen sie demnach auf jener Messe verkauft werden, wenn allein die Unkosten des Transports auf einem Wege von 200 deutschen Meilen gedeckt werden sollen! wie viele Reparaturen sind bei einer solchen Masse von Möbeln am Orte ihrer Bestimmung nothwendig, denn das Eine wurde auf dem Wege naß, das Andere zusammengedrückt, das Dritte ging aus seinen Fugen u. s. w. Der Mann führte trotz aller dieser Schwierigkeiten seinen Plan aus und machte ein glänzendes Geschäft; that aber gegen seine Bekannten, als ob er schlecht spekulirt hätte. Als er aber die Sache noch zwei Mal ausführte, wurde es Jedermann klar, daß er gerade nicht schlecht dabei gefahren sein konnte, und so erhielt er noch zwei Concurrenten, die auch noch gute Geschäfte machten. Seit Jahren existirt die Eisenbahn von St. Petersburg nach Moskau, wodurch der Transport nach Nischnij-Nowgorod erleichtert ist. Welche glänzende Geschäfte wären mit den Einführen der neuen eisernen Zuckerhutformen in Rußland zu machen gewesen. — Neues, Nützliches, gute Werkzeuge für das industrielle Leben, Luxusartikel aller Art finden in Rußland zu hohen Preisen guten Absatz. Vor Jahren kamen ein Paar Kaufleute mit den feinsten sächsischen Weißwaaren nach Rußland. Ein Damenkragen, ein Vorhemdchen, ein Paar Ärmel, fein gemacht, aber doch nur aus Baumwolle, wurden zu hohen Preisen verkauft. In allen Hafenstädten giebt es Spediteure und Commissionaire, die es übernehmen, jede Waare unversehrt in ein

bestimmtes Haus, sei es in St. Petersburg, sei es in Moskau, zu liefern. In Dresden lassen sich sogar solche Leute finden, die einem ein Paar Kisten Meißner Porzellan nach St. Petersburg ins Haus liefern, trotzdem dieser Artikel nach dem Gesetz gar nicht ins Land eingehen darf. Nur gesucht und es wird gefunden, und das Unglaubliche wird glaublich gemacht für Den, der auf solche Weise Geschäfte machen will.

Ein Filz, dem ein Trinkgeld an die Seele gebunden ist und der überhaupt ein Feind vom Geben ist, darf nur nicht nach Rußland gehen, um Geschäfte zu machen: er wird mit Aerger und Verlust wieder zurückkehren. Wer gut schmeert der gut fährt, nirgends ist dies Sprüchwort so giltig als in Rußland. Drückt der Passagier im Zollhause zu St. Petersburg dem Soldaten, der seinen Koffer zu untersuchen beginnt, ganz unbefangen ein Paar Silberrubel in die Hand, — und der Koffer wird als schon untersucht bei Seite geschoben; wer nichts giebt, dessen Effekten werden auf's Peinlichste von oben bis unten durchwühlt und jedes Büchlein, möge es Gebete oder Bibelsprüche enthalten, wird weggenommen und der Censur übergeben, wo man es sich wieder holen kann, manchmal mit Verlust einiger Blätter, die der Censor unbarmherzig herausschnitt.

Das frohe Wiedersehen.

Eines Tages saß ich in meinem Zimmer und dachte über meine Reise, die ich bis Moskau vollbracht und bis Kiew noch zu vollbringen hatte, ernstlich nach. Da öffnete sich die Thür, der Braunschweiger trat ein. Grüße Sie Gott! rief er mit seinem unverwüstlichen Lächeln, wie sind Sie nach Moskau gekommen? Recht gut, zwar sehr ermüdet, aber gut, sagte ich.

Da sind Sie glücklicher gewesen, als ich! denn ich habe Schmach und abscheuliche Strapazen zu überstehen gehabt! — Erzählen Sie doch! was ist Ihnen begegnet? fragte ich neugierig. Sie hatten sich kaum von mir getrennt, als mich mehrere Kosaken in die Cour nahmen. Sie verlangten meinen Paß zu sehen; da mich aber ihre Mienen, die sie dabei machten, sehr seltsam gemahnten, beschloß ich, ihnen nicht zu willfahren. Du bist ein armer Teufel, dachte ich, was würde diesen Sbirren geschehen, wenn sie aus lauter Muthwillen dir den Paß zer-

rissen? Nichts! denn unsere Zeit der Wirren und der Schrecken ist nicht geeignet, einen solchen Frevel gründlich zu untersuchen und nach dem Gesetze zu bestrafen. Der ganzen Polizeizunft ist gegenwärtig ein furchtbares Recht eingeräumt! Eine Tracht Prügel wäre vielleicht die einzige Strafe, welche die Kerle erhielten, wenn es sich klar herausstellte, daß sie mir den Paß zerrissen hätten; ich aber müßte unterdessen, bis man Erkundigungen über mich eingezogen hätte, so lange da zubringen, wo die liebe Freiheit begraben liegt. Diese Gedanken wurden bei mir zur fixen Idee und hatten hauptsächlich ihren Grund in der Warnung, die mir ein sehr erfahrener Mann gab. Zeigen Sie Niemandem, den Sie nicht würdig genug halten, Ihren Paß auf offener Straße vor! Ich sagte also den Kosaken, daß ich nicht verpflichtet sei, ihnen auf der Straße meinen Paß vorzuzeigen; wenn sie aber meinten, ihn durchaus sehen zu müssen, so möchten sie mich in die nächste Gouvernementsstadt begleiten, wo ich mich in Gegenwart des Gouverneurs legitimiren würde. Die Kosaken wollten davon nichts wissen, und ich bestand auf meinen Willen. So legt ihm einen Klotz an! rief einer von ihnen, wir wollen ihn nach Twer transportiren! Große Gefährlichkeit! dachte ich, Du warst Braunschweiger Jäger und als solcher zweimal in Feindes Hand, Du mußt es daher auch einmal versuchen, wie es unter Kosaken-Wache ist, und wie es sich mit einem solchen Klötzchen marschieren läßt, so ließ ich mir geduldig den Klotz anlegen. —

Einen Klotz? was ist denn das für ein Ding, fragte ich lachend. Was zum Henker! haben Sie denn noch kein solches Instrument gesehen? — Nein! —

Ei nun! es ist eine Art Maschine wie die, welche der Hoffnarr in „König Lear“: abscheuliche Kniebänder, nennt; nur mit dem Unterschiede, daß man mit den russischen langsam marschiren kann. Und man band Ihnen wirklich ein solches Knieband um? fragte ich lachend.

Freilich! und mußte in solchem erbaulichen Zustande viele Werst weit bis nach Twer spatzieren. Hier beklagte ich mich in französischer Sprache auf eine höchst sentimentale Weise beim Gouverneur. Der gab mir sogleich die Freiheit wieder. Aber der Geier hole das Marschieren mit solchen verwünschten Kniebändern! meine Beine sind noch ganz wund! meine Neugierde ist befriedigt! sagte der Braunschweiger.

Ich konnte mich während seines Erzählens des Lachens gar nicht

enthalten; denn sein Ernst machte ihn vollkommen komisch. Ja, Sie haben gut lachen! sagte er, wären Sie von den Kosaken in meiner Gesellschaft angetroffen worden, Sie hätten, so wahr ein Gott ist, auch ein Klötzchen ans Bein gekriegt. Ihre zarte Gestalt und der Modefrack würde den wilden Männern kein Mitleid eingeflößt haben! Sie aber gleichen einem Aal, der sich durch alle Gefahren hindurch schleicht. Nun, das Glück möge Ihnen lächeln bis an das Ende Ihres Lebens! dies ist einer meiner schönsten Wünsche! — Ich hatte eine Flasche Wein vor mir stehen und unterließ nicht, meinem gewesenen Reisegefährten einzuschenken. Gegen Abend, fuhr er fort, hätte es mir aber noch schlimmer gehen können; denn ich wäre fast aus dem Regen in die Traufe gekommen. Kurz nach meiner Freilassung ging ich in Gedanken vertieft durch eine Straße in Twer, plötzlich war ich von nichtswürdigem Gesindel umringt, man faßte mich beim Kragen und schüttelte mich abscheulich; ich aber verlor die Gegenwart nicht und sagte mit fester Stimme: Brüder! was wollt ihr mit mir? ich bin ja ein Russe! — Ich sprach vielleicht noch nie mit so rein russischem Dialekte, als diesmal; wenigstens riefen sogleich einige Stimmen: Laßt ihn los! er ist ja Einer von den Unsrigen! Man ließ mich gehen. Mein langer Bart, den ich seit Wochen nicht rasirt hatte, mochte wohl auch das seinige zu meiner Befreiung aus den Händen dieses Gesindels beigetragen haben. Ich machte so schnell als möglich, daß ich zur Stadt hinaus kam.

Warum ist denn der Pöbel in Twer so wüthend? fragte ich. Ich habe mich nach der Ursache erkundigt und man versicherte mir: in Twer und in andern Orten seien die Brunnen vergiftet, und da die Cholera so manchen niederwirft, so wähnt der leichtgläubige Pöbel, die Sache sei gegründet. Der alte Volkswahn ist noch nicht ausgestorben. Als vor einigen Jahrhunderten die Pest in Paris wüthete, beschloß der Pöbel den Untergang der Juden, denn diese, hieß es damals auch, hätten die Brunnen vergiftet. Ein böser Geist scheint unter die Menschen gefahren zu sein! Da kommt ein Wasserführer nach Hause und erzählt, man habe ihm 50 Rubel geboten, wenn er erlaube, daß man ein Pülverchen, das man ihm gezeigt, in sein Faß schütten dürfe; es kommt ein anderer Schlingel und erzählt, er habe Giftmischer auf der Straße beobachtet, welche des todtbringenden Mittels lothweis in den Taschen gehabt hätten; ein Dritter läuft herum und legt die Offenbarungen Johannis

aus, und bezeichnet die Dinge, die da kommen sollen. Andere stehen haufenweise und schreien Wehe! über die Aerzte, denen es nicht gelang, jeden Cholera-Kranken zu kuriren. Es ist darauf abgesehen, die Menschen zu tödten und nicht zu heilen! schrie der verblendete Pöbel. Keine Cholera! Alles Wirkung der Aerzte und Giftmischer!... Nichts ist der menschlichen Natur furchtbarer, als der Gedanke an ihre Zerstörung! Zu welchen Mitteln greift der Verstand wie der Aberglaube, wenn der Todesengel mit seinen Flügeln von ferne her die Lüfte weht! — Wie mancher trug in dieser Zeit Chlorkalk und künstliche Wasser bei sich, weil er glaubte, sich kraft dieser Mittel gegen die Seuche zu schützen. Wehe aber dem, bei welchem der Pöbel Kalk oder irgend ein Fläschchen wahrnahm. „Haut ihn nieder! den Giftmischer!" schrie die wüthende Menge. Entsetzliche Verwirrung! es war kein Stern mehr, der da leuchtete. In allen Städten und Flecken, besonders aber in St. Petersburg, rottete sich der Pöbel zusammen, alle Warnung der Obrigkeit verachtend und verlachend.

Wie der Kaiser die wüthenden Kerle zur Besinnung brachte, das haben Sie gewiß schon erfahren? Ja, sagte ich. (Es ist auf S. 158 angedeutet.) Das heiße ich Volksgehorsam gegen den Zaren, fuhr er fort, ja, dem gemeinen Russen scheint Alles bis in die letzten Grenzen der Möglichkeit und noch weiter erreichbar zu sein, wenn es etwas betrifft, was der Zar wünscht oder befiehlt, dann wird ihm, als sei er allesvermögend, unbezwingbar; der Zar will es, und so muß es erreicht werden. Schickt der Kaiser seine Soldaten gegen den Feind und man fragt sie: Wo geht ihr hin? so antworten sie etwa nicht: wir ziehen gegen den Feind zu Felde! nein, sie antworten schlechtweg: Schweda bitj! Turka bitj! Franzusa bitj! (Den Schweden, den Türken, den Franzosen schlagen!) Der Zar wünscht es, der Zar hats befohlen! Diese Sätze, fuhr der Braunschweiger fort, erinnern mich an eine Anekdote, die der Fürst Peter Wolkonßkij gern erzählte, und die er mit erlebt haben wollte, wenigstens ist sie bezeichnend für dieses Ebengesagte.

Als der Kaiser Alexander und der König von Preußen sich beim Kaiser Franz I. in Wien befanden und eines Tages überaus heiter waren, wurde endlich die Liebe und Ergebenheit der Unterthanen gegen ihre Fürsten ein Gegenstand des Gespräches. Kaiser Franz konnte gewiß mit gutem Grund von der Liebe und Ergebenheit seines Volkes

gegen das ganze Kaiserliche Haus sprechen, und der König von Preußen gewiß nicht minder und das thaten sie auch Beide. Alexander schwieg und lächelte und sagte endlich, daß es beiden Monarchen allerdings nicht an unläugbaren Beweisen für ihre Behauptung fehle; allein er halte dafür, daß eine Probe anderer Art in diesem Stücke entscheiden müsse. Und alsobald machte er ihnen einen Vorschlag, den die beiden Majestäten auch annahmen, nämlich die drei ersten besten Soldaten, einen Oestreicher, einen Russen und einen Preußen auf die Hofburg zu bescheiden, wo die drei Monarchen sich befanden. Wie die Probe aber gemacht werden sollte, davon schwieg Alexander für's Erste. Als man nun nach den ersten besten drei Soldaten schickte, sagte der Kaiser von Rußland zu Kaiser Franz I.: Ew. Majestät mögen zuerst die Probe mit Ihrem Landeskinde machen, und dann mögen Ew. Majestät es mit dem Ihrigen thun, sagte er zum Könige von Preußen, ich aber will die Probe mit dem meinigen zuletzt machen. Aber wie soll holter die Probe g'macht werden? fragte der gütige, gemüthliche Kaiser Franz. Ei nun, sobald der Gardist Ew. Majestät eintritt, so befehlen Sie ihm, sich vom Balcon hinunter zu stürzen, sagte Alexander lächelnd. Aber wozu solch erschreckliche Probe? Die wird holter Keiner besteh'n! Es bliebe ja kein ganzes Stück an ihm, erwiederte Kaiser Franz erschrocken.

Ehe man indeß über die Art und Weise der Probe einig werden konnte, waren die drei Schnauzbärte vor den drei Majestäten erschienen, und Kaiser Franz I. sah sich genöthigt, den Befehl gegen seinen Gardisten zuerst auszusprechen. Er tröstete sich wohl damit, daß der Soldat dem Befehle nicht nachkommen würde; aber nicht ohne Zittern befahl er ihm, sich vom Balcon hinab zu stürzen. Der Oestreicher trat näher und sah sich die Höhe an; der Sprung schien ihm eben so unnütz als gefährlich zu sein, daher sagte er ganz naiv: „Wenn man mi holt'r 'nunter stieß, würd' i holt'r den Sprung thuen.“ Ganz so ging es mit dem Preußen. Da befahl Alexander seinem Schnauzbarte, sich unverzüglich von da hinab zu stürzen. „Slúschu! Wasche Imperatorsskoij Welitschéstwo!“ Ich habe vernommen! Ew. Kaiserliche Majestät! sagte der Schnauzbart, schritt auf den Balcon, bekreuzte sich dreimal und — wäre ohne Zweifel hinabgestürzt, hätte man nicht vorher Anstalt getroffen, ihn daran zu verhindern. — Das war die letzte Anekdote, die mir der liebe Schorse erzählte. Er ging, ich sah ihn nie wieder! Aber ewig freundlich wird er in meiner Erinnerung leben!

Da hier des Fürsten Peter Wolkonßkij Erwähnung geschah, wollen wir noch eine Anekdote erzählen, die wir in St. Petersburg öfter vernahmen.

Fürst Peter Michailowitsch Wolkonßkij, geboren 1776, gestorben 1852, wurde schon in seinem sechsundzwanzigsten Jahre vom Kaiser Alexander I., mit dem er in gleichem Alter stand, zum General-Adjutanten Seiner Majestät befördert und stand während der ganzen Regierung Alexander I. in dessen höchster Gunst. Er begleitete den geliebten Monarchen im Kriege und auf allen Reisen, auch nach Taganrog, wo Alexander starb. Wolkonßkij wurde nach und nach zu den höchsten Würden erhoben und besaß auch das ganze Vertrauen des Kaisers Nikolaus. Er war General-Feldmarschall, General-Inspector aller Reservetruppen, Minister des kaiserlichen Hauses und der Apanagen, Mitglied des Reichsrathes, Dirigent des Cabinets Sr. Majestät, Kanzler des Capitels der kaiserlichen und königlichen Orden. Seinen Stammbaum leitet er vom heiligen Michail von Tschernigow her, der sich weigerte, durch die heiligen Feuer zu gehen, die hinter dem Zelt Batü's brannten, wie wir auf S. 348 gesehen.

Einmal sagte Kaiser Alexander zu Wolkonßkij:

„Peter Michailowitsch, ich möchte Jemandem einen recht hübschen Stock zum Präsent machen. Ich weiß, wir haben da einen köstlichen Brillant vom reinsten Wasser und von seltener Größe. Diesen Edelstein möchte ich oben auf den Knopf des Stockes einfassen lassen. Bestelle die Sache beim Juwelier.“

Wolkonßkij, der eine große Gewalt über den Kaiser ausübte, weigerte sich, diesem Befehle nachzukommen.

„Dieser Brillant,“ sagte er, „ist zu theuer und selten, als daß Ew. Majestät ihn zu solch einem Geschenke verwenden könnten. Wissen Ew. Majestät, was dieser Edelstein kostete und was er jetzt werth ist?“ — „Wie sollte ich es nicht wissen!“ erwiederte Alexander, der bei recht guter Laune war; „aber bedenke, Peter Michailowitsch, ich will ihn einem meiner treuesten Freunde zum Geschenk machen; für einen solchen Freund ist mir nichts zu kostbar und theuer. Also lasse einen schönen Knopf, mit lauter guten Steinen besetzt, machen und diesen Brillant oben drauf einfassen; denn es soll nun einmal ein theurer, kostbarer Stock für meinen Freund werden!“

Allein Wolkonßkij weigerte sich, dem Wunsche Sr. Majestät nachzukommen; der Brillant war und blieb ihm zu kostbar.

Nun, so laß einen solchen Stock ohne den großen Edelstein machen, sagte der Kaiser. Dazu verstand Wolkonßkij sich sogleich. Er bestellte beim Hofjuwelier einen goldenen Knopf, den er auch mit Brillanten, aber von bloß geringem Werthe besetzen ließ. Allerdings war der Stock seine Tausende werth, aber er stand in keinem Vergleich mit dem Werthe, den ihm Kaiser Alexander geben wollte. Als nun der Fürst Sr. Majestät den Stock überreichte, sagte dieser: „Lieber Peter Michailowitsch, den Stock habe ich für dich bestimmt, ich mache dir also ein Präsent damit.“ Wolßkonßkij konnte nun vor Unmuth die ganze Nacht nicht schlafen, daß er den kostbaren Brillant nicht auf den Stock hatte machen lassen. — Ich hatte drei Wochen in Moskau ausgeruhet, als ich es für an der Zeit hielt, mich um eine Fahrgelegenheit nach Kiew umzusehen. Das Reisen mit der Post in Rußland ist äußerst beschwerlich, erstens, weil man keine bequemen Wagen hat, sondern nur mit einem Karren, ohne Schwungfedern, Teléschka, genannt, vorlieb nehmen muß, und zweitens, weil es in Rußland, mit Ausnahme der Touren von St. Petersburg nach Moskau, nach Warschau, nach Riga, und einiger andern, aber viel kleineren Strecken in der Provinz, keine Chausseen giebt. Wer mit der Post reisen will, muß sich vorher mit einem Postpasse, Podoróschnaja, versehen. Je mehr Meilen Jemand reisen will, desto mehr kostet ihm auch dieser Paß. Ohne einen solchen dürfen die Poststationsaufseher oder Postwärter, Stanzionüsmotritels, dem Reisenden keine Pferde geben. Indeß thun sie es doch nicht selten, zumal, wenn sie ihren guten Vortheil dabei finden. Der Reisende, wenn er eine eigene Equipage hat, läßt sich Pferde vorspannen und er sitzt so bequem, als es eben sein Wagen gestattet; wer aber keine eigene hat, muß mit einem sogenannten leichten Postkarren vorlieb nehmen, auf welchem man, da er in Sommerzeit kein Dach hat, bei plötzlich eintretendem Regenwetter durchnäßt bis auf die Haut werden kann. Diese Postequipage wird auf jeder Station wie die Pferde selbst, gewechselt, und so müssen dann auch die Effecten des Reisenden jedesmal auf- und abgeladen werden. Auf jeder Station befindet sich ein solcher Postwärter, der für die Pferde zu sorgen hat und der auch das Geld für seine Station in Empfang nimmt; denn der Postpaß ertheilt dem Reisenden nur das

Recht, Pferde verlangen zu können. Kraft der Gesetze soll nun ein jeder Postwärter zu jeder Zeit Pferde bereit haben, damit der Reisende seine Reise ununterbrochen fortsetzen könne. Auf jeder Station ist auch ein Schnurbuch eingeführt, in welches man seine Klage einschreiben kann, im Fall man sich grob oder gesetzwidrig behandelt glaubt. Ich ließ mich über dies Postwesen in Kenntniß setzen, und mir wurde versichert, daß es gar nichts Seltenes sei, wenn der Reisende, ungeachtet seines Postpasses und des eingeführten Schnurbuches, zuweilen ganze Stunden, ja Tage lang auf Pferde warten müsse, und zwar großentheils aus Pflichtvergessenheit des Postwärters, der für die Erfüllung seiner Pflicht, noch ein besonderes Trinkgeld verlange.

Um meinem Leser einen kleinen Begriff von dem Amte eines solchen Postwärters zu verschaffen, wie wir es, sammt dem düstern Stübchen, in dem es verwaltet wird, in der Anekdote vom Grafen Scheremetjew schon sahen, wollen wir den Anfang einer russischen Novelle hier anführen. Die Postwärter stehen in der Regel im Range der 14. Classe, sie sind also der körperlichen Züchtigung überhoben, und ihr Rang soll sie auch vor dem Stäuben und Ohrfeigen der unhöflichen Passagiere schützen.

Der Stanzionüsmotritel.

Von Alex. Puschkin.

Collegienregistrator (14. Rangclasse),
Der Posten Dictator.
Fürst Wiäsemßkij.

„Wer hat die Postwärter nicht verwünscht? Wer hat sich nicht mit ihnen gezankt? Wer hat nicht im Augenblicke seines Zornes das verhängnißvolle Buch verlangt, um seine unnützen Klagen über Bedrückung, Unordnung oder Grobheit einzuschreiben? Wer hält die Postwärter nicht für den Auswurf der Menschen? oder wer stellt sie nicht mit Räubern und Gerichtsvollziehern auf eine und dieselbe Stufe? — Laßt uns indeß gerecht sein, und versetzen wir uns in ihre Lage, so werden wir gewiß ein günstigeres Urtheil über sie fällen. Was ist denn eigentlich ein Postwärter? Ein wahrer Märtyrer der vierzehnten Rangclasse; sein Rang soll ihn vor Prügel schützen, aber vermag er dies? (Ich lege meinen Lesern diese Frage aufs Gewissen.) Was ist das Amt eines solchen Dictators, wie ihn der Fürst Wiäsemßkij

im Spaße nennt? Ein wahres Jammeramt, das dem, der es bekleidet, weder am Tage, noch des Nachts Ruhe gönnt. Für allen auf der langweiligsten Reise gesammelten Ärger will sich der Passagier an dem Postwärter rächen: für unausstehliches Wetter, für schlechten Weg, für widerspänstige Postknechte und faule Pferde, für dies Alles soll der Mann büßen! Tritt der Reisende in das elende Stübchen des Postwärters, so sieht er den Mann eher für seinen Feind als für seinen Freund an. Gut, wenn es ihm gelingt, seinen ungebetenen Gast gleich wieder zu entfernen .... Aber wenn nun wirklich im Augenblicke keine Pferde vorhanden sind? ... Gott sei mit ihm! was für Drohungen, was für Schimpfwörter fallen dann auf sein Haupt! Im Schnee und Regen läuft er auf den Bauernhöfen umher, dem Unbarmherzigen Pferde zu verschaffen. In Stürmen und Januarskälte geht er ins Vorhaus, um dem Geschrei und den Stößen der unbarmherzigen Passagiere auszuweichen. Es kommt ein General angefahren, der zitternde Postwärter giebt ihm seine letzten sechs Pferde. Der General fährt weiter, ohne daß er: „ich danke!“ gesagt hätte. Fünf Minuten darauf — eine Bügelglocke*) klingt! und der Feldjäger wirft ihm seine Podoróschnaja auf den Tisch. Wenn er nun keine Pferde mehr hat, wenn der letzte General sie ihm gewaltsam entrissen — und wenn er im Augenblicke keine auftreiben kann — wie dann? Der Feldjäger muß unverzüglich weiter! Ziehen wir dieses Alles recht zu Herzen und unser Unwillen muß sich in Mitleid umkehren.“ So die die Worte Puschkin's.

Mögen nun diese Postwärter wirklich gequälte Leute sein, die manchmal mit dem besten Willen keine Pferde zu geben im Stande sind; oder mögen sie pflichtvergessen sein und vorhandene Pferde nur dann hergeben, wenn man ihnen noch ein besonderes Trinkgeld dafür giebt: so ist es doch aus dem hier Erzählten einleuchtend, daß ein solches Reisen für Jedermann nicht bequem ist. Wie soll da ein Ausländer, der in eigenen Angelegenheiten reist, und welcher der russischen Sprache

*) Die Post hat an dem Krummholz, das sich bekanntlich über dem Kummet aller russischen Zugpferde befindet, eine 4—5 Zoll lange Glocke, welche während der ganzen Fahrt so laut klingt, daß man sie weit in der Ferne hört. Nur die Post hat das Recht, eine solche Glocke am Krummholze zu führen.

nicht mächtig ist, zurecht kommen, da die Postwärter in der Regel nichts als Russisch verstehen?

Von Moskau nach Kiew rechnet man 900 Werst. Späterhin bildete sich eine Privat-Gesellschaft, welche zwischen beiden Städten Diligencen errichtete, wodurch das Reisen auf diesem Wege, namentlich für den Ausländer, sehr erleichtert wurde. Diese Einrichtung existirte aber noch nicht, als ich nach Kiew mußte. Daher mußte ich mich um eine Fahrgelegenheit umsehen.

Die dunkle Ahnung klärt sich auf.

Mein Nachforschen in dieser Hinsicht blieb auch nicht ohne Erfolg. Denn eines Tages kam ein junger Mann zu mir, der sich für einen deutschen Bäcker ausgab und sagte, er wisse von einem Dreispänner, der in kurzer Zeit nach Kiew zurückgeschickt werden müßte. Und fände sich Niemand, der diese Retourfahrt benutzen möchte, so müsse das Fuhrwerk leer fort. Das ist ja prächtig! dachte ich, da hätte ich endlich einmal im Leben Etwas gefunden, was ich suchte. Und wer hat den Dreispänner abzuschicken? fragte ich. Ein Podrädtschik, das ist auf deutsch, ein Lieferant. — Aber wann könnte ich den Lieferanten sammt seinem Fuhrwerke sehen? — Wenn es Ihnen heute Abend gelegen ist, will ich mit ihm zu Ihnen kommen. — Sehr gelegen! sagte ich, aber halten Sie auch Wort. Nun gab ich dem Bäcker ein Trinkgeld. Damit zog er ab. Am Abend kam er mit dem Lieferanten zu mir. Für 50 Rubel B. können Sie mit dem leeren Dreispänner, über welchen dieser Mann zu verfügen hat, bis nach Kiew kommen, sagte der Bäcker, der den Dolmetscher machte, da der Russe kein Wort deutsch verstand. Der Preis ist nicht übertrieben, bemerkte ich, aber ich möchte doch vorher das Fuhrwerk sehen. — Sie können es morgen sehen. Der Mann ist um 10 Uhr in der Frühe zu Hause. Hier ist seine Adresse. Und wenn Sie es wünschen, will ich morgen vor 10 Uhr zu Ihnen kommen und Sie dahin begleiten, bot der Bäcker sich an. Ich erwarte Sie also unfehlbar, sagte ich. Und nachdem er mir vielmal betheuerte, daß er sich morgen zur gehörigen Zeit einfinden würde, zog er mit seinem Lieferanten ab. Am andern Morgen kam er. Ich ließ eine Droschke vorfahren, und Punkt 10 Uhr waren wir auf dem Hofe des Podrädtschiks, wo das Dreigespann stand. Ich war zufrieden damit. Als der Bäcker einige Worte mit dem Manne gesprochen

hatte, eröffnete er mir, daß ich meinen Paß unverzüglich in Ordnung bringen müßte, da der Dreispänner unfehlbar schon morgen Frühe abgeschickt würde, und daß der Mann, um Gewißheit von meinem Entschlusse zu haben, wenigstens zehn Rubel B. Handgeld haben müßte. Ich fand diese Forderung nicht unbillig und gab ihm das Geld. Darauf fuhr ich nach Hause und bestellte meinen Fiaker zu morgen Frühe sechs Uhr zu mir. In meinem Zimmer angekommen, fand ich die längst ersehnte Antwort aus St. Petersburg vor. In diesem Schreiben wurde mir das geheimnißvolle Räthsel von den unheimlichen Ahnungen, die meine Seele durchzogen und mir jenen Park, den Ort meiner süßen Träume zum Orte unerklärbarer Angst und Schrecken gemacht hatten, vollständig gelöst.

Indem ich den Leser an jenen Park, wie wir ihn auf S. 299 gesehen, erinnere, theile ich ihm aus diesem Schreiben Folgendes im Auszuge mit.

„Ihr Brief aus Moskau hat mich endlich der schrecklichen Sorgen überhoben, die ich drei Wochen lang um Sie hegte. Grade am Tage darauf, als ich Sie in dem Park besuchte, verfügte sich der Oberpolizeimeister, begleitet von einer Schaar Männer, deren Erscheinen nie einen angenehmen Eindruck auf mich zu machen vermag, in aller Frühe dahin. Wie es in Polen zugeht, haben Sie wohl schon gehört. Der verabschiedete Oberst, der Ihnen das Zimmer in dem Parke einräumte, ist ein Pole, und wie es heißt, in jene furchtbare Verschwörung mit verwickelt. Sie können sich daher vorstellen, wie man mit ihm verfahren ist. Seine Effecten wurden sogleich in Beschlag genommen, er selbst aber wurde gebunden und in die Festung geschleppt. Gnädiger Himmel! hätte man auch Sie in seinem Hause angetroffen! Ihre Unschuld hätte Sie für's erste nicht schützen können. Ein Schauer nach dem andern durchdringt meine Seele, wenn ich daran denke. Den deutschen Baron, der, wie Sie wissen, dort in der Nähe wohnte und dem Oberst dann und wann einen guten Morgen sagte, trieb sein Schicksal grade in derselben Stunde dahin, als die Polizei erschien. Er wurde ohne Widerrede geknebelt und ebenfalls in die Festung gebracht. Selbst sein armer einfältiger Diener, der gar nicht weiß was Revolution ist, mußte mit seinem Herrn, in dessen Begleitung er war, dasselbe Loos theilen. Da sitzen sie nun alle drei und Gott weiß, wann die zwei von ihnen, die gewiß unschuldig sind, in Freiheit gesetzt wer-

den. Die Justiz wird wohl noch lange keine Zeit haben, eine gründliche Untersuchung einzuleiten, gemäß derer eine unbedingte Freilassung der Inhaftirten erfolgen müßte. — Wie gnädig war Gott Ihnen, daß er Sie noch zur rechten Zeit, zur rechten Stunde aus der unseligen Behausung führte! wo Sie vom Unglück unvermeidlich betroffen worden wären!"

Aus der in diesem Schreiben genau bezeichneten Stunde, in welcher die Polizeileute bei dem Oberst erschienen, sah ich deutlich, daß ich mich kaum 10 Minuten aus diesem Hause entfernt hatte, als der Pole den unfreundlichen Besuch erhielt.

Der verschmitzte Paßschreiber.

Jetzt konnte mich nichts mehr länger an Moskau fesseln: Morgen in der Frühe mußte der Dreispänner auf den Weg nach Kiew. Ich eilte daher sogleich auf das Polizeiamt, um meine Aufenthaltskarte wieder gegen einen Paß zu vertauschen. Der Tschinównik, welcher die Pässe ausfertigte, sprach eben so geläufig deutsch und französisch, als russisch. Er saß da an einem grünen Tisch. Sie würden mir eine große Gefälligkeit erweisen, sagte ich, indem ich vor ihn hintrat und mich verbeugte, wenn Sie die Güte hätten, mir noch heute Morgen den Paß auszufertigen. Kaum hatte ich dieses gesagt, zog er stillschweigend die Schieblade seines Tisches auf, in welcher ich verschiedene Geldsorten erblickte. Nach einer kurzen Weile stieß er die Lade wieder zu und zog sie dann wieder auf. Er that dieses wohl fünfmal während der Paar Augenblicke, die ich vor ihm stand. Mir schien, als suche er etwas darin, ohne es zu finden. Ihren Paß können Sie in den ersten drei Stunden nicht erhalten, sagte er endlich zu mir, da ich noch sehr dringende Geschäfte habe, die vorher beseitigt werden müssen. Kommen Sie in drei oder vier Stunden wieder. Er sprach dieses in einem solchen Tone, daß ich den Muth verlor, meine Bitte zu wiederholen. Ich entfernte mich, um in drei Stunden wieder zu kommen. Auf der Straße begegnete mir ein Mann, den ich bei meinem Freunde kennen gelernt hatte. Sie haben sich den Paß wohl schon ausfertigen lassen? fragte er mich. Leider, leider, noch nicht! Der Tschinównik will sich in den ersten drei Stunden nicht dazu verstehen, was ich sehr

bedauern muß, da ich schon morgen in aller Frühe abreisen soll, sagte ich. —

Hat der Mann in Ihrer Gegenwart nicht seine Tischschieblade auf- und zugeschoben? fragte er lächelnd.

Ja, das that er verschiedene Male! Aber was soll es bedeuten? fragte ich neugierig. Ei nun, wenn Sie ihm keinen Silberrubel hinein legen, erhalten Sie Ihren Paß heute nicht, und vielleicht auch morgen noch nicht. Ah, jetzt verstehe ich! sagte ich und mußte lachen über die originelle Art, sich „na wódku!“ ein Trinkgeld, zu fordern. Gehen Sie gleich wieder zu ihm und legen Sie ihm ein Stück Geld hinein und ich will wetten, daß Sie Ihren Paß in Zeit von zehn Minuten haben! — Ich ging wieder zu ihm, er saß noch auf derselben Stelle. Als ich nun meine Bitte wiederholte, zog er auch ganz unbefangen seine Schieblade wieder auf. Ich legte ihm behende einen blauen Zettel, (5 Rubel B.) hinein, und er schob sie behende wieder zu. Noch keine vier Minuten waren verstrichen und ich hatte meinen Paß schon in der Tasche. Als ich ein Paar Jahre darauf wieder nach Moskau kam, fragte ich vor allen Dingen, ob der kurze dicke Mann mit den vollen rothen Backen noch lebe und ob er das Manöver mit seiner Schieblade noch immer mache. Ein Beamter erzählte mir darauf Folgendes.

„Es war ein Generallieutenant und Adjutant Sr. Kaiserlichen Majestät, der eine deutsche Dame als Gouvernante für seine drei Töchter engagirte, als er eben im Begriffe war, mit seiner ganzen Familie Moskau zu verlassen. Besorgen Sie sich Ihren Paß, denn morgen reisen wir von hier ab, sagte der General zu der Dame, welche keine russische Unterthanin war. Der Paß für den Ausländer kostete damals nur fünfzig Kopeken Kupfer, etwa fünf Sgr., da er auf einem Stempelbogen von der geringsten Taxe ausgefertigt wurde. Heutzutage kostet er bedeutend mehr. — Die Dame aber, welche seit lange ohne Anstellung gewesen, war in Armuth gerathen und brachte mit knapper Noth die fünfzig Kopeken zusammen. Als sie nun auf das Oberpolizeiamt kam, machte der Paßschreiber das Manöver mit seiner Schieblade; allein es ging der Dame wie Vielen andern, sie verstand die Bedeutung desselben nicht, und hätte sie sie auch verstanden, so hätte das dem Herrn Paßschreiber doch nichts nützen können, da ihr ganzer Reichthum eben nur in fünfzig Kopeken bestand. Nachdem die Schieb-

lade viermal auf- und zugeschoben worden, ohne daß weder etwas Weiches noch Hartes hineingefallen war, wurde der Mann ärgerlich und sagte, daß der Paß fünf Rubel B. koste. Der Dame blieb nun nichts übrig, als dem General ihre peinliche Armuth zu entdecken. Der stolze Kriegsmann wurde entrüstet, als er dieses hörte, denn er wußte so gut, wie Jedermann es wußte, daß ein solcher Paß nur einen halben Rubel B. kostete. Ihm war auch die seltene Art des Tschinówniks, sich „na wódku" zu fordern, seit lange bekannt, ohne sich indeß darüber aufzuhalten; jetzt aber beschloß er, dem Unfug mit einem Male ein Ende zu machen, zumal er dem Oberpolizeimeister nicht recht hold war. Der Generaladjutant begab sich also zum Oberpolizeimeister und traf ihn allein in seiner Geschäftsstube. Was haben Sie da für einen Spitzbuben in Ihrer Kanzlei? fragte er ihn. Der Polizeichef sah seinen Mann erstaunt, aber mit Ruhe an, dann sagte er mit einem seines Amtes würdigen Ernste: Ich verstehe Sie nicht: der Oberpolizeimeister, ich, soll einen Spitzbuben in meiner Kanzlei haben? Mein Herr, sprechen Sie deutlicher! was soll das heißen? — „Nun so will ich es Ihnen kurz und bündig sagen, daß Ihr Tschinównik, der die Pässe ausfertigt, ein arger Spitzbube ist! Wie dürfen Sie ihn in Ihrem Dienste dulden? — Der Polizeichef richtete sich jetzt einen Zoll höher empor und sagte: Mein Herr! ich bitte mir Respect aus! Wissen Sie etwa nicht, wer ich bin? — Sie sind Generalmajor, ich bin Generallieutenant und daher befehle ich Ihnen, mir die gehörige Ehrerbietung zu erweisen! Wenn Sie aber diesen Spitzbuben nicht in Zeit von sechs Stunden aus Ihrer Kanzlei und aus Moskau entfernt haben, so werde ich den Unfug, den er so lange trieb, an einem andern Orte zur Sprache bringen! sagte der Generaladjutant. Keine sechs Stunden waren darauf verstrichen und der Schiebladenzieher hatte die Stadt Moskau schon weit hinter sich.

Der Oestreicher.

Am andern Morgen um halb sechs Uhr erschien mein Fiaker mit seiner leichten Droschke vor dem Fenster meines Zimmers, ich hatte ihn so früh bestellt. Eine Stunde nachher befand ich mich auf dem Hofe des Lieferanten, wo ich eine Menge einspänniger Fuhren sah, die mit großen Kisten hoch beladen waren; aber von dem Dreispän-

ner war keine Spur mehr zu sehen, und vergebens trabte ich auf dem ganzen Hofe umher, ihn zu suchen. Der Podrädtschik war beim Aufladen der Kisten beschäftigt, er that, als kenne er mich kaum. Ich fragte ihn, so gut ich es vermochte, wo denn das Dreigespann stünde. Ne ponemáju! ich verstehe nicht! sagte er. Und zu meinem Unmuthe, konnte ich mich ihm nicht verständlicher machen. Da erschien ein sauber gekleideter Mann, der mich auf deutsch fragte, ob ich mit diesen Fuhrwerken nach Kiew gehen wollte. Sie sind ein Deutscher, sagte ich zu ihm, und da Sie bereit sind, mir eine Gefälligkeit zu erweisen, so fragen Sie doch diesen Mann da, wo der Dreispänner stünde, in welchem ich sitzen soll. Als er das für mich ausgerichtet und er mir die Antwort ertheilte, erstaunte ich nicht wenig; denn der Lieferant wollte von einem Dreispänner nichts wissen und ließ mir bedeuten, daß ich mir einen der hochbeladenen Karren auswählen könnte, um darauf zu sitzen. Jetzt erzählte ich dem Deutschen Alles, was mich für's erste interessirte und dieser trug es dem Lieferanten vor. Der aber schob alle Schuld auf den Bäcker, daß er nicht gut gedolmetscht hätte, denn laut seiner Abmachung sollte ich für 50 Rubel B. Ass. einen Platz auf einer dieser Fuhren bis nach Kiew erhalten ... und er wäre fest überzeugt, daß ich für dieses Geld unmöglich eine Troika (dreispännige Kibitke) die unter 120 Rubel für solchen weiten Weg nicht zu haben sei, verlangen könnte. —

Zu meinem Mißgeschicke war mein Freund seit einigen Wochen mit Geschäften so überhäuft, daß er mich unmöglich hierher, mehr als eine Meile weit, begleiten konnte; er hatte mir schon ein großes Opfer dadurch gebracht, daß er mir die Merkwürdigkeiten der Stadt zeigte und mich mit dem Herrn Iwan Iwanowitsch und einigen Andern bekannt machte. Und so konnte ich es nicht über mich bringen, ihn zum Führer meines Prozesses zu machen, den ich im ersten Augenblicke mit dem Podrädtschik anzufangen beschlossen hatte. Und will ich den Prozeß allein führen, dachte ich, so treffe ich gewiß wieder einen Tschinównik an, der sogleich seine Schieblade aufzieht, sobald ich ihm die Klage vortrage. So fügte ich mich wie ein russischer Orthodoxe demüthig in mein Schicksal, das mir auf dieser ganzen Reise nichts als Bitteres zugedacht zu haben schien. Da mich nur die Gewalt auf einer Reise, die ich schon angetreten, wie z. B. von St. Petersburg nach Zarskoje Seló, zurück zu treiben im Stande ist, so be-

schloß ich, nicht mehr umzukehren, sondern mit den einspännigen Fuhren nach Kiew zu gehen, indem ich den Blick umhergleiten ließ, um einen Platz ausfindig zu machen, auf welchem ich, im Fall ich einmal sehr müde wäre, ein wenig sitzen könnte. Aber die Wagen waren alle mit hohen Kisten dermaaßen beladen, daß auch nicht ein Raum übrig geblieben, in dem ein Hund hätte liegen oder sitzen können. Nun, es wird schon gehen, dachte ich, und bat den Deutschen, mich den Fuhrleuten zu empfehlen, daß sie mich auf dieser Reise in ihren persönlichen Schutz nehmen möchten, im Fall ich einmal einen Angriff von Kosaken auszuhalten hätte; denn der Podrädtschick fuhr nicht mit, und wäre er mitgefahren, so wäre es doch bedenklich gewesen, sich unter seinen Schutz zu begeben.

Aber was enthalten die hohen Kisten? fragte ich den Deutschen. Ranzen und anderes Lederzeug für das Militair, sagte er. Sie sind ein Bayer. Was trieb Sie nach Rußland? — Ich bin an der Bayer'schen Grenze zu Hause, aber ein geborner Oestreicher, sagte er mit Stolz und fuhr fort, ja es trieb mich — Jemand, sonst wäre ich gewiß nicht gegangen! Napoleon trieb mich wie viele Tausende meiner armen Brüder. Ich kam mit der französischen Armee hierher, erfror Arme und Beine und gerieth in russische Gefangenschaft. Zu meinem Glücke sprach ich die französische Sprache sehr geläufig, denn damit erwarb ich mir bisher meinen Unterhalt und rettete auch mein Leben aus der Gewalt der Kosaken, die mich gefangen nahmen und schon im Begriffe waren mich für 1 Eimer Branntwein den wüthenden Bauern zu überantworten. In dieser Gefahr redete ich in deutscher Sprache einen Offizier, der daher geritten kam, um Gnade an; er aber hörte nicht, so wiederholte ich es im Französischen, das half; er befreite mich aus den Händen der Kosaken und ich entging dem schauderhaften Tode, den die wüthenden Bauern mir schon zugedacht hatten; sie wollten mich, wie sie es schon mit mehreren meiner Unglücksgefährten thaten, mit den Händen und Füßen an die Wand nageln, um mich so mit Messern todt zu stechen. — Solche Schaudergeschichten, sagte ich, müssen Sie lieber einem Kinde erzählen, nicht mir. Es ist bekannt, daß kein Volk Europa's gegen Gefangene so viel Mitleid hegt, als eben das russische. Denn in der That, der gemeine Russe ist fähig seine Eltern, seine Geschwister, seine Freunde, seine Vorgesetzten, seine Kirche, seinen Zaren zu bestehlen; aber niemals

einen Gefangenen! dem theilt er noch das Letzte mit, was er hat, das werden Sie, da Sie schon so lange in Rußland sind, noch besser wissen als ich, fügte ich hinzu. Der Oestreicher lächelte und bat um die Erlaubniß, mir bemerken zu dürfen, daß ich über diesen Punkt nicht vollkommen unterrichtet sei; denn man müsse einen Unterschied machen zwischen Gefangenen, die wegen Verbrechen oder Vergehen von irgend einem Gerichtshofe schon zur Strafe verurtheilt seien, und zwischen solchen, die als Feinde des Landes und in der Wuth des Kampfes in Gefangenschaft geriethen. Sie haben Recht, fuhr der Oestreicher fort, weder die Casse der Wittwen und Waisen, der Staats- und Kirchengelder noch der Fond der Invaliden ist vor den russischen Beamten sicher: wohl aber der Fond, der den Gefangenen gehört. Ich fühlte bald, daß der Mann, so einfach er mir auch anfangs vorkam, wohl im Stande war, mich über Manches zu belehren.

Aber woher diese Eigenthümlichkeit des Russen, durch die er sich von allen andern Völkern unterscheidet? fragte ich ihn. „Da die Russen," sagte er, „seit der Gründung ihrer Monarchie, namentlich seit Oleg's und Wladimir's des Großen Regierung ein eroberndes Volk waren, so konnte es auch nicht fehlen, daß die Sklaverei bei ihnen eingeführt wurde. Der Sklavenhandel war es besonders, durch den sich der einst so mächtige Freistaat Groß-Nowgorod viele Reichthümer erworben hatte. Allein die Sklaverei beschränkte sich damals nur auf den kleinsten Theil des Volkes; nicht auf die Masse, wie später und auch noch heutzutage. Der größte Theil der Bauern, der eigentliche Stamm des russischen Volkes, war persönlich frei; durfte aber, kraft des Gesetzes, kein Grundgebiet an sich bringen und besitzen, das er sein Eigenthum hätte nennen können. Wenn man noch heutzutage in Rußland hie und da einige freien Bauern trifft, die kleine Ländereien als ihr Eigenthum besitzen, so sind das entweder Nachkömmlinge verarmter Edelleute, oder solche, deren Vorfahren durch irgend ein Privilegium zu solchem Grundbesitze berechtigt wurden, und sie machen eben nur eine Ausnahme von der Masse aus. Durch dies unselige Gesetz wie auch durch die vielen blutigen Bruderkriege, konnte der Bauer zu keiner Wohlhabenheit gelangen. Und als nun noch die Mongolen das ganze Land unterjochten und allen Russen, mit einziger Ausnahme ihrer Geistlichkeit, einen Tribut auferlegten, da mußten viele der Aermsten ihre persönliche Freiheit einbüßen; denn wer dieses

Kopfgeld nicht entrichten konnte, mußte Sklave werden. Die reichen Bojaren und Gutsbesitzer kauften sie dann von den tartarischen Steuererhebern, und ließen sie auf ihren Feldereien Frohndienste thun. Aber schon Jarosslav I. gab ein Gesetz, kraft dessen der Schuldner, der nicht zahlen konnte, seine Freiheit verlor, indem sein Gläubiger das Recht hatte, ihn auf öffentlichem Markte zu verkaufen. Auf diese Art mußte die Sklaverei von Jahr zu Jahr zunehmen; allein der größte Theil der Bauern blieb noch immer persönlich frei. Der russische Landmann war von jeher kein Freund der schweren eintönigen Arbeit, die der Ackerbau mit sich bringt; er hätte lieber in den Städten seinen Unterhalt zu verdienen gesucht; da aber die Zahl der Städte nicht groß war, so mußte der größte Theil der Bauern sich in das Unumgängliche, in die Feldarbeit, fügen. Das alte Gesetz, kraft dessen der Gutsherr verpflichtet ist, seine Sklaven oder Leibeignen, im Alter oder bei eintretender Unfähigkeit zur Arbeit, zu ernähren, hat für den gemeinen Mann, von der einen Seite eben so viel Schlimmes als von der andern Gutes: denn es war von jeher Ursache, daß tausende von Bauern, leichtsinnig und träge, wie sie von Natur sind, sich freiwillig in die Leibeigenschaft begaben, um im Alter versorgt zu sein. So wurde es nach und nach Sitte, daß die Bauern, theils für ihre Person allein, theils sammt ihrer ganzen Familie sich den Gutsherren entweder für immer oder auf eine Reihe von Jahren als Leibeigne verschrieben. Die meisten aber wählten dieses letztere, indem ihnen die Freiheit doch immer als ein kostbares Gut erschien, das sie nach Verlauf der contractmäßig festgesetzten Frist, wieder besitzen konnten. Viele andere aber liebten die Freiheit über Alles, und wollten sie um keinen Preis, weder auf Jahre noch auf Monate verpfänden, sie arbeiteten lieber im Tagelohn, obgleich sie dadurch ein noch elenderes Leben führen mußten, als jene, die sonst manchen Vortheil vor ihnen genossen. Die Gutsherren trachteten lange darnach, die allgemeine Leibeigenschaft der Bauern einzuführen. Allein solch ein Act der rohesten Gewalt schien den Zaren nicht so leicht ausführbar zu sein, als er es doch in der That war. Endlich erschienen unter Fédor I., Regierung, des letzten Zaren aus Rurik's Geschlechte, jene drei Ukasen, kraft deren nicht bloß die contractlich gebundenen Leute, sondern auch alle ganz freien Bauern, die im Taglohne arbeiteten, für ewiges Eigenthum derjenigen Gutsherren erklärt wurden, auf deren Grund und

Boden sie grade arbeiteten, als diese allerhöchsten Verordnungen erschienen. Auf diese Art wurden sogar verarmte Adelige, die sich genöthigt sahen, durch Feldarbeiten ihren Unterhalt zu verdienen, zu Leibeigenen ihrer reichern Brüder, eben weil sie sich arbeitend auf deren Gütern befanden, als die Ukasen, gleich Ungewittern durch das europäische Rußland fuhren. Das geschah in den Jahren 1592, 1593 und 1597. So wurde mit einigen Federzügen die Leibeigenschaft wie sie noch heut zu Tage besteht, eingeführt. Die armen Bauern mußten sich der Gewalt der Waffen fügen. Viele nahmen zwar die Flucht; aber wo sollten sie hinfliehen, da man sie überall, wo sie hinkamen, als Leibeigene dessen erklärte, auf dessen Grund und Boden sie sich aufhalten wollten. Nach diesem Acte der rohesten Gewalt wurden die armen Menschen immer mehr und mehr gedrückt, ohne zu wissen, wo sie ihre Klagen erheben könnten; denn die obrigkeitlichen Personen, statt ihnen Recht zu sprechen, verurtheilten sie lieber zu den härtesten Strafen. Seitdem sah nun jeder arme Russe in den Polizeibeamten und Richtern seine grimmigsten Feinde und nannte Jeden ohne Ausnahme, der von ihnen verurtheilt wurde, einen Unglücklichen. So wird auch der gröbste Verbrecher vom Volke genannt, und in Sibirien auch sogar von der Obrigkeit selbst. Auf diese Art ist das Mitleid gegen die Gefangenen eine allgemeine Tugend der Russen geworden, die selbst von den Großen und Reichen, wenn auch von Manchem dem bloßen Scheine nach, geübt wird, wovon uns die alljährlichen Loskaufungen vieler Gefangener, die wegen Schulden sitzen, einen Beweis liefern. Aber zwischen den russischen Verbrechern und denen, die als entschiedene Feinde Rußlands herein gebrochen waren, gab es einen großen Unterschied! — Die Gelehrtesten sind auch die Verkehrtesten! — Der große Napoleon beging den großen politischen Fehler dadurch, daß er in Rußland die Kirchen in Heumagazine und Pferdeställe verwandelte, wodurch er das Heiligste und Theuerste der Russen entweihete. Rußland ist eben durch seine Kirche so mächtig; sie durch fremden Einfluß entweihen, heißt seine Macht noch vergrößern. Daher gelang es auch den Popen, das russische Volk, welches Anfangs für ihn gestimmt war, indem es glaubte, in ihm einen Befreier aus der Leibeigenschaft begrüßen zu können, gegen ihn zu erbittern und ihn für den leibhaftigen Antichrist zu halten. Napoleon, fuhr der Oestreicher fort, hätte klüger gethan, wenn er, statt die Kirchen zu

entweihen, hineingegangen und vor den Heiligenbildern auf die Kniee gesunken wäre, und das Kreuz wie ein russischer Christ geschlagen hätte. So wäre ein großer Theil seiner erbitterten Feinde seine Freunde geworden.

Während der Oestreicher so erzählte, waren die Fuhrleute mit dem Aufladen der Kisten beschäftigt. Endlich waren sie zur Abfahrt fertig. Zuerst aber gingen sie alle dreizehn in die Wirthsstube, um Thee zu trinken. Was haben Sie beschlossen? fragte mich der Mann, die Leute werden jetzt bald fortfahren. Ich gedenke zu Fuß bis nach Kiew mit zu gehen, sagte ich, denn in ihrer Gesellschaft werden mich hoffentlich die Kosaken verschonen, denen ich begegnen könnte. Der Oestreicher lächelte über diesen Entschluß und meinte, daß, wenn ich grade nichts zu versäumen hätte, ich wohl daran thäte; denn wollte ich noch ein Paar Tage in Moskau verweilen, so müßte ich auch den Paß wieder gegen einen Aufenthaltsschein vertauschen, was wieder Geldausgaben verursachte. Sehen Sie da diesen Wagen, bemerkte er, auf dem ist noch der meiste Raum gelassen, wo Sie sitzen könnten, wenn Sie müde wären. Ich will mich doch erkundigen, welchem Fuhrmanne er gehört, und was er haben will, wenn er Sie dann und wann aufsitzen läßt. Damit ging er in die Wirthsstube. Nach einigen Minuten kam er wieder und sagte, daß der Bursche, dem der Wagen gehörte, ihm sehr gut gefalle und daß er mit ihm abgemacht, mich für 10 Rubel B. so oft ich wollte, aufsitzen zu lassen. Ich dankte dem Mann für seine Gefälligkeit und gab ihm ein Trinkgeld.

Bald darauf erschienen auch die Fuhrleute auf dem Hofe und trieben die Pferde an. Da kam ein alter Soldat, der die Pässe dieser Leute und die Contracte des Lieferanten in einem Ränzchen auf der Brust trug, zu mir heran und sagte: „Mussje, allo marschir! ..... Schnapps trinken!“ .....

Der Bursche war mit in Deutschland und auch in Frankreich: Schnapps, Brot, Fleisch, trinken und dergleichen Wörter hat er auf dem Marsche gelernt, und er hat sie noch nicht vergessen, sagte der Oestreicher zu mir und lachte, wie sollten die Kerle aber auch jene, für sie selige Zeiten vergessen, wo sie sich in dem schönen, fetten Deutschland den Latz so tüchtig gereckt haben! wie wären sie froh, wenn sie nochmals in Deutschland essen und trinken könnten! Der Mund wässert den Söhnen und Enkeln, wenn sie ihre Väter von dem

schönen Deutschland erzählen hören. Wie wären die Kerle froh, wenn es wieder hieße: „Kinder, in den Krieg nach Deutschland! —

Sie sind ja ein sehr interessanter Mann, sagte ich, wenn Sie grade nichts besseres zu thun hätten, ersuchte ich Sie, mich eine Strecke weit zu begleiten und zum Abschied mit mir eine Flasche auf die Gesundheit Sr. Majestät, Kaisers Franz I. zu trinken. Hoch lebe Kaiser Franz! hoch lebe Erzherzog Ferdinand! hoch das ganze an Siegen und Ehren reiche Haus Habsburg und alle erlauchten Geschlechter, die demselben noch in Zukunft entstammen werden! rief der Oestreicher aus und schwang seinen Hut in die Höhe. Dieser Toast ist so hehr und erhaben, sagte ich, daß dem Entschwinden seines Schalles nothwendiger Weise eine Flasche Champagner nachfolgen muß!

Aber wo werden diese Fuhren heute bleiben? fragte ich, als ich sah, daß die Pferde wie die Schnecken im Sande sich vorwärts bewegten, die kommen ja heute nicht aus der unendlichen Stadt hinaus! — Wohl zur Stadt hinaus, aber nicht weiter; nahe am Thor ist ein großes Einkehrhaus, da bleiben sie über Nacht und morgen in aller Frühe wird weiter gefahren, sagte der deutsche Freund. Aber wo ist ein Weinkeller, damit wir die Flasche auf das Wohl des lieben, gütigen Kaisers Franz I. trinken können? fragte ich.

Ganz in der Nähe befand sich ein solcher, der einem reichen und reellen Deutschen gehörte. Da ließ ich eine Flasche Champagner auftragen und der Oestreicher wiederholte den Toast mit noch mehr Frische und Enthusiasmus, als vorhin und ich stimmte fröhlich mit ein. Nun aber, sagte ich, müssen wir auch ein feierliches Hoch meinem erhabenen allergnädigsten Könige und Herrn, Friedrich Wilhelm III., Ihren Königlichen Hoheiten dem Kronprinzen und einstigen König Friedrich Wilhelm IV., wie den Prinzen von Preußen und dem ganzen an Siegen und Ehren reichen Preußischen Hause, und allen erlauchten Geschlechtern, die demselben noch entstammen werden, für die Zukunft darbringen. Der Oestreicher stimmte mit Enthusiasmus ein. Die Töne waren außerordentlich leicht und wohlthuend aus der fröhlichen Brust herausgerollt und eben so leicht und wohlthuend war auch der Champagner denselben Weg lustig zurückgeglitten. So ließ ich die dritte Flasche auftragen, um auch Sr. Majestät dem Kaiser Nikolaus I. Pawlowitsch, dem Großfürsten und Thronfolger, einstigen Kaiser

Alexander II. und dem ganzen erhabenen Kaiserlich-Russischen Hause ein hehres Hoch zu bringen.

Es ist gut, daß die Fuhrleute heute nicht weiter als bis an's Thor fahren, sagte ich; aber wenn sie weiter führen? .... Ich sollte mich fest darauf verlassen, sagte der Oestreicher, sie gingen heute nicht weiter — es kämen auf dem Wege zum Thore noch mehrere solcher Fuhren dazu.

Der Champagner war rein und gut, wir fühlten uns beide wohl darauf. Der deutsche Freund begleitete mich bis an jene Herberge, wo wir wirklich über Nacht blieben.

Der Transport nach Sibirien.

Doch noch ehe wir aus der ungeheuern Stadt mit allen ihren Reichthümern und Herrlichkeiten ganz heraus kamen, sollte sich noch ein lebendiges Bild des tiefsten menschlichen Elends vor meinem Blicke aufstellen. Nicht weit vom Schlagbaume erblickte ich ein kolossales Gebäude, das einem Kreml gleich, von einer starken Mauer umgeben war. Was ist denn das für eine Festung? fragte ich ihn. Ach, sagte er mit bewegter Stimme, das ist der Ostróg, ein Gefängniß für Alle, die nach Sibirien transportirt werden. Kaum hatte er das gesagt, da öffnete sich das Thor und eine Menge dieser Unglücklichen schritt heraus, von wenigstens 40 Mann Militairs umgeben, welche ganz gerüstet waren, als sollten sie zu Felde ziehen. Die Gefangenen gingen theils frei, aber mit einer Kette, die nach dem Gesetze nicht mehr als 5 Pfund wiegen soll, an beiden Beinen gefesselt, theils waren sie, je zwei und zwei mit den Armen an einander geschlossen, und theils ihrer zwölf bis sechzehn an eine eiserne Stange geschmiedet. Sie waren in grobes aschgraues Wollenzeug gekleidet. In ihren Jacken auf dem Rücken stachen Stücke von schwarzer Farbe und in Form eines länglichen Vierecks, sehr ab von dem Hellgrau ihres Kleides, ihre Köpfe waren halb rasirt, so, daß die Hälfte auf der linken Seite bis ans Ohr blank erschien, während die andere Hälfte noch kurzes Haar hatte. Einige trugen auf der Stirn drei Stempel mit den Buchstaben: Bop, welche Zeichen das Wort Wor bilden, das auf Deutsch Dieb heißt. Dieses Alles und das Geklirr ihrer Ketten dazu, versetzte mich in eine melancholische Stimmung. Die Menschen sehen ja entsetzlich aus! sagte ich, denn

ich mußte den Blick von ihnen abwenden, ihr Elend drohete mir das Herz zu brechen. Die sehen so schlimm noch nicht aus, bemerkte der Freund, aber bis zum J. 1817 stellten solche nach Sibirien Verurtheilte ein wirkliches Bild des Entsetzens dar; denn bis zu diesem Jahre wurden allen Verbrechern, welche die Knute erhielten, auch die Nasenlöcher aufgeschlitzt, oder richtiger gesagt, aufgerissen, und das machte schauderhafteste Physiognomieen. Kaiser Alexander I. hat das schreckliche Nasenaufschlitzen abgeschafft, aber die Stempel und die furchtbare Knute ließ er bestehen. (Nikolai I. schaffte die Knute ab und ließ die Pljetj, eine Peitsche aus mehreren Riemen, während die Knute nur aus einem bestand, an ihre Stelle treten.)

Auf meine Fragen, welche Verbrechen mit Verbannung nach Sibirien bestraft würden, erzählte der deutsche Freund Folgendes: Sibirien ist ein Land, wo unermeßliche Goldschätze aufgehäuft liegen; aber es fehlt an Menschen, das edle Metall gehörig auszubeuten, denn das Land enthält fast nicht mehr Einwohner als das halbe Königreich Bayern; obgleich es so groß an Flächeninhalt ist, daß man dieses ganze deutsche Königreich mehr als zweihundertmal hineinstellen könnte. Kurz, das ungeheure Sibirien hat nicht mehr als 2¼ Millionen Köpfe. Diese Bevölkerung muß stets einen Menschenzuwachs aus Europa erhalten, soll sie mit der Zeit nicht aussterben bis auf seine Ureinwohner, deren Zahl verhältnißmäßig überaus klein ist, und die sich, in Folge des ungemäßigten Klimas und anderer schädlichen Einflüsse, nur sehr schwach vermehren. Tausende von Jahren könnten wohl darüber hingehen, ehe sie nur einigermaßen der Arealgröße des Landes entsprechend werden würde. Aber wer hat Lust, freiwillig nach den Eisgefilden Sibiriens zu gehen, trotz dem, daß man vom Ural bis nach Kamtschatka auf dem mehr als 2000 Meilen weiten Wege in den Tagen des Sommers den Goldsand mit den Händen aufscheppen kann! Niemand hat Lust dazu, vielleicht mit Ausnahme einiger Vagabonden und solcher unglücklichen Leibeigenen, die schlechte Herren haben, welche ihnen das schönste heimathliche Dorf zu einem wahren Sibirien machen. Diese entlaufen dann ihren Herren oder begehen absichtlich ein Verbrechen, um auf Kosten des Staates dahin transportirt zu werden. Das begriff die russische Regierung vor hundert Jahren, denn unter Elisabeth I. wurde die Todesstrafe im J. 1753 abgeschafft und statt ihrer die Verbannung nach Sibirien zum allgemeinen Gesetze erhoben. Bisher war diese

Strafe nur eine Folge der Willkür dessen, der die Gewalt in Händen hatte. Wollte man aber den Zuwachs der Bevölkerung für Sibirien oder die dort nothwendigen Arbeitskräfte nur aus Mördern und andern Verbrechern, welche mit diesen gleiche Strafe verwirkt, z. B. Kirchendieben, Mordbrennern und anderen, deren nähere Bezeichnung hier nicht schicklich ist, bestreiten, so wäre damit für das wüste Land auch nicht viel gewonnen, indem die Erfahrung lehrt, daß solche Verbrechen, die jährlich begangen werden, die Zahl 1500 nicht weit übersteigt! — Daher suchte man diesem Straf-Gesetze eine größere Ausdehnung zu geben. So wird z. B. ein versuchter Selbstmord wie ein Mordversuch an einem Andern betrachtet und mit Verbannung nach Sibirien bestraft. Wer über 33 Thaler, nach Preußischem Gelde oder eine Sache von solchem Werthe gestohlen, wird gepeitscht und nach Sibirien geschickt. Mörder, Kirchendiebe und Straßenräuber erhalten auf öffentlichen Plätzen die Pljetj und den Stempel auf die Stirn. Darauf werden sie zur Zwangsarbeit nach Nartschinks und andern Orten in Sibirien transportirt. Man nennt sie Kátorschniks, eigentlich Galeerensklaven, und die Arbeit, zu der sie verurtheilt sind, kátorschnaja rabóta, verfluchte oder Höllenarbeit. Diebe und ihnen ähnliche Verbrecher werden auf der Polizei gepeitscht und dann zur Zwangsarbeit in die Festungswerke geschickt, die man in Sibirien erbaut, um die umherziehenden Kirgisen und andern wilden Völker im Zaume zu halten. Diese Zwangsarbeit soll indeß noch schwerer sein als selbst die in den Bergwerken. (Kaiser Nikolaus gab ein Gesetz, kraft dessen die Arbeiter in den Schachten Sonntags feiern sollen.)

Vagabonden, freie leichtsinnige Frauenzimmer, besonders wenn sie krank waren, wie überhaupt Jeder aus den untersten Ständen, der einen übeln Lebenswandel führt und trotz der öftern Ermahnung von Seiten der Obrigkeit darin fortfährt, wird zur Ansiedlung nach Sibirien transportirt, wo er ein Stück Land zur Urbarmachung nebst einigen Stück Vieh, Ackergeräthe und Saatkorn erhält. In den ersten Jahren sind sie frei von Abgaben; später aber müssen sie Steuer zahlen, wie alle Kronsbauern, zu denen sie von jetzt ab gerechnet werden. Ist ein Gutsherr mit einem seiner Leibeigenen unzufrieden und wünscht ihn nach Sibirien, so erfüllt die Regierung ohne Weiteres seinen Wunsch. Der Unglückliche wird dann gewaltsam aus dem Kreise seiner Familie gerissen und in Gemeinschaft von Verbrechern dahin transportirt. Das-

selbe Recht hat auch jede freie Gemeinde, die ein ihr mißliebiges Glied verbannen darf. — Denn auf diese Weise erhält ja der Staat Menschen in sein ödes Land. Die, welche von ihren Leibherren und den freien Gemeinden nach Sibirien verwiesen werden, haben an Ort und Stelle keine Zwangsarbeit zu verrichten, sondern sie werden, gleich den Vagabonden, Ansiedler daselbst, d. h. Kronsbauern. Sie erhalten auch einige Stück Vieh und Saatkorn und sind die ersten Paar Jahre von den Abgaben frei; später aber müssen sie die Steuer der Kronsbauern entrichten, etwa fünf Silberrubel für den Kopf jährlich. Da nun der Leibherr nur auf seine Kosten ein solches Opfer nach Sibirien verweisen kann, was leicht über 30 bis 40 Thaler kostet, und da der Mensch auch seine Paar hundert Thaler werth sein mag, so suchen die Russenfreunde, welche dieses Gesetz ganz naiv vertheidigen, zu beweisen, daß die Gutsherren eben dieser Unkosten wegen nur äußerst selten Gebrauch von diesem Rechte machten, und daß dieses Gesetz fast eben so gut wie nicht vorhanden sei.

Erinnert das nicht an den Vertheidiger jenes berüchtigten römischen Gesetzes, kraft dessen ein Gläubiger, um sich bei seinem Schuldner bezahlt zu machen, das Recht hatte, demselben bei Zahlungsunfähigkeit eine verhältnißmäßige Quantität Fleisch auszuschneiden? Der gelehrte Hugo rechtfertigte dieses Gesetz damit, daß es nur zur Abschreckung gegeben sei und eigentlich nie zur Anwendung habe kommen sollen. Die Meinung aber, welche der Philosoph Hegel dagegen äußerte, ist bekannt. Gesetze werden gegeben, um befolgt und sanctionirt zu werden; sintemal es nie an Shylocks fehlt, welche auch die unnatürlichsten und verschrobensten gesetzlichen Bestimmungen, seien sie nun zur Ausführung bestimmt oder nicht, zu ihrem Nutzen und Gelüste verwenden werden.

Der Ostróg da, fuhr der Freund fort, ist gleichsam der Stapelplatz, wo alle zu Sibirien Verurtheilte zusammen treffen und von wo aus wöchentlich ein Transport, wie Sie ihn da sehen, abgeht. —

Wie sie dahin schwanken! wie ihnen die Beine schlottern! Gewissensbisse in ihrem Innern, die Heimath hinter sich, und eine hoffnungslose Zukunft vor sich... Welch ein Loos!! — Ich danke Ihnen, lieber deutscher Freund, für Ihre Mittheilungen, die ich nie vergessen werde, sagte ich zu ihm, Sie haben mich tief erschüttert. — Das Bild des ganzen menschlichen Elends, so weit meine Phantasie es sich ausmalen konnte, trat vor meine Seele. Ich wollte nicht, daß der Mann meine Thränen sähe,

und da die Fuhrleute, die ihren Kameraden auf dem andern Hofe noch behilflich waren, jetzt langsam herbeigerollt kamen, sagte ich ihm ein herzliches Lebewohl! Als ich allein war, ließ ich meinen Thränen freien Lauf. Ich glaube es nicht für überflüssig zu halten, wenn ich dem Leser sage, daß ich diesen Mann zehn Jahre später in Odessa wieder sah, wo er sich unterdessen verheirathet hatte. Zum Glück besaß er ein Weib, das ihn mit Sorgfalt pflegte. Jeden Winter litt er viel an seinen einst erfrorenen Gliedern.

Die Fuhrleute kehrten in einer Herberge unfern des Ostrógs ein, um bei anbrechendem Tage weiter zu fahren. Ich ging zu ihnen, um ihr Hantiren mit den Pferden anzusehen. Es waren ihrer achtzehn Mann, jeder hatte drei bis fünf Fuhren unter seinem Commando. Die Pferde wurden ausgespannt, aber nicht abgeschirrt; denn die russischen Bauern entladen sie des Geschirres niemals, nicht am Tage, nicht des Nachts, und hätten sie auch eine Reise von tausend Meilen vor sich, die ermatteten Thiere müssen sich im Sommer, wie im Winter mit dem Geschirre niederlegen. Eigentliche Ställe, wie man sie in dem sonstigen civilisirten Europa hat, haben die Wirthsleute an den Landstraßen nicht, sondern nur ein Dach, das ringsherum im Hofe angebracht, nicht selten aber so baufällig ist, daß man beim Regenwetter, wenn man darunter tritt, wohl sagen kann, man komme aus dem Regen in die Traufe. Solch ein Dach ist auch die einzige Schutzwehr der Pferde gegen die schreckliche Kälte. Im Winter macht der Frost diese armen Thiere den Eisbären nicht unähnlich, und wenn sie den ganzen Tag in der Kälte gearbeitet haben, kommen sie Abends unter solch ein Obdach, wo der Wind von allen Seiten auf sie stürmen kann.

Was sie zur Ertragung solcher Strapazen tüchtig macht, ist wohl der Hafer, den der Russe seinen Pferden in Ueberfluß vorschüttet. Ich schlief diese Nacht in der großen Gaststube. Die Fuhrleute aber lagerten sich, wie gewöhnlich, auf ihren Schafspelzen, die sie neben ihren Pferden ausgebreitet hatten. Beim Anbruch des Tages zog mich Jemand am Fuße, ich wachte auf, es war mein Fuhrmann. Pará jéchatj! es ist Zeit zu fahren! sagte er; und so machte ich mich bereit. Zum Glücke hatte ich mich in Moskau mit einem sehr bequemen leichten Pelzrocke versorgt, denn es war in der Frühe immer sehr feucht und kühl.

Die fast unabsehbare Reihe von Fuhren bot ein interessantes

Schauspiel dar. Das Pferd an der Spitze des Zuges, eines der schönsten von allen, wußte den Weg auf dieser Straße so gut, wie der kundigste Mensch, es war so vorsichtig und dabei verständig wie ein Elephant. Wie von einem Locomotivenführer Leben und Tod vieler Menschen abhängt, so hing auch das Wohl und Wehe der Fuhrleute und aller ihrer Pferde, zumal bei Nachtzeit, von diesem prächtigen Gaule ab. Schritt er rechts, so schritten alle andern ihm nach, lenkte er links ein, so nahmen alle diese Richtung. Hätte er seine Schritte in einen Abgrund gelenkt, so wären alle ihm gefolgt. Ein solches Pferd steht in hohem Werthe. Nie wird sein Herr oder ein Anderer es führen, denn das hieße einen jener Hunde auf dem St. Gotthard führen wollen; im Gegentheil, man entfernt sich weit von ihm, außer in Fällen, wo die Passage durch andere entgegen kommende Fuhren versperrt wird.

In Rußland werden die Menschen mehr gepeitscht als die Pferde. Nie oder doch nur äußerst selten wird ein russ. Fuhrmann, Postillon oder Kutscher seine Pferde schlagen. Thut es noth, so droht er ihnen mit der Peitsche, indem er ein aufmunterndes Liedchen dazu singt. Hilft das nicht, so artet der Gesang in eben so lautes Schimpfen aus, und das hilft in der Regel.

Schon bei den alten Slawen waren Pferde das allerkostbarste Eigenthum. Jeder, der ein Pferd besaß, wurde Kniäs genannt, welches Wort späterhin, und auch noch heutzutage, Fürst bedeutet. Einige Gelehrte leiten dieses letztere auch von dem alten slawischen K o n j, Pferd ab.

Die Russen haben, wie die Deutschen, zwei Wörter zur Bezeichnung dieses Thieres. Konj wird, wie unser Roß in der höhern dichterischen Schreibart gebraucht, während das Wort Löschadj aus dem Tartarischen herstammend, im gemeinen Leben wie auch in der Naturgeschichte üblich ist. Doch nennt der Bauer sein Pferd in vielen Gegenden noch immer Konj, wenn's auch eine dürre Mähre ist.

Der Weg von Moskau nach Kiew führt mitunter über solche Anhöhen, die man kleine Berge nennen kann. Die Kisten enthielten, wie bereits gesagt, allerlei Lederzeug, daher verloren die hohen leichten Dinger auf der unebnen und hügeligen Straße fast beständig dermaßen das Gleichgewicht, daß sie sammt den Karren um und um fielen. Welch ein Schauspiel! Kaum waren der Umgestürzten einige wieder aufgerichtet, so lagen deren auch schon wieder sechs bis acht zu Boden. Ach tü Sabáka! tü Sabáka! ach, du Hund! du Hund! so schalt ein Fuhr-

mann um den andern sein Pferd, aber keinen Schlag sah ich dabei austheilen. Der ganze Tag verging fast unter Fluchen und Kistenaufrichten. Ich hatte für 10 Rubel die Erlaubniß, auf einem dieser Karren zu sitzen, um auszuruhen... Wenn ich gern Hals und Beine hätte brechen mögen, und ich nicht gewußt hätte, wie das anzufangen sei, so hätte ich mich nur auf einen dieser Karren setzen können, und ich hätte es gewiß gelernt. Fände ich doch wieder einen Braunschweiger! rief ich oft aus. Und da sich keiner zeigte, mußte ich bei den Fuhrleuten bleiben. Am Abend gegen 7 Uhr wurde wieder Halt gemacht. Wir hatten heute 22 Werst zurückgelegt. Hier bleiben wir über Nacht! sagte mein Fuhrmann zu mir. Zwei und zwanzig Werst vom frühen Morgen bis zum Abend, es wird ein Monat vergehen, ehe ich nach Kiew komme, sagte ich zu mir.

Nun fragte ich ihn, ob wir denn täglich nicht mehr als 22 Werst machen würden. Er verstand mich und antwortete: „Wir fahren täglich so viel als Gott will." Anders antwortet der russ. Bauer nicht. Und fragt man ihn auch: ist es möglich, diesen Weg — den er auf das Genauste kennt, und in so viel Zeit zurückzulegen, wenn kein Hinderniß eintritt, so antwortet er doch: Wie Gott will! Am andern Tage in aller Frühe ging es wieder auf dieselbe Weise vorwärts. Nach acht Tagen kamen wir in Tula an. Wir hatten 178 Werst zurückgelegt, und 716 lagen deren noch vor uns. Die Stadt Tula hatte in früheren Zeiten viele Drangsale durch die Tataren zu erdulden gehabt. Auch ist sie durch andere Feuersbrünste schon öfter heimgesucht worden. Im J. 1771 brannte die halbe Stadt ab. Größer und schrecklicher aber war der Brand im J. 1834, der nur wenig von der ganzen Stadt übrig ließ. Tula ist wegen seiner großen und vortrefflichen Gewehrfabrik, die Peter der Große gründete, sehr berühmt. Wie fast alle Fabriken in Rußland, so ist auch diese durch die Kenntnisse und den Fleiß der Ausländer zu ihrer jetzigen Vollkommenheit gebracht worden. Gefangene Schweden haben das Gebäude aufgeführt. Deutsche, Franzosen und ganz besonders Engländer, haben die innere Einrichtung erweitert und vervollkommnet. Diese Fabrik kann, wenn es sein muß, mehr als 150000 Gewehre in einem Jahre liefern. Außer Waffen werden hier auch viele andere Stahlprodukte, namentlich viele Luxusartikel, meist nach englischen Mustern, fabricirt und in alle Gegenden des Reiches versendet. Wie in Solingen, so giebt es auch in Tula

eine Menge Meister, die kleinere und größere Fabriken in Eisen- und Stahlwaaren besitzen. Daß viele Russen ihren Fabrikaten englische Stempel aufdrücken, ist sehr bezeichnend für die bereits erwähnte Vorliebe zu allen ausländischen Mode- und Luxusgegenständen, wie auch für der Russen Dummheit oder Pfiffigkeit. — Uns sind schon viele, in Tula verfertigte und wirklich schön gearbeitete Gegenstände vor Augen gekommen, auf denen, nebst einem englischen Namen auch „London,“ aber mit russischen Buchstaben, zu lesen war. — Außer diesen Fabriken giebt es hier auch noch verschiedene andere, z. B. in Wollenzeugen, Berlinerblau, Siegellack, Leder, Seife, Schminke, u. s. w., welche diese Stadt zu einer der größten Fabrik- und Handelsstädte Rußlands machen.

Schminke wird hier in ungeheuren Massen fabricirt, denn sie ist ein sehr gangbarer Artikel, weil sich nicht nur die russischen Damen aus dem Adel, sondern auch alle Kaufmannsfrauen zu schminken pflegen. Daher findet man bei ihnen, ganz besonders aber bei diesen letztern, die darin alles Maß überschreiten, so viel schwarze und häßliche Zähne.

Tula ist auch eine der größten Städte des Reiches. Ihre Einwohnerzahl hat in neuerer Zeit sehr zugenommen und mag sich gegenwärtig auf beinahe 60,000 belaufen.

Eines Tages wurde ich ungeheuer müde; das langsame Marschiren neben, vor und hinter den Karren machte mich müder als das Gehen nach meiner Art. Doch half alles nichts, ich mußte zufrieden sein, ich fürchtete die Kosaken, die überall umherstreiften und den Wanderer auf der Straße wie den Braunschweiger, behandelten. Wir kehrten an diesem Tage frühe ein, aber desto früher mußte auch des Morgens aufgebrochen werden. Wo sollte man aber am frühen Abend einen Ort finden, wo man ruhen und schlafen könnte! so traurig sieht es für einen westeuropäischen Reisenden, in den Fuhrleutsherbergen Rußlands aus! Endlich ging alles zur Ruhe und ich konnte in der Gaststube auf der großen Bank den Schlaf suchen, und schlief ungefähr vier Stunden fest und gut; da brachen die Fuhrleute auf und ich mußte aus dem süßen Schlafe, um in der kalten Morgendämmerung neben den Karren einherzutraben. Die Fahrt ging in der beschriebenen Weise vor sich. An manchem Tage legten wir keine drei Meilen zurück, und dabei war die Periode der Muttergottesfasten eingetreten. Nur selten konnte ich in den Dörfern ein Paar Eier, etwas Milch oder Butter erhalten, an Fleisch war gar nicht zu denken. Ich hätte vor Hun-

ger umkommen, aber mich an das Fastenessen nicht gewöhnen können. Brot, dann und wann einen Schnapps und Kartoffeln, wählte ich zu meiner Mahlzeit. Hatte ich das Mißgeschick, mit den Fuhrleuten bei einem Altgläubigen einzukehren, so konnte ich auch nicht einmal Kartoffeln erhalten, weil die Starowerzi die Erdäpfel für eine Frucht des Teufels halten, und daher keine kochen. Es sei eine Kartoffel gewesen, sagen sie, und kein Apfel, mit welchem der Teufel die Eva verführt habe. Außerordentlich groß war mein Appetit nach Butter, aber es war keine zu haben und ich mußte mein Brot wie ein echter russischer Tagelöhner trocken verspeisen und mit dem Kwaß vorlieb nehmen. Und zu dieser schmalen Kost kamen noch die harten Strapazen des Marschirens. Ich halte es nicht aus, sagte ich oft zu mir und beschloß bei unserer Ankunft in Orel solchem Reisen ein Ende zu machen. Einmal kamen wir in ein Dorf, mein Fuhrmann sagte mir, daß ich hier in einem Hause, das er mir bezeichnete, so viel Butter erhalten könnte als ich nur wollte. Ich ging hinein und kaufte sechs Pfund. Die Butter in den Dörfern ist alle geschmolzen oder ausgelassen, frische ist nur bei den Edelleuten und in den Städten, und wo deutsche Colonisten sind, zu haben, selten bei den Bauern. Dieser gefundene Schatz verursachte mir eine außerordentliche Freude und ich glaube, hätte ich sechs Pfund Sterling gefunden, meine Freude hätte nicht größer sein können. Allein die Freuden dieses Lebens sind von allzu kurzer Dauer! Denn am andern Abend wurde mir die Butter, die ich auf meinem Karren gut verwahrt glaubte, förmlich aufgespeist so, daß das Gefäß wie ausgespült war. Das betrübte mich nun eben so sehr, wie der Fund mich erfreut hatte. Aber ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß Andere in der Welt noch größere Verluste zu ertragen hätten. Und so wurde es mir, als einem ächten Deutschen, leicht, den Verlust dadurch zu ertragen, daß der gefräßige Urian bei derselben Gelegenheit einem Andern einen ganzen Zentner Seife und meinem armen Fuhrmanne einen halben Sack Hafer, wahrscheinlich als Dessert, aufgespeist hatte. Wer hat mir das gethan? frug ich überall im Hofe und meine Klage kam endlich vor den Wirth der Herberge: Tschöschе bjélajet, Bátjuschka? éto bül swoij wosspitannik! Was ist zu machen, Väterchen? es war mein Zögling! sagte er achselzuckend und mitleidsvoll und zeigte auf den Urian, der grunzend im Hofe einher-

spazirte. Nun mußte ich wieder meine Kartoffeln mit Salz und Brot und mit einem Schnapps verspeisen.

Endlich kamen wir in Orel an. Da wir dem Leser von dieser Stadt weiter nichts zu sagen wissen, als daß sie am Flusse Orlik, ihrer günstigen Lage wegen, der Stapelplatz für Moskau ist und einen bedeutenden Handel mit Getreide und Hanf treibt, so wollen wir nur noch erwähnen, daß wir drei Jahr später den armen Schneider hier wieder antrafen, wo er etablirt war, und es ihm recht gut ging, was ich ihm von Herzen wünschte. Ich müßte aber noch einen ganzen Band anfüllen, wollte ich alle seine Erlebnisse auf dieser Reise, wie er sie schilderte, erzählen. Auch seinem armen Schwager ging es hier ganz prächtig.

Zufälliger Weise kam ich in Orel mit einem polnischen Juden, der mit optischen Waaren alle Jahrmärkte des Reiches besuchte, in's Gespräch. Ich fragte ihn, wie ich es anfangen sollte, um nach Kiew zu kommen, denn ich würde erliegen, wenn ich noch vierzehn Tage in Gesellschaft der Fuhrleute reisen müßte. Er reise morgen von hier nach Charkow, sagte er, und nach einem dreitägigen Aufenthalt daselbst, über Poltáwa nach Kiew, wo er wohnhaft sei. Wenn meine Geschäfte einen so bedeutenden Umweg erlaubten, so könnte ich mit ihm fahren; er verlange aber nur so viel, als es für 1 Postpferd von Orel nach Kiew koste. Ich habe meine eigene Equipage und fahre immer mit drei Pferden, sagte er.

Ich entschloß mich sogleich dazu. Die Sache wurde abgemacht. Der Jude war ein ehrlicher Kerl. Ich zahlte meinem Fuhrmanne 10 Rubel und fuhr mit dem Opticus am andern Morgen ab. Am zweiten Tage kamen wir in Charkow, der Hauptstadt der slobodßkischen Ukraine, an. Kleinrußland ist sehr bevölkert und ist das fruchtbarste Land des ganzen russischen Reiches.

Schon zu Wladimirs I. Zeiten gehörte die Ukraine zum Großfürstenthum. Durch die fortwährenden Bruderkriege und den harten Druck des Mongolenjoches aber wurde Rußland nach und nach so ohnmächtig, daß Litthauen, welches lange jämmerlich von den Russen geknechtet war, sich erheben und seine Selbstständigkeit erkämpfen, ja, seinen Zwingherren sogar die zwei alt-russischen Gebiete, Smolensk und Kleinrußland entreißen und damit sein eigenes Land vergrößern konnte. Denn im Jahre 1320 nahm der litthauische Fürst Gedimin Kiew sammt seinem Gebiete ein. Wie Litthauen sich mit Polen ver-

einigte, haben wir auf S. 164 gesehen. Dieses westrussische Reich blieb 266 Jahre hindurch unter der fremden Herrschaft. Durch diese lange Trennung von Rußland hat die kleinrußländische Sprache auch vieles von der polnischen angenommen, so, daß sie sich von der großrußländischen etwa unterscheidet, wie die vlämische von der deutschen Sprache. Da dieses Land um so bedeutend kleiner ist, als das übrige, welches die Russen immer in Besitz hatten, erhielt es bald nach der litthauischen Eroberung seinen Namen, um es von dem größern, das in der Folge Großrußland genannt wurde, zu unterscheiden. Krai heißt Grenze, und da Kleinrußland an die großrußländischen, an die alt-polnischen und an die tatarischen Gebiete grenzte, so erhielt es auch den Namen Ukraine, angrenzendes oder Grenz-Land.

Der alte Haß der Russen gegen die Polen war so groß, daß schon Fürst Daniel von Ostrow im J. 1341 den Chan herbei rief, damit er die Russen von dem Joche Kasimirs III., der sich ein Jahr früher des Königreichs Galizien bemächtigt hatte, befreien möchte, indem sie lieber den Mongolen als dem christlichen Polenkönige unterworfen sein wollten. Der Chan schickte auch bald ein großes Heer gegen die Polen, das aber von diesen an der Weichsel förmlich zerstreut wurde.

Der Umstand, daß die Russen in den von Litthauen und Polen eroberten Gebieten von ihren Zwingherren hart gedrückt wurden, veranlaßte eine Menge derselben, aus dem Lande zu fliehen und sich in den damals öden Steppen der Ukraine anzusideln, wo sie sich eine militairisch-democratische Verfassung schufen und ringsumher auf Beute ausgingen. Diese ihre freie Verfassung lockte auch noch viele Flüchtlinge und Ueberläufer aus verschiedenen Völkern herbei, welche alle eine freundschaftliche Aufnahme fanden. Auf diese Weise wurden sie bald ein tapferes kriegerisches Volk, welches den Polen und Russen dadurch große Dienste leistete, daß es den Tataren, die unablässig versuchten, in's Land einzubrechen, den heftigsten Widerstand leistete und sie immer glücklich von den Grenzen vertrieb. Die Tataren gaben diesem neuen Volke, wahrscheinlich wegen seiner räuberischen und umherstreifenden Lebensweise, den Namen „Kosaken." — Wenigstens sind die Kleinrußländer die Stammältern aller in ganz Rußland verbreiteten Kosaken, sie mögen einen Beinamen haben, welchen sie wollen. Sie nannten sich auch stets Moloruſſen, d. h. Kleinrußländer, bis sie selbst den tatarischen Namen adoptirten. Man deutete den

Sinn des Wortes Kosak, auf mancherlei Weise, es soll so viel wie Räuber bedeuten, ferner soll man einen Sensenmann, einen leichten Reiter u. s. w. darunter verstehen. Kosak heißt eigentlich ein Tagelöhner. Es war schon bei den Slawen Sitte, daß sie sich entweder nach den Namen ihrer Heerführer, oder nach den Gegenden oder Flüssen, wo sie sich niederließen, benannten. Und so nennen sich denn noch heutzutage die Kosaken in Kleinrußland, kleinrußländische, die am Kaukasus lebenden, kaukasische, die am Don, donische, am Ural, uralische, in Sibirien, sibirische u. s. w. Kosaken. —

Dem Namen nach blieben sie der Krone Polens unterthan; aber sie hatten ihr eigenes Oberhaupt, daß sie Atamán nannten, welches Wort Oberbefehlshaber und auch Räuberhauptmann, bedeutet. Den Namen Hetman, der im Polnischen auch Oberfeldherr bedeutet, gaben ihnen die Polen. Unter des Königs von Polen, Stephan Bathory's Regierung genossen sie große Vorrechte und ihr Heer gewann an Regelmäßigkeit und Ordnung. Sigismund III. aber schmälerte ihre Rechte, daher unterwarfen sich viele Rußland, dessen Zár, Alexey Michaelowitsch, ihnen ihre Verfassung garantirte. Die donischen Kosaken hatten sich jedoch schon im 16. Jahrh. unter Johann des Schrecklichen Regierung begeben. Die Kosaken sind von Abgaben, Rekrutirungen und von aller Gutsabhängigkeit frei. Die Ländereien und Fischereien, welche sie besitzen, gehören ihren freien Gemeinden an. Sobald ihre Kinder das 16. Lebensjahr vollendet haben, sind sie zum Kriegsdienste bis zum zweiundvierzigsten Jahre nach ihrer Weise verpflichtet. Und dann dienen sie noch fünf Jahre in der Reserve. Sie leisten dem Lande in Friedens- und Kriegszeiten ganz außerordentliche Dienste.

Charkow, die Hauptstadt in der Ukraine, ist in neuerer Zeit eine der größten Handelsstädte des Reiches geworden. Während der vier Messen, die jährlich hier Statt finden, herrscht ein sehr reges Leben. Mann nennt sie im Russischen Jahrmärkte. Aber auf einen einzigen derselben werden oft für 10 – 15 Millionen Rubel Silber Waaren gebracht. Noch vor dreißig Jahren war die Zahl der ansehnlichen Gebäude in hiesiger Stadt sehr klein, und als vor 54 Jahren die Universität hier errichtet wurde, sah der Ort noch einem armseligen Dorfe ähnlich. Seitdem aber hat man steinerne Paläste der Reihe nach aufgeführt, und ihre Anzahl ist heutzutage schon sehr bedeutend. Als wir

in Charkow ankamen, war die Universität durch mehrere gelehrte Männer vertreten, von denen wir hier den berühmten Orientalisten, jetzigen Akademiker, Dr. Dorn, den Professor für römische Alterthümer, Dr. Cronneberg und den Professor für griechische Sprache, Dr. Maurer besonders erwähnen. Auch die medizinische Facultät hatte in den Professoren: Jelinßkij, Brandeis, Blumenthal, rühmlichst bekannte Theoretiker und Practiker.

XIII.

Der merkwürdige lutherische Pastor.

Von allen Männern der Stadt aber war der Pastor der evangelisch-lutherischen Kirche, Consistorial-Rath Johann Ambrosius R. wohl der merkwürdigste. Er war aus Breslau gebürtig, besuchte einige Zeit eine hohe Schule und wurde dann Schauspieler und Opernsänger. Als solcher folgte er einem Rufe von Hamburg nach St. Petersburg, wo er am Kaiserlichen deutschen Hoftheater einige Jahre der Liebling des Publikums war. Darauf machte er Gebrauch von seinen kaufmännischen Talenten und wurde ein reicher Mann. Als die Freimaurer noch in Rußland geduldet wurden, war er lange Meister der Loge. Auch war er einmal Director eines deutschen Privattheaters in Moskau, in welcher Stadt sich aber nie eine deutsche Truppe halten konnte, so Viele es auch schon versucht hatten. Die Schauspieler machten jedesmal viel Schulden und dann stoben sie auseinander. Das veranlaßte den General-Gouverneur endlich, keinem die Concession mehr zu geben. — Als R. das Alter erreicht hatte, in welchem der Sterbliche der irdischen Größe und aller weltlichen Güter Eitelkeit gewahr wird, wo er sein Ende immer näher heranrücken sieht und der Glaube zum Anker des Lebensschiffes und zum Troste über des Menschen Vergänglichkeit wird: da beschloß er Pfarrer zu werden und sein noch übriges Leben der Seelsorge mit allen seinen Kräften zu widmen. Da er Protestant und seiner Confession von Herzen zugethan war, ging er nach Odessa, wo damals der gelehrte Theologe Dr. B., Superintendent war, der ihm noch einigen Unterricht ertheilte und ihn dann zum Pastor weihete. Student, Schauspieler, Kaufmann, Logen-Meister, Theater-

Director und dann Pastor, das ist in der That eine seltene Carrière!

Ja, Gott hat diesen Mann wunderbar durch das Leben geführt und ihn nach überstandenen Leiden und dem drückendsten Mangel, mit zeitlichen und überirdischen Gütern gesegnet! Er mochte vielleicht über eine halbe Million zu verfügen gehabt haben, und sein unverwüstbarer Glaube an Gott und Tugend, an die Wahrheit des Christenthums war noch viel mehr werth! Als er von der lutherischen Gemeinde in Charkow zum Pastor erwählt worden war und er am Orte seiner neuen Bestimmung ankam, fand er hier kein eigentliches Kirchengebäude, sondern nur eine armselige Hütte vor, wo bisher der Gottesdienst gehalten wurde. Er legte sogleich ein bedeutendes Grundcapital von seinem eigenen Gelde nieder, welches durch seine außerordentliche Thätigkeit in mehreren Jahren zu einem solchen Fond herangewachsen, daß man den Kirchenbau beginnen und daran ununterbrochen arbeiten konnte, bis er vollendet war. So erhielt diese Gemeinde eine schöne Kirche, wie sie ohne ihn wohl in hundert Jahren keine erhalten hätte.

Ich hatte schon in Moskau viel Edles von ihm gehört und so machte ich ihm noch am selben Tage unserer Ankunft in Charkow einen Besuch. Er empfing mich mit großer Freundlichkeit und gewann in den ersten Augenblicken mein Herz. — Da der Optikus sich hier drei Tage aufhält und ich von den Merkwürdigkeiten der Stadt, wie auch über meine Reise von hier bis nach Kiew, nur sehr wenig zu erzählen weiß, so will ich die leeren Blätter, welche ich noch übrig habe, mit einigen Zügen aus dem Leben dieses guten und seltenen Pastors anfüllen. Ich kehrte nach 10 Monaten hierher zurück und hielt mich dann mehrere Jahre hier auf, wodurch ich Gelegenheit hatte, den Mann ziemlich genau kennen zu lernen, zumal er mich sehr lieb gewonnen hatte, und mir Manches mittheilte, was er andern nicht anvertraute.

Einmal hatte ich Gelegenheit seinen unerschütterlichen Glauben zu bewundern. Ich befand mich nämlich eine Viertelstunde lang bei einem Kranken, der hoffnungslos darnieder lag; die tüchtigsten Professoren der Medizin hatten ihn völlig aufgegeben. Der Pastor wurde zu ihm gerufen, um ihm das Abendmahl zu spenden, er fand ihn aber ganz besinnungslos.

„Er wird schwerlich mehr zu sich kommen,“ sagte Professor E…, der zugegen war.

Da legte der Alte, im Vertrauen auf die Verheißung Christi, die

er den Aposteln gegeben, dem Kranken die Hände auf, und betete mit einer Andacht, wie ich nur selten Jemanden beten hörte.

Nach jedem kurzen Gebet betrachtete er den Kranken genau, ob sich keine Veränderung in seinem Zustande wahrnehmen lasse.

Dieses that er aber nicht, um den Kranken wieder für das arme Erdenleben zu gewinnen, denn er pries jeden selig, der im Herrn entschlafen war, und hätte er die Gewalt gehabt, ihn wieder zu erwecken, er würde es sicher nicht gethan haben; sondern er that es nur, um ihn in den Zustand zu bringen, auf daß er ihm das Abendmahl, welches der Kranke, ein Freigeist, seit vielen Jahren nicht empfangen, spenden könnte. Endlich kam der Kranke wirklich zu sich und konnte das Abendmahl empfangen. Aber dabei blieb es nicht, er wurde auch wieder vollkommen gesund, was der alles Erdenglück so wenig achtende Pastor freilich nicht verhindern konnte. Die Professoren erstaunten über diese seltsame Erscheinung und untersuchten sie gründlich. Dr. Jelinßkij schrieb sogar eine gelehrte Abhandlung darüber, in welcher bewiesen wurde, daß der Kranke durch die günstige Wirkung, welche Kunst und Zufall, zwar gegen Erwarten, hervorgerufen, wieder genesen mußte. Da ich von der Medizin so viel wie nichts verstehe, und ich auch kein Exemplar von der gelehrten Abhandlung über den merkwürdigen Gegenstand besitze, so kann ich dem Leser darüber weiter nichts sagen, als was ich eben gesagt habe.

Sein lebendiger Glaube aber galt bei den Ungläubigen für Scheinheiligkeit, und seine Entsagung auf alle Freuden dieser Welt, besonders aber sein beständiges Predigen über die Eitelkeit alles dessen, was irdisch heißt, machte ihn bei einem großen Theil seiner Gemeinde verhaßt. Ihn selbst aber betrübte das sehr lustige Leben der deutschen Handwerker in seiner Gemeinde, die auch alles aufboten, ihn zu ärgern. Sie spielten täglich Karten, wovon der Pastor ein entschiedener Feind war. Zweimal, öfter gelang es ihnen nicht, schickten sie ihm ein Spiel Karten zu, das durch den langen Gebrauch schwarz wie ein Schuh geworden war, zum Beweis, wie sehr sie Das in Uebung hätten, gegen welches er so oft predigte. Er predigte auch viel über das Sündhafte des Branntweintrinkens, dem die meisten leidenschaftlich ergeben waren. Eine Viertelstunde von der Stadt stand ein Haus, das zu dem Gebiete in Kleinrußland gehörte, wo damals noch das Privilegium für Branntweinbrenner, bestand. Dies Getränke war also

hier um Dreiviertel wohlfeiler, als in der Stadt selbst. Dahin gingen die deutschen Handwerker fast täglich und tranken, was das Zeug hielt, und bei ihrer Rückkehr zur Stadt lachten sie die Wächter am Thore aus, indem sie ihnen zeigten, auf welche Weise sie den Branntwein einschmuggelten. Durch den Küster erfuhr der Pastor immer, wenn seine Pfarrkinder dahin trinken gegangen waren. Der gute Alte klagte mir dieses manches Mal. „Wenn ein junger ansehnlicher Mann," sagte er eines Tages zu mir, „den verblendeten Leuten das Nichtsnutzige ihres Treibens nachdrücklich vorhielt, so würde das wohl mehr frommen, als es meine Worte vermögen. Denn sobald ich darüber predige, sagen sie: Ja der Alte hat gut schwätzen! er hat in seiner Jugend Alles mitgemacht und jetzt, da er nichts mehr dazu taugt, will er uns alles Vergnügen verleidet machen! Was hätten wir davon, wenn wir seinem dummen Geschwätze Gehör schenkten? Die verblendeten Menschen!" seufzte der Pastor und blickte gen Himmel. „Was hättet Ihr davon?" bemerkte er ihnen in der Predigt: „O, Ihr Thoren! Ihr hättet Alles davon! oder glaubt Ihr, daß Gott etwas davon hätte, wenn Ihr Eure Gesundheit ruinirt, Eure Geschäfte vernachlässigt und Eure armen Familien in Kummer und Mangel darben laßt?" — Doch alles Predigen half nichts, die Leute gingen ihren Vergnügungen nach.

Einmal sagte ich dem guten Pastor meine Meinung freimüthig heraus, sein allzusehr zurückgezogenes Leben sei wohl mit Ursache, daß sein Wort nicht die Früchte brächte, die es, eingedenk seiner wahrhaft christlichen Gesinnungen und Handlungen wohl bringen könnte. Denn er besuchte niemals eine Gesellschaft, und selbst wollte er Besuche nur unter der Bedingung annehmen, daß man zum Pastor, aber nicht zum Herrn R... käme, wie er sich auszudrücken pflegte. So lehnte er es auch immer ab, ein Kind im Hause zu taufen. „Bringen Sie mir Schwarz auf Weiß, daß das Kind krank ist, so bin ich verpflichtet, es in Ihrem Hause zu taufen, im andern Falle nicht, denn dafür ist die Kirche da!" sagte er einmal zu einem Staats-Rathe, den er sonst liebte und schätzte. Seine Absicht war dabei gut, aber man legte sie anders aus. Wie weit er von Scheinheiligkeit entfernt war, bewies der Umstand, daß es ihm zur größten Freude gereichte, wenn er zu einem Sterbenden gerufen wurde, gleichviel, ob zu einem bettelarmen oder einem steinreichen, da eilte er in Nacht und

Nebel, in Hitze und Kälte, in Schnee und Regen zu seinem Wagen, der für solche Fälle immer bereit stand. Am Sterbebette, pflegte er zu sagen, kann man am besten sehen, was der Mensch ist. Er hinterließ auch ein Werk: „Meine Erfahrungen am Sterbebette," betitelt, das viel Merkwürdiges enthält. Sonst aber machte er keinem Menschen einen Besuch, das war eine Regel bei ihm, die keine Ausnahme duldete. Seine Tochter, ein vierzigjähriges Fräulein führte ihm die Wirthschaft. Ihr Tisch war, wie das bei allen wohlhabenden und reichen Leuten in Rußland der Fall ist,immer für sechs bis acht Personen mehr gedeckt, für Gäste, die unverhoffter Weise kommen konnten, denn in Rußland fragt man keinen Bekannten, der um diese Zeit erscheint, ob ihm gefällig sei, mitzuspeisen, sondern er setzt sich nieder, als sei er ein Glied des Hauses. Der Pastor aber erschien nie bei Tische, er speiste in seinem Cabinet ganz allein und nahm mit etwas Suppe und Gemüse vorlieb, während seine Tochter eine reichlich besetzte Tafel führte. Als ich ihm bemerkte, daß sein allzusehr zurückgezogenes Leben wohl das Gegentheil von dem erziele, was er damit zu erzielen hoffe, verlor er auf einige Augenblicke die Demuth aus seinen Mienen, denn er war grade kein Freund von irgend einer belehrenden Bemerkung und am allerwenigsten von der eines jungen Mannes, wie ich war; doch bald wurde sein Blick und seine Sprache wieder sanft und populär, wie er in seinen Predigten und Erzählungen zu sein pflegte und sagte zu mir:

„Lieber, junger Freund, so weit Sie sich auch schon in der Welt umgesehen haben mögen, so kennen Sie die Menschen doch noch nicht, weil Sie noch viel zu jung sind. Ich habe sie in meinen mannichfaltigen Lebensverhältnissen kennen gelernt und ihr Treiben unter tausend Formen beobachtet. Als ich hieher kam, um mein Amt als Pastor anzutreten, machte ich jedem Beamten von einigem Klange meinen Besuch, weil mich die Sitte des Landes das nicht umgehen ließ. Den Russen stellte ich mich vor als evangelisch-lutherischen Pastor der hiesigen Gemeinde, und meinen Pfarrkindern als ihren Seelsorger. Sie können sich denken, daß mich Alle, wenigstens dem Scheine nach, mit Hochachtung empfingen, denn ich kam als Pastor, und bin dazu ein reicher — damit will ich sagen, ein von Gott tausendfältig gesegneter Mann und Viele hielten mich auch für einen merkwürdigen Menschen, kurz, man empfing mich überall mit tiefen Verbeugungen. Alle, die

ich besucht hatte, der Civil-Gouverneur und die Generale nicht ausgenommen und noch Andere dazu, die ich nicht besucht hatte, eilten, was sie konnten, um mich, wie man das Ding zu nennen pflegt, mit ihrem Gegenbesuche zu beehren. Ich dankte ihnen herzlich und lud sie, dem Anstandsgebrauche in Rußland zufolge, zu mir ein, so oft es ihnen gefällig wäre. Nicht wenige fanden sich daher auch öfter bei mir ein. Mein Tisch war täglich für sechzehn und mehr Personen gedeckt. Die Küche meiner Tochter kennen Sie. — Mein Sohn schickte mir aus Moskau die köstlichsten Rhein- und französischen Weine. Das gab täglich einen Schmaus, daß ich manchmal die Hände faltete, gen Himmel blickte und seufzte: „Herr verzeihe mir, wenn ich sündige; gib mir ein Zeichen, wie einst dem Gidion, wenn solche Gasterei dir nicht wohl gefällig ist! Ich thue es, um auch den Großen dann und wann ein Wort zu sagen, das ich auf der Kanzel vielleicht vergesse, und das ich nur allein zu deiner Ehre und zu unserer Seligkeit rede."

„Bei Tische," fuhr der Pastor fort, „lobte man die Küche meiner Tochter. Ich muß gestehen, ein feiner Lafitte! Beim Gott des Weines, ein echter Tokaier! Ein Rheinwein wie ich ihn nur selten trank! so sprachen sie und leerten mir die Flaschen ... Ei nun, zu diesem Zwecke hatte ich sie ja hinstellen lassen. Wenn ich aber nach dem Essen das Vater Unser betete, lachten sie mich aus — freilich nicht laut, aber doch so, daß ich es merken konnte. Ich ließ das einige Male gut sein und dachte in Demuth, der Wein habe ihnen die Köpfe erhitzt. Als ich aber einmal hörte, wie Einer zu dem Andern sagte, daß ich beim Beten die Augen wie ein Petschaftstecher drehe, da wurde ich doch ein wenig ärgerlich. Wartet, ich will Euch den Mund sauber halten, dachte ich. Von diesem Tage an zog ich mich in mein Cabinet zurück, wo ich Mahlzeit halte. Wer von den Gästen noch kommen wollte, konnte kommen, der Tisch blieb für ihn gedeckt; ich aber ließ mich nicht mehr sehen. Die Urheber hiervon hielten es doch für besser, als Gäste mein Haus nicht mehr zu besuchen, sie blieben aus. Ich dankte Gott dafür." — So der Pastor.

Der Besuch des Doctors.

Als ich ihn kennen lernte, hatte er sich schon in sein Cabinet zurückgezogen, wie ein Klausner in seine Zelle. Wenn hohe Würden-

träger des russischen Reiches in Charkow ankamen, und dann Geistliche und Weltliche sich, jeder nach seiner Art, in Uniform steckten, um den Excellenzen und hohen Excellenzen die Aufwartung zu machen, blieb der lutherische Pastor in seinem Cabinette, wo er in einem Lehnstuhle saß und seine Tabaksdose auf dem mit feinem Wachstafft überzogenen Tische wie einen Kreisel herumdrehte. Das war so sein Zeitvertreib. Nie, außer in der Kirche, sah ich ihn mit einem Buche in der Hand. Von den Excellenzen und hohen Excellenzen machten aber die meisten selbst ihm ihren Besuch; denn man konnte es nicht leicht über sich bringen, in Charkow zu sein, ohne den merkwürdigen Pastor persönlich kennen zu lernen. Leider, war er, trotz seines länger als dreißigjährigen Aufenthalts in Rußland, noch immer ein Stümper in der russischen Sprache, und wer nicht deutsch verstand, der mußte auf den Genuß seiner herzlichen und lehrreichen Unterhaltung Verzicht leisten. Sehr gern sah er es, wenn Fremde ihn besuchten, zumal wenn sie Gefallen äußerten an seinen Erzählungen, die sich immer um die Güte und Allmacht Gottes drehten. Was ihm aber zur besondern Freude gereichte, war, wenn man Sonntags in der Kirche seiner Predigt beiwohnte, die immer so ungekünstelt und einfach war, daß man sich in der That daran erbauen konnte. Auf meine Frage, ob er seine Predigten auch ein wenig einstudire, antwortete er: „Behüte Gott! Ich weiß manchmal nicht, wie ich fortfahren soll; aber meine vielen Erfahrungen geben mir Stoff genug, und wenn ich fühle, daß es nicht recht gehen will, seufze ich leise: Herr, hilf weiter! und so geht es immer gut. Einmal erzählte er mir eine Anekdote aus seinem Leben, die er durch seine Sprache der Herzlichkeit sehr interessant zu machen wußte . . . . Da klopfte es an seine Thüre und unterbrach ihn. „Herein!“ sagte der Pastor und eintrat ein kleiner untersetzter Mann mit blasser, geistreicher Gesichtsbildung. Lavater und Gall hätten ihn augenblicklich für einen Mann der Wissenschaften erklärt. „Herr Pastor! ich habe die Ehre Ihnen in meiner Person Dr. Reich vorzustellen,“ sagte er. „Seien Sie mir recht herzlich willkommen, Herr Doctor! Haben Sie doch die Güte, sich niederzulassen.“ Der Doctor machte mir eine leichte Verbeugung und setzte sich neben mir nieder. „Sie sind ein Ausländer, das sehe ich Ihnen an. Darf ich Sie fragen, Herr Doctor, was Sie in unsere Stadt geführt hat?“ fragte der Pastor. „Ich bin gekommen, ein medizinisches Examen zu machen.“

— „Ei, das ist gut, das ist schön! Da wollen Sie sich in Rußland als practicirender Arzt niederlassen, ist es nicht so, Herr Doctor?" — „So ist es, Herr Pastor!" — „Hat unsere Stadt schon lange die Ehre, Sie zu beherbergen, Herr Doctor?" — „Vorgestern kam ich hier an, und gestern schon besuchte ich Ihre Predigt," erwiederte der Doctor. „Ei, das ist ja herrlich! das freut mich sehr! Und wie gefiel Ihnen meine Predigt?" — „Recht gut! Aber etwas sagten Sie, gegen das ich protestiren muß!" — „Und was wäre denn das, wogegen Sie protestiren müssen, Herr Doctor?" Sie sagten: Wer da glaubet und getaufet ist, wird selig; wer aber nicht glaubt, wird verdammt." — „Das hat Gott gesagt, verehrter Herr Doctor, nicht ich." — „Mag es Gott gesagt haben oder wer da will, ich protestire dagegen!" versetzte der Doctor. „Und warum protestiren Sie dagegen? — „Aus dem einfachen Grunde, weil ich auf diese Art nicht selig werden könnte, was ich doch im Gegentheil eben so sehr wünsche als hoffe." — „Aber warum können Sie auf diese Art nicht selig werden, Herr Doctor?" — „Weil ich Hebräer, folglich nicht getauft bin, und weil ich Philosoph bin, dessen Sache der Glaube nicht ist. Doch selig zu werden, ist mein einziges Streben und mein schönstes Hoffen auf Erden!" sagte der Doctor. „Aber es gibt doch auch Philosophen, welche an die Wahrheiten des Christenthums glauben! Mich dünkt," fuhr der Pastor fort, „nicht glauben sei sehr unphilosophisch. Von Kästner, dem Mathematiker erzählt man, er habe das A B C der Rechenkunst, das Einmaleins, nicht recht verstanden. Sie aber, Herr Doctor, verstehen das A B C der Philosophie gewiß recht gut, davon bin ich fest überzeugt." — „Ich verstehe es," sagte der Doctor lächelnd. — „Aber wie sollte der Philosoph nicht glauben können, da doch die größten und geschmackvollsten Denker es sich seit lange zur Aufgabe machten, die Philosophie mit der Theologie zu vereinigen?" — „So arbeiten sie an einem Triebwerke, vermittelst dessen die Pole sich berühren sollen!" versetzte der Doctor.

Nun kam es, ganz gegen die Gewohnheit des Pastors, zu einer Disputation. Ich war nur Zuhörer. Der Doctor entwickelte dabei seine mit ungeheurem Fleiße erworbene Gelehrsamkeit in Auslegung und Deutung alter Schrift. Auch schien mir, als habe er nicht nur alle Systeme der alten und neuen Philosophen gelesen und gut verdaut, indem er augenblicklich jede beliebige Stelle aus ihnen citiren und kri-

tisch beleuchten konnte, sondern als habe er alle Stufen menschlicher Forschung in den tiefsten Tiefen erstiegen. Ich bedauerte dabei sehr, daß es dem guten Pastor, obgleich er ziemlich stark im Griechischen und noch stärker im Hebräischen war, doch an Gelehrsamkeit gebrach, um ein würdiger Gegner dieses gelehrten Juden zu sein. Der gute Alte reterirte aus dem Gebiete, wo er sich nicht halten konnte und verschanzte sich auf der Bibel, die er mit Scharfsinn auszulegen verstand. Aber auch auf diesem Felde, sowohl im alten wie im neuen Testamente, war der Doctor eben so kundig, wie in den Systemen der Philosophen, und der Pastor war am Ende genöthigt, die Waffen zu strecken. — „Sie haben mich, Herr Doctor," sagte er, „gegen meinen Willen zum Disputiren gebracht, was noch kein Anderer über mich vermochte, denn ich hasse es, weil es dem Geiste des Christenthums ganz zuwider ist, folglich auch nie etwas Gutes dabei heraus kommt. Aber Sie können mich," fuhr er fort, „mit aller Ihrer Gelehrsamkeit und Schärfe des Verstandes nicht irre machen; denn was ich in meinem vielbewegten Leben erfahren habe, das kann mir kein erschaffener Geist streitig machen." Und nun erzählte er Manches aus seinem Leben, das in der That mehr geeignet war, als alle gelehrten und theologischen Spitzfindigkeiten, dem Doctor zum Glauben an die christlichen Wahrheiten zu verhelfen. Wenigstens schien dieser davon ergriffen zu sein. „Sollte man nach solchen Erfahrungen," sagte der Pastor mit Herzlichkeit, „nicht an die erste Pflicht des Christen, an das Gebet, glauben?" — „Glücklicher Mann!" rief der Doctor aus, „wie sind Sie zu beneiden! Nächte lang lag ich auf den Knieen, den Allmächtigen anflehend, mir den Geist zu senden, der in alle Wahrheiten führt, kurz, mir das Kostbarste aller Geschenke, den Glauben an das Christenthum zu verleihen; aber immer machte mich der Verstand irre; der Philosoph kann nicht beten, ohne die Gottheit und sich selbst zu erniedrigen .... Ja, könnte ich glauben und beten, Herr Pastor, ich wäre der glücklichste Mensch; aber so bin ich sehr unglücklich!" sagte der Doctor. In seinen bleichen leidenden Mienen lag auch Etwas, das dieses letztere zu bestätigen schien. „Dasselbe klagte mir noch kürzlich ein General," bemerkte der Pastor mit Herzlichkeit, „der möchte auch so gern beten können, weil er fühle, daß er so nicht ganz glücklich sei. Legen Sie einmal die stolzen Epauletts von den Schultern und die glänzenden Sterne von der Brust, dann werfen Sie sich in Demuth nieder und

denken dabei, daß Gott die Welt aus Nichts gemacht hat, daß folglich auch der Mensch ein Nichts ist, so wird es gehen. So lange Sie aber denken, Sie wären Etwas und noch obendrein ein wichtiges Etwas, wird es nicht gehen!" — Der Doctor lächelte und schwieg. Er mochte wohl gedacht haben, daß, wenn das Theologie sei, sie wohl in Ewigkeit nicht mit der Philosophie vereinigt werden könnte. Der Mensch ist — und er soll doch ein Nichts sein — das konnte er gewiß nicht begreifen. Der Pastor schien dies in seinem Innern zu lesen, daher sagte er schließlich: „Sie sind ein scharfsinniger Ausleger der heil. Schrift, Herr Doctor. So legen Sie sich auch einmal ruhig die Worte Christi aus: Ich danke Dir, Vater im Himmel, daß du das den Weisen und Klugen verborgen und den Unmündigen geoffenbaret hast." —

Es war schon Abend. Beim Nachhausegehen begleitete ich den Doctor Reich eine Strecke weit, wodurch ich ihn näher kennen lernte. Während der Vorbereitung seines Examens besuchte er mich fast täglich und sprach dann immer davon, daß der merkwürdige Pastor einen überaus guten Eindruck auf ihn gemacht hätte. Es sei ein alter Mann, der am Rande des Grabes stehe, warum sollte er lügen und heucheln? Einen recht gesunden Verstand habe er auch noch, materiellen Vortheil suche er nicht, weil er reich genug aus eigenen Mitteln sei und er alle Einkünfte, die ihm sein Amt eintrug, in die Armenkasse niederlege. — Das Alles ist Wahrheit, Herr Doctor, sagte ich, und deshalb kann ich auch gar nicht einsehen, warum der alte Mann lügen und heucheln sollte. Der Doctor war ein sehr bescheidener Gelehrter, gern hätte ich seinen Umgang noch länger genossen. Aber er machte bald ein brillantes Examen, denn er war ein eben so gelehrter Mediziner als Metaphysiker, und folgte einem Rufe als Leibarzt zu einem Fürsten im südlichen Rußland. Als ich sechs Jahre darauf nach Odessa kam und ich eines Tages auf dem Boulevard am Meere spazierte, begegnete mir ein Mann, der mir bekannt zu sein schien, es war Doctor Reich. Er stolzirte einher, wie ein sorgloser und lebensfroher Stutzer, während er früher betrübten Blickes, wie Einer, den der Gram zu verzehren droht, überall sich gezeigt hatte. „Was ist mit Ihnen geschehen, Herr Doctor?" fragte ich ihn, „woher diese seltsame Verwandlung in Ihrem ganzen Wesen?" — „Sie sind der und der!" sagte er und umarmte mich. „Ich bin getauft und zwar

aus voller Ueberzeugung getauft! und deshalb bin ich glücklich!“ rief er aus. „Der selige R..., den ich so gern noch einmal im Leben gesehen hätte, ist hauptsächlich Ursache hiervon, obgleich ich katholisch getauft bin.“ Dr. Reich war Leibarzt bei dem Sohne des berühmten russischen Feldmarschalls, Fürsten Wittgenstein, den er jetzt nach Odessa begleitet hatte. Sonst begegnete ich dem Doctor nie wieder.

Eine gute Handlung aus schlechten Beweggründen.

Die Anekdote aber, welche mir der Pastor erzählte, als der Doctor erschien und dadurch unterbrochen wurde, war folgende, die ich hier mit seinen eigenen Worten wiedergeben will.

„Ich befand mich einmal in einer sehr drückenden Lage, indem ich im eigentlichen Sinne des Wortes kein Stück Brod für mich und meine Familie hatte. Alles, was ich von einigem Werthe besaß, war verkauft oder verpfändet. Alle meine sogenannten Freunde hatten sich von mir zurückgezogen, ja, sie stoben rechts und links in die Straßen ein, wenn sie mich in der Ferne erblickten, und, so wahr als Gott lebt, nur aus dem einzigen Grunde, weil ich mich in dieser entsetzlichen Lage befand, denn ich war noch immer ein ehrlicher Mann geblieben; aber ich war arm und das war Verbrechen genug, um mich zu fliehen. Weder der Bäcker, noch der Metzger, noch der Krämer wollte mir ein einziges Loth Waare geben. Und meinen armen Kindern waren fast die Nägel blau vor Hunger. Dicht neben mir wohnte ein reicher Bäcker, ein großer Wüstling, den das Glück mit dem Horn des Ueberflusses überschüttet hatte und täglich fortfuhr, ihn damit zu überschütten; denn Alles was er anfing, gelang ihm, obgleich er die Religion mit allen ihren Tugenden verlachte. Wenn er ausging, hatte er immer die Westensäcke voll Ducaten, klopfte darauf und sagte, das sei die wahre Religion. Eines Tages, als wir es vor Hunger nicht mehr aushalten konnten, schickte ich eins meiner Kinder zu ihm und bat ihn, uns ein Brot auf Borg zu geben, in einer Woche und wahrscheinlich noch früher, würde ich im Stande sein, es ihm zu bezahlen. Er aber sagte lachend zu dem armen Kinde: „Wer will borgen, der komm' morgen, denn heut' ist der Tag, daß ich nicht borgen mag, und so ließ er es leer ausgehen. Während dieses gan-

zen Tages war in seinem Hause ein sehr reges Leben, denn am Abend gab er einen Ball. Angesehene Leute verschmäheten es nicht, bei diesem ungezogenen Bäcker, der weder lesen noch schreiben, noch sich wie ein anständiger Bürgersmann bewegen konnte, auf den Ball zu gehen, denn es gab da ja gut zu essen und zu trinken und seine beiden heirathsfähigen Töchter waren nicht übel von Gesichte. Gegen Abend sahen wir die Leute, zum Balle geputzt, zu Fuß und zu Wagen in das Bäckerhaus eilen. Bald fingen auch die Musikanten an, und der Tanz ging los. Es dauerte gar nicht lange, da hörten wir auch die Gläser klingen und ein lautes Gejubel. Ich saß da und blies Trübsal in die Noten, ja, ich befand mich mit meinen Kindern im russischen Fegefeuer, wo wir von Zweifeln und andern bösen Dämonen angefochten und gehalten wurden; wir Traurigen und Hungererfüllten hörten die Fröhlichen und durften nicht zu ihnen hinüber und Niemand brachte uns einen Bissen.

„Gütiger Gott!" sagte ich, indem ich die Hände faltete und nach Oben blickte, aus welchen weisen Absichten hast Du das so angeordnet? Hier Armuth und der bitterste Mangel unter Kindern, die doch noch nichts im Leben verschuldet haben und die täglich zu Dir beten; dort in eben dem Maaß Reichthum und Ueberfluß, unter Leuten, welche die Armen, die bei ihnen um ein Almosen flehen, zum Hause hinaus jagen und die Deine heiligen Gebote verlachen und verspotten!" Kaum hatte ich diese frommen Seufzer ausgesprochen, da öffnete sich unsere Thür, die älteste Tochter des Bäckers stürzte herein mit einer großen Schüssel voll gekochtem Schinken: „Um Gottes willen nehmt den Schinken! nehmt den Schinken! Herr R., und eßt ihn gleich auf!" sagte sie und stellte ihn auf den Tisch. Aber Jungfer, wie kommt Sie dazu, uns den Schinken zu bringen? Wenn das Ihr Vater gewahr wird, geht es Ihr nicht gut! sagte ich zu ihr. „Ja, der soll es eben nicht gewahr werden, d'rum eßt ihn gleich auf!" antwortete sie und fuhr fort. „Denkt Euch das Malheur! Der Vater schimpft immer, wenn der Schinken nicht gut gepfeffert ist, und da nahm ich denn die Pfefferbüchse, ihn zu pfeffern. Während ich nun dieses that, kam ein junger Mann herbei, um mit mir ein wenig zu schäkern, und dabei siebte ich immer drauf los, gewiß die halbe Büchse voll. Endlich sah ich, daß ich in der Eile die Zuckerbüchse ergriffen hatte. Nun ist der Schinken süß! Wenn das der Vater gewahr wird, so ist es für heute aus mit der Fröhlichkeit, der ganze Ball ist verdorben und

er schimpft mich so lange aus, bis ihm der Schlaf die Augen zudrückt. Ihr kennt ihn ja, wie er ist. Zum Glücke ging er grade in den Hof. Ich hätte den Schinken dem Kettenhunde vorgeworfen, aber der Vater ist just im Hofe, und deshalb fiel mir der Gedanke ein, ihn Euch zu bringen. Nun eßt ihn aber auch gleich auf!" sagte die Bäckerstochter. Aber Jungfer, wir haben kein Brot, ohne Brot können wir ihn nicht sogleich aufessen, er ist uns doch zu fett! sagte ich zu ihr. Da lief sie eiligst weg. Im Nu war sie wieder da und brachte eine Schürze voll Semmel. — Wir dankten Gott für diese Gabe, und untersuchten nicht vorher, ob der Schinken gepfeffert oder gezuckert war, noch aus was für Beweggründen der Reiche dem Armen in der Regel eine Gabe giebt, sondern setzten uns sogleich nieder, um Mahlzeit zu halten." — Der Pastor schwieg. Ich fragte ihn, wie es dem Bäcker wohl sonst noch im Leben ergangen sein mochte. „Ach," antwortete er wehmüthig, „es ging ihm, wie es vielen Leuten seiner Gesinnungen und Handlungen noch auf dieser Welt zu gehen pflegt, nicht gut! Ich war schon ein wohlhabender Mann," fuhr er fort, „als der Zufall mich mit einem alten Bekannten zusammen führte, der sein siebenjähriges Söhnchen bei sich hatte. Stellen Sie sich vor, sagte er zu mir, was der Bäcker Schneider für ein trauriges Ende nahm. Er betrieb den Kornhandel wie ein Millionair und das Glück schien ihn gar nicht verlassen zu wollen. Aber auf einmal erlitt er einen solchen Verlust, daß er förmlich ruinirt war. Aus Verzweiflung darüber ging er auf den Speicher und erhängte sich." — Ei je, er war nichts Besseres werth! sagte der siebenjährige Knabe. Ein solcher Heimgang war dem gläubigen Pastor immer etwas Entsetzliches. Es ist ein furchtbarer Gedanke, sagte er, wenn die Seele eines solchen Menschen plötzlich in die Ewigkeit eingeht und ihre Werke ihr nachfolgen, von denen sie Rechenschaft ablegen muß. Nicht der Zorn Gottes, unsere eigene Werke werden dereinst unsere Richter sein. — Aber glücklich pries er Jeden, der im Herrn entschlafen. Ich sah ihn einige Male am Todesbette, wo die Angehörigen des Seeligen die Hände rangen und sich der Verzweiflung hinzugeben schienen, und denen er keinen andern Trost gab, als: Gott sei gelobt und gepriesen, daß er heimgegangen ist. Mit diesem Gottseigelobtundgepriesen tröstete der Pastor sich auch selbst, nicht bloß, wenn einer seiner theuersten Freunde starb, sondern auch, als sein eigener Sohn in einem Walde von Räubern erschlagen

worden war, denn er wußte, daß er Glauben bis an seinen Tod behalten hatte. Schon in früheren Jahren, als der Pastor noch ein von Natur starker und rüstiger Mann war, hatte er von dem ganzen Erdenleben eine so schlechte Meinung, daß er den Tod des Christen über alles Irdische pries.

Gott sei Lob und Dank! daß er heimgegangen ist! hörte ich ihn einmal in seinem Gartenhause sagen, und sogleich vernahm ich auch die Antwort eines Andern: Ich begreife nicht, Herr Pastor, wie Sie so etwas sagen können; im Gegentheil möchte ich fast mit Gott hadern, daß er uns den guten, edeln, talentvollen Junker genommen hat! Ich trat in das Gartenhaus und setzte mich auf den freundlichen Wink des Pastors nieder. Der Bruder des berühmten russischen Feldmarschalls, Fürsten Passkéwitsch, früher Vice-Gouverneur in hiesiger Stadt und später Civil-Gouverneur von Kursk, ein überaus liebenswürdiger Mann, befand sich bei ihm. Er war es, der durchaus nicht in das Gott sei Lob und Dank des Pastors einstimmen wollte. Der Mann, dessen Tod er beklagte, war der Stabsarzt, Dr. Junker, ein berühmter practischer Arzt, und ausgezeichnet durch seine Humanität, der durch rastlose Thätigkeit seinen Tod beschleunigt hatte. Der Pastor liebte und schätzte den Herrn Passkéwitsch und auch dessen Vater, der hier in der Nähe in seinem kleinen Dorfe wohnte, überaus. Beide hatten auch ihr Scherflein zum Aufbaue der lutherischen Kirche zu Charkow mit Freuden gegeben, was den Alten sehr erfreute; allein was diesen Punkt betraf, da blieb er hartnäckig bei seinem: Gott sei Lob und Dank! Denn Dr. Junker war ein großer Freigeist, der sich weder um die Kirche noch um die Bibel bekümmerte; vor seinem Tode aber Pastor und Abendmahl verlangte, was dem Alten lieber war, als hätte er viele Tausende gewonnen. Wer weiß, ob er sich später bekehrt hätte. Drum dreimal Gott Lob! daß er heimgegangen ist, sagte der Pastor.

Der sarkastische Superintendent.

In den letzten Jahren seines Lebens wurde der gute Mann manchmal im Geiste sehr betrübt. Der größte Theil seiner Pfarrkinder hatte sich, wie gesagt, einem wüsten Leben ergeben, und auch unter den vornehmern sah er keinen lebendigen Glauben, ja, zwei von den deutschen Professoren, die er andern immer als Muster vorgestellt hatte, geriethen

einmal so heftig in Streit, daß sie den gemeinen Wüstlingen in der That Anlaß zu Aergerniß und Spöttereien gaben. Das schmerzte ihn sehr, und einmal sagte er zu mir: Ich glaubte bisher fest, daß diese beiden Herren, die immer mein Trost waren, den Pastor so gern und oft besucht hätten; jetzt aber sehe ich, sie kommen nur zum Herrn R... nicht zum Pastor. Gott mit ihnen! Was ihn aber am tiefsten betrübte, war der Superintendent Dr. B., der ihn zum Pfarrer ordinirt hatte. Dieser gelehrte Theologe war ein Alles umfassendes Genie. Unter seinen berühmten Schriften zeichnet sich sein Werk „Beobachtungen über die Pest," vortheilhaft aus. Er war lange im Orient, wo er die furchtbare Seuche in ihrem ganzen Wesen beobachtet und die merkwürdigsten Resultate erzielte, wodurch er bewies, daß er Philosoph im ganzen Umfange des Wortes war. Seine Predigten, von denen mehrere in I. Bande zu Moskau erschienen, sind der Art, daß der Rationalist sowohl, als der Supernaturalist Hochachtung vor ihnen haben muß. Auf diesen gelehrten und sonst so würdigen Mann hielt der Pastor R... außerordentlich viel und dessen Predigten achtete er fast höher, als die der berühmtesten deutschen Kanzelredner. Und das konnte er, in einer Hinsicht, auch mit vollem Rechte: denn bei aller Gelehrsamkeit, mit der sie verfaßt sind, tragen sie doch den echten Stempel eines offenbarungsgläubigen Autors. Eines Tages, erfuhr er, daß eben dieser gelehrte Mann sehr schlimme Streiche begangen hatte und noch obendrein mit der Kirchencasse durchgegangen war. Das schmerzte den Pastor unbeschreiblich, er war außer sich vor Erstaunen und Wehmuth, er wollte Anfangs garnicht daran glauben. Lange bemühte sich die russ. Justiz, den Aufenthalt dieses pflichtvergessenen Geistlichen ausfindig zu machen, denn er war spurlos verschwunden. Endlich erfuhr sie, daß er sich in Leipzig aufhielt, wo er unter einem fremden Namen philosophische Vorlesungen hielt.

Die Studenten strömten in Massen herbei, die Weltweisheit dieses grundgelehrten Mannes zu vernehmen. Aber der russische Gesandte zu Dresden verlangte die Auslieferung des Pflichtvergessenen. Und so ward der gewesene Superintendent nach Rußland transportirt, wo er auch zu einer niedrigen Strafe verurtheilt wurde. In seiner Noth und Geldverlegenheit schrieb er an den Pastor, den er, wie gesagt, zum Geistlichen geweiht hatte, und bat ihn um Unterstützung. Dieser aber antwortete ihm, daß er keiner Unterstützung würdig sei,

indem nicht die Ungläubigen und Wüstlinge aus dem gemeinen Haufen, sondern grade nur Leute seines Gleichen der christlichen Religion den größten Schaden verursachten. Das konnte Dr. B. dem Pastor nicht vergessen und wo er sich über ihn lustig machen konnte, unterließ er es nicht.

Der gewesene Superintendent Dr. B. wäre zu einer furchtbaren Strafe verurtheilt worden, hätte sich nicht eine hohe Person für ihn verwendet. Doch wurde er in die Verbannung nach dem gelinden Sibirien verwiesen. Auf dem Wege zu seinem Bestimmungsorte wurde er durch Charkow gebracht, wo Pastor R... bereits verstorben war. Der Medizinal-Inspector in hiesiger Stadt, ein Deutscher, der sich viel mit Schriftstellerei beschäftigte, ließ selten einen hohen Beamten oder eine Celebrität der Kunst und Wissenschaft hier durchreisen, ohne ihn bei sich zu Tische einzuladen. Er bat beim Gouverneur um die Erlaubniß, den Arrestanten, Dr. B., zu sich einladen zu dürfen. Er erhielt sie. Ich war mit dem Herrn Inspector sehr befreundet. Er lud mich, wie gewöhnlich, wenn er einen interessanten Gast hatte, auch diesmal zu sich ein.

Außer mir waren noch viele andere Gäste, namentlich viel Damen, hier erschienen, die alle vor Neugierde brannten, den gelehrten und geistreichen Mann persönlich kennen zu lernen. Dr. B. erschien, von einigen Gensd'armen begleitet. Es war schon ein alter Mann mit weißem Hauptbaar; aber sein Gesicht war noch frisch und jugendlich. Auf seinen Lippen spielte ein beständiges Lächeln; und dabei war er sorglos ironisch. Den Damen wußte er so viele Artigkeiten zu sagen, daß sie entzückt waren. In seinem ganzen Thun und Wesen glich er auch mehr einem geschmeidigen Hofcavalier, als einem deutschen Gelehrten und am allerwenigsten einem orthodoxen lutherischen Geistlichen. Mit einer eben so interessanten als kecken Freimüthigkeit sprach er über alles, auch über seine begangenen Fehltritte, die er keineswegs zu entschuldigen trachtete. Denn wir seien, sagte er, indem er den hier anwesenden Frauen eine leichte Verbeugung machte, wir seien, wenn wir eben diese Damen ausnähmen, alle Sünder! und dabei appellirte er an die grundlose Barmherzigkeit Gottes. Das gefiel den Damen außerordentlich gut. Mit gespannter Aufmerksamkeit hörten sie dem ausgezeichneten Gesellschafter und Gelehrten zu. Nur Eine Sünde, fuhr der ironische Theologe fort, habe ich begangen, die Gott mir nie vergeben

wird. Es ist dies nicht die Sünde wider den heiligen Geist, nein, die beging ich nicht! es ist eine andere Sünde, die mir weder in diesem, noch in jenem Leben vergeben werden kann... — Die Damen wurden jetzt bis zum höchsten Grade neugierig, sie hätten so gern diese Sünde wissen mögen. Aber der Philosoph schwieg und nickte ernst lächelnd mit dem Kopfe, woraus zu schließen war, daß diese Sünde ein Geheimniß für die Welt bleiben müßte. Ein Geheimniß aber, welcher Art es auch sein mag, ist für das schöne Geschlecht eine allzuschwere Bürde. Der geschwätzige Philosoph schwieg. Die Neugierde der Damen würde sich jetzt gesteigert haben, wäre sie noch der Comparation fähig gewesen. Endlich konnten sie es nicht mehr aushalten und einige von ihnen sagten, der Herr Doctor sei ja der freimüthigste und offenherzigste Mann von der ganzen Welt, daher hofften sie, daß er ihnen auch diese begangene Sünde beichten würde. Und nun baten sie ihn mit den schmeichelhaftesten Worten und Mienen. „Es ist die Sünde," antwortete er mit seinem ironischen Lächeln, „daß ich den Schauspieler R... zum Pastor gemacht habe." —

So wurde der frühere Stand des in jeder Beziehung würdigen Mannes nicht selten Ursache, daß Spötter ihn einen Heuchler und Scheinheiligen nannten, welche Namen er aber gewiß nicht verdiente. Er klagte mir dies öfter. Einmal, erzählte er mir, habe er auf seine Predigt, in welcher er das wilde Treiben gewisser Leute gerügt, einen anonymen Brief erhalten, in welchem er ersucht wurde, doch auch das Sprichwort, nach welchem er lebe und gelebt habe, nämlich: Lustig gelebt und selig gestorben, hat dem Teufel die Rechnung verdorben, in seine Predigten einzuflechten. Die verblendeten Menschen! sagte er, sie denken nicht daran, daß der Tod noch in dieser Nacht, in diesem Augenblicke einen Strich durch ihre Rechnung machen kann. — O, Du Gott der Barmherzigkeit! seufzte er oft einsam, Du kennst mein Herz besser, als es die Menschen kennen. Aber sie sollen es kennen lernen, mehr durch meine Handlungen, als durch meine Worte. Diesem feierlichen Schwur blieb er treu bis in den Tod. Bei einem nur seinen Pflichten gewidmeten Leben behielt er von allen Einkünften, die ihm sein Amt eintrugen, nichts für sich. In frühern Jahren sammelte er sie zum Besten des Kirchenbaues, in spätern legte er sie in die Armencasse nieder. Diese Einkünfte waren schon allein durch den Umstand sehr bedeutend, daß in Tschugujew, ein Paar Meilen von Charkow, be-

ständig ein ganzes Corps Cavallerie stand, in welchem sich eine Menge Offiziere aller Grade befanden, die zur lutherischen Kirche gehörten, und die, dem Befehle der Regierung zufolge, alljährlich vor Ostern zum Abendmahl gingen, und dann den Pastor beim Einschreiben reichlich beschenkten. 25 Rubel B. war wohl das Wenigste, was einer gab. Das ist so Sitte in Rußland, die den Pastoren zwar viel einträgt, aber in anderer Beziehung üble Folgen hat: denn mancher Mensch von Stand und Bildung geht lieber nicht zum Abendmahl, wenn er dem Pastor beim Einschreiben kein solches Geschenk machen kann, und eingeschrieben muß er doch jedesmal werden. Man erzählt, daß ein finnischer Pastor, der aber auch seines Amtes entsetzt wurde, gar Keinen einschreiben wollte, der ihm nicht zum wenigsten 5 Rubel B. geben konnte. Die lutherische Gemeinde zu Charkow hat ihrem gewiß unvergeßlichen Pastor nicht nur die prächtige Kirche, sondern auch ein schönes großes Schulgebäude mit der ganzen Einrichtung zu verdanken!

Merkwürdig wie sein Leben, ist auch, in einer Beziehung, sein Tod. Am 5. December 1835, alten Styls, schrieb er an seinen Sohn, der in Moskau lebte. Der Diener wurde mit dem Brief zur Post geschickt. Kaum war er ein Paar Minuten damit fort, als der Pastor ihm eiligst nachschickte, um den Brief wieder zurückzuerhalten. Als er ihn wieder in Händen hatte, sagte er zu seiner Tochter: Ich schrieb an unsern Joseph, daß ich morgen, zur Feier des Namensfestes Sr. Majestät des Kaisers, Gottesdienst und Predigt halten würde und denke Dir, ich vergaß mein gewöhnliches „So Gott will“ hinzuzufügen. Das darf nicht fehlen, sagte er, öffnete den Brief, fügte diesen Satz bei und schickte den Brief fort. Am andern Tage fühlte er sich ziemlich munter. Als er sich aber vorbereitete, den Gottesdienst zu halten, rührte ihn der Schlag und am andern Tage lag er, eine Leiche, da. Er starb in seinem 68. Lebensjahre.

Nach seinem Tode lernte die lutherische Gemeinde zu Charkow erst erkennen, welchen Segen sie in diesem wahrhaft gläubigen Pastor gehabt hatte. Denn sein Nachfolger, Herr Pastor L . . ., predigte zwar in demselben Geiste, wie sein Vorgänger und vermied auch die Schmausereien, aber mehr aus Ökonomie, denn er war unbemittelt; er war daher, was das Geben betrifft, grade das Gegentheil von jenem. Aber er war ja auch von Gott nicht in den Stand gesetzt, so geben zu können! Iwan Iwanowitsch behauptete, daß jede Gemeinde es sich als Gnade Gottes

anzurechnen habe, wenn ihr Pfarrer den Ausspruch Christi „Arme habt ihr allezeit," mehr durch die That, als durch den Text beweise, und zur Strafe, wenn das umgekehrt der Fall sei, gleichviel, aus welchem Grunde, beides geschähe.

XIV.

Das unerwartete Ereigniß.

Nun müssen wir sehen, was unser Reisegefährte, der Opticus, macht. Am vierten Tage meines Aufenthalts in Charkow hatte er seine Geschäfte verrichtet, und des Morgens in aller Frühe machten wir uns auf den Weg nach Kiew. Der Mann nannte sich Salzfisch. Es sei doch ein sonderbarer Name, sagte ich einmal lächelnd zu ihm. Ja, aber ein Salzfisch ist vor Fäulniß bewahrt, antwortete er. — — Viele in Rußland geborenen Juden mußten sich zur Zeit Familiennamen geben, die sie bisher nicht gehabt hatten. Da gaben sie sich denn sehr auffallende, meist deutsche hochtrabende, z. B. Sternfürst, Goldsand, Diamantstein, Kaiserzepter, Königsmann, Goldstein u. s. w. Alle Juden sprechen das sogenannte jüdische Deutsch. Nie hörte ich sie anders sprechen, außer in Fällen, wo sie gezwungen waren, russisch oder polnisch zu reden. Man kann daher jeden hier lebenden Juden dreist deutsch anreden, er wird es verstehen. Und wenn der Deutsche ein wenig aufmerksam zuhört, kann er auch fast Alles verstehen, was sie in ihrer Sprache reden.

Nach einer Tagereise kamen wir in Poltáwa an, wo wir beim Schächter einkehrten. Da wir hier einen halben Tag verweilten, besuchte ich den hiesigen lieben, gütigen Pastor, Herrn Dickhoff, der auch Divisions-Pfarrer war, einen überaus freundlichen und gelehrten Mann, den ich früher kennen gelernt hatte. Er begleitete mich hinaus auf das Schlachtfeld, das in der Nähe der Stadt liegt, wo der tapfere und verwegene Schwedenkönig, Carl XII., seinem berühmten Gegner, Peter dem Großen, erlag. Ein ungeheurer Hügel, auf dem ein Kreuz steht, deckt das vereinte Grab der vielen tausend Russen und Schweden, die in dieser Schlacht fielen. In der Stadt

selbst steht ein prächtiges Monument, zum Andenken an den großen russischen Sieg.

Der Feldzug der Franzosen nach Moskau hat mit dem der Schweden nach der Ukraine viel Aehnlichkeit. Umsonst riethen die schwedischen Generale ihrem Könige, nicht nach Kleinrußland zu ziehen. Der verwegene Held aber spottete ihres Rathes, denn er hoffte hier für seine Armee Alles zu finden; fand aber grade das Gegentheil.

Von seinem Heere, das vielleicht aus kaum 50,000 Mann bestand, mit dem er sich so tief ins feindliche Land wagte, erlag schon ein bedeutender Theil dem Hunger und der Kälte auf dem Marsche, und trotzdem drang der unbeugsame König immer tiefer und tiefer in das Land ein, bis sein ganzes Heer bei Poltáwa theils gefallen, theils gefangen genommen worden war. Die Schweden mußten der Uebermacht des Feindes erliegen. Aber die Russen waren auch nicht mehr dieselben, die sie bei Narwa waren, wo Carl mit einer handvoll Schweden das ganze russische Heer auf's Haupt schlug.

Peter der Große feierte hier seinen glänzenden Sieg, der die schwedische Macht auf dem Festlande bis auf den heutigen Tag vernichtete. Wie ganz anders war doch das Schicksal, das seinen großen Ahn, Swiätosslaw Igórowitsch, in hiesiger Gegend traf! wie wir auf S. 332 gesehen.

Von Poltáwa nach Kiew hatten wir noch eine Reise von anderthalb Tagen. Endlich, endlich erblickte ich die heiß ersehnte und sehr hoch gelegene Stadt.

Wie ganz anders mag sich diese Mutter der russischen Städte, wie sie einst Oleg nannte, in der Zeit ihres Glanzes, sowohl in der Ferne, als in der Nähe, ausgenommen haben!

Die Stadt Kiew war bis zu ihrem Untergange durch die Mongolen nicht bloß im byzantinischen Reiche, sondern auch in Deutschland ihres Reichthums und Handels wegen berühmt, ja, sogar arabische Geschichtschreiber thun ihrer bis dahin Erwähnung. Die malerische Lage der Stadt auf dem steilen Ufer des majestätischen Stromes, Dnjepr, die glänzenden Kuppeln einer großen Anzahl Kirchen, mitten im dunkeln Grün der Gärten, die hohen weißen Mauern mit ihren stolzen Thürmen und Thoren, alle diese, in den glücklichen Tagen Jarosslaw's des Großen erbauten und mit byzantinischer Kunst verherrlichten Prachtwerke, waren in der That ganz geeignet, die rohen Steppenbewohner

in Erstaunen zu setzen. Die verlorenen Schlachten an der Kalka und am Sitj, die in Asche gelegten Städte Rjäsan, Wladimir, Tschernigow und andere waren Beweise genug von der großen Macht der Mongolen. Ein langer Widerstand Kiew's schien daher vergeblich. Doch das Ehrgefühl eines heldenmüthigen Volkes kennt die Eingebungen einer kleinmüthigen Ueberlegung nicht. Und so beschlossen Rußlands edelste Söhne, damals ein freies Volk, lieber auf dem Felde der Ehre zu sterben, als ihren Nacken unter das verhaßte Mongolenjoch zu beugen. Zwei russ. Fürsten, die Kiew vertheidigen sollten, waren nach Ungarn geflohen. Ein Bojar, Namens Dimitrij, führte die Kiewer zum Kampfe. Die Mongolen gebrauchten immer die List, Völker, die sie zu unterjochen beschlossen, vorher durch allerlei Schmeicheleien und falsche Versicherungen zur freiwilligen Uebergabe ihrer befestigten Städte zu bewegen. Das versuchten sie auch hier, indem sie Gesandten nach Kiew schickten. Allein die Kiewer beschlossen, ihre Schätze und Freiheit wenigstens nicht so leichten Kaufes hinzugeben, sie ermordeten diese Abgesandten und rüsteten sich, dem Sturme so lange als möglich den heftigsten Widerstand zu leisten. Da erschien Batü's Heeresmacht, die sich, gleich einer schweren Gewitterwolke, von allen Seiten um die Stadt lagerte. Der zahllosen Fuhrwagen Getöse, der Kameele heiserer Ruf, der Stiere Brüllen, der Rosse Wiehern, und der Barbaren wildes Geschrei, gestatteten, nach des russischen Annalisten Worten, den Einwohnern der hochgelegenen Stadt kaum, einander im Gespräche zu verstehen. Batü mit allen mongolischen Heerführern und seiner ungeheuren Streitmacht, die auf mehr als eine halbe Million Mann stark angegeben wurde, stand unter Kiew's Mauern. Seine vornehmsten Feldherren waren: Gajuk, des Groß-Chans Sohn; Mengu und Bajadur, Tschingis-Chans Enkel; Ordu; Chaban; Subaj-Bajadur, Ueberwinder der njutschen Chinesen, und Baftür, Eroberer der Kasanischen Bulgaren und des Fürstenthums Susdal. Ein gefangener Mongole sagte in Kiew aus, dieses Heer sei zahllos wie der Sand am Meere. Des Feindes Sturmböcke und Mauerbrecher waren ununterbrochen Tag und Nacht in Bewegung. Endlich stürzte die Mauer Kiew's am polnischen Thore. Die Russen stellten sich kämpfend auf die Trümmer derselben dem Feinde entgegen. Der Kampf wurde furchtbar: die Menge der schwirrenden Pfeile verdunkelten die Luft; Lanzen rauschten und brachen; Todte und Sterbende

trat man unter die Füße. Lange hielt sich die verzweifelte Wuth der Russen gegen die Uebermacht des Feindes. Endlich drangen die Mongolen durch die zertrümmerte Mauer und über die Leichname der Gefallenen in die Stadt ein. Ein Haufen Russen hatte sich in die Kirche „Zur heiligen Muttergottes," die von einer festen Mauer umgeben war, geflüchtet. Aber bald hatte der Feind auch dieses heilige Bollwerk zertrümmert, drang in den Tempel ein und würgte alle, die sich hierher geflüchtet hatten. Das geschah am St. Nikolaustage 1240. Die Mongolen feierten einige Tage hindurch ihren Sieg mit ihrer gewöhnlichen Mord- und Zerstörungslust. Kiew lag in Trümmern und seine Herrlichkeit war dahin auf immerdar! Die heutige Stadt ist nur ein Schatten ihrer vergangenen Größe.

Die Mongolen waren ein tapferes Volk. Dschingis-Chans Geist und ein vierzigjähriger Krieg hatten sie damals fast unüberwindlich gemacht. Ganz Europa zitterte vor ihnen, indem es im Geiste auf die Trümmer Rußlands, Polens und Ungarns blickte. Der deutsche Kaiser schrieb an alle Fürsten, daß sie Truppen sammeln möchten zur Rettung der christlichen Länder und des Glaubens. Papst Innocenz IV. versuchte durch friedliche Unterhandlungen mit dem Groß-Chan den drohenden Sturm zu beschwören und schickte Mönche als Abgesandte mit Geschenken und freundschaftlich verfaßten Schreiben an ihn ab.

Johannes Plan-Carpin stand an der Spitze dieser Gesandtschaft und reiste im Jahr 1245 aus Italien durch Rußland in die goldene Horde. Die Briefe des heil. Vaters waren in's Slawonische, Arabische und Tatarische übersetzt. Als sie in der Großen Horde ankamen, war grade der Groß-Chan Ogotaij gestorben, und es wurde zu einer neuen Wahl vorgeschritten. Plan-Carpin beschrieb diese Reise, welche für die Geschichte der damaligen Zeit von großem Interesse ist. Es hatten sich nebst den Päpstlichen Gesandten noch viel tausend Andere, theils regierende Fürsten, unter denen auch der russ. Großfürst, Jarosslaw, Bruder jenes hochmüthigen Georg's, theils Prinzen, Brüder anderer Souveraine, oder deren Statthalter hier eingefunden. Die meisten von ihnen brachten Tribut und reiche Geschenke. Auch an einen andern mächtigen Mongolenfürsten, Namens Batchu, sandte der Papst eine Gesandtschaft. Wie hochmüthig aber dieser Fürst war, geht aus dem Briefe hervor, welchen er den Gesandten, die er schlecht behandelte, an den heil. Vater mitgab. Er lautet nach Karamsin im Aus-

zuge also: „Wisse Papst, daß Deine Gesandten bei uns waren und uns Deine Briefe einhändigten. Sie führten sonderbare Reden. Geschah dies auf Deinen Befehl oder war es ihre eigene Sprache? In den Briefen heißt es, wir rotteten die Menschheit aus. — Allein so spricht Gott: Sei unterthan dem Allgewaltigen, damit Du in Frieden des Landes und des Wassers genießest, das Du ererbt hast! oder es sterbe der Ungehorsame. Wir sagen Dir dieselben Worte: wenn Du besitzen willst das Land und die Wasser, die Du ererbt hast, so stelle Dich persönlich bei uns in der Horde, oder es wird Dir, Papst, geschehen, was nur dem alleinigen Gott bekannt ist." —

Es schien aber auch, als ob diese Weltstürmer es zur Ausrottung des übrigen menschlichen Geschlechts abgesehen gehabt hätten, denn gleich den Schnittern in der Aerndtezeit, gleich Waldbränden und Heuschreckenschwärmen, mäheten, sengten und fraßen sie Alles, was eßbar war, auf, wo ihre Millionen hintraten. Sie zogen mit ihren Familien, die auf Karren saßen, und mit ihren Heerden in den Krieg.

Ludwig der Heilige, König von Frankreich, glaubte einem Gerüchte, demzufolge Mangu die christliche Religion angenommen hätte. Daher schickte auch er eine Gesandtschaft an den Groß-Chan ab. Dieser gab den Gesandten Geschenke und ein Antwortschreiben an den König mit. Der Schluß des Briefes lautete also: „Im Namen Gottes des Allmächtigen befehle ich Dir, König Ludwig, mir zu gehorchen und feierlich zu erklären, was Du begehrest: Friede oder Krieg? Wenn der Wille des Himmels erfüllt sein wird und die ganze Welt mich als ihren Herrscher anerkannt hat, dann soll auf Erden eine heilbringende Ruhe herrschen, und die glücklichen Völker sollen erfahren, was wir für sie thun werden; doch wenn Du es wagst, den Befehl Gottes von Dir zu weisen, wenn Du meinst, daß Dein Reich entfernt, Deine Berge unübersteigbar, die Meere zu tief seien, und Du uns nicht fürchtest: so wird der Allgewaltige, der das Schwere leicht macht und das Entfernte nahe zu bringen weiß, Dir zeigen, was wir vermögen." — So groß war der Uebermuth der Herrscher dieses einst so mächtigen Volkes, das jetzt zu Wegelagerern und Pferdsdieben herabgesunken ist.

„Ja, du kannst nichts weiter als ein Schatten deiner ehemaligen Herrlichkeit sein!" sagte ich öfter laut in der Kibitke neben dem Opticus sitzend, als wir durch die Hauptstraße der Stadt fuhren, in welcher dieser wohnte. Der Hebräer sah mich verwundert an und fragte

am Ende, was für einen Schatten ich meinte. Ist das Kiew? ist das seine Hauptstraße? fragte ich ihn. „Freilich! Aber was setzt Sie in ein solches Erstaunen?“ Diese hölzernen einstöckigen Häuser! Diese Hütten in der Hauptstraße Kiew's, in dem einstmaligen zweiten Constantinopel! rief ich aus. Ja, ein zweites Petersburg finden Sie in Rußland freilich nicht mehr wieder! bemerkte der Opticus. Die Kibitke hielt still. Hier wohne ich, sagte Salzfisch, kommen Sie nur ungenirt mit herein! Sein Weib und seine Tochter, ein hübsches junges Mädchen, eilten heraus und hüpften vor Freude über die Ankunft ihres Vaters. Der Caffe war fertig, man lud mich dazu ein. Aber ich dankte und eilte dieselbe Straße entlang in das Haus, wo Herr Röhr eingekehrt war oder wenigstens einkehren wollte. Angekommen führte man mich in ein Zimmer, wo die beiden ältesten Töchter sich befanden. Aber welch eine Nachricht mußte ich hier vernehmen! . . . Die beiden Mädchen waren in tiefe Trauer gekleidet. „Großer Gott! wo sind Sie gewesen? Wo kommen Sie her?“ fragte die älteste, als ich eintrat. Ich habe die Reise über Moskau und Charkow gemacht, sagte ich, weil sie sich nicht anders machen ließ. Ist das möglich? staunte die jüngere. Ja, so ist's, mein Fräulein! Von St. Petersburg bis Moskau und von Moskau bis Orel mußte ich zu Fuße gehen, weil's nicht anders gehen wollte. — „Ach! die unglückliche, für uns arme Mädchen ewig unglückliche Reise!“ rief die älteste wieder schmerzlich aus und ein Thränenstrom stürzte aus ihren Augen — sie war fast ohnmächtig. Als sie sich wieder erholt hatte, sagte sie ruhig: „Sie haben gewiß schreckliche Dinge auf einer so großen Reise erleben müssen? Aber alles, was Ihnen auch begegnet sein mag, ist gewiß nicht mit dem Unglücke zu vergleichen, das uns arme Mädchen traf. Die schreckliche Cholera hat uns Vater, Mutter, Geschwister und auch die Fuhrleute auf dieser Reise entrissen! Ich kann Ihnen unser Elend, in das wir auf dem Wege geriethen, nicht beschreiben! Kamen wir in die Nähe eines Dorfes, so thaten Raserei des Pöbels und das Wüthen der Cholera sich uns schon in der Ferne kund, und wir mußten doch durch das Dorf oder ihm vorbei passiren, da es keinen andern Weg gab. Stellen Sie sich unser Entsetzen vor, unsere Angst, die uns peinigte, ehe wir an das Dorf kamen. Und gelang es uns, glücklich durchzukommen, so wiederholten sich dieselben Schrecknisse wieder, denn unser Weg führte durch eine Menge Dörfer, wo die Seuche

wüthete. Unsere armen Eltern erlitten wohl zehnmal den Tod in der Einbildung, ehe er sie in der Wirklichkeit traf.

Ueberall streiften auch die Kosaken umher und schleppten Alles, was ihnen verdächtig vorkam, in die nächste Ortsbehörde, zumal solche Leute, an deren Sprache sie merkten, daß es keine Russen waren. Diese rohen habsüchtigen Menschen thaten das zwar auf Befehl der Obrigkeit, aber mit welcher frechen Willkür mögen sie es gethan haben! Nicht selten sahen wir, wie sie die Leute auf der Straße anhielten, sie knebelten, ihnen Klötze an die Beine legten und sie so mit sich fortrieben, trotzdem sie es Manchem wohl ansehen mußten, daß er ihnen unmöglich hätte entlaufen können. Aber nein, einen Klotz mußten sie ihm an's Bein hängen! Und am Ende waren die Mißhandelten an Cholera, Aufruhr und Brunnenvergiftung eben so unschuldig als wir. In jedem Nichtrussen witterten sie einen Polen, einen Verräther, einen Aufständigen, einen Giftmischer!"

„Stellen Sie sich vor," fuhr das Fräulein fort, „welche Sorgen wir um Sie wohl hegen mußten, da wir wußten, daß Sie nicht russisch sprachen. Der junge Mann ist gewiß schon todtgeschlagen, sagte unser Vater oft, und da machte er sich die bittersten Vorwürfe, daß er Sie am Moskauer Thore, eigentlich gegen seinen Willen, vorausschickte, auf welche Weise Sie uns nicht mehr wiederfanden. Wenn der Herr doch so klug wäre, sagten wir oft, daß er seine schönen Kleider anbehielt und sich keine geringere anschaffte — so würden die Kosaken es nicht so leicht wagen, ihn anzureden oder übel zu behandeln. Denn ein vornehmes Aussehen ist schon ein Schutz gegen die Willkür der niedern Diener des Ordnungsgerichtes. In Rußland, sagt das Sprichwort, bewirthet man den Menschen nach dem Kleide . . . ." Es ist überall so! mein Fräulein, fiel ich ihr in die Rede. Und wären alle Kleider, die ich anhatte, aus dem feinsten Lyoner Sammet gemacht gewesen, ich hätte sie anbehalten, so lange sie ganz geblieben wären. Sich in solcher Zeit und in solchen Umständen noch mit einem Bündel herum zu schleppen, . . . auf solch einen Gedanken hätte nur ein Filz kommen können! — „Es ist mir unbegreiflich," fuhr das Fräulein fort, „wie wir Alles, was uns traf, aushalten konnten und wie wir beide mit dem Leben davon kamen. Was man doch für Erfahrungen in solcher Zeit und auf solch einer Reise macht! Ungefähr eine halbe Werst vor einem Dorfe hörten wir aus demselben her ein

unheimliches Gewimmer und Gewühl von Menschen. Ein Schauer nach dem andern überfiel uns, wir waren erstarrt vor Angst und Schrecken. Wir mußten durch das Dorf, da es sich nicht umfahren ließ. Unser Vater befahl den Fuhrleuten Halt zu machen, denn er wollte vorher wissen, was das für ein Gewimmer und Gewühl in dem Dorfe wäre. Aber wo sollen wir denn hin? sagten die Fuhrleute, auf der Straße können wir nicht bleiben, und zurückfahren auch nicht, Sie wissen doch, wie unruhig und unheimlich es auch dort ist, es ist überall nicht anders. Da kam uns eine alte Frau entgegen, die fragten wir, wie es in dem Dorfe aussähe. Tam úschaß! da ist Schrecken! Entsetzen! sagte sie! fast in jedem Hause liegen Todte, die fährt man fort in eine große Kalkgrube. — Packe dich deines Weges, alte Hexe! sagten die Fuhrleute, und schimpfend ging die Alte ihres Weges. Unsere Eltern wollten nun nicht durch das Dorf. Aber die Fuhrleute machten uns allerlei Vorstellungen. Es sei so Gottes Wille, wir seien ja glücklich durch alle Dörfer gekommen, und würden auch glücklich durch dieses gelangen. Da hilfe keine Angst, Schrecken mache den Weg noch schlimmer, kurz, es sei nun einmal nicht zu ändern. Wenn sie überall unnützer Weise Halt machen oder gar zurückkehren sollten, würden sie mit ihren Pferden mehr verzehren, als sie für die ganze Reise erhielten, sagten sie. Unsere Mutter war am meisten in Angst. Nitschewó, mátuschka! nitschewó! es hat nichts zu bedeuten, Mütterchen! gar nichts! sagten sie und trösteten die Arme nach ihrer Art.

Da hörten wir den Klang einer Bügelglocke, eine Post-Teläga, in welcher zwei hübsche junge Herren, wahrscheinlich zwei Deutsche, saßen, flog, gezogen von drei tüchtigen Rennern, pfeilgeschwind an uns vorüber und jenem Dorfe zu.

Ach, wie glücklich sind doch diese zwei Herren, dachte ich, daß das Schicksal ihnen gönnt, auf solche Art zu reisen! Denn unsere elenden Fuhrwerke gingen auf dem ganzen Wege so langsam, daß ein dreijähriges Kind recht gut mit ihnen hätte Schritt halten können. Ach, fuhr das Fräulein fort, so beneidet man oft Menschen in ihrem Leben und Treiben, die im Grunde nicht zu beneiden sind — sie eilten um so schneller einem abscheulichen Tode entgegen! —

Als wir nun in das Dorf kamen, begegneten wir ganze Karren voll Todten, die man fortfuhr. Wir zogen die Matten der Kibitken, die statt der Thüren dienen, herunter, als wollten wir uns vor dem

Tod verstecken, der im ganzen Dorf umher zu streichen und alles Lebendige zu würgen schien. Trotz der Versicherung, welche die Fuhrleute der Mutter gaben, hielten sie doch im Dorfe an, denn die Pferde müßten getränkt werden, sonst fielen sie vor Durst um, sagten sie. Plötzlich wurden unsere armen Eltern von der Cholera so heftig ergriffen, daß sie todt waren, ehe zwei Stunden verstrichen. Unter den schrecklichsten Qualen, fern von aller ärztlichen oder zweckdienlichen Hilfe, mußten sie den Geist aufgeben. Gott, wie waren sie entstellt, im Gesichte wie am ganzen Leibe! Lebt die Mutter noch? stammelte unser Vater mit sterbenden Lippen und gab den Geist auf. Die Mutter war schon eine Viertelstunde früher verschieden. Da starb auch der eine Fuhrmann — und in einem andern Dorfe bald darauf auch der zweite. Aber wir jetzt, wir armen Mädchen! ...."

„Um des Himmels willen! Fräulein!" sagte ich, „lassen Sie ab von dieser Erzählung, Sie erliegen der schrecklichen Erinnernng!" denn ihr Gesicht war blaß wie die zwei Wachskerzen, die neben ihr auf dem Tische standen, sie schien wieder einer Ohnmacht nahe zu sein.

„Welche Summen haben wir armen Mädchen opfern müssen!" fuhr sie weinend fort, „man wollte die Leichen unserer Eltern zu den andern in die Kalkgrube werfen. Wir schrien wie Wahnsinnige und wollten es nicht zulassen. Was haben wir opfern müssen, daß man ihnen ein Grab in der Erde gab.

In diesem Dorfe starben auch die beiden jungen Herren, zwei Liefländer, die uns so schnell vorüberfuhren. Der pflichtvergessene Mensch, der Stanzionüsmotritel, war schuld daran. Sie wollten in aller Eile die Pferde wechseln und ihre Reise fortsetzen, aber der Spitzbube sagte: njätj loschadji! es sind keine Pferde da! Sei es, daß diese Herren nicht wußten, daß der pflichtvergessene Mann ein gutes Trinkgeld haben wollte, oder sei es, daß sie ihm nichts geben wollten, denn wer kann auch auf jeder Station immer geben? Die Pferde und der Postpaß kosten ohne dies genug. Kurz, er sagte, daß er ihnen vor drei Stunden keine Pferde schaffen könnte. Wo sollten die armen Herren hin? Sie blieben in dem elenden Stübchen dieses Schändlichen, wo die Cholera sie hinwegraffte, ehe die erwarteten Pferde ankamen.

Sind Sie denn nicht von der gefährlichen Seuche befallen worden?" fragte mich das Fräulein. — Ich nicht! sagte ich, ich habe auf

dem ganzen Wege nicht einmal einen Cholerakranken gesehen! „Das ist nicht möglich!" riefen beide aus. Und doch ist es so! antwortete ich. Aber das habe ich wahrscheinlich einem Manne aus Braunschweig zu verdanken, dessen Gesellschaft mich bewog, nicht über Smolensk, sondern über Moskau zu reisen. —

Und so war es auch; denn auf dem ganzen Wege, den ich ging, vielleicht mit Ausnahme der Stadt Twer, hatte die Cholera ihre Opfer schon empfangen und machte jetzt ihre Sprünge auf dem Wege, den ich eigentlich hätte gehen sollen, und den Herr Röhr mit seinen Kibitken gefahren war. Die beiden Fräulein verkauften in Kiew alle ihre Mobilien, die sie mit so großer Mühe hieher geführt hatten, und fuhren wieder nach St. Petersburg zurück.

Daß diese Erzählung Wahrheit und keine Dichtung ist, können noch manche meiner Bekannten in St. Petersburg bezeugen und auch die beiden Töchter des sel. Herrn Röhr, die ich später in der Residenz an der Newa besuchte, wo sie wahrscheinlich noch leben.

Schließlich darf ich nicht unterlassen, dem Leser meinen Besuch, den ich in Gesellschaft einer adeligen Dame dem petscherischen Höhlenkloster mit seinen vielen Heiligen machte, hier kurz zu erzählen. Zwei unterirdische Gänge, durch Felsen gehauen, führen fast eine halbe Stunde Weges entlang. Sie sind so schmal, daß kaum zwei Menschen bequem nebeneinander gehen können; ihre Höhe ist über mannhoch. Rechts und links sind Särge in die Felsenwand eingehauen und darin liegen die unverwesten irdischen Ueberreste der Heiligen, über hundert an der Zahl. Es sind die Leichname von Mönchen, welche in dem petscherischen Kloster einst lebten. Sie liegen in ihren Ordenskleidern da und werden jedem frommen Pilger gezeigt. Ueber jeden ist eine mit Gold und Silber reich gestickte Decke gebreitet, die nur von geweiheten Händen, d. h. von denen eines Mönches, aufgehoben werden darf. Als bei einem der heil. Leichname die Decke weggehoben wurde, fiel meine Dame in Ohnmacht und mich selber ergriff ein Schauder, daß ich fast ohnmächtig wurde. Zum Glück kam die Dame durch Hilfe wohlriechender Wasser bald wieder zu sich. Der Heilige hatte sich noch bei Lebzeiten, also lebendig, in seinen Sarg eingraben lassen; bis am Kopfe steckt er im Grabe, sein Gesicht ist in der That Schauder erregend! Ich dankte Gott, als ich wieder aus der Höhle an's liebe Tageslicht kam. Alle andern heil. Leichname, die sich nicht lebendig ein-

graben ließen, bieten fast keinen freundlichern Anblick dar. Die adelige Dame besaß ein Dorf mit 500 Leibeigenen, aber sie war zu Fuße mehr als 100 Meilen weit hieher gepilgert, um, wie man das im Russischen nennt, den lieben Gott zu bitten. Sie versicherte mir, daß sie auf dieser mühsamen Pilgerreise nicht so erschöpft gewesen wäre, als bei dem Besuche der Heiligen, wo sie Erquickung erwartete. Mir selbst war es fast eben so gegangen, trotz dem Fastenessen! —

Die Großfürsten, Zaren und Kaiser, von Rurik, dem Gründer der russischen Monarchie an bis auf Alexander II., in ihrer Zeit- und Reihenfolge.

1. Rurik 862
2. Oleg 879
3. Igor Rurikowitsch 912
4. Swiätosslaw I. Igorewitsch 945
   (Olga als Regentin von 945 bis 957.)
5. Jaropolk I. Swiätosslawitsch 972
6. Wladimir I. Swiätosslawitsch der Große 980
7. Swiätopolk I. Jaropolkowitsch 1015
8. Jarosslaw I. Wladimirowitsch 1019
9. Issjasslaw I. Jarosslawitsch 1054
10. Wssewolod I. Jarosslawitsch 1078
11. Swiätopolk II. Issjasslawitsch 1093
12. Wladimir II. Wssewolodowitsch, genannt Monomach 1113
13. Mstisslaw Wladimirowitsch der Große 1125
14. Jaropolk II. Wladimirowitsch 1132
15. Wssewolod II. Olgowitsch 1139
16. Issjasslaw II. Mstisslawitsch 1146
17. Wjätscheslaw Wladimirowitsch 1154
18. Juri oder Georgij I. Wladimirowitsch Dolgorukij 1155
19. Issjasslaw III. Davidowitsch 1157
20. Rostisslaw Mstisslawitsch 1159
21. Mstisslawitsch II. Issjasslawitsch 1161
22. Andrej I. Jurjewitsch Bogoljubskij 1167
    (Er hatte den Titel Großfürst zu gleicher Zeit mit Issjässlaw III. angenommen, wie wir auf S. 335 gesehen.)

23. Michail I. Jurjewitsch 1175
24. Wssèwolod III. Jurjewitsch der Große 1176
25. Constantin Wssèwolodowitsch 1212
26. Jurji (oder Georgij) II. Wssèwolodowitsch 1219
27. Jarosslaw II. Wssèwolodowitsch 1238
28. Swiätosslaw II. Wssèwolodowitsch 1247
29. Michail II. Jarosslawitsch 1248
30. Andrej (Andreas) II. Jarosslawitsch 1249
31. Alexander I. Jarosslawitsch Newsskij 1252
32. Jarosslaw III. Jarosslawitsch 1263
33. Wassilij I. Jarosslawitsch 1272
34. Dimitrij I. Alexandrowitsch 1276
35. Andreas III. Alexandrowitsch 1294
36. Michail III. Jarosslawitsch 1304
37. Jurij oder Georg III. Danilowitsch, Moskowßkoi . . . 1319
38. Dimitrij II. Michailowitsch 1322
39. Alexander II. Michailowitsch 1325
40. Johann I. Danilowitsch Kalita 1328
41. Sjemén Johannowitsch Gordij 1340
42. Johann II. Johannowitsch 1353
43. Dimitrij III. Constantinowitsch 1359
44. Dimitrij IV. Johannowitsch Donskoi 1363
45. Wassilij II. Dimitriwitsch 1389
46. Wassilij III. Wassilijewitsch Tjémnoi (der Blinde) . . . 1425
47. Johann Wassilijewitsch der Große 1462
48. Wassiliji IV. Wassilijewitsch 1505
49. Johann IV. Wassilijewitsch Grusnij (der Schreckliche) . . 1534
Seine Mutter führte 4 Jahre die Regentschaft. Nach ihrem Tode (1538) regierten die Bojaren, bis der junge Zar in seinem siebzehnten Jahre die Zügel der Regierung selber ergriff.
50. Féodor I. Johannowitsch 1584
51. Boris Féodorowitsch (Godunow) 1598
52. Féodor II. Borissowitsch 1605
(Der falsche Dimitrij hatte den Thron von 1605 bis 1606 inne.)
53. Wassilij V. Johannowitsch Schuißkij 1606
54. Wladislaw I. Wasa (Sohn Sigismund III. von Polen.) . 1610

Dynastie des Hauses Romanow.

55. Michail IV. Féodorowitsch 1613
56. Alexéi Michailowitsch 1645
57. Féodor III Alexéjewitsch 1676
58. Johann V. Alexéjewitsch 1682
59 Peter I. Alexéjewitsch der Große 1696
60. Katharina I. Alexéjewna 1725
61. Peter II. Alexéjewitsch 1727
62. Anna I. Johannowna 1730
63. Johann Antonowitsch (regierte in der Wiege) 1740
64. Elisabetha I. Petrowna 1741
65. Peter III. Féodorowitsch 1761
66. Katharina II. Alexéjewna 1762
67. Paul I. Petrowitsch 1796
68. Alexander I. Pawlowitsch 1801
69. Nikolai I. Pawlowitsch 1825
70. Alexander II. Nikolajewitsch 1855

Diese Herrscher führten den Titel Fürst und Großfürst bis zur Regierung Johann des Schrecklichen, der den Titel Zar auch auf alle seine Nachkommen vererbte, bis Peter der Große im J. 1721 den Kaisertitel annahm. Von seinem Volke aber wird der Kaiser noch immer Zar genannt. Das Wort ist orientalischen Ursprungs und bedeutet die höchste Autorität unter den regierenden Häuptern; es wurde mit der Übersetzung der Bibel in's Slawonische bei den Russen eingebürgert, und wird im Russischen geschrieben, wie wir es schreiben: Zar, ohne ein C, welcher Zusatz theils aus Unwissenheit, theils aus Eigensinn der deutschen Schriftsteller gemacht wird. Nestor nennt die byzantinischen Kaiser: Zaren, und Constantinopel: Zarenstadt. Die Chane der Königreiche Kasan und Astrachan führten auch den Zarentitel, und einige Großfürsten vor Johann dem Schrecklichen legten ihn sich auch bei; allein es fehlte ihnen die Macht, ihn direct auf ihre Nachfolger auszudehnen. Die naiven Russen halten den Zarentitel für den höchsten Titel, den die regierenden Häupter tragen — also höher, denn König oder Kaiser, weil Christus in der Bibel Zar der Juden, desgleichen auch David, Zar, genannt wird. Es sei demnach ein göttliches Wort, während Kaiser von Menschen erfunden sei. Bei den Na-

men der babylonischen Könige findet man die Endung in dem Worte „Nebukadne-Zar“, mit z und mit f geschrieben. Kaiser heißt Imperatór und König Koról, auf russisch.

Das wahre Recept

des uralten berühmten griechischen heil. Salböls, Chrisma, von den Russen Myrrhen-Oel genannt. Es besteht auf das Genaueste aus folgenden Bestandtheilen:

1.	Sehr feines Oel	800 Pfund.
2.	Guter alter weißer Wein	2 Anker.
3.	Storax calamita	2 Pfund.
4.	Palmensaft	8 Pfund.
5.	Rosen	10 Pfund.
6.	Schwarzer Palmenharz	2 Pfund.
7.	Basilienkraut	5 Pfund.
8.	Majoran	5 Pfund.
9.	Gutes dickes Muscatennußöl	8 Pfund.
10.	Gutes dünnes Muscatennußöl	7½ Loth.
11.	Zimmtöl	4 Unzen.
12.	Nelkenöl	½ Pfund.
13.	Lignum Rhodii	6 Unzen.
14.	Orangenöl	6 Unzen.
15.	Majoranöl	4 Unzen.
16.	Lavendelöl	12 Unzen.
17.	Rosmarinöl	22 Unzen.
18.	Rosmarinessenz	4 Loth.
19.	Ceder	3 Büchsen.
20.	Schwarzer Balsam von Peru	10 Pfund.
21.	Sandarac	3 Pfund.
22.	Weißer Mastix	12 Pfund.
23.	Venetianischer Terpentin	15 Pfund.
24.	Eine Quantität Wasser	nach Gutdünken.

Es wird zuerst so viel Oel und Wein in den Kessel gegossen, daß die Tiefe des Weines unter dem Oel gut handbreit beträgt. So wie unter dem Kochen die Flüssigkeit abnimmt, wird zugegossen und von

den Ingredienzien verhältnißmäßig hinzugethan. Nur in den ersten drei Tagen der Charwoche darf dieses Oel gekocht werden. Am dritten Tage, Nachmittags drei Uhr, hat es genug gekocht und es wird in große Gefäße gegossen. Wenn es ganz abgekühlt ist, werden die feinen Specereien hinzugethan und gut umgerührt. Darauf wird das Ganze in 12 silberne Gefäße gegossen und versiegelt, bis der Bischof am folgenden Tage unter außerordentlich kirchlichem Gepränge kommt, es zu weihen. Mit diesem kostbaren Oele werden auch die Kaiser bei ihrer Krönung gesalbt. Bis zu Peter des Großen Zeit wurde jeder Christ, der zur russ. Kirche übertrat, nochmals mittels dreimaligen Untertauchens getauft. Zar Peter änderte dies, indem er sagte, daß die Salbung mit dem heiligen Oele für jeden Christen ohne Wiedertaufe hinreichend sei. Es ist also ein Irrthum, wenn man glaubt, daß die Taufe in diesem Falle auch noch heutzutage in alter Weise Statt fände, wie man auch noch in Westeuropa allgemein glaubt, daß der Pope, sobald ihm die Frau gestorben, in ein Kloster müsse. Es sind dies veraltete Formen.

Inhalt.

Druck von A. Martens in Berlin.

19

3

